

Unruhige Zeiten

Biographische Quellen
zur deutschen Geschichte
nach 1945

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte
und in Verbindung mit dem Bundesarchiv
von Wolfgang Benz

Band 8

R. Oldenbourg Verlag München 1991

Unruhige Zeiten

Erlebnisberichte aus dem
Landkreis Celle 1945 – 1949

Herausgegeben von Rainer Schulze

2. Auflage

R. Oldenbourg Verlag München 1991

Herausgegeben in Verbindung mit dem Arbeitskreis
„Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945)“

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Unruhige Zeiten : Erlebnisberichte aus dem Landkreis Celle
1945–1949 / hrsg. von Rainer Schulze. [Hrsg. in Verbindung
mit dem Arbeitskreis „Geschichte des Landes Niedersachsen
(nach 1945)“]. – 2. Aufl. – München : Oldenbourg, 1991
(Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945 ; Bd. 8)
ISBN 3-486-54982-0
NE: Schulze, Rainer [Hrsg.]; GT

© 1991 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbeson-
dere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-54982-0

Inhalt

Einleitung

Nachkriegsleben in einem ländlichen Raum. Der Landkreis Celle und die Sammlung Hanna Fueß

Auftrag für eine Kriegs- und Nachkriegschronik	9
Zur Biographie von Hanna Fueß	10
Der Landkreis Celle bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges . . .	13
Die unmittelbare Nachkriegszeit im Landkreis Celle	21
Die Sammlung Hanna Fueß	47
Zur Edition	50

Dokumente

Prolog. Hanna Fueß: Die Chronik des Landkreises Celle, 15.6.1946 bis 15.6.1948	53
1. Wolthausen: Wilhelmine Speckhahn, Landwirtin, 16.9.1947 . .	58
2. Hassel: Marie Krüger, Altbäuerin, 22.4.1948	65
3. Winsen: Heinrich Bensch, Pastor, 26.6.1947	72
4. Winsen: Walter Redeker, Apotheker, 27.3.1947	74
5. Winsen: Otto Greve, Tiefbauunternehmer, 24.4.1947	79
6. Winsen: Oskar Stillmark, Flüchtlingsobmann, 25.7.1946	82
7. Wietze: Herta Heyer, Gemeindeangestellte, 27.3.1947	85
8. Wietze: Heinrich Höltershinken, Elektromeister, und seine Frau, 28.11.1946	88
9. Ovelgönne: Frieda Glier, Landwirtin, 26.6.1947	90
10. Hambühren: Ferdinand Knoop, Pächter, 27.3.1947	95
11. Hambühren: Irmgard Müller, Flüchtling, 29.1.1948	98
12. Gut Holtau: Hildegard Ziemer, Landwirtin, 27.7.1948	99
13. Boye: Hermann Reinecke, Landwirt, 8.1.1948	102
14. Scheuen: Helmut Rehwinkel und Hermann Garner, Landwirte, 23.7.1946	108
15. Scheuen: Ilse Hemann, Gastwirtin, 15.8.1946	111
16. Groß Hehlen: Heinrich Otte, Lehrer, und seine Frau, 7.8.1946 .	117
17. Garßen: Gustav Sohnmann (sen.), Landwirt, 15.4.1947/16.6.1947	122

18. Altenhagen: Albert Knoop, Landwirt, 11. 6. 1947	130
19. Lachtehausen: Walther Fricke, Müller, 20. 5. 1947	134
20. Altencelle: Wilhelm Deecke, Landwirt, 1. 5. 1947	141
21. Marthahof bei Altencelle: Käte Wente, Evakuierte, 2. 6. 1947 . .	148
22. Schaperkrug bei Altencelle: Karl Schaper, Gastwirt, 17. 7. 1946 .	151
23. Osterloh: Marie Wallheinke, Altbäuerin, 17. 6. 1946/29. 9. 1946 .	156
24. Osterloh: Martha Pieper, Flüchtling, 1. 9. 1946	162
25. Osterloh: Erna Asendorf, Evakuierte, 16. 5. 1948	164
26. Burg: Alwine Matthies, Landwirtin, 20. 5. 1948	167
27. Burg: Dr. Arndt Wallheinke, Flüchtling, 2. 2. 1948	171
28. Westercelle: Otto Hasselmann, Altbauer, 12. 5. 1947	175
29. Westercelle: Anna Rehwinkel, Landwirtin, 12. 1. 1948	178
30. Wathlingen: Baronin Ilse von Lüneburg, Gutsbesitzerin, 3. 12. 1946	184
31. Wathlingen: Otto Pröhl, Büroleiter, 3. 9. 1948	188
32. Wathlingen: Gerhard Berger, Flüchtling, 15. 1. 1948	193
33. Wienhausen: Hans-Jürgen Baden, Pastor, 25. 6. 1947	194
34. Wienhausen: Leonie von Mackensen, Generalfeldmarschalls- witwe, 18. 8. 1949	198
35. Langlingen: Luise Mylius, Rittergutsbesitzerin, 28. 1. 1947/22. 7. 1947	202
36. Ahnsbeck: Heinrich Lühr, Landwirt, 23. 1. 1947	206
37. Lachendorf: Wilhelm Borck, Prokurist, 23. 5. 1947	208
38. Hohnhorst: Dora Suderburg, Landwirtin, 16. 2. 1948	211
39. Luttern: Adolf Bangemann, Landwirt, 18. 5. 1949	213
40. Eldingen: Werner de Weerth, Flüchtling, 22. 1. 1948	218
41. Marwede: Wilhelm Brese, Landwirt, 5. 5. 1948	222
42. Eschede: Heinrich Wrede, Landwirt, 15. 4. 1947	230
43. Weyhausen: Erika Michaelis, Landwirtin, 28. 4. 1948	237
44. Unterlüß: Heinrich Leifels, kath. Pfarrer, 13. 11. 1947/11. 2. 1948	245
45. Unterlüß: Wilhelm Kröger und Robert Busse, Lehrer, 2. 6. 1948 .	251
46. Lutterloh: Otto Hiestermann, Landwirt und Gastwirt, 11. 8. 1949	258
47. Faßberg: Liselotte Bock und Gertrud Spremberg, 10. 4. 1947/12. 6. 1947	266
48. Hermannsburg: Hermann Petersen, Malermeister, 15. 10. 1946 .	271
49. Hermannsburg: Prof. Dr. Kurt Dietrich Schmidt, Hermanns- burger Mission, 2. 10. 1946	275
50. Beckedorf: Heinz Sander, Landwirt, 9. 5. 1947	280

51. Bergen: Wilhelm Niebuhr, Lehrer, 4.8.1947	285
52. Bergen: Dr. Ernst von Briesen, Amtsgerichtsrat, 16.2.1948 . . .	289
53. Bergen: Erna Pieper, Gemeindeschwester, 1.4.1948/7.4.1949 .	293
54. Bergen: Rudolf Habermann, Landwirt, 14.6.1949	298
55. Belsen: Hermann Schulze, Landwirt, 21.4.1948	305
56. Hasselhorst: Dr. Hildegard von Funke, Saatzuchtleiterin, 11.9.1947	308
57. Hagen: Anna Margartha Kuhlmann, Gutsbesitzerin, 4.5.1948 .	310
58. Offen: Frieda Degener, Frau des Lehrers, 20.6.1949/27.6.1949 .	314
59. Katensen: Ella Hoopmann, Abbäuerin, 27.4.1949	322
60. Bollersen: Adolf Redderberg, Lehrer, 13.5.1949	326
61. Bollersen: Julius Brandes, Landwirt, 16.5.1949	332

Anhang

Karte des Landkreises Celle	340
Wahlergebnisse im Landkreis Celle 1946–1949	342
Kurzbiographien	343
Abkürzungsverzeichnis	345

Einleitung

Nachkriegsleben in einem ländlichen Raum. Der Landkreis Celle und die Sammlung Hanna Fueß

Auftrag für eine Kriegs- und Nachkriegschronik

Die in diesem Band veröffentlichten Erlebnisberichte wurden unter Voraussetzungen und Umständen gesammelt, wie sie in dieser Bündelung nur in den ersten Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zusammen treffen konnten; die Entstehungsgeschichte der Berichte stellt damit ihrerseits bereits einen Ausschnitt aus der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte des Landkreises Celle dar. Als die Cellesche Zeitung, das seit 1817 erscheinende Blatt für die Stadt und den Landkreis Celle, nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst von der britischen Militärregierung keine Lizenz erhielt und damit nicht wieder erscheinen durfte, verlor neben anderen auch die in der Lokalredaktion beschäftigte Hanna Fueß ihre unmittelbaren Arbeitsmöglichkeiten. Die 59jährige Hanna Fueß war zu diesem Zeitpunkt bereits eine bekannte Celler Heimatforscherin und Heimatdichterin, die auch während der gesamten Zeit des ‚Dritten Reiches‘ unbehindert publiziert hatte. Im Februar 1946 mußte sie dann ebenfalls aus dem vom gleichen Inhaber wie die Cellesche Zeitung geführten Verlag und Druckereibetrieb Schweiger und Pick als Angestellte ausscheiden. Freunde wie Edmund Rehwinkel, der Vorsitzende der Kreisbauernschaft und ab 1. April 1946 auch kurzzeitig ehrenamtlicher Landrat des Kreises Celle, und Paul Alpers, der Vorsitzende des Lönsbundes, rieten ihr, die ihr nun zur Verfügung stehende Zeit zur freien schriftstellerischen Arbeit zu nutzen, aber Hanna Fueß, die über das, wie sie es empfand, ‚erlittene Unrecht‘ zutiefst betroffen war, suchte nach einer konkreteren, wohl auch offiziellen Aufgabe. Nachdem sich eine Reihe von Plänen zerschlagen hatte, blieb schließlich ein Vorhaben übrig, das die Kreisbauernschaft fördern wollte: die Erstellung einer Kriegs- und Nachkriegschronik des Landkreises Celle.

Am 13. Juni 1946 wurde Hanna Fueß von der Kreisbauernschaft Celle auf einer Sitzung der Bezirksbauernvorsteher offiziell damit beauftragt, eine solche Chronik zu schreiben, wobei als Grundlage zunächst Unterlagen über die einzelnen Dörfer des Kreises zusammengestellt werden sollten. Für die Arbeit wurde ihr eine finanzielle Unterstützung bewilligt, die zwischen 150 und 180 Reichsmark monatlich betrug und deren Erhalt von Hanna Fueß jedes Mal säuberlich quittiert wurde¹. Bereits zwei Tage nach

¹ Die Quittungen sind fast völlig überliefert in NHStA-H: VVP 38, Nr. 837.

ihrer Beauftragung, am 15. Juni 1946, begann Hanna Fueß mit ihrer Tätigkeit. Zwei Jahre lang fuhr sie, unter den schwierigen Verhältnissen der Nachkriegszeit, kreuz und quer durch den Landkreis, stöberte in alten Schulchroniken, sah Flüchtlingslisten durch, las Tagebücher sowie alle sonstigen Aufzeichnungen, derer sie habhaft werden konnte, und schrieb Teile daraus ab, und vor allem ließ sie die Menschen, die sie traf, über ihre persönlichen Erlebnisse während der Kriegs- und insbesondere während der Nachkriegsjahre im Kreis Celle berichten².

Zur Biographie von Hanna Fueß

Hanna Fueß wurde am 27. Februar 1886 in Altencelle, einer damals noch selbständigen Gemeinde am Rande der Stadt Celle, geboren³. Ihr Vater Wilhelm Fueß war dort seit 1868 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover; der überzeugte Welfe erzog seine Tochter wie ihre beiden älteren Brüder zur Heimatliebe und Heimattreue und weckte ihr Interesse an Geschichte und Brauchtum ihrer näheren Umgebung. Mehr noch als der Vater war es aber wohl die Mutter, eine geborene Wallheinke, deren Familie bereits seit Jahrhunderten im Landkreis Celle ansässig war, die für Hanna Fueß den Wert heimatlicher Traditionen und Verbundenheit fühlbar und erlebbar machte. Nach dem Tod des Vaters am 1. November 1900 zog die Familie in die Stadt Celle, wo Hanna eine Privatschule sowie das damals übliche Mädchenpensionat besuchte und Unterricht in der Rezitationskunst nahm.

Bestimmend für ihr weiteres Leben wurde die Begegnung mit Hermann Löns, der in zweiter Ehe mit ihrer Kusine Lisa Hausmann verheiratet war und seit 1903 regelmäßig im Haus seiner angeheirateten Tante in Celle verkehrte. Die junge Hanna Fueß verstand sich vorzüglich mit ihrem berühmten neuen Verwandten, und Löns übte bald großen Einfluß auf sie aus. Der gebürtige Westfale, der von der Lüneburger Heide fasziniert war, brachte ihr die Eigentümlichkeiten dieser Landschaft nahe und setzte damit fort, was im Elternhaus in Altencelle begonnen worden war. Er führte sie bei einem gemeinsamen Familienausflug nach Wienhausen auch zum ersten Mal in und durch das dortige Kloster, das 1231 als ein Zisterzienser Nonnenkloster gegründet worden war und seit der Reformation als evangelisches Damenstift geführt wurde. Durch Hermann Löns kam Hanna Fueß zu ihrer schriftstellerischen Arbeit; von ihm angeregt, begann sie all-

² Vgl. dazu den Prolog.

³ Zu Hanna (eigentlich Johanna) Fueß vgl. entsprechende Unterlagen in KA-Celle: 032-20-3 (Fach 17 Nr. 5), in Stadtarchiv Celle: L 8 (Nachlaß Hanna Fueß), sowie in NHStA-H: VVP 38, Nr. 837; siehe auch Walter Klotz: Hanna Fueß – Klosterdame, Redakteurin und Heimatschriftstellerin, in: Celler Chronik 3, 1987, S. 157–164; Karl-Heinz Janßen: Das Grab im Heidesand, in: Zeit-Magazin Nr. 37 vom 5. Sept. 1986, S. 22–32; Leo Mielke: Hermann Löns und Celle, Celle 1988.

mählich, ihre Betrachtungen über ihre Heimat, deren Bewohner und Geschichten niederzuschreiben. Aber auch Hanna Fueß beeinflusste ihrerseits Löns: Sie gab das Vorbild für die Swaantje in seinem Roman ‚Das zweite Gesicht‘, und durch sie soll Löns bei einem gemeinsamen Spaziergang am Burgwall bei Burg (nahe Altencelle) ebenfalls die Anregung zu seinem Roman ‚Der Wehrwolf‘ bekommen haben. Zwischen Löns und Hanna Fueß entwickelte sich eine enge Freundschaft, die so weit ging, daß Löns ihr sogar eine ‚Ehe zu dritt‘ vorschlug. Die zeitweilige Entfremdung von seiner Frau führte dann seit 1912 allerdings auch zu einer gewissen Lockerung der Verbindung zwischen Löns und Hanna Fueß, ohne daß Hanna Fueß‘ Verehrung für Löns dadurch schwand.

1921 gehörte Hanna Fueß zu den Begründern des Lönsbundes. Dieser Verein bestand zunächst nur aus sieben Freunden und Weggefährten des am 26. September 1914 bei den deutschen Angriffen auf Reims gefallenen Dichters; er hatte sich die Pflege des Andenkens von Löns zum Ziel gesetzt und wollte zu diesem Zweck ein Löns-Denkmal in Form eines Totenhauses im Burgwall bei Burg errichten. Hanna Fueß verwandte ihre Ersparnisse, um den Burgwall für 99 Jahre zu pachten, und übereignete ihn dem Lönsbund, doch die Inflation von 1923 verschlang alle ansonsten bereits gesammelten Gelder, so daß der Plan des Denkmals fallengelassen werden mußte; auch die ursprünglich geplante Überführung der sterblichen Überreste von Hermann Löns in seine Wahlheimat ließ sich nicht mehr realisieren⁴. Unter maßgeblicher Mitwirkung von Hanna Fueß wandelte sich der Lönsbund Mitte der zwanziger Jahre dann zu einem umfassenden Heimatverein, der den ‚Heimatgedanken‘ im Sinne von Hermann Löns pflegte und auf allen Bereichen der Heimatforschung einschließlich des Heimat- und Naturschutzes tätig wurde. Hanna Fueß selbst unternahm zahlreiche Vortragsreisen in die nähere und weitere Umgebung, auf denen sie aus Hermann Löns‘ Werken las; sie war über Jahre Schriftführerin des Lönsbundes und wurde später seine Ehrenvorsitzende.

Literarisch bearbeitete sie ihr Verhältnis zu Hermann Löns in dem Roman ‚Hermann Löns und die Swaantje‘, den sie 1921 unter dem Pseudonym Swaantje Swantenius veröffentlichte. Der Band erreichte bis zum Zweiten Weltkrieg eine Auflage von 130 000 Exemplaren und machte sie über die Grenzen Celles hinaus bekannt. Ebenfalls 1921 kam ihr Erzählband ‚Heidekinder. Geschichten aus der Lüneburger Heide‘ in erster Auflage heraus. Es folgten die volkskundlichen Betrachtungen ‚Bauernkunst im Bomann-Museum zu Celle‘ (Norddeutsche Kunstbücher Bd. 9, 1927), der Roman ‚Freie von Ottenhaus‘ (1929), ihr wohl bekanntestes Werk, und die ‚Celle-Fibel. Ein Heimatbuch für jung und alt‘ (1940). Den Stoff für

⁴ Die angeblichen Überreste von Löns wurden dann von den Nationalsozialisten nach Deutschland überführt und am 2. August 1935 in der Nähe von Fallingbommel beigesetzt.

alle ihre Erzählungen fand sie in ihrer unmittelbaren Umgebung, in Geschichten und Mythen aus dem Landkreis Celle, die sie sammelte und verarbeitete. Daneben beschäftigte sie sich weiterhin in Aufsätzen und Vorträgen mit Hermann Löns und schrieb regelmäßig heimatkundliche Beiträge für die Celler Heimatzeitungen.

Bereits seit ihrer Jugendzeit bestand eine freundschaftliche Verbindung zwischen Hanna Fueß und dem um zehn Jahre jüngeren Ernst Pffingsten, dem späteren Chefredakteur und Verleger der Celleschen Zeitung. Aus dieser Freundschaft und Hanna Fueß' heimatkundlicher Schriftstellerei entstand dann auch eine langjährige berufliche Verbindung; zunächst wurde Hanna Fueß Mitarbeiterin, später Redakteurin im lokalen Teil der Celleschen Zeitung. Es kennzeichnet ihren Eifer, ihren Stil und ihr Geschick, daß das von ihr unter ihren Beiträgen verwandte Kürzel ‚HF‘ von ihren Freunden gerne mit ‚Hurtige Feder‘ übersetzt wurde.

Während des ‚Dritten Reiches‘ erfuhren der Heimatgedanke und mit ihm die Heimat- und Volkstumsforschung (mit besonderem Schwerpunkt auf der Sippenforschung und der Volksgutsammlung) eine starke Aufwertung, und allzu bedenkenlos ließ sich auch Hanna Fueß von den Nationalsozialisten vereinnahmen. Sie machte die üblichen Zugeständnisse an die Machthaber und dabei vielleicht auch noch einige mehr, als unbedingt notwendig gewesen wären. Sie engagierte sich für die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV), publizierte in den von der Kreisleitung der NSDAP herausgegebenen ‚Celler Kriegsbriefen‘ und fügte einzelnen ihrer Veröffentlichungen auch Wendungen gegen ‚den Bolschewisten‘ und ‚den Tommy‘ oder ‚für die Morgenröte des Sieges‘ ein⁵. Es ist durchaus möglich, daß Hanna Fueß, wie so viele ihrer Landsleute während dieser Zeit mit ihr, nicht sah oder vielleicht auch gar nicht sehen wollte, welchem verbrecherischen Regime sie auf diese Weise direkt oder indirekt in die Hand arbeitete, aber ihre vor allem im Rückblick nicht immer unproblematische und fehllose Haltung während des ‚Dritten Reiches‘ darf auch nicht völlig unerwähnt bleiben.

Nach dem Einmarsch der Alliierten folgte die bereits erwähnte zwangsweise Aufgabe ihrer Tätigkeit bei der Celleschen Zeitung und beim Verlag Schweiger und Pick, in den sie als Angestellte eingetreten war, und vor diesem Hintergrund fand schließlich die Beauftragung mit der Erstellung einer Chronik des Landkreises Celle im Juni 1946 statt. Ursprünglich auf zwei Jahre angelegt, war von Edmund Rehwinkel zunächst noch eine Verlängerung um ein weiteres Jahr vorgeschlagen worden, als sich abzeich-

⁵ Hanna Fueß: Weihnachtsgedanken um den Celler Lichterbaum auf der Stechbahn, in: Celler Kriegsbriefe Nr. 10/11 vom Nov./Dez. 1941, S. 96; siehe auch dies.: Die NSV im Kriege. Das nationalsozialistische Werk an sich, in: Celler Heimatkalender der Celleschen Zeitung 12, 1941, S. 32–34; dies.: Celle im Licht des neuen Jahres 1944, in: Celler Kriegsbriefe Nr. 1 vom Jan. 1944, S. 1–2.

nete, daß die Arbeit nicht fertig werden würde, aber nach der Währungsreform vom Juni 1948 war die finanzielle Unterstützung für Hanna Fueß durch die Kreisbauernschaft offensichtlich nicht mehr ganz so reibungslos wie zuvor möglich.

Nach einer kurzen Übergangszeit, während der sie noch weiter an der Chronik arbeitete und auch erneut für die seit dem 1. Oktober 1949 wieder erscheinende Cellesche Zeitung tätig wurde, trat Hanna Fueß im Mai 1951 als Chanoinesse (Klosterdame) in das evangelische Damenstift Wienhausen ein. Damit ging für sie ein Jugendtraum in Erfüllung, der sie seit ihrem ersten Besuch mit Hermann Löns in diesem Kloster begleitet hatte. Sie übernahm die Betreuung und Ordnung des Klosterarchivs und ging daran, die alten, in mittelalterlichem Niederdeutsch abgefaßten Urkunden abzuschreiben und zu übersetzen. Auf diese Weise förderte sie viele bis dahin unbekannt Informationen zu Geschichte und Kultur des Zisterzienser Nonnenklosters zutage, und sie selbst erstellte eine Äbtissinnen-Chronik und einen neuen Kloster-Führer. Außerdem verfaßte sie weiterhin Beiträge für die Celler Heimatzeitungen, unter anderem für den seit 1951 erscheinenden ‚Heimatkalender für die Lüneburger Heide‘. Daneben war sie, wie alle Klosterdamen, an den Besucherführungen durch das Kloster beteiligt. Hanna Fueß blieb bis ins hohe Alter im und für das Kloster Wienhausen tätig; sie starb, 86jährig, am 7. November 1972.

Der Landkreis Celle bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges

Der Landkreis Celle liegt am Südrand der Lüneburger Heide im Regierungsbezirk Lüneburg des heutigen Bundeslandes Niedersachsen⁶. Er wurde 1885 auf der Grundlage der preußischen Kreisordnung für die Provinz Hannover vom 6. Mai 1884 aus den bisherigen Ämtern Celle und Bergen sowie acht Gemeinden bzw. Gutsbezirken des bisherigen Amtes Meinersen gebildet. Im Westen grenzte er an den Kreis Fallingb., im Norden an den Kreis Soltau, im Nordosten an den Kreis Uelzen, im Osten an den Kreis Isernhagen und im Süden an die Kreise Gifhorn, Peine und Burgdorf. Die Stadt Celle, Sitz der Kreisverwaltung und das natürliche Zentrum des Landkreises, bildete bis zum 1. Januar 1973, als sie in den Landkreis Celle eingegliedert wurde, einen eigenständigen Stadtkreis. Von einigen geringfügigen Verschiebungen abgesehen war das Gebiet des

⁶ Zum folgenden vgl. Der Speicher. Heimatbuch für den Landkreis Celle, hrsg. von Friedrich Helmke und Heinrich Hohls, Celle 1930; Heinrich Pröve, Jürgen Ricklefs und Wolfgang Paul: Heimatchronik der Stadt und des Landkreises Celle, Köln 1959; Der Landkreis Celle, hrsg. in Zusammenarbeit mit der Kreisverwaltung, Oldenburg i.O. 1966; Jörg Mielke: 100 Jahre Landkreis Celle, Celle 1985; siehe auch Beschreibung des Landkreises Celle für die britische Besatzungsmacht, Landrat Celle an RAF Security Service Celle, 27. Nov. 1945, KA-Celle: 021-07-2 (Fach 98 Nr. 2).

Landkreises Celle seit seiner Einrichtung 1885 bis zur Eingliederung der Stadt Celle im wesentlichen unverändert geblieben.

In seiner größten Ausdehnung umfaßt der Landkreis rund 40 km sowohl von Norden nach Süden als auch von Westen nach Osten; mit etwa 1500 km² war er der größte Kreis der Provinz Hannover, und bis zu den umfassenden Kreis- und Gebietsreformen der sechziger und siebziger Jahre war er auch der zweitgrößte der Bundesrepublik. Die Einwohnerdichte war dagegen stets außerordentlich gering. 1885 betrug sie bei insgesamt 29 542 Einwohnern lediglich 19 Einwohner pro km², 1933 war sie bei mittlerweile 47 821 Einwohnern zwar auf fast 31 Einwohner pro km² angestiegen, lag aber damit immer noch weit unter dem Reichsdurchschnitt (139 Einwohner pro km²) und war eine der geringsten in der Provinz Hannover. Die beiden größten Orte des Landkreises waren 1933 Hermannsburg und Wietze mit jeweils knapp 2900 Einwohnern; 85 der zu dieser Zeit insgesamt 94 Gemeinden hatten unter 1000, 7 von ihnen sogar unter 100 Einwohner.⁷

Die Struktur des Landkreises Celle war überwiegend agrarisch. Lediglich zwei Ansiedlungen sind nicht-bäuerlichen Ursprungs: Unterlüß entwickelte sich aus einer Ausweich- und Wasserstation an der 1847 angelegten Eisenbahnstrecke Hannover–Celle–Harburg, und Faßberg wurde 1934 als Wohnsiedlung zu dem gleichnamigen Fliegerhorst der Luftwaffe angelegt. Fast alle übrigen der rund 120 Dörfer und Ortschaften des Landkreises Celle können auf eine lange bäuerliche Geschichte zurückblicken; etwa 50 dürften mehr als 600, 40 mehr als 700 und rund 20, unter ihnen Hermannsburg, sogar 800 bis 1000 Jahre alt sein. Entsprechend alt sind die meisten der im Landkreis gepflegten Sitten und Gebräuche, und auch die hier gesprochene plattdeutsche Sprache hat eine lange Traditionslinie. Dramatische historische Einbrüche hat es in diesem Gebiet nie gegeben, und diese historische Beständigkeit zusammen mit der Kargheit der Landschaft spiegelt sich auch in den hier ansässigen Menschen, den ‚Heidjern‘, die als eher bodenständig gelten, eher bedächtig, eher verharrend, ‚dem Neuen abhold‘, wie Hermann Löns es formulierte, und sie streichen dies auch in ihrem eigenen Selbstverständnis nach außen deutlich heraus. Zu den von den ‚Heidjern‘ hochgehaltenen Werten und Tugenden werden immer wieder Fleiß und Arbeit, die Pflege nachbarschaftlicher Bindungen, Heimatsinn und Heimmattreue sowie (protestantisch-)religiöse Gesinnung gezählt. Fast die gesamte Bevölkerung gehörte vor dem Zweiten Weltkrieg der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover an. Eine besondere

⁷ Zahlen nach Kreisübersichten. Landeskundlich-Statistische Übersichten der Stadt- und Landkreise im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen, Erster Teil: Zahlenwerk, Oldenburg i.O. 1940, S. 136 ff.; sowie Gustav Uelschen: Die Bevölkerung in Niedersachsen 1821–1961, Hannover 1966, S. 84 ff. Sämtliche Angaben ohne den Stadtkreis Celle, der 1933 29 405 Einwohner (835 Einwohner pro km²) hatte.

Bedeutung im Landkreis Celle spielte die sogenannte Erweckungsbewegung, in deren Zeichen 1849 die Hermannsburger Mission gegründet worden war. Ihre Missionstätigkeit erstreckte sich auf alle Kontinente und erfuhr ihre besondere Prägung durch die Verbindung von ‚Heidenmission‘ (zu den Heiden) und ‚Bauernmission‘ (durch heimische Bauern).⁸

Der Kreis Celle ist einer der walddreichsten Landkreise in Deutschland. Rund 40 Prozent seiner Fläche werden forstwirtschaftlich genutzt, davon befinden sich mehr als zwei Drittel in Privatbesitz. Aufgrund des Waldreichtums entwickelte sich bereits im 19. Jahrhundert eine bedeutsame Holzwirtschaft; es entstanden eine Reihe von Betrieben der Holzbe- und -verarbeitung, zunächst vor allem Sägewerke.

Mehr als ein Drittel der Fläche des Landkreises wird landwirtschaftlich genutzt. Über 90 Prozent der Böden sind allerdings von geringer bzw. sogar geringster Güte (trockene Sandböden oder anmoorige Humus- und Torfböden); die relativ besten Böden befinden sich nördlich von Bergen in der nordwestlichen Ecke sowie um Eicklingen im Südosten des Landkreises. Das Schwergewicht des Anbaus hat aufgrund der schlechten Bodenqualität seit jeher auf Roggen und Kartoffeln gelegen. Dazu kam die Milchvieh- und die Schweinehaltung sowie vornehmlich bis Anfang dieses Jahrhunderts, an einigen Orten aber auch noch lange darüber hinaus die für die Heide typische Heidschnucken- und Bienenzucht. Die Betriebsgrößen sind von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich und in der Regel dort etwas größer, wo der Boden schlechter ist. Zahlenmäßig überwiegen die Kleinst- und Kleinbetriebe mit einer Betriebsgröße bis 5 ha; flächenmäßig wird mehr als die Hälfte des landwirtschaftlich genutzten Bodens von Mittelbetrieben mit einer Betriebsgröße zwischen 10 und 50 ha bearbeitet, ihre Zahl nahm seit Beginn dieses Jahrhunderts stetig zu. Die Zahl der Großbetriebe mit über 100 ha Nutzfläche (einschließlich Waldbestand) blieb in diesem Jahrhundert weitgehend unverändert bei etwa 220–250 (= rd. 5 Prozent aller Betriebe).⁹

Aufgrund des Vorkommens abbaufähiger Bodenschätze ist neben der Land- und Forstwirtschaft seit der Jahrhundertwende auch die Industrie von einiger Bedeutung im Landkreis Celle. Im Süden des Kreises (bei Wietze und bei Nienhagen) gibt es bedeutende Erdöllagerstätten; bereits 1858/59 wurde bei Wietze die erste Erdölbohrung Europas niedergebracht. Im Südwesten und im Osten des Kreises (Meißendorf, Hambühren, Wathlingen sowie Habighorst/Höfer) wurden umfangreiche Kali- und Steinsalzvorkommen entdeckt, und im Nordosten des Kreisgebietes (bei Unterlüß) befinden sich ertragreiche Kieselgur lager. Die industrielle Erschließung dieser Bodenschätze setzte nahezu gleichzeitig gegen Ende

⁸ Zur Hermannsburger Mission vgl. Dokument 49.

⁹ Zahlen nach Pröve, Ricklefs und Paul (wie Anm. 6), S. 246 ff.; Kreisübersichten (wie Anm. 7), S. 136 ff.

des 19. Jahrhunderts ein und führte dazu, daß eine Reihe bedeutender Unternehmen in den Landkreis Celle kamen, so unter anderem die Deutsche Erdöl Aktiengesellschaft (DEA), der Wintershall-Konzern, der Burbach-Konzern, die Deutsche Vacuum Öl AG sowie mehrere Betriebe der in der Erdöl- und Bohrmaschinenindustrie tätigen Rautenkranz-Gruppe. Außerdem gab es noch verschiedene Torf- und Kalksandsteinwerke im Landkreis und bereits seit 1538 in Lachendorf eine Papiermühle, eine der ältesten in Deutschland, aus der sich eine größere Feinpapierfabrik entwickelte. Mit dem industriellen Abbau der Bodenschätze wurde auch die verkehrsmäßige Erschließung des Landkreises durch den Ausbau des Landstraßennetzes und die Einrichtung einer Reihe von Kleinbahnen vorangetrieben, nachdem die Eisenbahnlinie Hannover–Celle–Harburg bereits Mitte des 19. Jahrhunderts durch das Kreisgebiet gelegt worden war. Insgesamt begann sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts die überwiegend bäuerlich ausgerichtete Struktur des Landkreises zu wandeln. Während 1907 noch über 60 Prozent der Bevölkerung von der Land- und Forstwirtschaft lebten, waren es 1933 nur noch rund 45 Prozent; der Anteil von Industrie und Handwerk stieg im selben Zeitraum von unter 25 Prozent auf über 30 Prozent.¹⁰

Politisch war der Landkreis Celle eine der Hochburgen der welfischen Bewegung¹¹. Ihre Partei, die DHP, errang während des Kaiserreichs zunächst regelmäßig bis zur Hälfte, häufig sogar auch noch mehr der abgegebenen Stimmen; seit Ende des 19. Jahrhunderts wiesen ihre Stimmenanteile allerdings leicht sinkende Tendenz auf. Stärkster Rivale der DHP waren die Nationalliberalen, deren Ergebnisse in großen Sprüngen zwischen unter 30 Prozent und über 50 Prozent schwankten. Seit 1890 nahm die SPD eine stete Aufwärtsentwicklung und steigerte ihren Stimmenanteil bis auf knapp 25 Prozent (1912); die sozialdemokratischen Stimmen kamen zumeist aus den gewerblich-industriell geprägten Gebieten im Süden sowie im Nordosten des Landkreises. Dieses Abstimmungsverhalten veränderte sich während der Weimarer Republik zunächst noch nicht grundsätzlich. Zwischen 35 Prozent und 45 Prozent der Stimmen fielen an die DHP, ein knappes Drittel an die beiden sozialistischen Parteien SPD und KPD, und die übrigen 25–30 Prozent verteilten sich auf die verschiedenen

¹⁰ Statistik des Deutschen Reichs 209 (1910), S. 272f., u. 455/14 (1936), S. 46f. u. S. 55.

¹¹ Zum folgenden vgl. Peter Völker: Wahlen und politische Parteien im Raum Celle von 1867 bis 1972, Diss. Hannover 1976; Günther Franz: Die politischen Wahlen in Niedersachsen 1867 bis 1949, Bremen-Horn ³1957; speziell zum Kaiserreich siehe auch Bernhard Ehrenfeuchter: Politische Willensbildung in Niedersachsen zur Zeit des Kaiserreiches. Ein Versuch auf Grund der Reichstagswahlen von 1867 bis 1912, insbesondere seit 1890, Diss. Göttingen 1951. Während des Kaiserreiches war der Landkreis Celle wahlkreismäßig geteilt: Das (alte) Amt Celle gehörte zum XIV., das (alte) Amt Bergen zum XVI. Hannoverschen Wahlkreis.

bürgerlich-konservativen Parteien (einschließlich völkischer und anderer Rechtsgruppierungen), unter denen DNVP und DVP das größte Gewicht hatten. Stärkste Partei im Landkreis war bis Ende der zwanziger Jahre stets die DHP, gefolgt von der SPD.

In den letzten Jahren der Weimarer Republik konnten die Nationalsozialisten spektakuläre Wahlerfolge verbuchen¹². Bereits bei den Reichstagswahlen vom Mai 1924 hatten 15,8 Prozent der Wähler im Landkreis Celle ‚völkisch‘ gestimmt, aber zu diesem Zeitpunkt vereinigte die DHP noch 42,3 Prozent der Stimmen auf sich, und die SPD war mit 19,1 Prozent ebenfalls deutlich stärker; der ‚völkische‘ Stimmenanteil fiel auch in der folgenden Reichstagswahl im Dezember 1924 wieder auf 9,4 Prozent zurück. Noch bei den Reichstagswahlen von 1928 lag die NSDAP mit 4 Prozent im Landkreis Celle knapp unter dem Durchschnitt im Raum Niedersachsen (= 4,5 Prozent), allerdings über dem Durchschnitt des Regierungsbezirks Lüneburg (= 3,1 Prozent). Bei den Kreistagswahlen von 1929 zog lediglich ein Nationalsozialist in den Celler Kreistag ein, aber zu diesem Zeitpunkt begann sich bereits ein Umschwung anzudeuten: Fast ein Drittel der Wahlberechtigten (Reichsdurchschnitt: 13,8 Prozent) beteiligte sich am 22. Dezember 1929 an dem von DNVP, Stahlhelm und maßgeblich auch den Nationalsozialisten getragenen Volksentscheid gegen den Young-Plan über die deutschen Reparationszahlungen, und 95 Prozent von ihnen (= 31,2 Prozent der Wahlberechtigten) stimmten für das ‚Freiheitsgesetz‘ der nationalistischen Rechtsopposition. Bei den Reichstagswahlen von 1930 wurde die NSDAP mit 23,0 Prozent der Stimmen bereits zweitstärkste Partei im Landkreis Celle nur knapp hinter der DHP, deren Stimmenanteil um über fünf Prozentpunkte auf 24,2 Prozent zurückgegangen war. Der Zusammenbruch des bürgerlichen Parteienlagers wurde dann vollends sichtbar bei den Wahlen des Jahres 1932: In beiden Wahlgängen der Reichspräsidentenwahl erhielt Adolf Hitler eine deutliche Mehrheit gegenüber Paul von Hindenburg, und sein Ergebnis lag um etwa 15 Prozentpunkte über dem Reichsdurchschnitt. Bei den Wahlen zum Preußischen Landtag errang die NSDAP fast die Hälfte der abgegebenen Stimmen, und bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 erreichte sie schließlich sogar 54 Prozent der Stimmen im Landkreis Celle, das waren

¹² Allgemein dazu Jeremy Noakes: *The Nazi Party in Lower Saxony 1921–1933*, London 1971, S. 89 ff.; Jürgen Bohmbach: *Die Endphase der Weimarer Republik in Niedersachsen*, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 54, 1982, S. 65–94; Claus-Dieter Krohn und Dirk Stegmann: *Kleingewerbe und Nationalsozialismus in einer agrarisch-mittelständischen Region. Das Beispiel Lüneburg 1930–1939*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 17, 1977, S. 41–98; siehe auch Gisela Cramer: *Voraussetzungen für den Aufstieg der NSDAP in Niedersachsen im Spiegel der Reichstagswahlergebnisse*. Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der fachwissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an Gymnasien, Göttingen 1986; Daniela Münkel: *Bauern im Nationalsozialismus. Eine Studie am Beispiel des Landkreises Celle*. Schriftliche Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades, Göttingen 1988.

rund 16,5 Prozentpunkte mehr als im Reichsdurchschnitt, lag allerdings immer noch niedriger als in den benachbarten Landkreisen Fallingb., Soltau, Rotenburg (Wümme) und Bremervörde, in denen die NSDAP 60 Prozent und mehr erzielen konnte. Die DHP war nunmehr auf einen Stimmenanteil von knapp 10 Prozent dezimiert, alle übrigen bürgerlichen Parteien hatten zusammengenommen sogar noch weniger Stimmen bekommen. SPD und KPD hatten dagegen gegenüber 1930 lediglich geringe prozentuale Verluste zu verzeichnen, zu denen vor allem noch die erhöhte Wahlbeteiligung beitrug; die SPD gewann in absoluten Stimmen sogar leicht dazu.

Die Wirtschaftskrise, die auch Landwirtschaft und Gewerbe des Landkreises Celle erfaßt hatte, verbunden mit dem Landwirtschaftsprogramm der NSDAP von 1930 und den erfolgreichen Bemühungen der Nationalsozialisten, den Kreislandbund für sich zu vereinnahmen sowie speziell jüngere Landwirte für ihre Organisationen zu rekrutieren, hatten der DHP (wie auch den übrigen bürgerlichen Parteien, deren Verankerung im Landkreis allerdings von Anfang an nicht sonderlich stark war) zunehmend ihre traditionelle Basis im Landkreis genommen. Am frühesten geschah dies, wo die Basis aufgrund zunehmender Auflösung der rein bäuerlichen Strukturen ohnehin bereits erschüttert war. Neben Teilen der Bauernschaft war es vor allem auch der (klein-)gewerblich-handwerkliche Mittelstand, der zu den Nationalsozialisten überging. Im gemischt agrarisch-gewerblich strukturierten östlichen und nördlichen Teil des Landkreises war der NSDAP bereits 1930/31 der Durchbruch gelungen. Lediglich ein harter Kern überzeugter Welfen, vor allem im Raum Bergen–Hermannsburg im Norden des Landkreises, verblieb auch weiterhin bei der DHP; bei der Reichstagswahl vom März 1933 betrug der welfische Stimmenanteil im gesamten Kreis Celle immerhin noch 8,7 Prozent. Auch die sozialistischen Traditionsräume erwiesen sich als relativ resistent gegen den Nationalsozialismus: Die SPD gewann 1933 noch 17,3 Prozent, die KPD 4,4 Prozent der Stimmen.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten brachte keine fundamentalen Umwälzungen im politischen Leben des Landkreises – so blieb unter anderem der bisherige Landrat weiterhin im Amt –; die von ihnen betriebene Aufrüstungs- und Kriegspolitik führte allerdings zu nachhaltigen Veränderungen der Wirtschafts- und Sozialstruktur, die in ihrer Bedeutung denen im Gefolge der industriellen Erschließung der Bodenschätze um die Jahrhundertwende um nichts nachstanden und die die Grundlage für einen langfristigen strukturellen Wandel dieser ländlichen Region legte, der sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weiter fortsetzte. Die dünne Besiedlung und der hohe Anteil der Moor- sowie Öd- und Unlandflächen (Heide), die 1933 zusammen rund 20 Prozent des Kreisgebietes ausmachten und sich vor allem im Norden des Kreises konzentrierten, machten den Landkreis zu einem idealen Gebiet für die Anlage militäri-

scher Einrichtungen. 1935/36 wurde im Nordwesten des Landkreises der Truppenübungsplatz Bergen angelegt; hierfür mußten 8000 ha (= rd. 5 Prozent der Kreisfläche) abgetreten und etwa 600 Einwohner umgesiedelt werden, die Gemeinde Hohne wurde vollständig aufgelöst¹³. Ebenfalls Mitte der dreißiger Jahre wurde im Norden des Kreisgebietes der Fliegerhorst Faßberg für die Luftwaffe geschaffen; dabei entstand die gleichnamige Siedlung¹⁴. Außerdem wurden verschiedene Munitionsfabriken im Landkreis gebaut: die Hauptmunitionsanstalt Hambühren, die Heeresmunitionsanstalt Scheuen sowie die Luftmunitionsanstalt Höfer. In Starksborn unterhielt die Marine ein umfangreiches Waffen- und Munitionslager, das Marinesperrzeugamt, und bei Habighorst wurde ein Minenlager eingerichtet. Gleichzeitig erfolgte ein zum Teil umfangreicher Ausbau der nunmehr kriegswichtigen Industriebetriebe, so vor allem des bereits seit 1896 in Unterlüß bestehenden Munitionswerkes der Rheinmetall (seit 1935 Rheinmetall-Borsig), aber auch der für die Sprengstoffherstellung wichtigen Kieselgurwerke Oberohe und der Raffinerien der Wintershall AG. Außerdem verlegten einzelne Betriebe der Rüstungsindustrie, insbesondere nach Beginn des Luftkrieges über Deutschland, Teile ihrer Betriebsstätten in den Landkreis.¹⁵ Militäranlagen und Rüstungsindustrie brachten zahlreiche Arbeiter aus anderen Teilen des Deutschen Reiches in den Kreis, sie boten aber auch neue Verdienst- und Beschäftigungsmöglichkeiten für die Bewohner des Landkreises selbst. Insgesamt trugen sie dazu bei, daß der Anteil des gewerblich-industriellen Sektors im Landkreis Celle weiter auf Kosten des agrarischen Bereiches zunahm; Anfang der vierziger Jahre lebten nur noch knapp 35 Prozent der Bevölkerung von der Land- und Forstwirtschaft und bereits fast 34 Prozent von Industrie und Gewerbe¹⁶.

Seit dem Ende der dreißiger Jahre kamen auch Tausende von ausländischen Arbeitern in den Landkreis. Ein Teil von ihnen hatte sich, vor allem am Anfang, freiwillig anwerben lassen; die meisten von ihnen waren während des Krieges in den von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten im Osten gewaltsam ausgehoben und zur Zwangsarbeit nach Deutschland

¹³ Vgl. Der Truppenübungsplatz Bergen. Ein Erinnerungsbuch, hrsg. von der Kommandantur des Truppenübungsplatzes Bergen, Hannover o. J. (ca. 1939); Friedrich Barescheer: Dörfer wurden wüst in der Lüneburger Heide, in: Heimatkalender für die Lüneburger Heide 1974, S. 24–29; siehe auch entsprechende Vorgänge in NHStA-H: Hann. 80 Lüneburg III, 5, Nr. 8. Der größere Teil des Truppenübungsplatzes lag im Landkreis Fallingb. ostel.

¹⁴ Vgl. Dokument 47.

¹⁵ Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 2: Niedersachsen I (Regierungsbezirke Braunschweig und Lüneburg), Köln 1985, S. 68 ff.; Beschreibung des Landkreises Celle für die britische Besatzungsmacht (wie Anm. 6).

¹⁶ Statistik des Deutschen Reichs 559/8 (1944), S. 4 f.; Beschreibung des Landkreises Celle für die britische Besatzungsmacht (wie Anm. 6).

verschleppt worden. Sie wurden sowohl in den Betrieben der Rüstungsindustrie als auch in der Landwirtschaft eingesetzt und nahmen mehr und mehr den Platz der zum Kriegsdienst eingezogenen deutschen männlichen Arbeitskräfte ein. Untergebracht waren sie zum größten Teil in eigens zu diesem Zweck eingerichteten ‚Zivilarbeiterlagern‘, von denen es zuletzt rund 30 im Landkreis Celle über das gesamte Kreisgebiet verstreut gab¹⁷; ein Teil von ihnen lebte auch auf den Höfen, auf denen sie zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden. Die genauen Zahlen lassen sich nur schwer rekonstruieren, da die meisten kommunalen Ausländer-Akten in den letzten Kriegstagen weisungsgemäß vernichtet wurden und es zudem keine kreisweisen Erhebungen gab. Im Bezirk des Arbeitsamtes Celle, der den Stadt- und Landkreis Celle sowie den Landkreis Burgdorf umfaßte, waren im September 1944 20366 ausländische Arbeitskräfte beschäftigt, und man kann davon ausgehen, daß knapp die Hälfte davon im Landkreis Celle eingesetzt war¹⁸. Diese Zahlen umfassen allerdings neben den ausländischen ‚Zivilarbeitern‘ auch den Teil der ausländischen Kriegsgefangenen, der in den letzten Kriegsjahren ebenfalls zur Zwangsarbeit eingesetzt wurde. Die meisten von ihnen waren in Lagern außerhalb des Landkreises Celle untergebracht (vor allem in den großen Lagern Fallingbostal und Wietzendorf/Soltau), doch gab es auch im Landkreis verschiedene ‚Außenlager‘, in denen zur Zwangsarbeit herangezogene Kriegsgefangene zumindest zeitweilig lebten.

Ein besonderes Kapitel in der Kriegsgeschichte des Landkreises Celle stellt schließlich noch das Konzentrationslager Bergen-Belsen dar¹⁹. Ab 1940 wurde eine Barackensiedlung des Truppenübungsplatzes Bergen, die

¹⁷ Heimatgeschichtlicher Wegweiser (wie Anm. 15), S. 68 ff.

¹⁸ Die Ergebnisse der Ausländererhebung vom 30. Sept. 1944, in: Der Arbeitseinsatz im Großdeutschen Reich, hrsg. vom Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Nr. 11/12 vom 30. Dez. 1944, S. 10 ff. Siehe auch 914 Mil Gov Det Reg. bez. Lüneburg: Monthly Labour Report for January 1946, Employment and Labour Supply, PRO: FO 1010, Nr. 119; hier wird für den 15. Febr. 1945 die Zahl der im Arbeitsamtsbezirk Celle eingesetzten ausländischen Arbeitskräfte mit 22827 und die der zur Arbeit herangezogenen ausländischen Kriegsgefangenen (‚Ex-Soldiers‘) mit 4393 angegeben. Eine vom Landrat Celle erstellte Übersicht über die Zusammensetzung der zu versorgenden Bevölkerung im Landkreis am 9. April 1945 gibt die Zahl der Ausländer mit rund 11 000 an; KA-Celle: 011–30 (Fach I Nr. 1). – Allgemein dazu Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985; zum folgenden Christian Streit: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945, Stuttgart 1978.

¹⁹ Ausführlich hierzu Eberhard Kolb: Bergen-Belsen. Geschichte des „Aufenthaltslagers“ 1943–1945, Hannover 1962; ders.: Bergen-Belsen. Vom „Aufenthaltslager“ zum Konzentrationslager 1943–1945, Göttingen 1984; siehe auch Das Lager Bergen-Belsen. Dokumente und Bilder mit erläuternden Texten, hrsg. von Friedrich Bischoff, Hannover 1966; Julius H. Krizsan: Bergen-Belsen. Menschen und ihre Schicksale, Celle 1985; Heimatgeschichtlicher Wegweiser (wie Anm. 15), S. 68 ff.

bis dahin als Waffenlager gedient hatte, als Kriegsgefangenenlager ausgebaut. Ein Teilkomplex dieses Lagers wurde dann im Frühjahr 1943 von der SS übernommen, die hier das ‚Aufenthaltslager Bergen-Belsen‘ für sogenannte ‚Austauschjuden‘, d.h. Juden, die für einen eventuellen Austausch gegen im Ausland internierte Deutsche bereitgehalten werden sollten, einrichtete. Mitte 1944 war dieses Lager mit rund 4000 dieser ‚Austauschjuden‘ belegt; die größte Gruppe unter ihnen bildeten niederländische Juden. In einem gesonderten Abschnitt des Lagers wurden ab Frühjahr 1944 kranke, nicht mehr zur Zwangsarbeit fähige Insassen anderer Konzentrationslager untergebracht; von der SS wurde dieser Teil zynisch als ‚Erholungslager‘ bezeichnet. Seit dem Herbst 1944 bildete das Lager Bergen-Belsen schließlich das Ziel von ‚Evakuierungstransporten‘ und Todesmärschen von Zehntausenden von jüdischen und nicht-jüdischen Häftlingen aus frontnahen Konzentrationslagern; die planmäßige Überfüllung des Lagers, Seuchen und Hunger führten dazu, daß in den letzten drei Monaten bis zur Befreiung Mitte April 1945 etwa 35 000 Menschen in Bergen-Belsen ums Leben kamen.

Die unmittelbare Nachkriegszeit im Landkreis Celle

Bis zum Frühjahr 1945 war der Landkreis Celle vom eigentlichen Kriegsgeschehen nahezu unberührt geblieben. Erst verschiedene Luftangriffe in den letzten Kriegstagen Anfang April verursachten nennenswerte Schäden, namentlich in den Industriegebieten von Nienhagen und von Untertüll sowie in der Stadt Celle. Im Gefolge von Kampfhandlungen bei der Besetzung selbst, zu denen es vor allem im Südwesten des Landkreises bei Winsen und Wolthausen sowie in der Nähe von Hermannsburg bei Beckedorf kam, gab es noch verschiedenfach Kriegsschäden an Wohnhäusern und Gehöften, und es wurden dabei auch mehrere Brücken über die Aller und über die Oertze zerstört bzw. beschädigt.²⁰ Insgesamt gesehen waren die direkten Kriegszerstörungen im Landkreis Celle aber außerordentlich gering geblieben.

Die Besetzung des Landkreises Celle begann mit der Errichtung von britischen Brückenköpfen bei Celle und bei Winsen am 10. April 1945.²¹

²⁰ Vgl. Der Oberkreisdirektor Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, 7. März 1951, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 18); siehe auch Pröve, Ricklefs und Paul (wie Anm. 6), S. 299 ff.

²¹ Vgl. die entsprechenden Kriegstagebücher (War Diaries) der HQ 8 Corps, PRO: WO 171, Nr. 4031, sowie des 912 Mil Gov Det, PRO: WO 171, Nr. 8101; siehe außerdem Herbert Schwarzwälder: Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945, Bd. 2, Bremen 1973, S. 136 ff.; Ulrich Saft: Krieg in der Heide „... bis zum bitteren Ende ...“ Lokaldokumentation April 1945, Walsrode ²1985; ders.: Krieg in der Heimat. Das bittere Ende zwischen Weser und Elbe, Walsrode ²1988; Willy Klapproth: Kriegschronik 1945 der Stadt Soltau und Umgebung mit Beiträgen zur Kriegsgeschichte der Süd- und Mittelheide, Soltau 1955, S. 50 ff.; Schicksalstage in der Heide, Artikelreihe in der Celleschen Zeitung 6. April–6. Mai 1985.

Am 12. April wurde die Stadt Celle kampflos von britischen Truppen eingenommen, nachdem sie zuvor zur Lazarettstadt erklärt und von sämtlichen deutschen Einheiten geräumt worden war. Etwa eine Woche später stand dann der gesamte Landkreis unter alliierter Besatzung, wobei der Südosten des Kreisgebietes zunächst für kurze Zeit von amerikanischen Kampftruppen kontrolliert wurde. Bereits am Nachmittag des 12. April zog das britische 912. Military Government Detachment unter Major C.A.N. Hudson, das als Militärregierung für den Stadt- und Landkreis Celle bereit stand, in die Stadt Celle ein und nahm am folgenden Tag seine Arbeit auf. Nach rund sechswöchiger Tätigkeit notierte Major Hudson als Hauptprobleme, denen sich seine Militärregierung gegenüber sah: „a) Die Neubesetzung von Ämtern in der Stadt wie im Landkreis Celle mit Personen, die kaum oder gar keine Verbindung zur Partei [= NSDAP] hatten. b) Die Displaced Persons und die Flüchtlinge. c) Das Konzentrationslager Belsen. d) Die Bereitstellung der notwendigen Verpflegung und Gebrauchsgegenstände für sowohl b wie c. e) Die Sicherstellung einer regelmäßigen Lebensmittelversorgung aus Quellen, deren Möglichkeiten bereits bis zur äußersten Grenze ausgeschöpft sind.“²²

Demokratisierung der Verwaltung und Wiederbeginn des politischen Lebens

Der seit April 1919 amtierende Celler Landrat Wilhelm Heinichen war unmittelbar nach der Besetzung von den Briten abgesetzt und verhaftet worden; am 14. April 1945 wurde sein bisheriger Stellvertreter, der Regierungsoberinspektor Hero Müller-Edzards, als kommissarischer Landrat eingesetzt. Eine Woche später, am 21. April, teilte dieser den Bürgermeistern im Landkreis Celle mit: „Das Landratsamt, das Ernährungs- und Wirtschaftsamt und das Wohlfahrtsamt haben die Arbeit wieder aufgenommen. ... Die Herren Bürgermeister haben, solange die Verbindung

²² 912 Mil Gov Det: War Diary May 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101 (dieses Zitat wie alle folgenden Zitate aus britischen Quellen wurden vom Verfasser ins Deutsche übersetzt); siehe dazu auch Norbert Rode: Niedersachsen unter britischer Besatzung. Die Entwicklung des Landkreises Celle 1945–1947. Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der fachwissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an Gymnasien, Hannover 1978 (im wesentlichen unverändert veröffentlicht unter dem Titel: Britische Besatzungspolitik in Niedersachsen 1945–47, in: Ergebnisse. Hefte für historische Öffentlichkeit, Heft 7, Hamburg 1979, S. 5–86); Mielke (wie Anm. 6), S. 111 ff.; allgemein Ullrich Schneider: Britische Besatzungspolitik 1945. Besatzungsmacht, deutsche Exekutive und die Probleme der unmittelbaren Nachkriegszeit, dargestellt am Beispiel des späteren Landes Niedersachsen von April bis Oktober 1945, Diss. Hannover 1980. – Zum 1. Sept. 1945 übernahm das 513. Military Government Detachment die Aufgaben der Militärregierung für den Stadtkreis Celle, das 912. Military Government Detachment war dann nur noch für den Landkreis Celle zuständig. Bereits im Oktober 1945 wurden die beiden Detachments allerdings vereinigt und bildeten eine gemeinsame Militärregierung für den Stadt- und Landkreis Celle.

zwischen ihnen und mir unterbrochen ist, im Sinne der durch Anschlag bekanntgegebenen Befehle und Anordnungen der britischen Militär-Regierung ihr Amt auszuüben und nach eigenem Ermessen zum Besten der Bevölkerung zu handeln. Ich hoffe, daß der Herr Landrat selbst in nächster Zeit die Verbindung mit Ihnen wieder aufnehmen kann. Einstweilen vertrete ich ihn.“²³ Von den insgesamt 93 Gemeindebürgermeistern wurden bis Anfang Juni 52 von der britischen Militärregierung aus ihren Ämtern entfernt und durch Männer ersetzt, die nicht durch nationalsozialistische Aktivitäten kompromittiert waren.²⁴ Die erste, noch mehr provisorische Phase der Kreisverwaltung fand dann Anfang Oktober 1945 ihren Abschluß, als der Sozialdemokrat Erich Wentker vom Oberpräsidenten der Provinz Hannover, Hinrich Wilhelm Kopf, mit Einverständnis der Militärregierung zum neuen Landrat für den Kreis Celle ernannt wurde²⁵.

Im Sommer 1945 begannen allmählich Bestrebungen zur (Wieder-)Gründung von politischen Parteien.²⁶ Sozialdemokraten, Kommunisten und Welfen konnten dabei an organisatorische und politische Traditionen aus der Zeit vor 1933 anknüpfen, zum Teil sogar bei direkter personeller Kontinuität über das ‚Dritte Reich‘ hinweg. Die Gründung des SPD-Kreisvereins Celle-Land erfolgte im August 1945; die Zulassung durch die Militärregierung ließ allerdings bis zum Frühjahr 1946 auf sich warten. Eine Großkundgebung im Mai 1946 zeigte dann ganz offiziell nach außen hin, daß die SPD im Landkreis Celle wieder vollständig ‚da‘ war. Neben der SPD bildete sich auch wieder die KPD; sie blieb aber im wesentlichen auf die Industriegebiete mit hohem Arbeiteranteil (Wietze, Hambühren, Nienhagen) beschränkt. Grundlage für die Bildung der welfischen Partei war ein Aufruf welfisch-konservativer Kreise im Landkreis Celle vom September 1945, der zur Mitarbeit für Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit aufforderte²⁷. Die Mehrzahl der Unterzeichner gründete nur wenig später die Niedersächsische Landespartei (NLP) für den Landkreis Celle, wobei sie sich bei der Namensgebung der Vorgabe durch die welfischen Gründungszirkel in Stade und Hannover anschlossen. Bereits im Oktober 1945

²³ Landrat Celle an die Bürgermeister des Landkreises, 21. April 1945, KA-Celle: 011-30 (Fach 1 Nr. 1).

²⁴ Vgl. 912 Mil Gov Det an HQ Mil Gov Det 30 Corps, 17. Mai 1945, PRO: FO 1030, Nr. 382; 912 Mil Gov Det: Political Report for Week ending 2 June 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101; siehe auch entsprechende Aufstellungen im KA-Celle: 022-12-1.

²⁵ 912/513 Mil Gov Det: Monthly Report for October 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101.

²⁶ Zum folgenden, wenn nichts anderes zusätzlich genannt, Völker (wie Anm. 11), S. 279 ff.; Rode (wie Anm. 22), S. 71 ff.

²⁷ Wilhelm Brese: Geschichte der CDU in Stadt und Landkreis Celle von der Gründung 1946 bis 1966, Marwede 1984, S. 5 f.; zum folgenden siehe auch 912/513 Mil Gov Det: Monthly Report for October 1945, Appendix A, PRO: WO 171, Nr. 8101.

reichte die NLP als erste Partei im Landkreis ihren Antrag auf Zulassung bei der Militärregierung ein, der im Januar 1946 positiv beschieden wurde.

Wesentlich schwieriger gestaltete sich dagegen die Bildung einer bürgerlichen christlich-demokratischen Partei wie auch die einer liberalen Partei im Landkreis Celle.²⁸ Zwei Unterzeichner des Aufrufes vom September 1945, Wilhelm Brese und Edmund Rehwinkel, schlossen sich nicht der neugeschaffenen NLP an, sondern favorisierten statt dessen die Konzeption einer bürgerlichen überkonfessionellen Sammlungspartei von Protestanten und Katholiken, wie sie an verschiedenen Orten in den vier Besatzungszonen, seit dem Herbst 1945 ebenfalls in Hannover auf Provinzialebene, verfolgt wurde. Ende 1945 gründeten sie zusammen mit einigen Gleichgesinnten auch im Landkreis Celle die CDU; die Zulassung durch die Militärregierung erfolgte allerdings erst Ende April 1946. Die CDU tat sich zunächst recht schwer, Resonanz im Landkreis zu finden. Obwohl ihre führenden Repräsentanten eingessene (Groß-)Bauern waren, galt sie als Partei der Flüchtlinge und der Katholiken; die nicht-sozialistisch eingestellten, in ihrer überwiegenden Mehrheit protestantischen Einheimischen unterstützten die NLP. Wilhelm Brese, der Vorsitzende des CDU-Kreisverbandes Celle-Land, schwebte deshalb von Anfang an das Ziel vor Augen, „die CDU muß durch Vereinigung mit der NLP die große Partei werden, in der auch die Liebe zu Niedersachsen seinen besonderen Platz erhält“²⁹. Auf Breses Initiative hin schlossen führende Vertreter von CDU und NLP im Land Niedersachsen am 7. März 1947 auf seinem Hof in Marwede eine Übereinkunft, die eine Zusammenfassung der beiden Parteien in einer Organisation, der Niedersächsischen Sozialen Union (NSU), vorsah; dieser ‚Marweder Vertrag‘ ließ sich aber in den beiden Parteien doch nicht durchsetzen, und auch im Landkreis Celle blieb es bei einem Neben-, häufig sogar einem Gegeneinander von NLP (seit Juni 1947 unter der Bezeichnung ‚Deutsche Partei‘, DP) und CDU. Die FDP wurde im Landkreis Celle erst im Frühjahr 1946 gebildet; sie stellte zunächst kaum mehr als eine Vereinigung verschiedener bürgerlicher Splittergruppen dar und blieb, abgesehen von einzelnen lokalen Ausnahmen, ohne größere Bedeutung im Landkreis.

Bevor noch irgendwelche Wahlen Auskunft über das tatsächliche Kräfteverhältnis zwischen den verschiedenen Parteien gegeben hatten, wurden im Herbst 1945 in allen Gemeinden von der britischen Militärregierung Gemeinderäte eingesetzt³⁰. Anfang 1946 folgte auch die Bestellung eines

²⁸ Vgl. Wilhelm Brese: *Erlebnisse und Erkenntnisse des langjährigen Bundestagsabgeordneten Wilhelm Brese von der Kaiserzeit bis heute*, Marwede 1976, S. 70 ff.; ders.: *Geschichte der CDU* (wie Anm. 27), S. 6 ff.

²⁹ Brese: *Erlebnisse und Erkenntnisse* (wie Anm. 28), S. 76.

³⁰ 912 Mil Gov Det: *Fortnightly Report for Period ending 30 Sep 1945*, Appendix C; 912/513 Mil Gov Det: *Monthly Report for October 1945*, Appendix C, und *Monthly Report for November 1945*, Appendix C, alle PRO: WO 171, Nr. 8101.

Kreistages. Hierfür wurden am 3. Januar 1946 22 der 48 Mitglieder dieses Gremiums von den Gemeinderäten in geheimer Wahl gewählt und daraufhin von der Militärregierung ernannt; 14 von ihnen gehörten der NLP, 8 der SPD an. Am 4. Januar 1946 ernannte die Militärregierung 21 weitere Mitglieder, und zum 1. April 1946 wurden die letzten 5 Mitglieder berufen.³¹ Die erste Sitzung dieses ernannten Celler Kreistages fand in Anwesenheit von Vertretern der britischen Militärregierung am 10. Januar 1946 statt. Aufgrund der von den Briten verfügten Änderung der Kommunalverfassung hatte eine Trennung zwischen den Aufgaben des Landrates (Vorsitzender des Kreistages und oberster politischer Repräsentant des Landkreises) und denen des Oberkreisdirektors (oberster Verwaltungsbeamter des Landkreises ohne politische Entscheidungskompetenzen) zu erfolgen. Der bisherige Landrat Erich Wentker entschied sich für das Amt des Oberkreisdirektors; zum Landrat des Kreises Celle wählte der ernannte Kreistag daraufhin am 25. März 1946 einstimmig den Kreisbauernvorsteher Edmund Rehwinkel (CDU).

Im Herbst 1946 fanden schließlich die ersten Wahlen statt, am 15. September zunächst Gemeindewahlen und am 13. Oktober Kreistagswahlen. Die Gemeindewahlen stellten im wesentlichen eine Persönlichkeitswahl dar, was sich bereits an dem hohen Stimmenanteil von fast 20 Prozent für unabhängige Kandidaten zeigt. Die SPD errang über 40 Prozent, die NLP knapp 30 Prozent der Stimmen.³² Damit bestätigte sich weitgehend eine politische Lagebeurteilung des Chefs der Polizei im Landkreis Celle vom April 1946, in der er seiner übergeordneten Behörde in Lüneburg mitgeteilt hatte, er habe den Eindruck, „als wenn die SPD und die NLP die meisten Anhänger haben. Demgegenüber steht noch eine sehr große Anzahl derer, denen weder die eine noch die andere Richtung zusagt. ... Die Arbeiterschaft hat sich, mit wenigen Ausnahmen derer in der Kali- und Erdölindustrie Beschäftigten, größtenteils der SPD verschrieben. Während das Landvolk in der Hauptsache der NLP zustimmt“³³.

Bei den Kreistagswahlen erreichten SPD und KPD zusammen fast die Hälfte der abgegebenen Stimmen im Landkreis Celle, bekamen allerdings aufgrund des geltenden Personenwahlrechts nur 18 der 42 Kreistagssitze. Das gute Abschneiden der Sozialdemokraten bei beiden Wahlen war ebenso Erfolg ihres organisatorischen Vorsprungs vor den anderen Par-

³¹ Vgl. 912/513 Mil Gov Det: Monthly Report for December 1945, Appendix C, PRO: WO 171, Nr. 8101, sowie Monthly Report for January 1946, Appendix C, PRO: WO 171, Nr. 10870; Protokoll der öffentlichen Sitzung zur Feststellung des Ergebnisses der am 3. Januar 1946 stattgefundenen Kreistagswahlen, 5. Jan. 1946; Namentliche Liste der zu ernennenden Mitglieder des Kreistages des Landkreises Celle; Aufstellung zum ersten Kreistag 1946, alle KA-Celle: 00-24-13 (Fach 272 Nr. 2). Zum folgenden siehe auch Mielke (wie Anm. 6), S. 127 ff.

³² Zu den Wahlergebnissen im Landkreis Celle siehe Übersicht im Anhang.

³³ Der Chef der Polizei im Landkreis Celle an den Chef der Polizei im Regierungsbezirk Lüneburg, 29. April 1946, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

teien als auch der großen Anziehungskraft, die sie zu diesem Zeitpunkt auf weite Teile der pauperisierten Flüchtlingsbevölkerung ausübte. Die Hochburgen der SPD waren die gewerblich bzw. nicht mehr rein bäuerlich geprägten Orte vor allem im Süden des Landkreises. Die NLP erhielt bei den Kreistagswahlen ein gutes Drittel aller Stimmen, das waren mehr als doppelt so viele wie die CDU; sie knüpfte damit an die guten Wahlergebnisse der Welfen im Landkreis Celle Mitte der zwanziger Jahre an. Die Hochburgen der NLP waren die stark bäuerlich-mittelständisch geprägten Orte im Norden des Landkreises vor allem im Raum Bergen–Hermannsburg sowie der Raum Beedenbostel im Osten des Landkreises.

Bei den niedersächsischen Landtagswahlen im Frühjahr 1947 konnte die SPD, die den populären (Stadt-) Celler Flüchtlingspastor Heinrich Albertz als Direktkandidaten im Wahlkreis Celle-Land aufgestellt hatte, ihren Stimmenanteil noch einmal steigern, da Albertz als Leiter des Bezirksflüchtlingsamtes offensichtlich auch Stimmen von Wählerkreisen erhielt, die normalerweise der SPD eher fern standen. Die SPD konnte ihre anfänglich starke Stellung aber nicht auf Dauer halten; seit den Kommunalwahlen vom Herbst 1948 mußte sie deutliche Stimmenrückgänge hinnehmen. Gleichzeitig stieg der Anteil der bürgerlichen Parteien sowie, seit ihrer Zulassung ab 1948/49, der ausgesprochenen Rechtsparteien stark an. Zwar konnte bei den Bundestagswahlen im August 1949 die Kandidatin der SPD im Wahlkreis Celle-Burgdorf, Lisa Korpeter, diesen Sitz direkt erringen, doch gelang dies nur aufgrund der Verteilung der bürgerlichen Stimmen auf mehrere Parteien sowie aufgrund des stärkeren Rückhaltes, den die SPD noch im Landkreis Burgdorf hatte; im Landkreis Celle wurde die SPD nur zweitstärkste Partei hinter der DP. Die Bundestagswahlen zeigten einen starken Rechtsruck im Landkreis Celle; die zum ersten Mal angetretene Deutsche Reichspartei (DRP) gewann auf Anhieb 13,1 Prozent der Stimmen. Dieser Rechtsruck setzte sich Anfang der fünfziger Jahre aufgrund der allgemeinen Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage sowie der besonderen Bevölkerungs- und Erwerbsstruktur (hohe Arbeitslosigkeit, weit überdurchschnittlicher Flüchtlingsanteil, zunehmende Verdrängung der Landwirtschaft und mit ihr der Selbständigen zugunsten der gewerblichen Wirtschaft und der abhängig Beschäftigten) zunächst noch weiter fort; so errang die SRP bei den niedersächsischen Landtagswahlen im Frühjahr 1951 im Landkreis Celle 21 Prozent der abgegebenen Stimmen.

Im Zeichen der vor allem seit den ersten niedersächsischen Landtagswahlen vom Frühjahr 1947 wachsenden parteipolitischen Polarisierung im Landkreis Celle stand auch die Wahl des Oberkreisdirektors durch den Kreistag, die im Sommer 1947 anstand. Die SPD trat dafür ein, den bisherigen (von der britischen Militärregierung ernannten) Oberkreisdirektor Erich Wentker ohne weitere Ausschreibung der Stelle für zwölf Jahre zu wählen. DP und CDU waren damit nicht einverstanden und setzten mit

ihrer Mehrheit die Ausschreibung der Stelle durch; sie waren der Ansicht, wie Wentker in einem Bericht der Celler Militärregierung mitteilte, „daß eine Rechtsmehrheit im Kreistag vorhanden ist und daher auch ein rechtsgerichteter Beamter an der Spitze des Kreises stehen müßte; obgleich dem bisherigen Stelleninhaber ausdrücklich erklärt wird, daß gegen seine fachliche Eignung und unparteiische Haltung keine Bedenken vorliegen“³⁴. Am 9. Oktober 1947 beschloß die Kreistagsmehrheit von DP und CDU, Wentker nicht zu wählen, und mit derselben Mehrheit wurde schließlich am 27. November 1947 Axel Bruns (CDU) zum neuen Oberkreisdirektor des Landkreises Celle gewählt.³⁵ Landrat war seit den Kommunalwahlen vom Oktober 1946 Landwirt Friedrich Stolte aus Eschede (NLP/DP).

Das Lager Bergen-Belsen

Das sogenannte ‚Aufenthaltslager Bergen-Belsen‘ wurde am 15. April 1945 von britischen Truppen befreit, nachdem drei Tage vorher ein lokaler Waffenstillstand (‚Agreement with regard to Belsen Concentration Camp‘) vereinbart worden war, aufgrund dessen die Deutschen das Lager kampfflos übergaben.³⁶ Bergen-Belsen war das erste große Konzentrationslager, das den Alliierten ungeräumt in die Hände fiel, und die britischen Offiziere, die am Nachmittag des 15. April das Konzentrationslager betraten, waren in keiner Weise auf die Zustände vorbereitet, die sie dort vorfanden:

„Die vorgefundenen Zustände stellten sich als noch schlimmer heraus als befürchtet worden war, und in der Tat konnte sie sich niemand vorstellen, der die Barackenlager nicht mit eigenen Augen gesehen hatte. Die unglücklichen Insassen waren völlig erschöpft und entkräftet, da sie bereits seit längerer Zeit vorsätzlich dem Verhungern überlassen worden waren, und es grassierten sowohl Typhus wie Fleckfieber. Seit vier Tagen hatte es im Lager nichts zu Essen und zu Trinken gegeben, aber bereits vorher hatten die Gefangenen von lediglich zwei Litern armseliger, aus Rüben oder Kartoffeln zubereiteter Suppe pro Tag existieren müssen. Viele waren so

³⁴ Monatlicher Bericht der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung 912 Mil Gov Det, 15. Mai 1947, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 6).

³⁵ Vgl. dazu auch Monatliche Berichte der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung Kreis Resident Officer Celle, 14. Okt. 1947, 14. Nov. 1947 sowie 13. Dez. 1947, alle KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 6). – Wentker war noch vor der Wahl seines Nachfolgers am 11. Nov. 1947 auf einer Informationsreise in Großbritannien plötzlich gestorben.

³⁶ Vgl. Report on Belsen Camp by Lt. Col. R.I.G. Taylor (63 Anti-Tank Regiment R.A.), in: War Diary April 1945, PRO: WO 171, Nr. 4773 (dort auch Text des Agreement); siehe ebenfalls Frank S. V. Donnison: Civil Affairs and Military Government North-West Europe 1944–1946, London 1961, S. 219 ff.; Kolb, 1962 (wie Anm. 19), S. 157 ff., dort auch zur Situation nach der Befreiung; Krizsan (wie Anm. 19), S. 18 ff.; dazu auch Dokument 60. – Das Konzentrationslager Buchenwald, das am 11. April 1945 von amerikanischen Truppen befreit worden war, war noch teilweise geräumt worden.

schwach und teilnahmslos, daß sie einfach auf dem Boden lagen und keinerlei Notiz von dem nahmen, was um sie herum vorging, und es war tatsächlich schwierig, sie von den Leichen zu unterscheiden, die überall herumlagen. Einige der Leichen waren zu Haufen aufeinandergeschichtet, einige lagen dort, wohin sie aus den Baracken herausgezerrt worden waren, und viele befanden sich immer noch in den Baracken; die Bewohner waren entweder zu schwach oder zu apathisch, um sie herauszubringen.

Es waren schätzungsweise etwa 2000 Leichen, die im Lager selbst lagen. Am äußersten Ende des Lagers befanden sich riesige offene Gruben, die Tausende von Körpern in verschiedenen Stadien der Verwesung enthielten, und es wurde festgestellt, daß in einigen Fällen auch Fleischfetzen aus den Beinen herausgeschnitten sowie Herz und Leber entfernt und von den verhungerten Überlebenden gegessen worden waren.

Es gab überhaupt keine sanitären Anlagen; die Männer und Frauen waren zusammengepfercht und mußten ihre Notdurft verrichten, wie und wo sie es gerade konnten. Der allgemeine Eindruck von Verschmutzung und Verwahrlosung wurde noch zusätzlich verstärkt durch das Vorhandensein von Tausenden von Stofffetzen, die zuerst für bloße Lumpen gehalten wurden, von denen sich aber herausstellte, daß es sich um die Kleidungsstücke handelte, die den Toten heruntergerissen worden waren. Ein unglaublicher Gestank durchdrang das gesamte Areal.³⁷

Die Artikel und Aufnahmen der britischen Kriegsberichterstätter gingen um die Welt; der Name Bergen-Belsen wurde zum Inbegriff der Greuel, des Terrors und der Barbarei der nationalsozialistischen Gewalt Herrschaft.

Die Briten fanden in dem Lager rund 60000 Überlebende vor; dies waren mehr als die Einwohner des gesamten Landkreises Celle im Jahre 1939. Mehr als 80 Prozent von ihnen kamen aus Ost- und Südosteuropa, rund 90 Prozent waren Juden bzw. jüdischer Herkunft. Die Aufgaben, die sich den Briten angesichts der vorgefundenen Zustände stellten, waren fast überwältigend, aber es gelang ihnen doch vergleichsweise rasch, zumindest die allerdrängendsten Probleme ersten Lösungen entgegenzuführen, eine Leistung, die um so beachtlicher ist, als sie mit äußerst begrenzten Ressourcen erreicht werden mußte und zunächst der Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland noch keineswegs zu Ende war.³⁸

³⁷ Report on Belsen Concentration Camp, Appendix zu Mil Gov 8 Corps Weekly Survey ADM (12 Apr to 20 Apr 1945), PRO: WO 171, Nr. 4041. – Die Zahl der Leichen im Lager betrug allerdings nicht 2000, wie zunächst angenommen, sondern bis zu 18000, wie sich in den folgenden Tagen herausstellte; vgl. 224 Mil Gov Det: Report Belsen Camp, Annexure to War Diary May 1945, PRO: WO 171, Nr. 7950.

³⁸ Zum folgenden vgl. neben den in Anm. 36 und 37 genannten Quellen auch speziell die War Diaries von 224 Mil Gov Det, PRO: WO 171, Nr. 7950, 618 Mil Gov Det, PRO: WO 171, Nr. 8035, sowie 904 Mil Gov Det, PRO: Wo 171, Nr. 8095; siehe außerdem Sammlungsaufrufe bzw. -anordnungen des Landrates des Land-

Die britische Armeeführung beorderte sofort zwei Military Government Detachments sowie verschiedene Sanitäts- und andere Versorgungseinheiten in das Lager. Nahrungsmittel, Kleidung, Decken sowie sonstige Gebrauchsgegenstände wurden herangeschafft, zunächst zum Teil aus eigenen Truppenbeständen genommen, zum Teil in den umliegenden Ortschaften requiriert, dann vor allem über Sammlungen beschafft, die die Kreisverwaltung im Landkreis Celle durchzuführen hatte. Außerdem wurde der Bau einer Wasserleitung von der Meiße zum Lager organisiert. Die Tausende von im Freien herumliegenden Leichen wurden in riesigen Massengräbern bestattet. Diese Arbeit mußte das gefangengesetzte SS-Lagerpersonal verrichten, das von den Briten in Beerdigungs-Kommandos eingeteilt wurde, die in 8-Stunden-Schichten arbeiteten. Fast die Hälfte der befreiten KZ-Insassen benötigte sofortige medizinische Versorgung. Zunächst wurde die SS-Apotheke des Lagers in ein improvisiertes Lazarett umgewandelt. Gleichzeitig wurde im Kasernenkomplex des angrenzenden Truppenübungsplatzes in aller Eile ein neues Lager mit umfangreichen Krankenstationen eingerichtet, von den Briten in der Folgezeit in der Regel als Camp Hohne bezeichnet, in das alle befreiten KZ-Insassen evakuiert werden sollten. Am 21. April wurde die erste Gruppe von Überlebenden hierhin überführt, am 19. Mai war die Räumung des ehemaligen Konzentrationslagers abgeschlossen. Um eine Ausbreitung der dort herrschenden Seuchen zu verhindern, wurden alle Baracken nach ihrer Räumung niedergerissen; der letzte Block wurde am 21. Mai in einer feierlichen Zeremonie als Symbol für die Vollendung der Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft mit Flammenwerfern niedergebrannt. Alle diese sofort eingeleiteten Maßnahmen konnten jedoch nicht verhindern, daß bis Ende April 9000 und bis Ende Juni weitere 4000 der befreiten KZ-Insassen noch an den Folgen von Unterernährung, Fleckfieber, Typhus und Lungentuberkulose starben.

Unmittelbar nach der Befreiung des Konzentrationslagers wurden von einzelnen Überlebenden die Lebensmittellager und Kleidermagazine des Lagers geplündert, und es gab mehrere Fälle von Lynchjustiz an Kapos und Blockältesten.³⁹ Auch außerhalb des Lagers bei der deutschen Zivilbevölkerung kam es zu Plünderungen durch befreite KZ-Insassen, so vor allem in Bergen, nachdem dieser Ort am 22. April von der deutschen Bevölkerung geräumt werden mußte. Insgesamt hielten sich derartige Vorfälle jedoch sehr in Grenzen; die meisten Überlebenden waren ohnehin viel zu

kreises Celle in KA-Celle: 011-30 (Fach 1 Nr. 1). – Zur Situation nach der Befreiung und der weiteren Entwicklung des Camp Hohne vgl. auch die verschiedenen Beiträge in: Belsen, hrsg. vom Irgun Sheerit Hapleita Me'Haezor Habriti, Tel Aviv 1957, sowie Vorgänge in PRO: FO 1049, Nr. 195 u. Nr. 81.

³⁹ Vgl. 224 Mil Gov Det: Public Safety Bergen-Belsen Concentration Camp, PRO: WO 171, Nr. 7950.

schwach dafür, und die britischen Truppen sorgten zudem rasch für die Aufrechterhaltung der Ordnung. An dieser Aufgabe wirkten auch die Lager-Selbstverwaltungsorganisationen mit, deren Bildung die Briten nachhaltig gefördert hatten. Bereits zwei Tage nach der Befreiung, am 17. April 1945, wurde von rund 200 jüdischen Lagervertretern das erste Jüdische Komitee gewählt; am 20. April trat das Internationale Komitee zum ersten Mal zusammen.

Alle im Konzentrationslager Belsen angetroffenen SS-Leute wurden verhaftet, und noch Ende April nahm eine Untersuchungskommission der britischen Armee die Sammlung von Beweismaterialien für einen Prozeß gegen die Verantwortlichen auf, der dann vom 17. September bis zum 17. November 1945 in einer Turnhalle in Lüneburg vor einem britischen Militärgericht stattfand. 14 Angeklagte wurden zum Tod durch den Strang verurteilt und am 12. Dezember 1945 im Zuchthaus Hameln hingerichtet, unter ihnen der letzte Lagerkommandant Josef Kramer und die 22jährige SS-Aufseherin Irmgard Grese. 19 Angeklagte bekamen Freiheitsstrafen, und 14 Angeklagte wurden freigesprochen.⁴⁰

Die meisten der befreiten KZ-Insassen aus West- und Nordeuropa kehrten in ihre Heimatländer zurück, sobald ihr Gesundheitszustand ihnen dies erlaubte, eine erste Gruppe von mehreren tausend noch im April 1945. Anders verhielt es sich bei den Ost- und Südosteuropäern. Mangelnde Transportmöglichkeiten in Richtung Osten verhinderten eine rasche Rückführung, und bei der überwiegenden Mehrzahl der jüdischen Überlebenden aus diesen Gebieten nahm der Heimkehrwille aufgrund zunehmender Meldungen über neue antisemitische Äußerungen und Aktionen in ihren jeweiligen Heimatländern immer stärker ab. Die Hoffnung der meisten von ihnen richtete sich auf die Bildung eines eigenen Staates in Palästina. Der erste Kongreß der befreiten Juden in Bergen-Belsen im September 1945 forderte in einer Resolution die Völker der Welt und speziell die Briten auf, „Palästina als einen Jüdischen Staat zu benennen“ und die Übersiedlung der Juden dorthin zu unterstützen, um eine Wiederholung der Katastrophe, die „nur möglich war aufgrund der Heimatlosigkeit und der Staatenlosigkeit des Jüdischen Volkes“, zu verhindern: „Wir werden uns nicht in die Länder zurücktreiben lassen, die zu Massengräbern unseres Volkes geworden sind.“⁴¹ Zunächst verblieben die überlebenden Juden weiter im Lager Hohne, das im August 1945 rund 25 500 Be-

⁴⁰ Prozeßprotokolle in PRO: WO 235, Nr. 12–24; veröffentlicht als *Trial Josef Kramer and Forty-Four Others (The Belsen Trial)*, hrsg. von Raymond Phillips, London/Edinburgh/Glasgow 1949; zum Belsen-Prozeß siehe auch Kolb, 1962 (wie Anm. 19), S. 171 ff. – Im Mai 1946 folgte dann noch ein zweiter Belsen-Prozeß in Celle.

⁴¹ Report on „Jewish Congress“ at Hohne Camp 25–27 Sep 1945, Appendix B, PRO: FO 1049, Nr. 195; siehe auch Josef Rosensaft: *Our Belsen*, in: *Belsen* (wie Anm. 38), S. 37 f.; dazu ebenfalls entsprechenden Vorgänge in PRO: FO 1049, Nr. 81; sowie Report on Visit to Hohne Camp, 18. Dez. 1945, PRO: FO 1052, Nr. 306.

wohner hatte, etwa 14400 von ihnen waren Polen bzw. polnischer Herkunft⁴². Im Oktober wurde das Lager aufgeteilt in einen rein jüdischen Bereich (die meisten von ihnen waren allerdings ebenfalls polnischer Herkunft), der vom Jüdischen Komitee, sowie einen Bereich für polnische Displaced Persons (DP's), der vom polnischen Komitee verwaltet wurde⁴³. Mitte 1946 war die Lagerbevölkerung auf insgesamt rund 10000 bis 12000 Menschen gesunken, die überwiegende Mehrheit von ihnen nunmehr Juden, nachdem die meisten Polen in ihre Heimat zurückgekehrt bzw. in andere Lager außerhalb des Landkreises Celle überführt worden waren⁴⁴. Im Frühjahr 1947 verließ eine erste größere Gruppe das Lager Hohne in Richtung Palästina; die eigentliche Übersiedlung setzte aber erst nach der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 ein. Zahlreiche jüdische Überlebende wanderten auch in andere westeuropäische Länder oder in die USA aus. Im Juli 1949 lebten noch immer etwa 4000 Menschen im Lager Hohne; erst im August 1951 konnte es endgültig geschlossen werden.⁴⁵

Das Lager Hohne, in dem die deutschen Behörden keine Amtsbefugnisse hatten, blieb während der gesamten Zeit seines Bestehens stets ein Fremdkörper im Landkreis und wurde von der Verwaltung besonders argwöhnisch betrachtet. Aufgrund seiner Sonderstellung stellte es sowohl Ärgernis als auch Anziehungspunkt für die deutsche Bevölkerung dar. Immer wieder wurden Klagen über nächtliche Einbrüche und Viehdiebstähle vorgebracht, für die die Bewohner des Lagers verantwortlich gemacht wurden; die Kreisverwaltung fügte allerdings hinzu: „Die Polizei hat nur in wenigen Fällen das Diebesgut sicherstellen können, weil ihr das Betreten des Lagers verwehrt ist und die jüdische Polizei anscheinend kein Interesse hat, an der Ermittlung der Diebe und Hehler mitzuwirken.“⁴⁶

⁴² 618 Mil Gov Det: War Diary August/September 1945, PRO: WO 171, Nr. 8035; Aufstellung der Polish PWX/DP Camps im 30 Corps District, 28. Aug. 1945, PRO: FO 1052, Nr. 277. Zu diesen ‚offiziellen‘ Lagerbewohnern kamen noch zahlreiche (nach britischen Schätzungen: mindestens 2000 bis 3000) sogenannte ‚illegal Jewish Infiltrates‘ (illegal in die britische Zone gekommene jüdische Flüchtlinge) aus Osteuropa, v. a. aus Polen, und aus anderen Regionen Deutschlands; speziell hierzu vgl. auch entsprechende Unterlagen in PRO: FO 945, Nr. 723.

⁴³ Vgl. 618 Mil Gov Det: War Diary October 1945, PRO: WO 171, Nr. 8035; dazu außerdem Notes on Visit of Lt. Col. R. B. Longe to Hohne Assembly Centre on 14 Feb 1946, PRO: FO 1052, Nr. 306; siehe auch unten S. 35f.

⁴⁴ Angaben zur Belegstärke des Lagers Hohne (auch für die folgende Zeit) in PRO: FO 1052, Nr. 449, Nr. 216 u. Nr. 157, sowie FO 945, Nr. 573 u. Nr. 723. Im Sommer 1946 wurde der polnische Teil des Camp Hohne aufgelöst und alle bis dahin noch verbliebenen Bewohner auf DP-Lager im Regierungsbezirk Hildesheim und im Land Braunschweig verteilt; dazu PRO: FO 945, Nr. 366.

⁴⁵ Vgl. Krizsan (wie Anm. 19), S. 31f.; siehe auch Angaben in PRO: FO 1052, Nr. 247.

⁴⁶ Monatlicher Bericht der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung 912 Mil Gov Det, 15. Mai 1947, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 6); siehe dazu auch Bericht des Chefs der Polizei im Polizeibezirk Lüneburg vom 30. Sept. 1949, PRO: FO 1060, Nr. 44.

Gleichzeitig entwickelte sich das Lager aufgrund der guten Versorgung seiner Bewohner durch internationale Hilfsorganisationen mit Nahrungsmitteln und Gebrauchsgütern einschließlich solch begehrter Genussmittel wie Kaffee und Zigaretten zu einem Zentrum des Schwarzmarktes nicht nur für den Landkreis Celle, sondern für einen großen Teil des Regierungsbezirks Lüneburg. Im Dezember 1945 sprachen die Briten von „einem blühenden Schwarzen Markt für Lebensmittel“⁴⁷, und die Kreisverwaltung Celle stellte Anfang 1950 dazu fest: „Hier konnte man für wenig Arbeit viel Geld verdienen und sich im Schwarzhandel und sonstigen unklaren Geschäften betätigen. Nach der Währungsreform hat das Lager jedoch einen großen Teil seiner Anziehungskraft verloren, und mit dem allmählichen Abrücken der Juden nach Palästina und in andere Länder ist es auch um Belsen herum wieder ruhiger geworden.“⁴⁸ Aber noch in ihrem Monatsbericht für Januar 1949 vermerkte die Militärregierung für den Regierungsbezirk Lüneburg: „Der Schwarze Markt mit Camp Hohne als Zentrum ist nach wie vor in vollem Gange, und dieses Lager ist zweifellos der Ort, der die Mittel für die Devisenschieberien und den Tauschhandel bereitstellt, die in der Celler Gegend stattfinden.“⁴⁹ So wurden noch Anfang Dezember 1949 bei einer Razzia durch die Militärpolizei 1 542 000 illegal in das Lager eingeschmuggelte amerikanische Zigaretten konfisziert⁵⁰. Erst Mitte 1950 meldete der Assistant Commissioner Lüneburg: „Nach einem Polizeibericht scheinen die Schwarzmarktaktivitäten in der Gegend um Belsen (Landkreis Celle) zum Erliegen gekommen zu sein. Vertrauliche Informationen besagen, daß die Kantinen des Lagers [Hohne] leer sind.“⁵¹ Er meldete allerdings in demselben Bericht auch: „Am 7. Juli 1950 wurde ein Lastwagen beschlagnahmt, der mit 14 mit Rohkaffee gefüllten Fässern beladen war.“

Bereits am 25. November 1945 war anlässlich des Kongresses der befreiten Juden ein erstes, noch provisorisches hölzernes Denkmal zwischen den Massengräbern aufgestellt worden, und am 15. April 1945, dem ersten Jahrestag der Befreiung, enthüllte dann das Belsener Jüdische Komitee dort als permanentes jüdisches Mahnmal einen Gedenkstein mit jüdischen

⁴⁷ Report on Visit to Hohne Camp, 18. Dez. 1945, PRO: FO 1052, Nr. 306, siehe in dieser Akte auch weitere Berichte über Besuche im Lager Hohne; vgl. außerdem diverse Berichte und Meldungen in PRO: FO 1010, Nr. 66; daneben ebenfalls HQ 30 Corps District (= Hannover Region): Monthly DP-Reports (Nov. 1945–April 1946), PRO: FO 1052, Nr. 259; CCG (BE) Public Safety Branch: Black Market Reports (Nov. 1945–Jan. 1948), PRO: FO 1005, Nr. 1839–1841 und Nr. 1843.

⁴⁸ Monatlicher Bericht der Kreisverwaltung Celle an den British Resident Celle, 13. Febr. 1950, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 7).

⁴⁹ HQ RB Lüneburg 914 HQ CCG (BE): Monthly Report for January 1949, PRO: FO 1005, Nr. 1665.

⁵⁰ Vgl. Illegal Importation of Cigarettes, Bergen-Belsen, PRO: FO 1010, Nr. 154.

⁵¹ Assistant Commissioner Lüneburg: Monthly Report for July 1950, PRO: FO 1005, Nr. 1666.

Symbolen und hebräischer und englischer Inschrift.⁵² Durch französische Stellen war außerdem ein hölzernes Kreuz errichtet worden. Im Oktober 1945 hatte die britische Militärregierung die zuständigen deutschen Behörden der Provinz Hannover angewiesen, für eine ‚würdevolle Ausgestaltung‘ der Grabstätten Sorge zu tragen und zu diesem Zweck Pläne vorzubereiten „für die Anlage einer angemessenen Grünanlage, um das Gelände würdiger zu gestalten, und für die Errichtung eines gebührenden Mahnmales“⁵³. Die Besprechungen hierüber zogen sich allerdings zunächst ohne Ergebnis hin – ein erster Plan war im Februar 1946 von der Provinzial-Militärregierung in Hannover verworfen worden –, und erst als sich der neue Regional Commissioner für Niedersachsen, General Gordon MacReady, dessen Schwager im Lager Belsen gestorben war, der Angelegenheit mit Nachdruck annahm, kam es zu der Einigung, einen 24 m hohen Obelisken und eine rund 50 m lange Inschriftenwand mit Texten in verschiedenen Sprachen als zentrales Mahnmal zu errichten. Nach mehreren Überarbeitungen wurde dieser Plan Anfang 1947 von der britischen Militärregierung offiziell genehmigt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten auf dem Gelände des Lagers neben einer provisorischen Herrichtung der Massengräber lediglich Aufräumungs- und Planierungs- sowie erste Anpflanzungsarbeiten stattgefunden. Der Bau des Mahnmals wurde Mitte 1947 aufgenommen, kam aber aufgrund von Schwierigkeiten bei der Finanzierung sowie bei der Beschaffung der benötigten Baumaterialien nur schwer voran. Dies änderte sich erst nach der Währungsreform vom Juni 1948; im Herbst 1949 waren die Bauarbeiten schließlich im wesentlichen abgeschlossen. Differenzen mit jüdischen Organisationen über die Anbringung eines hebräischen oder jiddischen Textes an der Inschriftenwand sowie über die zukünftige Verwaltung der Gedenkstätte führten allerdings dazu, daß die offizielle Einweihung, mit Ansprachen von Bundespräsident Heuß und vom Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses Nahum Goldmann, erst am 30. November 1952 stattfand.

Die Displaced Persons

Die Displaced Persons (DP's) waren die Hinterlassenschaft der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Arbeitsmarktpolitik während des Zweiten Weltkrieges; es handelte sich bei ihnen um die von den alliierten Truppen befreiten ausländischen Fremd- und Zwangsarbeiter, wobei zu dieser Gruppe in der Regel auch noch die in der Rüstungsindustrie und in der Landwirtschaft zwangsweise eingesetzten ausländischen Kriegsgefange-

⁵² Vgl. hierzu und zum folgenden entsprechende Unterlagen in KA-Celle: 019-01 (Fach 3 Nr. 3a u. Nr. 3b), sowie in PRO: FO 1010, Nr. 168-170.

⁵³ CCG (BE), Office of Chief of Staff, Main Headquarters Lübbecke an 229 (P) Mil Gov Det Hannover, 10. Okt. 1945, PRO: FO 1010, Nr. 168.

nen gezählt wurden.⁵⁴ Um es nicht zu einem völlig unorganisierten und unüberschaubaren Rückstrom der DP's in ihre Heimatländer kommen zu lassen, war es die Politik der Besatzungsmächte, sie zunächst zur Prüfung der Identität sowie zur Sicherung der leiblichen Existenz durch Bereitstellung von Unterkunft, Essen, Kleidung und Gesundheitsversorgung in Sammellagern („Assembly Centers“) möglichst bereits nach Nationalitäten getrennt zusammenzufassen und von dort aus dann so schnell wie möglich in ihre Heimat zurückzuführen, d.h. zu repatriieren. Dazu wurden sowohl bestehende (Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiter-)Lager genutzt, aber auch neue Lager in Schulen, Gasthäusern oder Wehrmachtsbaracken eingerichtet; zum Teil mußten auch Wohnblocks und ganze Ortschaften zeitweise von deutscher Bevölkerung geräumt werden, so im Landkreis Celle die Orte Bergen und Unterlüß⁵⁵. Die Errichtung, Bewachung und Verwaltung der Lager behielten sich die Militärregierungen selbst vor, während die deutschen Verwaltungsstellen für die Versorgung mit Nahrungsmitteln, Kleidung und allen notwendigen Gebrauchsgegenständen Sorge zu tragen hatten. Die eigentliche Betreuung der DP's in den Lagern und bei der Rückführung wurde der im November 1943 gegründeten United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) übertragen, die auch ein spezielles Requisitionsrecht in Deutschland hatte für den Fall, daß die Bereitstellung von benötigten Versorgungsgütern durch die deutschen Behörden nicht in der erwünschten Weise funktionierte.

Im Landkreis Celle gab es eine Reihe kleinerer bis mittelgroßer DP-Lager über das ganze Kreisgebiet verstreut⁵⁶, und eine nicht geringe Anzahl von DP's lebte zudem noch Wochen nach der Besetzung weiterhin außerhalb dieser Lager, zumeist auf irgendwelchen Bauernhöfen, wie die Celler Militärregierung Ende Mai der ihr übergeordneten Militärregierung für den Regierungsbezirk Lüneburg meldete⁵⁷. Relativ problemlos und rasch ging die Repatriierung der französischen sowie der übrigen west- und nordeuropäischen DP's vonstatten; sie begann gleich unmittelbar nach der Besetzung Mitte April und war bis Ende Juni so gut wie abgeschlossen. Die italienischen, jugoslawischen und sowjetischen DP's hatten in ihrer überwiegenden Mehrheit bis August/September den Landkreis verlassen; die meisten sowjetischen DP's wurden zunächst in das im ehemaligen Kriegsgefangenenlager in Fallingbostal eingerichtete zentrale DP-Sammellager überstellt, von wo aus dann ihre Repatriierung erfolgte. Für jugoslawische DP's war kurzzeitig ein zentrales Auffang- und Transitlager in

⁵⁴ Allgemein dazu Wolfgang Jacobmeyer: *Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945–1951*, Göttingen 1985; Donnison (wie Anm. 36), S. 341 ff.

⁵⁵ Vgl. Dokumente 51 bis 54 sowie Dokumente 44 und 45.

⁵⁶ Vgl. Mil Gov 8 Corps Weekly Survey No 4 (12 Apr to 18 Apr 1945), Appendix Administration, PRO: WO 171, Nr. 4041.

⁵⁷ 912 Mil Gov Det an 914 Mil Gov Det, 29. Mai 1945, PRO: FO 1030, Nr. 376.

Scheuen (nördlich von Celle) eingerichtet worden; vom 8. bis 18. August wurden von hier aus über 7000 Jugoslawen in ihre Heimat zurückgeführt. Die letzte große Gruppe von Italienern wurde Anfang September repatriert.⁵⁸

Am schwierigsten gestaltete sich, wie überall in den Westzonen, die Repatriierung der polnischen DP's, die die größte Gruppe der DP's im Landkreis Celle ausmachte. Technisch-logistische und politische Gründe kamen hierbei zusammen: Die Verkehrswege und Transportmöglichkeiten in Richtung Osten waren außerordentlich schlecht und beschränkt, und die Sowjetunion bestand darauf, daß die Rückführung ihrer eigenen Staatsangehörigen beim DP-Transport von Westen nach Osten absolute Priorität habe und andere osteuropäische DP's nur zurückgeführt werden könnten, insoweit dann noch überschüssiger Transportraum zur Verfügung stand. Viele polnische DP's wollten aber gar nicht mehr in ihre inzwischen von der Roten Armee besetzte Heimat zurückkehren. Im Sommer 1945 waren zunächst größere Gruppen von polnischen DP's in Auffanglager außerhalb des Landkreises überführt worden, die meisten von ihnen ebenfalls nach Fallingbostal, doch mußte diese Aktion, sehr zum Bedauern der Celler Militärregierung, abgebrochen werden, und die Mehrzahl der polnischen DP's verblieb weiterhin im Landkreis Celle; Ende August waren dies knapp 20000 Menschen.⁵⁹ Im Oktober wurde dann ein Teil des Lagers Hohne als zentrales Sammellager für noch nicht repatrierte polnische (sowie andere ost- und südosteuropäische) DP's im Landkreis Celle eingerichtet. Die kleineren Lager wurden, soweit sie nicht ohnehin durch die erfolgte Repatriierung ihrer Bewohner bereits geschlossen worden waren, allmählich aufgelöst und alle DP's nach Hohne überführt, als letztes das Lager Ovelgönne (bei Hambühren), das in der ersten Dezemberhälfte geräumt wurde. Neben dem Lager Hohne bestand im Landkreis Celle dann nur noch das Lager in Unterlüß als DP-Lager weiter fort.⁶⁰

Ende Oktober/Anfang November begann die Repatriierung polnischer DP's aus dem Landkreis Celle; aufgrund der einsetzenden harten Winterwitterung, die einen menschenwürdigen Transport nicht zuließ, mußte sie jedoch bereits bald vorübergehend wieder eingestellt werden. Da Ende November weitere 2800 polnische DP's von außerhalb des Landkreises in das Lager Hohne verlegt wurden, hatte das Lager im Dezember eine hö-

⁵⁸ Vgl. die War Diaries von HQ 30 Corps, Civil Affairs, PRO: WO 171, Nr. 4086, 206 Mil Gov Det, PRO: WO 171, Nr. 7932, 618 Mil Gov Det, PRO: WO 171, Nr. 8035, sowie 21 DPACS (Displaced Persons Assembly Centre Staff), PRO: WO 171, Nr. 8170.

⁵⁹ 206 Mil Gov Det: War Diary July 1945, PRO: WO 171, Nr. 7932; 912 Mil Gov Det: Report for Fortnight ending 9 Aug 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101. Allgemein zur Repatriierung der polnischen DP's siehe FO 1052, Nr. 17 u. Nr. 18.

⁶⁰ 618 Mil Gov Det: War Diary October–December 1945, PRO: WO 171, Nr. 8035 (auch zum folgenden).

here Belegung als im November. Im Verlauf des Jahres 1946 verließen dann aber die meisten polnischen DP's den Landkreis Celle; Mitte 1947 waren nur noch wenige Hundert von ihnen im Kreisgebiet verblieben.⁶¹

Über die Gesamtzahl der DP's im Landkreis Celle nach der alliierten Besetzung läßt sich nur ungefähr Aufschluß gewinnen, da es zum einen eine geraume Zeit dauerte, bis überhaupt alle DP's erfaßt waren, für viele zudem der Landkreis Celle nur eine Durchgangsstation auf dem Weg der Repatriierung darstellte mit einer entsprechend kurzen Verweildauer und schließlich das Auffinden und Erfassen der DP's und ihre Repatriierung zum Teil fast zeitgleich (vor allem bei solchen aus westeuropäischen Ländern) vonstatten ging.⁶² Die Militärregierung für den Landkreis Celle ging bei einer ersten Schätzung Ende April 1945 von „bis zu 15000 Displaced Persons in Lagern und einzeln über das Kreisgebiet verstreut“ aus⁶³, und diese Zahl dürfte eher noch zu niedrig gegriffen sein. Erst ab September 1945, als die Konzentrierung der DP's auf wenige Lager im Landkreis begann, liegen dann zuverlässigere Zahlen vor⁶⁴:

September 1945	24 370
Oktober 1945	20 113
November 1945	16 527
Dezember 1945	17 751

Zu diesem Zeitpunkt war einerseits ein großer Teil der Repatriierungsmaßnahmen bereits abgeschlossen; andererseits wurden speziell in das Lager Hohne auch zunehmend DP's aus anderen Landkreisen überführt. Neben dem benachbarten Kreis Fallingb. hatte der Kreis Celle Ende des Jahres 1945 die größte Anzahl von DP's im Raum Niedersachsen sowohl in absoluten Zahlen als auch vor allem im Verhältnis zur eingewohnten Wohnbevölkerung.

Warf diese hohe Zahl von DP's bereits enorme Versorgungsprobleme für den Landkreis auf – unter anderem war angeordnet worden, daß jedem DP eine tägliche Lebensmittelration von mindestens 2000 Kalorien zustand, die zunächst von den Deutschen aufgebracht werden mußte⁶⁵ –, so lag das eigentliche Problem für die deutsche Bevölkerung noch auf ei-

⁶¹ Vgl. entsprechende Übersichten in PRO: FO 1052, Nr. 216 u. Nr. 157.

⁶² Dazu auch Jacobmeyer (wie Anm. 54), S. 40f.

⁶³ 912 Mil Gov Det: War Diary April 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101.

⁶⁴ Zahlen zusammengestellt nach Angaben in den Monatsberichten des 912/513 Mil Gov Det, PRO: WO 171, Nr. 8101; sie umfassen die DP's im Landkreis Celle ohne die jüdischen Überlebenden im Lager Hohne. Vgl. auch Übersicht der Abteilung Landesplanung des Provinzialverbandes Hannover über den Bevölkerungsstand am 1. Nov. 1945 im Vergleich zur Wohnbevölkerung am 17. Mai 1939, NHStA-H: Nds. 100, acc. 60/55, Nr. 1183.

⁶⁵ Vgl. entsprechende Unterlagen in PRO: FO 1010, Nr. 66, sowie FO 1030, Nr. 369; siehe auch HQ 30 Corps District: Monthly DP-Reports (Nov. 1945–April 1946), FO 1052, Nr. 259. Die Normalrationen für DP's fielen 1946/47 bis auf 1550 Kalorien; vgl. dazu PRO: FO 945, Nr. 363 u. Nr. 723.

nem ganz anderen Gebiet. Während der Jahre der Zwangsarbeit hatten sich bei den DP's Aggression, Haß und Rachegefühle gegen die Deutschen angestaut und waren ihnen gleichzeitig auch Normen sowie Ordnungs- und Rechtsvorstellungen einer verfaßten Gesellschaft verlorengegangen und überhaupt eine generelle Ablehnung jeder ordnenden und anweisenden Organisation von oben entstanden. Dies alles entlud sich nach der Befreiung durch die alliierten Truppen in Plünderungen, Raub- und Gewaltakten. Die militärischen Stellen, die die ersten spontanen Ausbrüche der DP's gegen die deutsche Bevölkerung nicht verhindern konnten bzw. teilweise auch stillschweigend duldeten, taten sich schwer, die Kontrolle über die DP's zu gewinnen, als sie die öffentliche Sicherheit ernsthaft bedroht sahen und ihre Untätigkeit vor allem auch Zweifel bei den Deutschen an ihrer Durchsetzungsfähigkeit insgesamt weckte.⁶⁶

„Gesetz und Ordnung waren mehrere Tage lang vollständig außer Kraft gesetzt“, notierte die Celler Militärregierung Ende April 1945⁶⁷, und erst als spezielle Militärpolizei-Einheiten zum Einsatz gebracht wurden, trat allmählich eine Besserung der Lage ein. Das DP-Problem blieb aber, wie die Militärregierung für den Landkreis Celle in ihrem Wochenbericht Anfang Juni festhielt, „das größte Problem, von dem die meisten anderen Militärregierungsaktivitäten abhängen“, denn: „DP's plündern nach wie vor Bauernhöfe und besetzen sie. Vieh wird immer noch in einer alarmierend hohen Zahl abgeschlachtet. Es wird nochmals betont, daß wenn diese DP's nicht aus dem Kreis entfernt werden, die Gefahr besteht, daß die Ernte ernsthaft beeinträchtigt wird.“⁶⁸ Der Kommandeur, Major Hudson, hielt sogar allen Ernstes „nichts unterhalb einer großangelegten militärischen ‚Offensive‘“ für ausreichend, um dem Problem beizukommen⁶⁹. Nach einer Aufstellung der Militärregierung waren bis Mitte Juli im Landkreis Celle 2249 Rinder und Kälber, 6010 Schweine und 929 Schafe durch Plünderungen von DP's verlorengegangen, das waren 6,1 Prozent des Rinderbestandes, 13,5 Prozent des Schweinebestandes und 9,3 Prozent des Schafbestandes vom Dezember 1943, der letzten Viehzählung im Landkreis Celle, und es wurde hinzugefügt: „Es ist unmöglich, die genaue Zahl der Hühner anzugeben.“⁷⁰ Die meisten dieser Straftaten wurden von den

⁶⁶ Vgl. Mil Gov 8 Corps Weekly Survey No 4 (12 Apr to 18 Apr 1945), PRO: WO 171, Nr. 4041; siehe dazu auch Mil Gov 30 Corps Weekly Reports (April-Juli 1945), PRO: FO 1030, Nr. 366, sowie Vorgänge in PRO: FO 945, Nr. 595: Der britische Militärgouverneur Montgomery befahl Anfang August 1945, „drastische Maßnahmen zu ergreifen einschließlich sofortigem Schußwaffengebrauch, wenn ein Straftäter auf frischer Tat überrascht wird“.

⁶⁷ 912 Mil Gov Det: War Diary April 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101.

⁶⁸ 912 Mil Gov Det: Report for Week ending 2 June 1945, Appendices E and H, PRO: WO 171, Nr. 8101.

⁶⁹ 912 Mil Gov Det: Report for Week ending 9 June 1945, Appendix B, PRO: WO 171, Nr. 8101.

⁷⁰ 912 Mil Gov Det: Report for Fortnight ending 25 Jul 1945, Appendix F, PRO: WO 171, Nr. 8101.

in Lagern untergebrachten DP's verübt, während die DP's, die noch auf den Bauernhöfen lebten, auf denen sie während der Kriegsjahre eingesetzt waren, 'ihre' Höfe häufig sogar gegen derartige Übergriffe verteidigten⁷¹.

Klagen gab es vor allem über die polnischen DP's, was allerdings wenig verwunderlich ist, da sie zum einen die weitaus größte Gruppe unter den DP's im Landkreis Celle ausmachten und zum anderen am längsten im Kreis verblieben. Ein Bericht der deutschen Polizei des Landkreises Celle listete allein für die Woche vom 13. Juli 1945 56 Überfälle und Eigentumsdelikte auf, bei denen in fast jedem Fall polnische DP's entweder als Täter direkt namhaft gemacht oder aber die Täter in ihren Reihen ausdrücklich vermutet wurden⁷². Ende August wurde gemeldet: „Die Polen sind nach wie vor frech und herausfordernd. Von den anderen Ausländern hört man nichts.“⁷³ Die von DP's begangenen Straftaten nahmen auch in den Folge- monaten noch nicht ab, wie die folgende Übersicht zeigt⁷⁴:

	Morde	Raubüberfälle und Plünderungen	Sittlichkeits- verbrechen	Einbruch- diebstähle
1945 August	1	47	–	129
September	9	32	1	203
Oktober	3	26	1	105
November	8	36	4	(Angabe fehlt)
Dezember	1	26	6	85
1946 Januar	3	18	6	(Angabe fehlt)

Es muß allerdings gefragt werden, inwieweit sich nicht insbesondere hinter einzelnen Viehdiebstahlsmeldungen auch vielleicht Schwarzschlachtungen verbargen. Außerdem arbeiteten einzelne DP's mit deutschen Hehlern zusammen, die die gestohlenen Güter weiterverschoben, so daß es verschiedenfach durchaus eine aktive deutsche Mittäterschaft gab⁷⁵.

⁷¹ Vgl. Landrat Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, 29. Sept. 1945, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5); 912 Mil Gov Det: War Diary May 1945, PRO: WO 171, Nr. 8101.

⁷² Gendarmerie Kreis Celle an den Kommandeur der Gendarmerie beim Regierungspräsidenten Lüneburg, 18. Juli 1945, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

⁷³ Landrat Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, 29. Aug. 1945, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

⁷⁴ Zahlen zusammengestellt nach Angaben in den monatlichen Berichten des Landrats Celle an den Regierungspräsidenten in Lüneburg (Aug.–Dez. 1945) sowie Polizei Kreis Celle an den Polizei-Kommandeur im Regierungsbezirk Lüneburg, 28. Jan. 1946, alle KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

⁷⁵ Vgl. dazu z. B. Meldung der Polizei des Landkreises Celle an den Polizei-Kommandeur im Regierungsbezirk Lüneburg, 14. Febr. 1946, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

Das Ausmaß der DP-Kriminalität relativiert sich zudem, wenn man auch die von der deutschen Bevölkerung während dieses Zeitraumes im Landkreis Celle begangenen Straftaten mit in den Blick nimmt. Die Durchsicht der Register, die der Summary Court der Celler Militärregierung, vor den fast alle Straftaten in den ersten Monaten nach der Besetzung zumindest in erster Instanz gebracht wurden, über seine Tätigkeit angelegt hat, ergibt⁷⁶, daß von Mitte April, dem Zeitpunkt der Besetzung, bis einschließlich Juli 1945 rund 60 Prozent aller hier verhandelten Fälle Deutschen zur Last gelegt worden waren; in keinem Monat lag die Zahl der den DP's vorgeworfenen über der den Deutschen vorgeworfenen Straftaten. Bei der Zahl der Beschuldigten stellte sich das Bild allerdings etwas anders dar, da es bei vielen der den DP's zur Last gelegten Fällen mehr als nur ein oder zwei Beschuldigte gab. Von Mitte April bis einschließlich Juli 1945 waren etwa 60 Prozent aller Beschuldigten Ausländer, mehr als drei Viertel von ihnen Polen, und insbesondere im Juni, aber auch im Juli lag der Anteil der DP's unter den Beschuldigten deutlich über dem der Deutschen. Die DP-Kriminalitätsrate war damit zwar eindeutig höher als die der deutschen Bevölkerungsgruppe, aber längst nicht in dem Ausmaß, wie dies die Schreckensmeldungen in den Berichten sowohl der deutschen als auch der britischen Verwaltungsstellen anzudeuten scheinen. Ab August 1945 fiel der Anteil der DP's sowohl an den verhandelten Straftaten als auch an der Zahl der Beschuldigten deutlich; von August bis Dezember 1945 lag er in beiden Kategorien bei rund 25 Prozent und entsprach damit in etwa ihrem Bevölkerungsanteil zu diesem Zeitpunkt im Landkreis Celle. Richtig bleibt allerdings, daß zumal in den ersten Wochen nach der Besetzung der Anteil der DP's an den Gewaltverbrechen überproportional hoch war. Doch insgesamt entsprang das Entsetzen über die Kriminalität der DP's wohl doch eher einer falschen Erwartungshaltung, daß nämlich diese Bevölkerungsgruppe gleichsam kein Recht und keine Veranlassung habe, Straftaten zu begehen, als einem tatsächlich dauerhaften, überproportional massiven Problem⁷⁷. Die britische Militärregierung ging allerdings spätestens seit Mai 1945 auch mit aller Schärfe gegen die DP-Kriminalität vor und führte unter anderem immer wieder Razzien in einzelnen Lagern durch⁷⁸. Mit dem weiteren starken Rückgang

⁷⁶ Registers of Military Government Summary Court at Celle, 16 April 1945 – 31 December 1945, PRO: FO 1060, Nr. 2402–2407.

⁷⁷ Zu ähnlichen Befunden ist Jacobmeyer auch für Bremen gekommen; er zieht den Schluß, daß sich insbesondere in den Augen der Alliierten die DP-Kriminalität „nicht nur als blanker Ungehorsam, sondern – schlimmer noch – als böswillige Undankbarkeit“ darstellte. Jacobmeyer (wie Anm. 54), S. 48 ff. u. S. 210 ff., Zitat S. 50. Siehe dazu auch die Erhebungen, die von der zonalen britischen Militärregierung zur Frage der Kriminalität der DP's im Herbst 1949 durchgeführt wurden, PRO: FO 1060, Nr. 44.

⁷⁸ Vgl. dazu neben den in Anm. 58 genannten War Diaries auch HQ 30 Corps District: Monthly DP-Reports (Nov. 1945–April 1946), PRO: FO 1052, Nr. 259; siehe

der Anzahl der DP's im Landkreis Celle im Verlauf des Jahres 1946 aufgrund der Fortführung der Repatriierung verlor das Problem dann ohnehin von selbst an Brisanz.

Der Zustrom der Flüchtlinge und Vertriebenen

Während sich das Problem der Displaced Persons somit für den Landkreis Celle verhältnismäßig rasch löste, galt dies für die durch die in den Kreis geströmten Flüchtlinge und Vertriebenen hervorgerufenen Probleme ganz und gar nicht, diese verschärfen sich vielmehr in den ersten Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst noch erheblich⁷⁹.

Bereits seit der Zunahme des Luftkrieges über Deutschland ab 1943 waren zahlreiche Großstadtbewohner, vor allem aus Hamburg und Hannover sowie aus dem Ruhrgebiet, in den dem eigentlichen Kriegsgeschehen fernen Landkreis Celle geflüchtet oder evakuiert worden. Seit Mitte 1944 kamen außerdem noch eine Reihe holländischer Familien, hauptsächlich Frauen und Kinder, deren Männer bzw. Väter der deutschen Wehrmacht oder der SS angehörten oder auf sonstige Weise eng mit der deutschen Besatzung zusammengearbeitet hatten, in den Landkreis. Diese Zuwanderungen waren zwar zahlenmäßig nicht unbedeutend – immerhin kamen auf diese Weise bis Ende 1944 etwa 8000 bis 10000 Menschen zusätzlich in den Kreis –, sie lösten aber bei der einheimischen Bevölkerung noch keine größere Unruhe aus⁸⁰. Dies änderte sich, als seit Anfang des Jahres 1945 in immer größeren Zahlen deutsche Flüchtlinge aus dem Osten in den Landkreis strömten. Nach dem Ende der Kampfhandlungen und der Etablierung der Besatzungsherrschaft in Deutschland im April/Mai kam diese Bevölkerungszuwanderung kurzfristig zum Stillstand, schwoll aber bereits in den Sommermonaten wieder stark an. Nach einer Schätzung der Celler Militärregierung war die Bevölkerung des Landkreises bereits Anfang August 1945 um knapp 70 Prozent gegenüber dem Vorkriegsstand angewach-

auch Rundschreiben des Zonal Executive Office CCG/BE Lübbecke an die Regional Commissioners, 25. März 1948, PRO: FO 1052, Nr. 449.

⁷⁹ Zum folgenden vgl. Rainer Schulze: „Die Flüchtlinge liegen uns alle schwer im Magen“. Zum Verhältnis von Einheimischen und Flüchtlingen im ländlichen Raum, in: Geschichtswerkstatt Heft 13 (Nachkriegszeit), Hamburg 1987, S. 35–45; Dieter Brosius: Zur Lage der Flüchtlinge im Regierungsbezirk Lüneburg zwischen Kriegsende und Währungsreform, in: Dieter Brosius und Angelika Hohenstein: Flüchtlinge im nordöstlichen Niedersachsen 1945–1948, Hildesheim 1985, S. 1–86; Hans-Joachim Malecki: Die Heimatvertriebenen in Niedersachsen, in: Flüchtlinge in Niedersachsen Heft 1, Hannover 1949, S. 9–60; siehe ebenfalls Gotthilf Deutschmann: 25 Jahre nach der Vertreibung im Landkreis Celle, Celle 1970, Schreibmaschinenmanuskript im KA-Celle.

⁸⁰ Vgl. Landesplanungsgemeinschaft Hannover-Braunschweig in Lüneburg: Umquartierungsplan für den Gau Ost-Hannover (Stichtag 25. Dez. 1944), NHStA-H: Nds. 120 Lüneburg, acc. 50/79, Nr. 218; siehe auch Beschreibung des Landkreises Celle für die britische Besatzungsmacht (wie Anm. 6). – Die holländischen Familien wurden kurz vor Kriegsende in ein Sammellager in Oldenburg überführt.

sen⁸¹. Eine Zählung vom 1. Oktober 1945 bestätigte dies. Danach standen einer eingessenen Bevölkerung von 58 721 Menschen 31 944 Flüchtlinge und Luftkriegsbetroffene gegenüber⁸², das waren 35,2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Damit hatte die Bevölkerung insgesamt um 69,8 Prozent gegenüber 1939 zugenommen. Den größten Flüchtlingsanteil hatten die Gemeinden mit 200 bis 300 Einwohnern zu verzeichnen, hier kamen durchschnittlich auf 100 Einheimische 86,4 Flüchtlinge. Neun der 93 Gemeinden des Landkreises hatten mehr zugewanderte als alteingesessene Einwohner. Anfang Oktober 1945 meldete der Celler Schulrat in einem Bericht an die Militärregierung 10 041 schulpflichtige einheimische Kinder (bezeichnenderweise ‚own children‘ genannt) und 6 113 schulpflichtige Flüchtlingskinder⁸³. Bis zum Ende des Jahres 1945 stieg die Gesamtzahl der Flüchtlinge im Landkreis noch weiter auf knapp 35 000 an⁸⁴.

Die größte Gruppe der Flüchtlinge kam aus Pommern und Westpreußen, ein erheblicher Teil davon wiederum aus der alten Provinz Posen, die von den Nationalsozialisten nach der Annektion Polens als Reichsgau Wartheland, häufig auch nur kurz als Warthegau bezeichnet wurde. Die meisten Flüchtlingstrecks aus den zu dieser Region gehörenden Kreisen Dietfurt (Znin) und Altburgund (Schubin/Szubin) waren in den Landkreis Celle geleitet worden. Daneben war auch noch der Anteil der Ostpreußen und Schlesier sowie der Schwarzmeerdeutschen an der Flüchtlingsbevölkerung des Landkreises Celle hoch.⁸⁵

Im Herbst 1945 begann, den Anweisungen des Oberpräsidenten der Provinz Hannover folgend, der schrittweise Aufbau einer Sonderverwaltung für Flüchtlingsangelegenheiten.⁸⁶ Zunächst wurden zur Betreuung und Unterstützung der Flüchtlinge sowie zur Herstellung der Kontakte zu allen in Frage kommenden Behörden und Organisationen des Kreises

⁸¹ 912 Mil Gov Det: Report for Fortnight ending 9 Aug 1945, Appendix D, PRO: WO 171, Nr. 8101. Die Militärregierung stellte allerdings noch in ihrem Monatsbericht für November 1945 fest: „The refugee situation to date is quite satisfactory.“

⁸² Verzeichnis über den Bevölkerungsstand des Landkreises Celle nach dem Stande vom 1. Okt. 1945, KA-Celle: 022-13 Bd. 1 (Fach 5 Nr. 7).

⁸³ 912/513 Mil Gov Det: Monthly Report for October 1945, Appendix E, PRO: WO 171, Nr. 8101.

⁸⁴ Landrat Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, 8. Dez. 1945, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5). Die Übersicht der Abteilung Landesplanung des Provinzialverbandes Hannover über den Bevölkerungsstand am 1. Nov. 1945 nennt bereits für dieses Datum eine Zahl von 34 567 Flüchtlingen und Luftkriegsbetroffenen aus evakuierten Orten im Landkreis Celle, NHStA-H: Nds. 100, acc. 60/55, Nr. 1183.

⁸⁵ Landeskundlich-Statistische Kurz-Übersichten über die Stadt- und Landkreise des Landes Niedersachsen, hrsg. vom Niedersächsischen Amt für Landesplanung und Statistik, Hannover 1950, S. 28; vgl. auch Pröve, Ricklefs und Paul (wie Anm. 6), S. 197.

⁸⁶ Vgl. Landrat Celle an RAF Security Service Celle, 27. Nov. 1945, KA-Celle: 021-07-2 (Fach 98 Nr. 2); Niederschriften über die Sitzungen des Kreisflüchtlingsrates, KA-Celle: 024-34-2 (Fach 10 Nr. 10).

vom Landrat ein Kreisvertrauensmann der Flüchtlinge in der Person des aus Posen geflüchteten Landwirtes Erich Rust eingesetzt sowie in allen Gemeinden Ortsvertrauensmänner gewählt. Im Frühjahr 1946 wurde ein Kreisflüchtlingsamt eingerichtet, dessen Vorsitz der Kreisvertrauensmann übernahm, sowie vom Kreistag ein diesem Amt beigeordneter Kreisflüchtlingsrat berufen, dessen Vorsitz der Landrat selbst innehatte. Auch diese Gremien hatten lediglich betreuende und beratende Funktionen; die zahlreichen Probleme konnten von ihnen nicht gelöst werden (und sollten es auch nicht), allenfalls konnten sie dazu beitragen, für ein besseres Verständnis zwischen Flüchtlingen und Einheimischen zu wirken.

Bereits Ende August 1945 hatte der Landrat in einem Bericht an den Regierungspräsidenten in Lüneburg festgestellt: „Die Stimmung in der Bevölkerung ist bedrückt, nicht wegen der Besatzungsmacht, sondern das Flüchtlingsproblem ruft hier die Bedrücktheit hervor. Die Unterbringung im kommenden Winter, die Bekleidung im Winter, denn viele Menschen haben nur Sommerkleidung, ist ein Problem, welches die gesamte Bevölkerung bedrückt.“⁸⁷ Das allergrößte Problem im Landkreis Celle stellte die Wohnraumbeschaffung für die Flüchtlinge dar; dieser Punkt führte auch zu den stärksten Spannungen und Reibungen mit der aufnehmenden eingesessenen Bevölkerung. Zunächst wurden die meisten in den Landkreis kommenden Flüchtlinge in leerstehenden Lagern bzw. Baracken des Reichsarbeitsdienstes oder der Wehrmacht untergebracht; zusätzlich wurden Gaststätten, Pensionen, Schulen und Turnhallen zu Massenunterkünften umfunktioniert. Die Verweilzeit in derartigen ‚Auffangstellen‘ sollte so kurz wie möglich sein und nur so lange dauern, bis in den Gemeinden Wohnraum bereitgestellt oder hergerichtet worden war.⁸⁸ Anfangs verlief dies noch relativ reibungslos; durch entsprechende Aufrufe und Appelle konnte ein mehr oder weniger freiwilliges Zusammenrücken der einheimischen Bevölkerung erreicht werden. Schon bald wurde jedoch eine behördliche Erfassung und Verteilung des Wohnraums notwendig, wobei als Richtwert eine Wohnfläche von 4 m² pro Person angesetzt wurde, bei Kindern unter 14 Jahren die Hälfte. Der Leitsatz, daß der vorhandene Wohnraum gerecht zu verteilen sei und keine unberechtigten Unterschiede in der Unterbringung zwischen einheimischer und Flüchtlingsbevölkerung gemacht werden dürften, ließ sich in der Praxis allerdings kaum einhalten. Anspruch und Realität klafften oftmals sogar sehr weit auseinander, wie der Bezirks-Hauptmann der Polizei des Landkreises Celle Ende Januar 1946 an seine übergeordnete Behörde in Lüneburg berichtete: „Manche Flüchtlinge sind bis zu 10 Personen auf ein Zimmer angewiesen. Dieses

⁸⁷ Landrat Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, 29. Aug. 1945, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

⁸⁸ Vgl. 25 Jahre nach der Vertreibung (wie Anm. 79); allgemein dazu auch Brosius (wie Anm. 79), S. 15 ff.

benutzen sie zum Wohnen, Schlafen und Kochen. Manchmal ist dann noch nicht einmal ein Ofen vorhanden. Es ist festzustellen, daß es dagegen immer noch Volksgenossen [sic!] gibt, die in Villen wohnen und es verstehen, alle Flüchtlinge aus ihren Gemächern fernzuhalten, wenn nötig, so mit Hilfe von ehemaligen KZ-Insassen.“⁸⁹ Die Klagen von Flüchtlingsseite über ‚Unterbelegungen‘ von Wohnraum der einheimischen Bevölkerung nahmen entsprechend zu.

Das Unterbringungsproblem verschärfte sich noch im Laufe des Jahres 1946 aufgrund der weiter anhaltenden Zuwanderung in den Landkreis Celle, nunmehr in steigendem Maße von Flüchtlingen aus der sowjetischen Besatzungszone, und die Wohnungsämter waren gezwungen, immer rigider bei der Erfassung des privaten Wohnraumes vorzugehen. Anfang Januar 1947 unterstrich der Regierungspräsident in Lüneburg, daß auch die sogenannte ‚gute Stube‘ der Bauern, das repräsentative Wohnzimmer, das selten oder nie benutzt wurde, bei dieser Erfassung nicht generell unberücksichtigt bleiben dürfe, was die Unruhe unter der einheimischen Bevölkerung noch erheblich steigerte. Der Oberkreisdirektor des Landkreises Celle machte sich daraufhin zu deren Sprecher und trug „erhebliche Bedenken“ gegen diese „Beschlagnahme des letzten Wohnzimmers“ vor: „Sie würde die Mißstimmung und Erregung der bäuerlichen Bevölkerung bis zur Siedehitze treiben und sehr bedenkliche Folgen für unsere Ernährungswirtschaft haben.“⁹⁰ Die immer schwieriger werdende Situation bei der Bereitstellung von Wohnraum für Flüchtlinge ließ eine solche Rücksicht auf ‚ortsübliche Gepflogenheiten‘ jedoch zunehmend weniger zu, zumal der Flüchtlingszustrom auch 1947 und 1948 kaum nachließ. Am 1. April 1948 befanden sich über 43 000 Flüchtlinge im Landkreis Celle; damit war die Bevölkerung nunmehr um rund 81 Prozent gegenüber dem Vorkriegsstand angewachsen.⁹¹ Das Kreiswohnungsamt mußte immer schärfere Maßstäbe bei der Wohnraumerfassung anlegen und zunehmend zu regelrechten Beschlagnahmungen übergehen. Die einheimische Bevölkerung wehrte sich ihrerseits immer erbitterter gegen weitere Zwangseinquartierungen von Flüchtlingen; es kam zu tätlichen Angriffen auf die Mitarbeiter der Wohnungsbehörden, zum Teil mußte das Wohnungsamt die Freimachung von Wohnraum über Strafanzeigen sowie unter Einsatz polizeilicher Hilfe erzwingen, Beschwerden vor den Schlichtungsstellen waren an der Tagesordnung, und die Schikanen gegen die zwangseingewiesenen Flüchtlinge nahmen zu. Doch trotz aller Maßnahmen der Wohnungsämter mußten zusätzlich noch Wohnlager eingerichtet werden;

⁸⁹ Polizei Kreis Celle an den Polizei-Kommandeur im Regierungsbezirk Lüneburg, 28. Jan. 1946, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 5).

⁹⁰ Monatlicher Bericht der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung 912 Mil Gov Det, 25. Febr. 1947, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 6); allgemein dazu Brosius (wie Anm. 79), S. 17f.

⁹¹ Statistische Monatshefte für Niedersachsen 2, 1948, S. 84.

Mitte 1949 gab es acht derartige Lager für Flüchtlinge im Landkreis Celle.⁹² Noch im Juli 1949 stellte der Oberkreisdirektor in seinem monatlichen Bericht an die Celler Militärregierung fest: „Die Unterbringung der Flüchtlinge ist und bleibt ein ganz schwieriges Problem. ... Die zur Linderung der Wohnungsnot jetzt noch notwendig werdende Erfassung von Wohnraum wird von den Betroffenen als unerträgliche Belastung empfunden, und die Einweisung in diese Wohnräume muß in fast allen Fällen im Verwaltungszwangswegen und unter Polizeischutz vorgenommen werden. Außerdem macht natürlich fast jeder Betroffene von seinem Beschwerde-recht Gebrauch. Im Juni [1949] wurden durch die Schlichtungsstelle für Wohnungssachen 53 Beschwerdeverfahren bearbeitet und gleichzeitig 48 neue Beschwerdeverfahren anhängig gemacht. ... [Eine] Überprüfung hat ergeben, daß der für Dauerwohnzwecke betriebsentfremdete Raum in den Gaststätten des Landkreises Celle rd. 48 Prozent der konzessionierten Räume beträgt. Nach den Anweisungen sollen höchstens 30 Prozent der konzessionierten Räume für Dauerwohnzwecke in Anspruch genommen werden. ... Die Wohnungsnot kann nur durchgreifend gemildert werden durch Ersetzung neuen Wohnraums, denn bei der Erfassung alten Wohnraums ist man am Ende angelangt.“⁹³ Erst nachdem seit Beginn der fünfziger Jahre größere Gruppen von Flüchtlingen aus dem Landkreis Celle in andere Teile des Bundesgebietes abwanderten und gleichzeitig eine stärkere Bautätigkeit im Landkreis selbst einsetzte, konnte die Wohnraumfrage einer wirklichen Lösung entgegengeführt werden.

Ähnlich gravierende Probleme wie die Unterbringung der Flüchtlinge warf auch ihre Versorgung mit Hausrat und Möbeln sowie mit Textilien, Bekleidungsstücken und Schuhen auf.⁹⁴ Die Flüchtlinge hatten durch ihre Flucht den größten Teil ihrer Habe, häufig sogar alles verloren. Um sie zumindest mit dem Nötigsten auszustatten, wurden sie von den Wirtschaftsämtern in Zusammenarbeit mit den Flüchtlingsämtern bei der Verteilung der vorhandenen Waren bevorzugt berücksichtigt, was häufig wiederum Ressentiments bei den Einheimischen auslöste. Außerdem wurden freiwillige Hausrats- und Altkleidersammlungen bei der eingesessenen Bevölkerung durchgeführt, die allerdings in der Regel keine befriedigenden Ergebnisse zeigten. Die Abgabe von Bedarfsgütern durch die Wehrmachtgutverwertungsstellen sowie Spenden karitativer Einrichtungen vor allem des Auslandes konnten allenfalls die gravierendsten Notfälle lindern, nicht je-

⁹² Vgl. dazu die monatlichen Berichte der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung bzw. den British Resident Celle 1947–1950, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 6, Nr. 6a u. Nr. 7); zur Liste der Lager siehe Brosius (wie Anm. 79), S. 84.

⁹³ Monatlicher Bericht der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung Kreis Resident Officer Celle, 12. Juli 1949, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 7).

⁹⁴ Zum folgenden vgl. die monatlichen Berichte der Kreisverwaltung Celle an die Militärregierung bzw. den British Resident Celle 1947–1950, KA-Celle: 035-10 (Fach 18 Nr. 6, Nr. 6a u. Nr. 7); allgemein Brosius (wie Anm. 79), S. 23 ff.

doch eine generelle Verbesserung der Versorgungslage herbeiführen. Dies geschah erst allmählich im Gefolge des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunges seit der Währungsreform vom Juni 1948 und dann vor allem nach der Korea-Krise ab Mitte 1952, wobei das Soforthilfegesetz von 1949 sowie besonders das Lastenausgleichsgesetz von 1952 einen wesentlichen Beitrag leisteten.

Da der Landkreis Celle ein Kartoffelüberschußgebiet war und außerdem in erheblichem Umfang Brotgetreide produzierte, war die Versorgung mit Lebensmitteln vergleichsweise weniger problematisch; dasselbe galt aufgrund des Waldreichtums des Kreises auch für die Versorgung mit Heizmaterialien.⁹⁵ Erst im Verlauf des Jahres 1947 klagte die Kreisverwaltung zunehmend über eine sich verschlechternde Ernährungslage für die gesamte Bevölkerung. Fast alle Einheimischen besaßen aber Gärten, und auch vielen Flüchtlingen war Garten- oder Grabeland zugewiesen worden, so daß in der Regel eine Aufbesserung der knappen Lebensmittelrationen über eine wenn auch häufig bescheidene Selbstversorgung möglich war. Ab 1948 stabilisierte sich die Lebensmittelversorgung im Landkreis Celle auch bereits wieder.

Neben all diesen mehr kurzfristigen Problemen hatte die Zuwanderung der Flüchtlinge aber auch noch gewichtige langfristige Folgen für Struktur und Charakter des Landkreises Celle. Zum einen erfolgte eine Vermehrung der landwirtschaftlichen Nutzfläche durch Öderlanderschließung und Anlage neuer Siedlungen für Flüchtlinge. Zum anderen kamen neue gewerbliche Unternehmungen in den Landkreis: Verschiedene Flüchtlingsbetriebe ließen sich hier nieder, so in Hasselhorst (bei Bergen) die Saatzuchtfirma F. von Lochow-Petkus aus der Mark Brandenburg und in Habighorst (südlich von Eschede) der Kartoffelzuchtbetrieb Carl Raddatz-Hufenberg aus Pommern. Durch Flüchtlinge erfolgten auch Neugründungen von Betrieben, so in Adelheidsdorf (südlich von Celle) einer chemischen Fabrik und in Sülze (bei Bergen) einer Farben- und Lackfabrik. Die frühere Munitionsanstalt in Hambühren wurde, nachdem die ursprüngliche Anweisung der Briten, sie als vormals militärische Einrichtung zu sprengen, abgewendet werden konnte, in den fünfziger Jahren zu einer Wohnsiedlung für Flüchtlinge umgebaut, wo auch verschiedene neue Industriebetriebe angesiedelt wurden; letzteres geschah gleichfalls auf dem Schießplatz der Rheinmetall-Borsig-Anlage in Unterlüß.⁹⁶ Nicht zuletzt

⁹⁵ Ebd.; siehe außerdem Mielke (wie Anm. 6), S. 119 ff.

⁹⁶ Vgl. Prüve, Ricklefs und Paul (wie Anm. 6), S. 192 f., S. 246 ff. u. S. 305 ff.; siehe auch Hans-Joachim Malecki: Die wirtschaftliche Eingliederung der Flüchtlinge in Niedersachsen, in: Flüchtlinge in Niedersachsen Heft 3, Hannover 1951, S. 36 ff. – 1950 verteilte sich die Wohnbevölkerung des Landkreises Celle auf die verschiedenen Wirtschaftsbereiche wie folgt: Land- und Forstwirtschaft 23,6 Prozent, Industrie und Handwerk 30,6 Prozent, Handel, Geld- und Versicherungswesen und Verkehr 7,9 Prozent, Öffentliche und private Dienstleistungen 19,8 Prozent, Selbstän-

kamen mit den Flüchtlingen auch neue Orientierungs- und Identitätsmuster, Normen und Verhaltensweisen, Sitten und Gebräuche in den Landkreis Celle.

Die Durchmischung und Durchdringung verschiedenster Bereiche und Traditionen, die bereits während der Kriegsjahre begonnen hatten, setzten sich auf diese Weise in der Nachkriegszeit verstärkt fort.⁹⁷ Eine 1952 entstandene Dorfchronik, die Hanna Fueß ihrer Materialsammlung angefügt hatte, macht die Veränderungen für die alteingesessenen Bevölkerungskreise in einem fast emphatischen Ton und gerade dadurch besonders eindringlich deutlich: „Nicht nur das äußere Bild des Dorfes bekam ein anderes Gesicht, sondern auch das Zusammenleben der Menschen wurde durch den Krieg und seine Folgen stark beeinflusst. Die abseitige Lage und das einseitige bäuerliche Gepräge hatten vor dem Kriege dem Dorfleben seine Eigenarten verliehen, an denen die Bewohner bewußt festhielten. Diese Eigenarten verloren durch die Kriegszeit ihre starren Formen. Die Heimkehrer hatten im Felde gelernt, Menschen mit anderen Auffassungen zu verstehen und standen manchen alten Gewohnheiten in ihrem Heimatdorf jetzt kritisch gegenüber. Ihr Blick hatte sich geweitet, und ihr Urteil über das Wesentliche im Leben war sicherer geworden. Die Abneigung gegen alles Neue und Fremde war langsam gewichen. Es scheint heute kaum glaublich, was die Schulchronik aus der Zeit um 1900 meldet, daß die Dorfbewohner, außer dem Lehrer, alle dieselbe politische Partei wählten. Auch die Zeiten sind vorbei, wo die Eingessenen den anders denkenden Fremden als ihren persönlichen Gegner ansahen und oft auch so behandelten. Viel hat zu dieser Wandlung im Handeln und Denken der Dorfbewohner auch das Zusammenleben mit den Flüchtlingen beigetragen. Zunächst hat die gemeinsame Not viele Gegensätze zwischen ihnen und den Einheimischen überbrückt. Dann wuchsen die Kinder aus dem Osten hier heran und schlossen Freundschaft mit den Altersgenossen aus dem Dorf, und über den Umweg über die Kinder fanden sich auch die Eltern mehr und mehr zusammen. Äußerlich macht sich der Einfluß der Flüchtlingskinder dadurch bemerkbar, daß unter den Schulkindern heute fast nur noch hochdeutsch gesprochen wird. Auch viele Eltern, die miteinander

dige Berufslose 18,2 Prozent; nach: Gemeindestatistik für Niedersachsen auf Grund der Zählung der Bevölkerung, Gebäude, Wohnungen und nichtlandwirtschaftlichen Arbeitsstätten 1950 und der Landwirtschaftlichen Betriebszählung 1949, Teil 2, Hannover 1953, S. 54f.

⁹⁷ Sehr viel ausführlicher zu diesem gesamten Bereich des strukturellen Wandels eines ländlichen Raumes vgl. jetzt Doris von der Brélie-Lewien: „Und dann kamen die Flüchtlinge“. Der Wandel einer ländlichen Region vom Rüstungszentrum im ‚Dritten Reich‘ zur Flüchtlingshochburg nach dem Zweiten Weltkrieg: Der Landkreis Fallingb. 1935/36–1955, erscheint voraussichtlich Hildesheim 1989. Der Zusammenarbeit und vor allem den eingehenden Diskussionen mit meiner Kollegin Doris von der Brélie-Lewien verdanke ich wertvolle Anregungen und Hinweise für meine eigenen Arbeiten zu diesem Thema und speziell zu dieser Einleitung.

plattdeutsch reden, gewöhnen ihre Kinder schon im vorschulpflichtigen Alter an die hochdeutsche Sprache.“⁹⁸ Daß dieser Wandel allerdings längst nicht so reibungslos und harmonisch vonstatten ging, wie es hier den Anschein hat, machen die Erlebnisberichte in diesem Band deutlich.

Die Sammlung Hanna Fueß

Die von Hanna Fueß gesammelten Materialien umfassen rund 500 Einzelstücke aus den zu dieser Zeit insgesamt 93 Gemeinden des Landkreises Celle. Dabei handelt es sich um rund 350 persönliche Erlebnisberichte; die übrigen Stücke sind Aufzeichnungen verschiedenster Art, in deren Besitz Hanna Fueß bei ihren Besuchen in den einzelnen Ortschaften kam bzw. die sie dabei selbst erstellte: Auszüge aus Schul-, Dorf- und Familienchroniken, Dorfbeschreibungen und Berichte über die politische Entwicklung einzelner Dörfer, Vermißten- und Gefallenenlisten, Flüchtlingslisten, Aufstellungen von Kriegsschäden bis hin zu sogenannten ‚Sittenbildern‘ und sogar Gedichten.

Für die deutsche Nachkriegsgeschichte sind vor allem die Erlebnisberichte von besonders hohem Quellenwert, und es stellt sich aus dieser Sicht als ein großes Glück dar, daß Hanna Fueß die Berichte so belassen hat, wie sie sie mitschrieb, und sie nicht, wie ursprünglich von ihr geplant, durch Überarbeitungen oder Einbettungen in einen Gesamt-Chroniktext als direkte Quelle gleichsam unsichtbar werden ließ. Dadurch, daß Hanna Fueß ihren Gesprächspartnern zusicherte, daß die Aufzeichnungen nicht an die Öffentlichkeit gelangen würden, ist die größtmögliche Gewähr dafür gegeben, daß die Aussagen freimütig und ohne bewußte (Selbst-)Zensur erfolgten. Die Erlebnisberichte bieten damit eine wohl einzigartige Gelegenheit, auf überaus anschauliche Weise von den Betroffenen selbst zur Kenntnis zu nehmen, wie die Menschen eines ländlichen Raumes in den letzten Kriegs- und in den ersten Nachkriegsjahren gelebt haben, vor welche Probleme sie sich in ihrem Dorf, auf ihrem Hof gestellt fanden, und was sie an Eindrücken zu verarbeiten hatten. Sie geben herrschende Grund- und Alltagsstimmungen authentisch wieder und machen die Probleme der (west)deutschen Nachkriegszeit auf subjektiver, individueller Basis anschaulich.

Der hohe Quellenwert dieser Berichte beruht auf ihrer Unmittelbarkeit, ihrer Unverstelltheit und ihrer Spontaneität. Sie sind weder durch Erinnerungen verbrämt noch, wie bei Stimmungsberichten der verschiedenen Verwaltungen, durch vielfältige Überarbeitungen und Reflexionsprozesse gefiltert und enthalten damit in ihrer Qualität die Vorteile der Oral History (relativ direkte und dichte Wiedergabe des selbst Erlebten und Gedachten), ohne deren Nachteile zu teilen (weitgehender Wegfall des

⁹⁸ Gisela Meyer, Bonstorf: Unser Dorf im Krieg und in der Nachkriegszeit.

Zeitfilters, d. h. der Manipulation der ursprünglichen Erfahrungen durch eine spätere Verarbeitung). Die Berichte ermöglichen es deshalb, historische Prozesse unmittelbar nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft im Übergang von der Kriegs- zur Nachkriegszeit unverstellt aus dem Blickwinkel der Geschehnisse direkt vor Ort zu betrachten. Gerade derartige Schilderungen fehlten bislang weitgehend für diese Zeit. Vorhandene Erlebnisberichte wurden in der Regel erst später, etwa in den fünfziger Jahren, niedergeschrieben; dieses erscheint um so problematischer, als gerade derartige ‚Umbruchzeiten‘ in der Rückerinnerung häufig gebrochen erscheinen, entweder verklärt oder aber überdramatisiert. In Ergänzung und im Kontrast zu überwiegend auf Großstädte oder industrielle Ballungsräume konzentrierte Dokumentationen bzw. dokumentationsbezogenen Darstellungen⁹⁹ wird hier eine dörflich-agrarische Region mit ihren völlig anderen sozialen und politischen Traditionen und historischen Erfahrungen erschlossen.

Bei allem kaum zu überschätzenden Wert dieses Quellenbestandes sind aber auch gewisse Einschränkungen zu machen. Die Tatsache, daß der allergrößte Teil der Erlebnisberichte von Angehörigen der einheimischen Bevölkerungsgruppe stammt, ist dabei noch nicht einmal die gravierendste, denn immerhin sind mehrere Berichte von Flüchtlingen (sowie von einigen während der Kriegsjahre aus westdeutschen Großstädten in den Landkreis Celle Evakuierten) in dieser Sammlung vorhanden, und ihre geringere Zahl wird durch die Eindringlichkeit des Geschilderten mehr als wettgemacht. Schwerer wiegt schon der Tatbestand, daß Hanna Fueß weder im Kreisgebiet lebende Displaced Persons noch Überlebende aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen berichten ließ. Dies hätte sicherlich dazu beitragen können, manche Äußerung speziell aus dem Raum um Bergen zumindest ein wenig zu relativieren. Außerdem kommt die Gruppe der in der gewerblichen Wirtschaft Tätigen insgesamt nicht in dem Maße zu Wort, wie dies ihrem tatsächlichen Gewicht im Landkreis entsprechen würde. Hanna Fueß hat sich bei der Auswahl ihrer Berichterstatter sehr stark von den ‚alten‘ Eliten leiten lassen¹⁰⁰. Dadurch wird dann allerdings

⁹⁹ Vgl. z. B. die drei im Rahmen des von Lutz Niethammer geleiteten Forschungsprojektes ‚Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960‘ veröffentlichten Bände: „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn 1983; „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.“ Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn 1983; „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach den Erfahrungen des Volkes in nachfaschistischen Ländern (hrsg. zusammen mit Alexander von Plato), Berlin/Bonn 1985; oder die von Helga Grebing herausgegebene Briefedition Lehrstücke in Solidarität. Briefe und Biographien deutscher Sozialisten 1945–1949, Stuttgart 1983.

¹⁰⁰ Vgl. dazu auch den Prolog.

die Erschütterung bzw. zum Teil bereits beginnende Auflösung der traditionell einheimisch-ländlichen Gesellschaft als Folge der Veränderungen der dreißiger und vierziger Jahre ganz besonders augenfällig.

Neben den persönlichen (Über-)Lebensstrategien in einer unruhigen Zeit sind es vor allem zwei Bereiche, die in fast allen Berichten thematisiert werden: die Angst vor den von den Alliierten befreiten ausländischen Fremdarbeitern, durch die Leben und Besitz als bedroht gesehen wurden, sowie der große Zustrom der Flüchtlinge und Vertriebenen in den Kreis, durch den eine weitgehende Überfremdung befürchtet wurde. Hinzu kommt als ein weiteres wichtiges Thema, vor allem in den Berichten aus dem Raum um Bergen, das Konzentrationslager und das Verhalten der befreiten Insassen. Die Ausdrucksweise spiegelt dabei noch sehr häufig Wort- und Denkmuster wider, wie sie von den Nationalsozialisten forciert worden waren, nebenbei indirekt ein Beitrag zu der Schwierigkeit und der Langwierigkeit, Sprache und Denken zu entnazifizieren. Ganz besonders gilt dies für den in etlichen Berichten immer noch sehr deutlich spürbaren Antisemitismus. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem ‚Dritten Reich‘ und der eigenen Rolle in dieser Zeit findet nur in den seltensten Fällen statt. Immer wieder heißt es, man habe von den Verbrechen (vor allem in bezug auf das Konzentrationslager) nichts gewußt, es sei doch alles im geheimen abgelaufen¹⁰¹, und auch über das Schicksal der Displaced Persons unter der nationalsozialistischen Herrschaft wird kaum nachgedacht. Von einer direkten Betroffenheit über die Geschehnisse während der jüngsten Vergangenheit ist nur wenig zu spüren. Deutlich wird dafür bei fast allen Berichtgebern die Sorge um das Althergebrachte, die Ablehnung des Fremden, die Angst vor dem Neuen, das allgemeine Gefühl einer nicht immer genau festzumachenden Bedrohung der eigenen Welt, materiell wie geistig-lebensanschaulich, mit ihren kaum hinterfragten Lebensgewohnheiten, Orientierungsmustern und Normen.

Die Erlebnisberichte stammen zwar alle aus dem Landkreis Celle, und aus dieser räumlichen Dichte beziehen sie gerade ihre besondere Qualität, denn sie verbürgt, daß das Geschilderte nicht disparat völlig unterschiedlichen Zusammenhängen entstammt, sondern hintergrunds- und situationsmäßig sowie inhaltlich aufeinander bezogen ist. Die Berichte sind aber in ihrer allgemeinen Aussagefähigkeit nicht auf diese eine Region beschränkt, sondern weisen weit darüber hinaus: Exemplarisch an einem Landkreis beleuchten sie die Veränderungen, die ländliche Räume in der Mitte des 20. Jahrhunderts durchmachten, die Unruhe und die Schwierig-

¹⁰¹ Vgl. dazu auch Herbert Obenaus: Haben sie wirklich nichts gewußt? Ein Tagebuch zum Alltag von 1933–45 gibt eine deutliche Antwort, in: *Journal für Geschichte* 2, 1980, Heft 1, S. 26–31; zur weiteren Illustration siehe noch Krizsan (wie Anm. 19), S. 32 f.; Brese, *Erlebnisse und Erkenntnisse* (wie Anm. 28), S. 67 ff.

keiten beim Übergang derartiger Regionen in die ‚Neue Zeit‘: „Der Krieg begann hier erst, als er zu Ende war.“¹⁰²

Zur Edition

Anfang der sechziger Jahre, als feststand, daß sie die von ihr ursprünglich geplante Form der Chronik nicht mehr vollenden würde, übergab Hanna Fueß ihre Aufzeichnungen dem Oberkreisdirektor des Landkreises Celle mit der Bitte, für eine Aufbewahrung Sorge zu tragen, die eine Benutzung der gesammelten Materialien zu einer späteren Zeit ermöglichen würde. Die Kreisverwaltung ließ die zum Teil handschriftlichen und nur noch schwer lesbaren Kladden abtippen und das Material alphabetisch nach Ortschaften ordnen. Das Ergebnis war eine rund 3000 Blatt umfassende Maschinenschrift, die jetzt als ‚Sammlung Hanna Fueß‘ im Archiv des Landkreises Celle unter dem Aktenzeichen 331-01-4 (Fach 281 Nr. 1 und 2) verwahrt wird. Kopien befinden sich im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv Hannover, im Stadtarchiv Celle sowie im Archiv des Klosters Wienhausen; eine weitere Kopie ist im Besitz der Nichte von Hanna Fueß.

Die hier veröffentlichten Texte folgen der Maschinenschrift im Kreisarchiv Celle. Aus den insgesamt rund 350 Erlebnisberichten der Sammlung Hanna Fueß sind 61 ausgewählt worden, die 33 der 93 Gemeinden des Landkreises Celle erfassen. Die Auswahl wurde im wesentlichen von folgenden Leitfragen bestimmt:

- Wie detailliert wird das Ende des Krieges und das Leben in der unmittelbaren Nachkriegszeit beschrieben?
- Von wie vielen Bereichen des (all)täglichen Lebens wird berichtet?
- Wie singulär oder alltäglich sind die geschilderten Ereignisse?
- Wird in erster Linie von Selbsterlebtem und eigenen Erfahrungen erzählt, oder werden eher Gehörtes und allgemeine Wertungen übernommen?
- Werden vor allem die Jahre 1945/46, für die bislang am wenigsten authentisches Material vorliegt, abgedeckt?

Die in diese Edition aufgenommenen Berichte sind nach Ortschaften, die Ortschaften wiederum nach ihrer Lage zueinander im Landkreis Celle geordnet, damit räumlich-thematische Bezüge nicht weit auseinandergerissen werden.

Um die von Hanna Fueß gegebene Zusicherung, die Berichte würden zu Lebzeiten der Erzähler nicht veröffentlicht werden, umgehen zu können, ohne das ihr damals entgegengebrachte Vertrauen zu mißbrauchen, wurden in enger Zusammenarbeit mit dem Landkreis Celle, soweit dies überhaupt noch möglich war, die heutigen Anschriften der Berichtgeber und

¹⁰² Dokument 44. – Mit der Formulierung ‚Neue Zeit‘ schließe ich mich Alexander von Plato an (wie Anm. 99).

-geberinnen bzw. ihrer Nachkommen aufgespürt und die Zustimmung zu der geplanten Aufnahme der Berichte in diese Edition erbeten. Nur in ganz wenigen Fällen wurde diese Einwilligung versagt. Der Regelfall war vielmehr, daß die Anfrage große Freude darüber auslöste, daß ein Interesse an diesen Schilderungen besteht und die damaligen Geschehnisse nicht in Vergessenheit geraten sollen; darüber hinaus wurden in mehreren Fällen auch noch weitere Materialien und/oder mündliche Informationen zur Verfügung gestellt, die in der Zwischenzeit an das Kreisarchiv Celle bzw. an die in Frage kommenden Gemeindearchive weitergeleitet wurden. Aufgrund der Zustimmung können alle Berichte mit voller Namensnennung veröffentlicht werden, was von Anfang an eine Vorbedingung dargestellt hatte, da jede wirkliche Verschlüsselung bzw. Anonymisierung die Authentizität der Texte zerstört hätte.

Die Erlebnisberichte werden in der Regel ungekürzt veröffentlicht. Auslassungen sind nur dann vorgenommen worden, wenn a) längere Passagen sich mit der Zeit vor 1939/45 befaßten, b) einzelne Berichtsstellen allzu persönliche Äußerungen über Mitmenschen enthielten, die dem Persönlichkeitsschutz unterliegen, die aber ohnehin für diese Dokumentation kaum bis gar keinen Informationsgehalt hatten, oder wenn c), in ganz seltenen Fällen, entsprechende Bitten der Berichtgeber bzw. ihrer Nachkommen geäußert wurden, deren Nichterfüllung die Veröffentlichung des gesamten Berichtes verhindert hätte. Alle Auslassungen wurden jeweils mit [...] vermerkt. In verschiedenen Berichten sind einzelne Namen von Nachbarn, Freunden, Kollegen etc. auf Wunsch der Berichterstatter unkenntlich gemacht worden. Abkürzungen, die in den Berichten verwendet wurden, sind in der Regel zum leichteren Lesen und besseren Verständnis an Ort und Stelle durch einen Einschub in eckigen Klammern aufgelöst worden. Ebenso ist mit einzelnen Kurz-Erklärungen verfahren worden.

Offensichtliche Schreib- und Tippfehler sowie Hörfehler bei der Gesprächsmitschrift wurden stillschweigend verbessert, nicht jedoch grammatikalische oder syntaktische Eigenheiten der Berichtgeber, solange sie nicht sinnentstellend wirkten oder eine Aussage völlig unverständlich machten. Es wird gehofft, daß durch diese weitgehende Überlieferung von Hanna Fueß' Gesprächsmitschriften der Charakter der mündlichen Erzählung, soweit dies bei einem geschriebenen Text überhaupt möglich ist, erhalten bleibt.

Die Kommentierung der einzelnen Berichte ist bewußt knapp gehalten. Dadurch sollen die Unmittelbarkeit und die Lebendigkeit dieser Berichte, die ja gerade ihren Wert ausmachen, möglichst unverstellt erhalten bleiben. Die Erzähler und Erzählerinnen sollen unzensuriert zu ihrer Nachwelt sprechen können, mit ihren persönlichen Ansichten und Urteilen. Deshalb wurde auch nicht jeder Irrtum oder jede falsche Wertung in einer Anmerkung korrigiert. Zur allgemeineren Information ist dem Dokumententeil die ausführliche Einleitung vorangestellt worden, sie stellt einen integra-

len Bestandteil der Edition dar. Ein Anhang umfaßt außerdem noch eine Karte des Landkreises und eine Zusammenstellung der Wahlergebnisse in der unmittelbaren Nachkriegszeit sowie kurze biographische Informationen zu Personen, die für den Landkreis insgesamt bzw. auch noch über seine Grenzen hinaus von Bedeutung waren und deshalb in vielen Berichten erwähnt werden.

Die Edition entstand im Rahmen der Arbeitsvorhaben des Arbeitskreises „Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945)“, dem ich für seine Förderung und Unterstützung zu großem Dank verpflichtet bin. Dank zu sagen habe ich auch dem Landkreis Celle, der dieses Editionsprojekt von Anfang an durch alle seine Dienststellen unterstützt hat; ganz besonders muß hier Herr Wolfgang Pfandt genannt werden, der Leiter des Kreisarchivs, der jederzeit mit großer Geduld und Umsicht meine zahllosen Nachfragen und Nachforschungen weit über das dienstlich notwendige Maß hinaus begleitet hat; ein derartiges Engagement dürfte nur höchst selten anzutreffen sein. Unterstützung fand ich auch beim Stadtarchiv Celle, insbesondere durch Frau Sabine Moehnert, sowie bei zahllosen heimatgeschichtlich interessierten Bewohnern des Landkreises. Herrn Joachim Vieritz, Göttingen, danke ich sehr für seine Mithilfe bei der Auswahl der Berichte und ihrer Zubereitung für die Drucklegung sowie bei der Sammlung von Material für Einleitung und Anmerkungen; ohne diese Mithilfe hätte die Fertigstellung dieser Edition erheblich länger auf sich warten lassen. Schließlich, aber nicht zuletzt ist der Stiftung Volkswagenwerk für ihre großzügige finanzielle Unterstützung dieses Projektes sowie dem Herausgeber der Reihe für die Aufnahme dieses Bandes zu danken.

London, im April 1988

Rainer Schulze

Dokumente

Prolog

*Hanna Fueß: Die Chronik des Landkreises Celle, 15.6.1946–15.6.1948
(Rechenschaftsbericht für die Kreisbauernschaft Celle)¹*

Am 13. Juni 1946 wurde ich mit der Chronik-Arbeit für den Landkreis Celle durch die Kreisbauernschaft beauftragt. Seitdem sind die zwei Jahre vergangen, die ursprünglich zur Bewältigung dieser Aufgabe vorgesehen waren. Rechenschaft über diese Wirksamkeit abzulegen, ist mir eine um so liebere Pflicht, als ich der Überzeugung bin: „Was mir nicht geschrieben ist, das ist mir nicht gelebt!“

[...] Eine fast leidenschaftliche Lust zum Werk ließ mich anfänglich die Schwierigkeiten übersehen, die sich mir in den Weg stellen konnten. Ich wurde vielmehr getragen von den beiden Sätzen, mit denen die Bezirksbauernvorsteher meinem Antrage zugestimmt hatten: „De kann dat, un de sall dat!“ Mir war, als ob die Heimat mir ihre zuverlässige, arbeitgestählte Bauernhand gereicht hätte.

Ich hatte mich nun wieder einzuschalten in das alte, ewig neue Wechselspiel der Jahreszeiten. Es war Mitte Juni, die Heuernte hatte das Wort. Das müßte ein putziger Bauer sein, der Zeit zum Erzählen fände, wenn die Mähmaschinen rattern und das Haaren der Sensen auf dem Hofe erklingt. Ein hoffnungsloses Unternehmen, bei der Heuernte Chronikstoff ernten zu wollen. Also das Gegenteil abwarten – Regenwetter! Auch keine reine Freude mit dem heutigen Schuhwerk und den zu schonenden Kleidern auf der Landstraße. Landstraße – ich kann nicht leugnen, daß mich manche Erinnerung gruselig beschlich, dachte ich an die Untaten, die im Sommer 1945 im Landkreise an der Tagesordnung waren.

„Noch geht das Grauen über die Heide ---“, so schrieb mir ein lieber Freund – auch Bauer – warnend für meine einsamen Wanderungen. Aber ich muß dankbar feststellen, daß mir nie auch nur die leiseste Unbill zugestoßen ist, obwohl ich den Landkreis nach allen Himmelsrichtungen durchwandert habe.

Es war für mich selbstverständlich, daß ich die Arbeit auf meinem großväterlichen Hofe in Osterloh anfang, und zwar am Montag, dem 15. Juni 1946. Trotz des Montags entwickelte ich ein ausgesprochenes Glück, denn es regnete sich ein, und die Bäuerin Frau Marie Wallheinke, meine Kusine, hatte Zeit, mit dem Strickzeug bei mir in der Stube zu sitzen. Sie ist

¹ Quelle: Nachlaß Edmund Rehwinkel, NHStA-H: VVP 38, Nr. 837.

eine der besten Erzählerinnen, die ich kenne – wie ihre Schwester Frau Lüßmann in Wolthausen – von einer Lebhaftigkeit und Farbigkeit und vor allem von einer Sicherheit der Erinnerung, die erstaunlich ist. Hier kam dem guten Erzählen auch die Fülle der Gesichter hinzu, was war auf dem Hofe alles geschehen: die Reichspost war dort ausgelagert, der Ort von der SS verteidigt usw.² Meine Schreibhand, des Mitschreibens entwöhnt, mußte ich recken und dehnen in einem stundenlangen Dienst.

So kam ich denn abends zwar wie eine gebadete Katze, aber mit voller Tracht wie eine Imme nach Hause. Klar war mir geworden, daß ich natürlich ein Dorf mit nur einer, wenn auch noch so ausführlichen Zeugenaussage nicht endgültig verabschieden konnte: Der Flüchtling sieht die Geschehnisse anders als ein Bauer, der alte Mensch erhält andere bleibende Eindrücke als ein junger Mensch. Wollte ich ein wirklich gültiges Bild von der Umprägung der dörflichen Struktur durch Flüchtlinge, Krieg und Besatzung erhalten, mußte ich aus vielen Quellen schöpfen.

Deshalb hieß es, ein Dorf wiederholt besuchen, es hieß vor allem, an die richtigen Leute heranzukommen, die regsamen Geistes und mit unbestechlichem Gedächtnis sich die Dinge wieder heraufholten, die doch nun schon ein oder mehrere Jahre zurücklagen. Mir lag daran, die Tatsachen so nüchtern und sachlich zu überliefern wie nur möglich, jede Legendenbildung zu vermeiden. Keinem zu Lieb und keinem zu Leid die Berichte umzufärben oder gar zu klittern. Die Gewißheit, daß alles Archiv-Material bleiben und nie in die Öffentlichkeit gelangen würde, gab dem Berichter immer eine schöne Freimütigkeit. Vor allem vermied ich, der Sache irgendeinen behördlichen Charakter zu geben. Das hätte mir von vornherein alle Wege verbaut. Der Name Edmund Rehwinkel war ein Schlüssel, der immer paßte, das genügte. Aber auch die weite Versippung der Wallheinken – der Familie meiner Mutter – war eine wesentliche Hilfe, jedenfalls im Flaudewell³. Ich wurde sofort mitgerechnet, das ist auf einem fremden Bauernhofe schon sehr viel. Immer wieder aber erfuhr ich auch die große Wertschätzung meines Vaters als Altenceller Pastor und unbeugsamen Welfen. Zuletzt war auch meine Tätigkeit an der ‚Celleschen Zeitung‘ dazu angetan gewesen, meinen Namen weithin bekannt zu machen. So habe ich es wirklich leicht gehabt, in die Festungen einzudringen, die jeder Bauernhof zumal in den Jahren peiniger Hamsterei 1946 und 1947 war. Ich sagte gleich nach der Begrüßung: „Ich will aber nichts: weder Holz, Kartoffeln, Butter, Eier noch Speck!“ Ich habe meine Ehre hineingesetzt, meine Arbeit nicht mit diesen Dingen zu verquicken, so verführerisch das oft gewesen sein könnte. Aber ich bin standhaft geblieben,

² Vgl. Dokument 23.

³ Niederdeutsch für Flotwedel: Niederungsgebiet der Aller im Südosten des Landkreises Celle, heute Samtgemeinde, die die Gemeinden Wienhausen, Eicklingen, Langlingen und Bröckel umfaßt.

weiß ich doch: So etwas spricht sich herum, und ich wäre ein für alle Mal untendurch gewesen. Für ‚Frühstücksjäger‘ hat der Bauer eine ätzende Ironie. Ich reiste mit einem Stück Brot und bewahrte mir so eine innere Unabhängigkeit, habe auch manchmal damit auskommen müssen, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn die Gemeinschaft des Hofes sich zu einem reichlichen Mahle einfand. Mit um so größerer Dankbarkeit erinnere ich mich aber der tausend Freundlichkeiten, an das gütige Nötigen, an manches Ei und manche Flasche Milch oder auch an ein Hasenbrot für die Rückfahrt. Es wurde mir klar, daß der Bauer wirklich keine Ahnung hat, wie der Städter litt und noch leidet an Entbehrungen. Er hat es ja nie am eigenen Leibe erfahren und weiß nichts von Hunger und Kälte aus Not. Ich habe nicht versucht, ihn von der Not der Stadt zu überzeugen, meine Aufgabe lag auf einem anderen Gebiet.

Ich lernte, daß jedes Dorf seinen Angelpunkt hat, um den sich das Leben dreht: in Wienhausen das Kloster, in Lachendorf die Papierfabrik, in Hermannsburg die Mission, in Nienhagen die Industrie. Die Einmaligkeit eines jeden Dorfes als eine Persönlichkeit, als ein Charakter ging mir jetzt erst bewußt auf.

In meinem Heimatkirchspiel Altencelle hatte ich das große Glück, auf Tagebücher zu stoßen, die mir in freimütiger Weise zur Verfügung gestellt wurden. Ich erinnere mich mit Vergnügen an einen Regen-Sonntagnachmittag, wo mein Schulkamerad E. L. mir stundenlang daraus diktierte. Mein Stichjahr war 1938. Von dieser Basis waren die gewaltsam veränderten Linien im Antlitz des Dorfes, die durch den Krieg, die Besatzung und die Flüchtlinge hineingegraben wurden, unschwer zu erkennen. In diesen ersten Wochen hatte ich es gut, schwieriger wurde es, als ich die Dörfer nicht mehr zu Fuß erreichen konnte. Wo die Bahnen unbequeme Fahrzeiten hatten, suchte ich Anschluß an die Reichspost, in der ich ein ideales Beförderungsmittel kennenlernte. Mit den sieben Routen, die täglich von der Fahrpost gefahren werden, hat man die Möglichkeit, in jeden Winkel des Landkreises zu kommen – allerdings bleibt das Zurück der Phantasie des Fahrgastes überlassen. Die Spannung um halb sieben früh auf dem Posthofe war trotz vorheriger Anmeldung immer neu. Die Magie der Zigarette mußte auch hier erprobt werden. Es gibt dann aber auch nichts Schöneres, als so in einen Augustmorgen in einem roten Postauto ins Land einzufahren, wenn noch der Tau silbern im Grase liegt, wenn die Weiden bunt sind von bunten Kühen und wenn alle Gärten mit Armen voll Blumen winken. Ich denke an die Georginen, die in Oppershausen über den Ruinen so überschwänglich blühten und loderten.

Solch ein Fahrtmorgen zeigte so recht, wie wenig wir in Celle von der letzten Phase des Krieges im Landkreise wußten, nun erzählten mir die brandgeschwärzten Häuser-Trümmer in Wolthausen, Oppershausen, Osterloh oder Hermannsburg eindringlich von den Kämpfen, die sich hier abgespielt hatten. Davon erzählten mir 1946 auch noch die einsamen Sol-

datengräber in stillen Waldschneisen - zwischen Hassel und Offen, an der Chaussee nach Eschede, am Kreuzweg in Beckedorf.

Außerhalb meines Heimatkirchspiels war es natürlich für mich ein Kreuzworträtsel, an die richtigen Menschen heranzukommen; ich holte mir in solchen Fällen den Rat des Ortsbauernvorstehers ein, des Pastoren oder des Lehrers. Um mich überhaupt erst einmal über ein Dorf zu orientieren, versuchte ich, Einblick in die Schulchroniken zu erhalten. Dort, wo sie mit Verständnis und Liebe geführt wurden, ergaben sie ein zuverlässiges Spiegelbild des Dorflebens. So durfte ich manche dieser wertvollen Chroniken auswerten, hervorgehoben zu werden verdient die von Südwinzen und von Lachendorf, vor allem aber Wathlingen. Der Wechsel der Stimmung innerhalb der Dorfgemeinschaft von froher Sicherheit und beginnendem Zweifel, das Heraufdämmern der Gefahr, die Häufung der Alarme, der Leerlauf der Verordnungen, die Hoffnungslosigkeit, die Auflösung des Heeres, die durchziehenden Truppen bis zum völligen Durcheinander – bis hier ist meistens nur geschrieben –, das alles spiegelt sich in schlichten Worten eines Mannes, der zu den führenden Kräften des Dorfes zählt.

Eine sehr düstre Quelle für die Veränderung des Dorfbildes durch den Krieg sind die Gefallenenlisten, die ich nach den Kirchenbüchern in mehreren Kirchspielen schon aufstellte. Wie einschneidend wird es sich auswirken, daß die Blüte unserer Bauernsöhne dahin ist. In Altenhagen gibt es auf keinem Hofe noch den Erben. Fast jeder Hof, den ich besuchte, hat einen kleinen Hausaltar, d.h. einen Ehrenplatz, wo das Bild des gefallenen Sohnes oder Bauern mit Blumen geschmückt, von Erinnerungen umgeben, auf die Familie herniedersieht. Viele Pastoren waren im Felde, die Listen der Gefallenen, die seitens der Partei geführt wurden, wurden im Übereifer verbrannt, so ist es oft eine schwierige Arbeit gewesen, diese Listen aufzustellen. Überall aber traf ich auf die freundlichste Bereitwilligkeit seitens der Pastorate und Lehrer, mir zu helfen. Ich habe in den zwei Jahren im ganzen nur zwei Abfahren erlebt, das eine war ein Lehrer, der Schädelmessungen machen wollte und deshalb keine Zeit für mich hatte, das andere eine 78jährige Bäuerin, die begeistert zusagte, aber dann doch ein rührendes Briefchen schrieb: sie sei zu alt, um richtig berichten zu können. Meistens aber sagte der Bauer, wenn ich ihn dingfest gemacht hatte: „Dat is nödig, dat dat alle uppeschreeben wart, dat wart süs doch vergetten, un use Kinner un Großkinner künt sik da überhaupt nich mehr herindenken, wo dat hier tauegahn is. Et is ja för üsch man knappe tau be-griepen!“

Viele unserer Bauern haben Tagebuch geführt, eine unschätzbare Quelle für genaue Angaben. So hatte Frau W. in Bennebstel die Geistesgegenwart gehabt, an jedem der grauenhaften Plünderungstage aufzuschreiben, wer was und wieviel mitgenommen hatte. Immer wieder ist man überrascht von dem soliden Wohlstand, der unser Bauerntum sicher und über-

legen machte. Das fiel besonders auf in den Inventarverzeichnissen der Brandgeschädigten. Welche Lückenlosigkeit an landwirtschaftlichem Gerät, Mobiliar und Textilien. Das gilt aber auch für den Anbauern, ja den Häusling.

Eine Methode für meine Arbeit habe ich mir nie gemacht. Ich ließ mich treiben von der Jahreszeit, von den jeweiligen Verhältnissen auf den Höfen, von den Fahrgelegenheiten. Es ergab sich eben eins aus dem andern.

Sehr eingehend habe ich Bergen zu erfassen gesucht. Ich fand hier sehr verständnisvolle Mitarbeit durch Pastor Ubbelohde⁴ und Landwirtschaftsrat Neumann⁵. Winsen erschloß sich mir durch vielerlei wertvolle Berichte, u.a. des dortigen Flüchtlingsobmanns Stillmark⁶. Hermannsburg und Eschede sind zwar noch nicht ganz erschöpft, stehen vor dem Abschluß, ebenso Beedenbostel.

Ich hatte 1947 das Glück, durch das Auto des Gesundheitsamtes, Besitzer Frau Dr. med. Mathilde Schneider-Brandt, zweimal in der Woche mitfahren zu dürfen zu den Mütterberatungsstunden. Das gab für mich in den jeweiligen Dörfern zwei Stunden Aufenthalt, die ich auskaufte durch vorherige Anmeldung bei den Bauern. Das hat mir fabelhaft weitergeholfen.

[...] Die endgültige Fassung der Chronik denke ich mir wie folgt: Jedes Dorf oder Kirchspiel bekommt eine Sondermappe. In dieser werden die durchredigierten Originalberichte gesammelt sowie die Gefallenenlisten und Schulchronik-Auszüge. Zu jeder Mappe denke ich einen kleinen Kommentar zu schreiben mit einer kurzen Charakteristik des Dorfes und der Berichter. Auf diese Weise behält die Arbeit den Schmelz der Ursprünglichkeit. Besonders dankbar bin ich den Bauern, die mir ihre Erzählungen in plattdeutscher Sprache machten. So erstaunt waren sie meistens, daß ich ebenso gut Platt wie Hoch spreche und schreibe. Dadurch ist in diese Berichte eine große Unmittelbarkeit gekommen. Ich glaube, daß wohl alle – Männer wie Frauen – von der Verantwortung einer wirklich wahren und sachlichen Wiedergabe ihrer Erlebnisse getragen waren.

⁴ Eduard Ubbelohde (1881–1963), 1936–1952 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Bergen, 1945–1946 Mitglied der provisorischen Gemeindevertretung von Bergen.

⁵ Alfred Neumann (1895–1976), Landwirtschaftsrat, 1921–1934 Direktor der Landwirtschaftsschule Dannenberg, 1934–1961 Direktor der Landwirtschaftsschule Bergen, seit 1939 Versorgungsleiter im Landkreis Celle, 1942–1945 Verbindungsoffizier zwischen dem Generalkommando und der Landwirtschaft im Kreis, 1945–1946 Leiter der Stelle für Ernährung und landwirtschaftliche Produkte in Bergen, die zur Erfassung des an die Bevölkerung im Gemeindebezirk Bergen zur Verteilung gekommenen Heeresgutes aus dem Lager Bergen eingerichtet wurde, 1945–1946 Mitglied der provisorischen Gemeindevertretung von Bergen, daneben noch weitere Funktionen innerhalb des Reichsnährstandes bzw. der Kreisbauernschaft Celle, u.a. Vors. der Kommission zur Verteilung der Hilfeleistungen für die durch Kriegseinwirkung geschädigten Landwirte.

⁶ Oskar Stillmark, von ihm Dokument 6.

Wenn man weiß, wie schwer es ist, überhaupt unsere Bauern zum Reden zu bringen, so muß man sich wundern über die strömende Fülle der Einzelberichte. Hinter diesen schlichten Worten steht ein Heldentum, das sich immer nur um den einen Gedanken, um die eine Idee dreht: De Hoff! Unter diesem herben Ethos ist alles ausgerichtet: der Kampf durch böse und gute Zeiten, das Verhältnis zu den Flüchtlingen und die weltanschauliche Haltung. [...]

Dokument 1

Wolthausen: Wilhelmine Speckhahn, Landwirtin
16. September 1947

Bei uns in Wolthausen ging der Krieg los schon in der Woche vom 8. bis 14. April [1945]. Am Montag, dem 9. April, als wir früh gerade aufstehen wollten, kam ein Auto auf den Hof gefahren. Wir fragten: „Was ist denn los?“ Es war ein Auto von der Wehrmacht. Sie wollten hier in der Hofecke ihren Funkwagen aufstellen, von hier wäre so schön das freie Gelände zu übersehen. Überall im Dorfe standen schon Wachen aus. Ich kochte drei Tage für die Mannschaften vom Funkwagen Erbsensuppe, es waren ein Unteroffizier und zwei Mann.

Wir waren hier auf unserem Ende bald ganz allein geblieben, fast das ganze Dorf hatte sich in einem Waldstreifen westlich des Dorfes, ‚Lüßmanns Fasse‘, zurückgezogen. Sie hatten alle Angst, daß sie beim Brückensprengen unter ihren Häusern begraben würden. Aber wir hatten das Gefühl, die Brücke kann uns nicht viel ausmachen, und wir haben einen schönen Keller. Außerdem sollte das Brückensprengen bekanntgegeben werden, dann war es ja immer noch früh genug wegzugehen.

An dem Abend, wo die Brücke gesprengt werden sollte, ich weiß den Tag nicht mehr ganz genau, kam unser Nachbar Peters – seine Frau schlief im Walde mitsamt ihrem kleinen Hund – zu uns in den Keller und sagte: „Jetzt macht euch bereit! Es geht los!“ Ich lief schnell hin und machte Türen und Fenster auf, kaum war ich wieder im Keller, da kam ein Ruck – und dann war schon alles vorbei, und die Brücke war gesprengt. Die Straßensteine waren uns auf den Hof geflogen. Einige Dachziegel waren auch kaputt, aber das war auch alles, und wir hatten es überstanden.

Nebenan die Häuser waren allerdings sehr beschädigt. Und deswegen hatten die Leute nun schon acht Tage beinah im Walde kampiert. Einige Leute wie Knoops, Dettmers und Hellmanns kamen zurück aus dem ‚Fasse‘. Lüßmanns kamen nur zum Viehfüttern zurück, schliefen aber sonst weiter im Walde.

Wir dachten schon, der Krieg kommt hier nun gar nicht mehr durch, da hatten wir uns aber verrechnet. Denn nun wurden Geschütze aufgestellt. Im Gendarmenhouse lag ein Major, der das Ganze leitete, er ist nachher gefangengenommen, wollte noch mit seinem Personenwagen weg, der ist ihm aber kaputt geschossen, ich sehe ihn noch bei Gehrken vor der Tür sitzen und den Kopf hängen lassen, wie so ein Häuflein Unglück.

Am Mittwoch abend, dem 11. April, stand noch der Funkerwagen auf unserem Hofe. Die beiden Mannschaften, die nicht das Gerät zu bedienen brauchten, schliefen in unserer Küche, auf dem Fußboden der eine, der andere auf dem Sofa. Es war ein fürchterliches Gesumme in der Luft, der Engländer sollte bei Fuhrberg stehen, und ich dachte an meine Verwandten, die in Fuhrberg wohnen. Alle Bewohner des Hauses schliefen unten, damit man schneller in den Keller kommen konnte. Da kommt in dieser Nacht meinem Mann was Menschliches bei seinem Darmkatarrh an, und er will schnell auf den Hof, denkt nicht daran, daß in der Küche ein Soldat auf dem Fußboden liegt auf seinem Strohsack, und stolpert über den rüber, der springt auf und denkt wohl, das sind schon die Engländer, und greift sich meinen Mann, es wurde ein Heidenspektakel, bis sie sich verständigt hatten.

Aber dann dachten wir wirklich, es ginge los mit dem Kriege, denn da brüllte es in Hambühren auf, ein ganz schreckliches Getöse! Wir machten, daß wir in den Keller kamen, aber die Funker beruhigten uns, das wären bloß Sprengungen¹. Sie sagten auch: „Bleiben Sie bloß in Ihrem Hause, wenn die Front durchrollt, das ist kurz und schmerzlos!“ Wir sahen uns nun das Feuerschauspiel von Hambühren vom Kammerfenster aus an, es war ein Feuerregen, der da herunterkam. Wir hätten nicht geglaubt: das ist die Front! Jetzt machen sie Celle kurz und klein! Aber die Funker beruhigten uns, dies wäre für uns noch nicht schlimm, es wäre ganz bestimmt Hambühren. Aber sie müßten nun weg, und bald war der Funkerwagen von unserem Hofe verschwunden.

Am anderen Morgen holte der Vater unseres Hamburger Jungen seinen Jungen auf dem Motorrade weg. Dann waren ein paar Tage Ruhe und Frieden. Die Leute kehrten langsam aus dem Walde zurück. Soldaten kamen aus Winsen und bauten Panzersperren. Ich wußte nichts Besseres anzufangen, als mein Haus gründlich fein zu machen, zu einer anderen Arbeit hatte man doch keine Lust. Am Sonnabend, dem 14. April, habe ich noch den Keller aufgeräumt und Dahlien gepflanzt. Ich fand auch die Haspel, die ich geliehen hatte, und ärgerte mich, daß ich sie nicht rechtzeitig wieder retourengegeben hatte, ich versteckte sie denn noch, so gut ich konnte.

So zwischen fünf und sechs Uhr abends kamen sie hier vorbei mit einem englischen Parlamentär, dem waren die Augen verbunden, an jeder Seite

¹ Zur Sprengung der Munitionsanstalt Hambühren vgl. Dokument 10.

ging ein deutscher Soldat. Wir wußten erst nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber er verhandelte wohl mit dem deutschen Major. Ob Wolthausen übergeben werden sollte oder nicht. Das hat wohl ziemlich eine Stunde gedauert. Als ich ihn zurückführen sah, sagte ich: „Der hat nun unser Schicksal in der Tasche!“ Er wurde ins Dorf zurückgeführt. Nachher hörte ich, die Deutschen sollen ihn gar nicht ausgeliefert haben, sie haben hier noch spät einen Mann in den Bunker eingesperrt, und man hat ihn nicht wieder herauskommen sehen! Es heißt dann auch, er hätte seine Papiere nicht gehabt. Aber Genaueres weiß ich nicht.

Punkt acht Uhr abends am Sonnabend, dem 14. April 1945, fiel der erste Schuß. Ein Kanonenschuß! Ich sagte: „Die meinen uns doch nicht! Die schießen über uns weg weiterhin!“ Peters kam aus dem Walde, füttert und wollte dann wieder in den ‚Fasse‘. Aber das Artilleriefeuer überaschte die Zurückgekehrten, und nun kamen sie alle in unseren Keller hinein. Das Schießen dauerte unaufhörlich. Um halb elf sagte mein Mann: „Will mal sehen, ob es brennt! Ob man wo helfen muß!“ Aber es war nichts los. Das Schießen blieb immer im Gange. Um dreiviertel elf kam mein Mann herein in den Keller und sagte: „Wir sollen räumen!“ Die Flieger kreisten auch über uns. Wir beratschlagten nun, daß wir auch in den Busch wollten hinter der Mühle. Ich trieb jetzt: „Bloß weg, bloß weg!“ Wir packten auf zwei Handwagen die Betten rauf, Lebensmittel, Zeugkoffer, das Vieh mußten wir hier lassen.

Nun waren zwischen Dettmers und Köhns zwei große Minen eingegraben, zwei Bäume waren abgehackt und auf die Straße umgelegt. So mußten wir mit unserem Handwagen durch den Straßengraben, das erste war, daß wir umkippten. Unser Flüchtlingsjunge hatte als erstes natürlich seinen Tornister aufgehuckt, dann nahm er unseren schwarzen Terrier ans Band, Aldinchen, und so ging's los in den Wald.

Auf dem Mühlenweg hatten sich zwei Posten eingegraben, die hatten den Befehl über den Mühlenweg und wollten uns nicht gern durchlassen. Wir konnten auch nur schlecht über die Schleuse kommen, und einmal hatten wir [den Wagen] schon umgeschmissen, schließlich fanden wir dann das Brett über den Graben und den kleinen Weg nach dem Stall in Lüßmanns ‚Merfelde‘. Es war volles Artilleriefeuer. Ich hatte keine Angst, ich dachte immer: „Die schießen nach Offen! Was wollen sie auf uns schießen! Wir wollen ja keinen Krieg!“ Schließlich waren wir im Wald angekommen. Da beschlossen wir, noch einmal zurückzugehen, und wollten die Räder und die Kühe auch noch holen.

Meinem Mann sein Rad hatte ihm ein deutscher Feldwebel schon vorher weggenommen, aber unsere anderen Räder hatte ich über dem Kuhstall im Heu versteckt. Ich habe dann die Kühe mit rausbringen helfen, und die Männer sind mit den Kühen nach dem Busche getrieben. Ich zerrte nun im Stickedunkeln unsere Räder aus dem Heu und brachte sie an die Straße, ich mußte mein Rad aufpumpen, konnte aber in der Hast

das Ventil nicht finden und habe immer das Rad gedreht und gedreht, endlich ging es. Nun los nach dem Busche! Bei den Minen standen Posten, ich wieder durch den Straßengraben: „Posten“, rief ich, „wir kommen noch mal, wir haben unsere Räder nachgeholt!“ In dem Augenblick kam eine Granate, das Feuer flog mir um den Kopf – da bin ich dahintergekommen, daß sie doch auf Wolthausen schießen, etwas bange bin ich da doch geworden und war nicht mehr so dreist. Der Meister aus der Mühle hat mir dann die Räder abgenommen.

Die Kühe hatten wir auf dem ‚Bockwerder‘ hingestellt, aber sie brachen immer wieder aus, und als Peters vom Hause zurückkam, begegneten sie ihm schon wieder auf dem Mühlenwege. Da haben wir sie im Wagenschauer von der Mühle angebunden, aber sie waren so unruhig, daß wir sie wieder zurück in den Stall gebracht haben. Wenn sie nicht wollen, laß sie da ihre Gefahr stehen.

Wir sind dann nach dem Wald zurück und haben unsere Betten ausgebreitet und haben geschlafen, es kamen noch mehr Leute, die nachts Angst gehabt hatten herauszugehen. Das Artilleriefeuer hörte um zwölf Uhr auf. Wir schliefen fest, den kleinen Hund zwischen uns. Dann zogen wir uns noch weiter in den Wald zurück, wo wir noch mehr Schutz vor den Fliegern hatten. Wir waren im Walde ganz vergnügt, haben sogar mal eine Zigarette geraucht, aber es war wohl Galgenhumor. Haben auch Feuer gemacht und Kaffee gekocht, haben es aber schnell wieder ausgemacht wegen der Flieger. Tiefer im Wald trafen wir einen Landser, der lag in einer Kuhle und schlief, er war schon bei Nienburg [Weser] getürmt. Nun flogen die Kugeln wieder, und es knisterte in den Bäumen von den Geschossen. Gegen Mittag zogen sich unsere Soldaten durch den Wald zurück. Aber die Engländer hatten gesehen, daß die Soldaten hier herübermachten und schossen hinterher. Gegen Mittag wurde es ein bißchen ruhiger.

Da sind mein Mann, Peters und Habermann bis an die Mühle gekrochen, um zu sehen, was im Dorfe los war. Da sahen sie: unser Haus steht noch, Peters Haus ist nicht mehr, Bauer Hellmanns hat um zwölf Uhr angefangen zu brennen.

Eine kleine Stunde später wagte ich mich bis an den Hexenberg vor und sah auch, unser Haus ist unbeschädigt. Auf der Straße rollten schon die ersten Panzer. Da kam unser Vater: „Nun brennt unser Haus auch!“ Nachbarn kamen: „Macht doch, daß Ihr nach Hause kommt, Ihr könnt noch was retten!“ Wir also schnell los. Aldinchen hatte noch einen Schreck, denn der große Mühlenhund stieß ihn ins Wasser. Je weiter wir nach Hause kamen, hörten wir unsere Kuh Amanda im Stalle heulen: „Huhhhhh!“ Aber wie wir auf die Straße kamen, kam sie uns schon entgegen und wollte in die Weide, hatte den Kopf aus der Kette gezogen. Das erste, was wir sahen, war die Extramütze von unserem Schwiegersohn, mit der die Engländer Fußball spielten.

Zwei Engländer standen vor dem Hause, der eine sagte: „Your house?“, der andere ging ins Haus, hatte gleich die blaue Luftschutzbinde von meinem Mann in der Hand und sagte: „Nicht gut!“ Hier im Hause war Sodom und Gomorrha. Aus dem Fotoalbum waren die Bilder gerissen, vor allem die Soldatenbilder von der SS. Keine Schieblade war übersehen, keine Ecke, kein Buch aus der verschlossenen Kiste, von meinem Schwager war das Silber weg, drei Koffer, die Freunde hier untergestellt hatten. Unser großes Radio, alle Handtücher waren weg. Die Wäsche hatten wir meist vergraben in großen Kisten, die ist nicht gefunden worden. Unser Stall ist mit seinen Schuttmassen daraufgestürzt. Wo sonst was vergraben lag, haben die Russen alles mit langen Eisenstangen abgetastet. Da war auch die Kiste mit dem Jagdgewehr und der Munition.

Unser Schwiegersohn Rudi Frieling war in Langelsheim [bei Goslar] als Soldat, der kam gleich nach hier an, und das war gut, denn später wäre er von den Russen und KZ-Leuten geschnappt, die haben die einzelnen alleinreisenden Soldaten nach dem Engländer hingeschleppt.

Also, wir kamen vom Mühlenwege auf unser Haus zu, der Stall brannte, und es fehlte nicht viel, dennso wäre das ganze Haus auch heruntergekommen. Aber Gott sei Dank, unsere Pumpe ging. Wir hatten den Landser, der im Walde schlief, mitgebracht, der hat sich wirklich tatkräftig an die Rettung unseres Hauses gemacht. Hier über der Pumpe fiel Feuer herunter, und über der Waschküche glimmte das Heu weiter, der Bodenraum brannte. Trotzdem daß eine Zementwand dazwischen war. Ich schleppte Wasser und immer wieder Wasser nach oben. Da sagte der Soldat: „Haben Sie keine Feuerluftschuttspritze?“ Die hätten wir man gleich nehmen sollen, wie wir die im Gange hatten, ging das ‚wittsche, wittsche‘, immer gegen die Sparrenköpfe, die schon angebrannt waren. Wilhelm Peters kam und hat alles Glimmende runtergeworfen, und bald war unser Haus aus der Gefahr heraus. Abends um dreiviertel zehn haben wir endlich was zu essen gekriegt. Peters haben dann sieben Wochen hier ganz gewohnt.

Wie das mit dem Brennen eigentlich gekommen ist, hat uns Johann Friedrich Dettmer erzählt, der war bei den Celler Nebeltruppen² und hat hier mit der kämpfenden Truppe in Peters Garten gelegen: Ein Panzer ist angerollt vom Dorf bis ungefähr nach Hoppenstedts, den haben die Deutschen abschießen wollen, der zweite ist bis Papenburgs gekommen, wahrscheinlich ist aus Peters Garten geschossen. Unser Stall ist dann von Peters Stall angesteckt. Die zweite Salve ist auf Fräulein Müllers Bretterwand

² ‚Nebeltruppen‘ oder ‚Nebler‘: (volkstümliche) Bezeichnung für Einheiten der deutschen Wehrmacht, die mit Nebelwerfern ausgerüstet waren, einem von dem Raketenpionier Rudolf Nebel bereits 1915 entwickelten, aber erst im Zweiten Weltkrieg zum militärischen Einsatz gekommenen sechsrohrigen Raketenwerfer. In der Stadt Celle war seit 1937/38 eine größere Nebellehr- und -versuchsabteilung stationiert.

gegangen, die ist ja dann auch ganz aufgebrannt. Die Soldaten sind dann weggekrochen nach der Örtze. Dann sind sie bis in den Wald gekrochen. Lockow Kusters Vater hat den Soldaten den Weg gezeigt nach Wittbeck zu Sülzers. Johann Friedrich Dettmer hat in Wittbeck geweint: „Ich habe meine Pflicht nicht getan!“ Sein Onkel Richard Sülzer hat ihm dann einen Polen mitgegeben nach Winsen.

Es war schrecklich in den Tagen, wenn es hieß: „Sie jagen wieder einen Soldaten!“ Wie oft haben wir einen hereingeholt, wir waren so viel Menschen, sie durften ihm nichts tun. Dann haben wir solch einem Menschen zu essen gegeben und haben ihm die Karte gezeigt und den Weg über die Mühle durch den Wald, das war nicht so gefährlich als auf der Straße. Dann haben wir auch noch erfahren, daß in Fräulein Müllers Garten ein Maschinengewehrschütze gesessen hat, der hat so furchtbar gegen die Engländer gefeuert, jedenfalls hat der das Feuer hierher gezogen. Hellmann hat seinen Brand nur mit Frauen gelöscht. Schlachter Knoop meint, daß Lüßmanns Haus vielleicht auch noch zu retten gewesen wäre, wenn sie hier gewesen wären.

Mein Mann hat noch mit bis um elf gelöscht. Dann gingen wir wieder im Keller zur Ruhe, da klopfte es, ich raus aus meiner Kartoffelkiste, da stand ein Engländer mit Gewehr im Anschlag: „Mann?“ fragte er, er meinte den Landser, den wir mitgebracht hatten. Sie kamen dann herein und haben die Papiere nachgesehen, konnten da aber nichts von lesen, sie haben dem Mann nichts getan. Er wollte nach Braunschweig, er hat uns seine Feldflasche dagelassen und gesagt, er käme in 14 Tagen wieder und holte seine Sachen, aber er ist bis heute noch nicht wieder dagewesen. Er hat uns tapfer geholfen. Es war ja bei Todesstrafe verboten, deutsches Militär zu beherbergen, aber wir haben ihn doch behalten. Wir haben ihm dann, als er weg mußte, den Weg über die Schleuse bei der Mühle gezeigt. Er kam dann durch den Wald wieder an die Straße, und die war ziemlich sicher, weil ja die Brücke kaputt war. Rundumher sah man die Brände in jenen Tagen am Horizont, ich muß immer daran denken, was wir in der Schule gelernt hatten: „... von der Dörfer, von der Städte wildem Brande mächtig strahlt!“

An diesem Abend, als wir gerade mit Löschen soweit waren, fielen um elf Uhr drei schwere Schüsse: „Jetzt brennt Lüßmanns Fasse ab!“ So war es denn, die Engländer haben geglaubt, daß in der ‚Fasse‘ ein Soldatenlager wäre. Lüßmanns waren inzwischen schon hier im Dorf. Als wir gegen Abend um sechs noch löschten, schwarz wie die Neger, kommt unsere Kuh Amanda ganz allein von der Weide herein, steht im Nachbargarten und guckt nach dem Küchenfenster, als wollte sie sagen: „Nun wird’s Abend, wo soll ich hin?“ Ihr Stall war ja in Brand. Nun hatten wir Ausgehverbot, da haben wir ein weißes Tuch um einen Stock gebunden und haben Amanda mit bei Hoppenstedts untergebracht. Unsere Hühner haben wir in einem Kasten mitten in die Trümmer gestellt, aber der Wind

warf von der Giebelwand Trümmer herunter, das war auch gefährlich, jeden Abend haben wir sie nach dem Boden gebracht und haben sie ziemlich gerettet. Den Rest von unserem Eingeschlachteten haben die Russen weggeholt, bloß die Schinken im Keller, die in Säcken steckten, haben sie nicht gefunden, obwohl der eine Russe beinahe über den Schinken gefallen ist. Auch den Marmeladeneimer, der direkt am Wege stand, bis oben hin voll Zucker, haben sie nicht gefunden, trotzdem sie in einem fort „Raffinad“ sagten. Es zog mir kalt über den Rücken, als er so dicht bei meinen Kostbarkeiten stand, ich glaube, ich hätte ihm einen mit dem Luftschutzhammer über den Kopf hauen können. Was macht man in einem solchen Zorn! Und dabei sind sie bei uns noch glimpflich verfahren, bei Pralle und Knoop haben sie ganz anders gehaust, und die Mühle haben sie ganz ausgeraubt.

Ein furchtbares Unglück wurde hier durch die Unvorsichtigkeit von spielenden Kindern heraufbeschworen: Wir waren auf dem Dach und hingen Dachpfannen auf, da schossen Jungens eine Panzerfaust ab, ich flog zusammen, und da kam auch schon unser Flüchtlingsjunge nach Hause, der dabeigewesen war. Ich habe ihn furchtbar ausgeschimpft. Er war gewarnt. Es war am 7. Mai, unsere Kuh mußte kalben, ich gehe also nach Hoppenstedts und passe auf, da knallt es ganz furchtbar. Ich dachte: „Da ist ein Reifen geplatzt!“ Da kommt die Kleine auf den Hof und ruft: „Mamma, da sünd drei Kinner dot, Christa un der ut Hamborg, un Horst Wiese is ok dot!“ Ich so schnell ich kann nach Hause, als ich um die Ecke komme, höre ich die Frau schon immer rufen: „Mein Junge, mein Junge!“ Da lag unser Horst Wiese auf dem Hofe in einen Russenmantel eingeschlagen, nur noch ein unförmiges Bündel blutiger Fetzen. Die Kinder haben an der Örtze gespielt und haben sich erzählt: „In der Örtze liegt schwere Ladung, wollen die mal angeln.“ Horst schiebt die Mine und schippert sie weiter, und da ist wohl die Zündung losgegangen. Ein Kind ist von der Örtze mitten auf die Straße geflogen, das Hamburger Kind soll sich noch mal gemeldet haben. Die Mutter hat in der Sackschürze ihr totes Kind hereingeholt, es ist grauenhaft verstümmelt gewesen. Wahrscheinlich war es so, daß unsere Wehrmacht die Furt durch die Örtze vermint hatte, damit, wenn schon die Brücke gesprengt war, auch dieser Durchgang unpassierbar sei. Mir hatten schon einmal die Russen diese Stelle im Wasser gezeigt und gesagt: „Nich gut!“

Voriges Jahr sind die Minen, die hier noch lagen, von den Engländern gesprengt, es hat aber nicht sehr viel geballert.

Dokument 2

Hassel: Marie Krüger, Altbäuerin

22. April 1948

Dat was den 29. Oktober 1945 gerade up use Emma Geburtsdag. Dat wär noch en betten bösertig oberall. Da woll use Vader, wat min Mann is, nah Celle. Ik sä: „Heinereich, fäuer nich mit Rad nah Celle, dat is noch tau gefährlich!“ – „Denn fäüere ik mit Rad nah Sülten [= Sülze, nordöstlich von Hassel]!“ – „Un abens ist all düster!“ – „Ik mag jo ne Gelegenheit kriegen, ik kann ja min Rad in Sülten stahn laten!“

Un hei hat denn ok nahmiddags dat Rad bi de Kleinbahn stahn laten und hat eluert up ne Gelegenheit. Kücken up Celle hat öhn da begegnet un seggt: „Heinrich, bist du dat?“ – „Ik luer up en Auto mit hendal tau rutschen!“ Et kummt aber kein Auto, un hei fäuert mit de Bahn um seeben nach Sülten. Un denn fäuert hei mit Rad nach Hassel.

Den unglücklichen Abend was saune Bande bi Timmen öhre Flüchtlinge, de sünd woll estört, eher dat se an Slag komen können mit öhre Slechtigkeit, man könn dat Spoor seihn, dat se weglopen sünd aber Grahlen öhr geplözgtet Land. De hett denn glieks in [Gastwirtschaft] ‚Grünenwald‘ anneraupen: „Sofort kommen!“ Aber de Banne ist weglopen an de Schaseh von Sülten nach Hassel, Grahler hatt naheseihn, wo se trippelt sünd. Da is use Vader jüm woll ine Möte komen, da hett sei öhn woll vont Rad runnerstött, un denn sünd so ober de Legden rober gahn an Feldweg und hett öhn siene Geldmappen un siene Uhr plünnert un sünd mit öhn noch hunnert Meter weg, un da lag hei. Aber dat wüssen wie ja nich. Wir luern und luern, un use Vader kam nich, taulest keimen wie up den Gedanken, hei wörre bie usen Pächter in Sülten bleeben un herr da slapen, dat hei bie Düstern nicht mehr nah Hassel woll. Ik könn kein Ooge full Slap finnen de Nacht. Den annern Morgen, et was noch düster, segge ik tau minen Sohn: „Heinrich, gah nach Sülten, villicht hat Vader von de Räuberbanne hört un hat sik seggt: ‚Saßt in Sülten blieben un bie usen Pächter slapen!‘“ Heinrich kam wedder von Sülten: „Hei ist keinerwärts wähn, de Räuberbanne mut öhn gerade in Hals lopen wähn!“ Ik glieks nach Sülten mit Rad un sprok mit en Dolmetscher: Sei herrn keine Zivilperson seihn un keinen verhaft. Ik glieks wedder trügge nah Hassel, vorn Dorpe warrn all 15 Mann, de stunnen da un wollen usen Vadern säuken. Wie wollen just los, da kam ein Schaulkind anlopen: „Wie wollen nahn witten Räubetrecken, da liggt Kräugers Vader langutreckt up en Feldweg.“ Da lag hei! De Feldweg was mit Gras oberwussen, et was nicht tau seihn, wat se mit öhn uppestellt hett, ik güng uppe Knei ligen, da was kein betten Blaut tau seihn, aber sinen witten Taschendauk, den herre hei sau wisse inne Hand, da was ein luttjen Drüppen Blaut in. Wenn ik an düt lüttje Betten Blaut denke, dat hei sik dat noch afewischt hat, denn könn ik

knappe wedder uphöörn mit Weenen. Use Vader herr sine gräune Winterjoppe an, öhn fehle siene Mütze, un siene Schuh herrn se öhn uttreckt. Heinrich seggt: „Wütt sien Hemd upmaken, ob hei Wunne hat“, wie maken siene Bost up, de was sau witt, un sūs herr hei sien Tüg ok alle an. Up einmal reip ein: „Wat is denn da?“, un güng 30 Meter füdder um en luttjen Busch an Wege, da lag de Landser Hornbossel, de is von ‚Grünenwald‘ ekomen un mutt düsse Banne entgegenkome wähn, denn siene Karten leigen zerfetzt, hei wos splitternakt utetogen un was sau zernicht. Ja, wenn use Vader en natürlichen Dod estorben wär, aber sau is da nich ober wegtaukomen.

In de Dage vor den Einmarsch, dat was en 15. April, da keimen de Bannens scharenwiese uppen Hoff, da leigen hier up jeden Hoff 200 Mann. Use Vader sette sik uppe Schufkahre, wo wie en Bedde upelegt harrn, dat hei wachen woll, un Emma un ik seiten uppen Holtkasten inne Küche.

Sönndag, den 22. April, sünd wie hier düchdig beklaut worrn. Use Emma herr allerhand ingrawt: Lebensmittel, ne Kiste mit de besten Kleeder, dat herrn wie in Holtstall ebrocht un da wedder Holt oberbrocht, aber dat hett se funnen. Den einen Dag mößte use Vader de kranken Russen un Polen nahn Krankenhuse fäuern, dat gäng umme bie üsch Buern in Hassel, hei namm de besten Päre und fäuere um Klocke ölben weg. Dat wort achte – Vader kamm nich, ik herr ne Angst! De Tied was tau schlecht! Umme halbig nin kam use Vader in: Pärdecken un Pietsche inne Hand: „Päre un Wagen sünd mik wegenohmen, wo et nach Boye gaht, sünd wie saun Buschweg efäuert, un da hett se mik von Wagen stött: ‚Weg hier, du Gauner!‘“ Sah kam hei in tau Faut. „Nu will ik man dat ole Pärduddern“ ... et was weg! Den einen Dag drei Päre und de Wagen, in Melendorp hett wie den Wagen widderefunnen. Bi de annern Buern is ok eklaut, bi Hornbossels hett se fürchterlich wüt un klaut. De Russen herrn Stöcker mit Spitzen, da hett allens mit afstaken bit int Heidschuer, aber sūs hatt et kein Minschenleben köst. Bloß use Vader hett sienen Geist upgeben mößt. Da kann en nich wedder ober wegkome! Den Förster ut Wallerholt [= Waller Holz, westlich von Hassel] hett se in sienen eigen Huse mit de Aexe totslahn. In Winsen stunnen up einmal sebben Liegen obere Eere. Use Vader ist ut sienen Hobbe beerdigt. Et ist en Wunner, daß use Hus nich uepebrennt ist. Wenn düt Koken losgüng uppen Hoppe, sau dröge wiet was. In Busche brenne dat in eins weg, wenn ik uten Fenster kieken deh, was de Himmel rot in Osten un Westen un Süden, luter Fier. As Wulthusen [= Wolthausen] brennen deh, hatt se in Offen seggt: „Nu brennt woll gans Hassel af!“ Hemmen in Wulthusen sünd 80 Morgen Holt afebrennt. Hier keimen sie an: „Heinrich, diene Besamung in Wallerholt is afebrennt!“

Den 24. Juni kam all use Heinrich in, sau flink was hei entlaten, un use Vader freue sik: „Nu will ik mik en betten bequemer maken, dat Heinrich ewedder da is!“

In Wulthusen sind 17 Gebäuden afebrennt. Wie hett Glücke hat, wie können in usen Huse blieben. In Wulthusen müssen se rut, und da is alles klaut. In Wulthusen is use Dochder verheirat. In 14 Dage kreigen se da ein Zimmer wedder, die Schwarzmeerdeutschen können aber in Huse blieben.

[...] Nu woll ik von den Sönnndag vertellen, wo wie sau beklaut sünd. Dat was den 22. April. Da keimen de Russen uppe Däle un gliecks de Boddentreppe henup und de annern glieks innen Keller. Wie herrn bloß noch 12 Hühner, de herrn wie uppen Haubodden insparrt, twei hett se glieks den Hals afreten, alles hett se mitnomen. Use Oma lebe noch, de was 94 Jahr old, de einen Schweinehund kam bie öhr inne Kamer, hat de ganze Gardrobe utrümt un ist mit en gansen Arm full Tüg afgahn, min einzig Por nie Schau herr nahher saun KZ-Luder von Fruensminsche anne. Ich henn un segge: „Meine Schuh!“ Un dat Luder hatt se warraftigen Gott utetrocken. Ik heff miene Schau wedderkregen.

Dat ik da up kome: In usen lüttnen Huse wohnt nu use Dalöhner mit siene sessköppige Familie. De kriegt 40 Ztr. Katuffeln, den Dag fief Mark, twei fette Swiene, den Dag twei Liter Melk. Melk, Swiene un Kartuffeln mut hei betahlen. Hei mut sämtliche Arbeiten middemaken, de Frue helpt, wenn wie se nödig hett for Daglohn. Hei kriggt denn ok noch teihn Meter Brennholt un en Fäuer Telgholt, dat wird denn glieks mit de Kreissäge trechtmarkt.

De Melkwirtschaft is in Oogenblicke gans strenge. Wie schütt 2033 Liter un 61 Prozent lieuern, un dat künnt wie in Hassel nich, wo de Käuhe saun langen Weidegang nah Wulthusen hett, ers frät se sik satt un denn den langen Weg mit de Melk, dat gift Verlust. Behrens-Timme woll dat reklamieren, dat Hassel dat nich upbringen kann. Wie sütt keine Melk verbruken. Aber wo bliwt de Bodder for de Normalverbraucher? Gistern hett wie 125 Gramm kregen. Wo lange wie da mit utmöt, dat weit wie nicht.

In de Bannentied – wenn wie denn melken dehn, täuben all ümmer 40 Mann, wie müssen se man rasch dorchfreihn, süs was de Fullmelk weg. Die Russen hett bie Timmen de Käuhe sülben molken. 17 Swiene hett se üsch weggehalt, Schape un Rindveih hett se bie üsch nich enohmen. In de Tied, as de Russen hier wörrn, geif sik de eine as en Offizier ut un deh, as wenn hei üsch schützen woll. In die Tied hern wie man blos noch drei drähdige Sögens. Da stund ein von de Russen in Stall mit de Äxe. Ik reip: „Nix totmachen! Bald Kleine!“ und reip nah düssen Offizier: „Paul! Paul!“ Hei kam dann ok glieks: „Nix hier! Raus!“ Use Martha ut Wulthusen reip an: „Hett ji noch Swiene beholen?“; da hett wie Marthan ne Su schenkt. De Käuhe hett wie ok beholen. Twei Lammer het wie Marthan ok geben, sau hett wie üsch ümmer ein en anner holpen. Ik weit nich, ob sik jensiet Celle ok saune Horden lagert hett.

Ik mut da noch ümmer an denken, daß use Hoff nich in Füer hochgahn is. Se herrn sik Strohütten markt, un da koken se in in Kokelöcker. Dat düs nich brenen worrn is un gans Hassel is afbrennt! Wenn use Vader sau

junge Bengels mit Zigaretten uppe Däle androp, herrn se glieks en paar in Nacken.

De Russen halen sik de Katuffeln ute Mieten un uten Keller, sei herrn Pärđ un Wagen. Ein Pärđ hett se öhn schenkt, saun luttjen Voss, usen Vater. De Russenpäre sünd nahher alle awliewert bie Wessel in Müden. Et heite denn, up en Platz in Belsen wärre an Päre antaukomen. Wie reipen Schulze in Belsen an. De säh: „De Päre köst ers mal gar nicks! For Päre for jük sorge ik! Ik heff all wekke uppen Hoff in minen Stall!“

Michel kam un bröchte üsch de Päre. „Heinrich, wat sünd denn dat für Päre?! Da kann en sik nich uppe Strate mit seihn laten!“

Die Päre herrn überhaupt keine Harre mehr! Bien Smad Buhr in Sülten möch sik use Sohn nich mehr mit de Päre taun beslahn seihn laten: „Wo hest du denn de Päre herfunnen? Dien Schwiegervader herr dik man bättere besorgen sällt!“ – „Mudder, ik heff mik orntlich schämt!“

Nu wort dat Winter, de Päre herrn dat gut un kreigen Maut un güngen los – saune schöne Päre hett wie überhaupt noch nicht ehatt. Use olen Päre worrn ümmer snuben, güng dat ober de lüttjen Brügggen uppe Wischen, sau wie se dat Water sichtig wärrn. Ik sä, as düsse taun ersten Male mit de Meihmaschine nah Wisch söllen: „Fleigt man nich vonne Maschine!“ Düsse gaht en eben Schritt. Wenn bit Holtfäuern de Maratz bet an de Pansen gaht, denn treckt se mit en full Fäuer af as de Schufkohre. Se sünd nu alle 17 Johre. Hüte mußte 25 000 Mark for junge Päre geben.

Wenn bloß de Russe nich keime! De nehmt de jungen Kirls mit, und man kriegt se nich wedder tau seihn. Wenn wie nu tauhope bliewt, lat weern, wie et well. Ik mutt noch mal up de Russen kommen, as de bi üsch uppen Hoff leigen. Wo man de Bodden en betten lose wärr, da herrn sie Verdacht, fief Gläusers mit Swienebraen herrn wie in Immentuhn in en Apparat ingrawt un ok en Smaltpott, den hett se ok funnen, wie können nix seggen, kreigen kein Gehör. In Hassel herrn alle Jägers öhre Kopels tauhope smetten un herrn nu eine eigen Jagd. Use Vater herr drei Flinten. Hei herr sik mit de annern dat besnakt: Sie wolln de Gewehre in Sack stäken un vergraben. Hei stok se nu inne Kiste, und de word vergrat unnert Heidschuer, un de Heie rupgesmetten. Nu sölln de Gewehre afliewert weern. Vater glöbe, dat ein von de Russen dat Ingraben seihn herr! „Wat make ich nu? De scheid mik dot, wenn ik de Flinten behole.“ Vater hat se wedder utgrawt all tau rechten Tied morgens. En Schweinehund von Russe hat dat seihn, as Vater damit ober de Däle dragen kam, und frögg: „Wat is da inne in den Sack?“ – „Miene Flinten! Ik sall mit de Flinten nicht mehr scheiden, die Englänner sall er aber ok nicht mit Scheiten!“ Un damit sleiht hei se up de breien Reifen von usen Gummwagen kaput, un se fleigt in zwei Stücke. Dat wörrn de beiden besten. Ik segge: „Nu hast se tweislahn, nu mak se ok gans kaput.“ Un denn stok hei de Stücker in Sack un denn den Rest nahn Börgermester. De annern heet se aber ok hebrocht.

Nu gaht hier de Engelänners up Jagd. Hornbossel hett se mal inladt, de wett jo de Gänge von dat Wild un kann Anwiesungen geben. Alle use lüttjen schönen Dannen, de use Heinrich anplant, frät de Hirsche af un fangt an, an die Borke tau gnagen. In Tranhop up Schünhofs Wische hat Heinrich vor korten 20 Hirsche stahn seihn. Wat herrn de Lüe da schöne wat an tau äten. Hasen giwt dat nicht mehr veel. Rehe giwt dat ümmer noch en gans betten. Wenn use Vader nach Heie güng, mal twei Rehe hett he mit einen Schuß dropen. In Mai sä hei meist obends: „Lat üsch man tau rechten Tied wat äten, ik mut Rehböcke beseihn!“

Wo oft hat hei up Rehe paßt up de Stelle, wo hei sienen Geist upgeben söll. Dat Wild lopt nu hier vor wild rumme. Mal was hier Jagd for de Engelländers, de Buern sölln sik alle infinnen: „Ik will vor de nich in Busch un Brak rummerennen“, sä use Heinrich un bleiw inne. De annern hett alle en schön Stücke Hirschfleisch kregen. „Hast schöne wat verpaßt!“ säen de annern. Nahdem heff ik nix wedder hört. Ik gläbe, dat de Lüe sik wat infanget mit Fallen und Slingen.

Gistern hett wie Lien drillt. Wie hett üsch verpflichten mößt nah Wietzendörp [= Wietzendorf, Landkreis Soltau] hen, wie kriegt sebben Handüker un sess Liter Öl, wenn wi afliewert. Lienkauken süt wie nich mehr hebben, et sall saun Mengkauken geben, wer wett, wat dat vorn slecht Af-fallkrams is. Wie hett lest Johr den besten Flass hatt, de uppen Bahnhof verlaen is. Et mutt verwesselt wehn, denn up den Zeddel stund „2. bis 3. Güte“. An Holt möt wie 110 Festmeter afliewern jedes Johr.

De Engelänner kam en 15. April. Et was en Sönnndag Middag, wie eiten umme ölbem, ik gahe nahn Swienstall, un Emma will melken. Hier was noch dütschet Militär, da geht de unsinnigen Soldaten bei und fäuert Maschinengewehre hinner die Gehöfte in Südosten up. Use Vader seggt taun Felwebel: „Wat sall dat bedüen, Hassel brennt jo up!“ – „De Engellänner löppt weg!“ – „Ik segge, de brennt Hassel up!“ Mine ole Mudder seggt, „Ik bün tau stief uppe Beine, ik gahe in Autoschuppen sitten!“ Vader sette sik in Bunker, wie annern güngen in Keller. Nu gäng dat Scheiten los. Dat gäng ümmer twischen Swienstall un Keller „piehhh! piehhh!“ Un denn hören wie faste Schritte, un ik namm en witt Taschendauk inne Hand, un denn heite dat: „Raus hier!“ Up usen Hoff was dat gans full Panzers un Autos. Use Auto herrn üsch dütsche Soldaten weghalt. Dat Veih bölkte! De Missendöhr¹ was upreten. Up dat Feld stünnen fief Reegen Panzers. Von düsse allerersten keimen all wekke de Treppe runner un herrn boben ummesocht un denn weder wekke rup, de hett Emma öhre Tasche, wo se öhre besten Schmucksaken inne her: Truring un Halskedde, Uhr un Freundschaftsringe ut die Kamode hinner de Flicken weg funnen. Den Obend keimen de drei, de uppe Treppe wehn wörrn, wedder, ik

¹ Missentür: das Einfahrtstor an der vorderen Schmalseite des Bauernhauses, von einem Türpfosten (Dössel) senkrecht geteilt.

segge tau öhr: „De hett dienen Schmuck, düsse ist de leste!“ Da tritt Emma vor den Englänner hen un seggt: „Alls weg, auch mein Mann sein Trauring!“, un süht dobie sau trurig ut. „Nix Trauring!“ – „Meinen Mann sein Trauring“, un dabie lopt öhr de Tranen ober de Backen.

Da stickt de Englänner den Truring an sienen lüttjen Finger un seggt: „Diesn?“ – „Ja!“, da gaff hei Emma den Ring wedder, aber de annern Saken hatt se nich wedder kregen.

Wie seiten noch in Keller, da sünd se hinner de Gehöfte anekommen un hett alles dalgefäuert dorch die Tüne un de Dorwege. Grahlen-Timmen Schüne hett se upbrennt, de hett keine Häckselmaschine, keinen Drill, keine Döschmaschine mehr, alle total verbrennt. Se döschd nu ümmer hier. Aber se sünd afhängig, künnt nie sau maken, as et öhr passet. Wie hett ute Husdöhr de witte Fahne hängt, as se hier wörrn. Dat dat hier brennt hat, dat kamm, weil sik stellenwiese dütschet Militär hier verstäken hatt. Dat Posthus hat brennt, de Schüne, de Swienstall von Behrens-Timme un Pape. In Keller hett wie ers glövt, use eigen Hus brenne, aber dat was dat Gebrüll von Grahlen siene Schüne. Wie dröffen nich löschen. Et was gans windstiff. Sau ist dat Fäer up sienen Herd beschränkt.

Drei Kalber sünd da mit verbrennt. Da stühh ok en dütschen Auto, dat was da stahn bleeben mit dütsche Munition, dat brenne ok lichterloh. Backhus un Holtstall sünd ok mit afbrennt. Wie het nix utrümt. Den Mondag nah dat Inrücken keimen de Pollacken, Russen un KZ schaarenwiese von Sülten, wie hett 156 Autos hinner enanner tellt. Wecke güngen vorbe. Annere bleiben de Nacht, fuddern, und den annern Dag bleiben se in Göpelschuppen, int Kutschenschuer, in Backhuse, int Heidschuer. Int Hus hett se sik nich herinetrüet. Hornbossel hat vor sei Eten koken mößt. Wecke herrn sauveel Ries, up en Handwagen en halben Zentner Ries. Se keimen mit ne grote Schale, wie sollen Ries for jüm koken. Melk müssen wie natürlich taugeben. Un öhr Brot backen se hier ok. Se worrn Mähl anräuern, un up de swarte Platte wort denn die Brie upstrecken un backt, dat eiten se up, nahher hett we ok den Brie in Fett backt. Vorn Göpelschuppen herrn se sik Bräder tauhopeslahn, da bruddeln de olen Deigkaukens in Fett. Die Swiene worrn man sau afknackst. In Göpelschuppen het se dat Fleisch uphängt, in dünne Stücken sneen, up Sehnen togen un sau anne Luft hängt. Da wörrn ok Mongolen twischen, gans geel mit dicke Lippen un swarte Ohren herrn se, de dehn nix as räubern, un denn güng dat Braen un Backen los. Wat de üsch for Fühholt eklaut hett. Ümmer man sau weg von den Holtklumpe, und dat kam er ok nich up an, se halen et ok von Schünhoffs. Süs rögen se nix an, as wörre keine Arbeit da. Wie können aber nix anfatzen, man herr keine Ader wat tau dauhn, bloß melken, dat müssen wie jo. Swiene herrn wie ok nich mehr.

Zwei Russen herrn wie, Peter was en grundslechten Minschen, Wassili aber hat üsch beschützt, hat üsch noch Mess rutschaben, un is ers bien lesten Afmarsch mit weg. Einmal hett wie en Satz Inmakegläders in Wassili

sien Bedde stellt. Ein Abend kam saun gräßlichen Keerl un güng mit an Wassili sienen Disch sitten: „Nix weg! Zeit genug!“ Könnsten nich wedder weg kriegen. Wie herrn ok en Mäcken ut Galizien, drei Jahre hett wie de hier hat, ne lüttje, willige Deern. De wort nu wie umgewandelt, de word use Feind, deh nix mehr. Wie herrn twei nie Räders, de hett wie oben up den Autoschuppen brocht, wie dachen, dat dat keiner seihn herr. Aber da sach ik doch, dat sebben bet acht Stücke saune beistige Halfwüsigige an Autoschuppen taugange wörren un kreigen de Räder runner. Ick reip: „Slauka! Mein Rad!“ Da stelle sich Slauka hen un sä: „Mein Rad!“ Un de Beisters hett öhr dat Rad elaten. In de Tied herrn wie ok kein Brot, wie mössen et ut Sülten un ut Walle halen. Ok upt Rad. Den ersten Pingstdag sölln de galizischen Mäckens weg afhalt weern, woll nahn Lager hen un nah öhre Heimat. Ik sä: „Slauka, Mudders Rad läßt du doch hier?“ – „Weiß nich.“ Se hat mien Rad en annern Polen geben, wie hett use Rad nich wedder tau seihn kregen. Un wie herrn dat Mäcken annahmen as use eigen, un nu was es use Feind!

De dütschen Soldaten sünd den Dag, as de Engelänner kam, umme halbig twölwe türmt. Umme twölwe wören de Engelänner hier. De Nacht von Sonnabend up Sönnndag was hier en högeren Offizier, de Sohn von Dr. Ellerbrock ut Celle, de sä: „Krügers Vater, der Feind macht uns nicht kaputt, der Deutsche macht uns kaputt!“ De Dütschen sünd denn in Busche verschwunnen. Wat was dat hier vorn Betrieb!

Dat Verpflegungsamt Münster [der Wehrmacht] was hier ok, wecke hett davon hier up en Sofa slapen. De grote Wagen stund up Schühnhoffs Hobbe.

Wat hett de Lüe da vor Vorrat ehatt: Ries un Zucker un Mähl. Dat is alle sau verklaut un verschenkt! Se herrn ok saune olen Fräuleins midde, saune Damens, 14 bet 18 Stück. Dat was üs ok nicht Mode bit Milleör. Se säen, sei mössen de Schriefmaschinen bedeinen. Wat dat woll vor Schriefmaschinen wesen sünd! Dat was ja use ganse Elend, düsse Unmoral. Un hier de dütschen Fruens hett sik Polen anschafft, sau ok use Flüchtlingsfruens ut Berlin. Denn wie kreigen Enne Mai polnische Besatzung, for twölf Wäken teihn Mann.

Vier Bedden mössen wie inne Stuben upstellen, un sess Bedden brochen se midde. Fru M. kreig vorchtes Johr den Jungen von düsse Besatzung. Öhre Swester ut Berlin hat sik von öhren Mann scheiden laten un hat sik mit en Polen verlobt, de Pole kummt alle vierteihn Dage. De Mann is noch vermißt. Up en Achterbarg hier [= Achterbarg bei Hassel] is ok ne Frue, de hat en Kind von en Polen. De Mann is ok noch nicht rinne. Wat use ärgsten Feinde sünd, da gewt se sik mit af.

Wat sünd use olen Lüe dagegen anners in öhre Moral swehn. As mine ole Mudder, taulest was se all bald 90, von Sülten nah hier herkam, sä ik: „Mudder, in Hassel ist doch ok gans schöne?“ – „Dat ist woll, aber hier hört en doch keine Klicken klingen un keinen Pastor singen!“

De polnische Besatzung koke up Grahlen-Timmen Hoff inne Feldküche, von dütt Eten hett die Fruens mit elewt un von de polnische Löhnung, von un wat hett de woll vor Tüg ekregen. Se kam mit en lüttjen Handkuffer, un nu? De Polen hett ok veel Etewaren middebrocht. De verlobt is, is aber ne willige Frue un helpt üsch melken, geiht mit nahn Felle un uppe Wische, dat Kind is edofft.

De Frue von Achterbarg öhr Kind hat de Pastor ers nich döpen wollt. De Mann weit dat ok da hinnen inne Gefangenschaft, dat sei en Kind hat, aber düsse H. is en desparaten Minschen, de Hauptsake is, dat de Pole nich inne is, wenn hei mal inkummt. De Swester hatt en Kind von Englänner, de is Jannewar nach Walle hentreckt. De groten Buerndöchder sünd ok nich veel anners as de luttjen Lüe. As de Landsers keimen, stund sei ümmer mit hinnere Eicke, ober de eine make sik glieks verbindlich, un se müssen friene, hei is ut Pommern. Da sünd se ja alle Buer wähn, taun wenigsten stellt se sik sau an. Et is wenigstens en Dütschen. De eine Flüchtlingsfrue hat dat Mäcken sau anelehrt, de seiten alle Obende bei Grünewald inne Gastwirtschaft. De Vader hat se da weghalt, aber den annern Sönnndag was se wedder weg. De Minsche mut Charakter besitten, dat sünd alle Folgen von den Krieg!

Dokument 3

Winsen: Heinrich Bensch, Pastor¹

26. Juni 1947

In bezug auf die religiöse Situation in Winsen habe ich vielerlei zu sagen. Die Erwägungen drängten sich mir auf, als wir eine Feier zur Vergrößerung unserer Kirche begingen: „Warum haben die Väter die Kirche vergrößert?“ Es heißt auch in bezug auf kirchliche Haltung und wahre Frömmigkeit: „Erwirb es, um es zu besitzen.“ Die kirchliche Tradition Winsens hat sich genauso als eine überlebte Form erwiesen, als es das niedersächsische Bauerntum in seiner Tradition jetzt erweist. Das Fremde, das durch die Flüchtlinge nun eingedrungen ist, erweist sich als stärker, es wird mitgemacht, denn der Bauer gilt nicht gern als rückständig, und so tauscht er wie Hans im Glück leicht das Minderwertige für das Wertvolle ein. Das Neue hat Dynamik, und deshalb wird es das Alte besiegen. Das Dritte

¹ Bensch war 1935–1955 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Winsen, vorher war er Pastor in Eisenberg/Thüringen gewesen. Zusatz seines Sohnes zu diesem Bericht: „Pastor Bensch kam 1935 nach Winsen, nachdem er auf Drängen der NSDAP in Thüringen amtsenthoben worden war. Er gibt in diesem Bericht die in seiner Gemeinde herrschende Stimmung wieder.“

Reich wollte die bäuerliche Tradition neu beleben, ich denke da an die Sonnwendfeiern der HJ. Ich sagte zu den Jungens: „Wir wollen das einmal ganz ernst nehmen. Wißt ihr denn eigentlich, um was diese Feier geht?“ Sie wußten es nicht. Erst wenn ich ganz um eine Sache weiß, kann ich Kritik üben. So wurde den Leuten durch die Propaganda ein Grund vorgeschwindelt, aber ganz etwas anderes damit bezweckt. Das Niedersachsenlied² ist eine große Lüge. Die Niedersachsen lassen sich leicht umpusten, das haben wir am Nazismus gesehen, und nun lassen sie sich von den Flüchtlingen umpusten, was ihre eigene Art betrifft. Das Dritte Reich war schon auf dem rechten Wege, was das Volkstum betrifft, die einzelnen Volksstämme in ihrer Eigenart zu bestärken. Es wäre eine interessante Aufgabe festzustellen: Was ist heute überhaupt noch an Volkstum da? Die Bauern wehren sich gegen die Flüchtlinge nur wirtschaftlich. Aber den Hausgeist des Dorfes verteidigen sie nicht. Die junge Generation ist völlig materialisiert, die alten Bauern leiden vielleicht unter dem Vordringen des fremden Einflusses. Assimilieren werden unsere Dörfer die Flüchtlinge nie, sie werden nie bei uns aufgehen. Ich bin der Meinung, daß es im Plan unserer Sieger liegt, die Volksstämme durcheinanderzumischen, so brechen sie am ehesten den Widerstand durch die völkische Auflösung. Auf den großen einzelnen Höfen wie Hassel, Wittbeck, Stedden mag es sein, daß man der Väter Art besser bewahrt als in einem solchen Dorf wie Winsen. Früher wurde auch in der Schule jede Woche eine Stunde Platt gelernt, aber jetzt ist es so, daß unter den fünf Lehrkräften in Oldau [südlich von Winsen] nur ein Lehrer Niedersachse ist. Die anderen haben keine Verbindung mit ihrer Heimat mehr, können auch die Kinder keine Heimatverbundenheit lehren, das Dorfbild gestaltet der Lehrer, der prägt das Bild des Dorfes, gibt der Gemeinde den Typ, der Pastor kann das nicht, aber der Lehrer hat die Kinder, das zukünftige Dorf, jeden Tag fünf Stunden unter Händen. Der Lehrer ist der Kulturträger. Hier im Kirchspiel ist das ganz ausgesprochen Lehrer Schulze in Südwinsen, er geht kirchlich ganz klar. Seine Kinder aber wissen außer Religion auch viel sonst noch. Wo bei anderen das Wissen kümmerlich übermittelt wird, da ist bei Schulze alles reichlich, man mag antippen, wo man will. Die Originale sterben aus, denn sie wachsen nur in einer gewissen Engigkeit des Volkstums, und von ihnen erzählt sich's am besten Platt. Hier liegt eine Aufgabe des Lönsbundes³, die Volkstumswerte wieder aufzuzeigen und den Dörfern lieb und wert zu machen. Löns würde sehr traurig sein über die Lüne-

² Bensch denkt hier höchstwahrscheinlich an den 1896 verfaßten ‚Stammesspruch‘: „So lange noch die Eichen wachsen / In alter Kraft um Hof und Haus, / So lange stirbt in Niedersachsen / Die alte Stammesart nicht aus!“ Als ‚Niedersachsenlied‘ wird ansonsten häufig auch das sogenannte ‚Widukind-Lied‘: „Wir sind die Niedersachsen, sturmfest und erdverwachsen“, bezeichnet.

³ Zum Lönsbund vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 11.

burger Heide, wie sie jetzt aussieht. Die Ukrainer und Schwarzmeerdeutschen haben sich mit ihrem Volkstum jahrhundertlang durchgesetzt, sie kollidieren hier mit dem traditionellen Volkstum, sie werden die Stärkeren sein, weil sie bewußt so lange Widerstand leisteten. Aber woher soll unsere Jugend die Widerstandskraft nehmen?

Wir haben jetzt in Ovelgönne eine starke Sektenbewegung von ‚Jehovas Zeugen‘, sie bekämpfen die Kirche als geordnetes Amt und lehnen jedes Kirchentum ab. Sie halten ihre Gottesdienste in den Privathäusern ab und stehen total gegen die organisierte Kirche.

Dokument 4

Winsen: Walter Redeker, Apotheker
27. März 1947

Schon einige Tage vor dem Erscheinen der Engländer machten sich Auflösungserscheinungen bemerkbar. Es hielt ein Zug auf dem Bahnhof, und es hieß: „Es gibt Fahrräder!“ Natürlich wurde dieser Zug gestürmt, doch es gab nur Fahrradteile: Schläuche, Flickgummi usw. Alle diese Dinge wurden von Soldaten aus dem Zuge an die Bevölkerung gegeben, sie lagen massenweise zu seiten der Schienen. „Nehmt es doch mit, ehe es die Feinde in die Hand bekommen!“ Dann wieder hieß es: „Auf dem Krähenhof gibt es Eimer!“ Nun stürmte alles dorthin, um Eimer zu holen, es gab wirklich Besen und Bürsten obendrein. In einem Saal gab es Tarnanzüge und SS-Uniformen und Stiefel. Erst wurden dem Volkssturm je Schuhe und Jacke verpaßt, dann wurde der Rest zum Plündern freigegeben. Dann wieder gab es auf einer anderen Stelle Kognak, auch Mehl. Jeder deckte sich ein, so gut es ging. Das Schießen der Kanonen war schon am 13. und 14. April zu hören. Vor allem kam das Kampfgeräusch aus der Richtung Bannetze [westlich von Winsen], da lag eine deutsche Riegelstellung. Viele Deutsche und Engländer sind dort gefallen. Oben beim Sandkrüger flutete alles hin und her. Jeder hatte das Gefühl: „Jetzt wird’s ernst!“ Durch die Sprengung der Muna in Hambühren¹ hatten wir hier viel Glasschaden an den Fenstern. Die Häuser wackelten so, als wenn sie aus Gummi wären. In unserem Bunker im Garten hatten wir unser Gepäck, unsere Kleidung. In einem kleinen Stollen hatten wir Lebensmittel und Schnaps.

Am 15. April hatten wir die furchtbare Schießerei: Die deutschen Geschütze standen an der Windmühle und die Werferbatterien. Der Tommy stand bei Bannetze und schoß herüber. Er kam aus der Richtung mit sei-

¹ Zur Sprengung der Munitionsanstalt Hambühren vgl. Dokument 10.

nen Tanks über die Felder. Zwei große englische Tanks liegen vor dem Walde, die mit der Panzerfaust erledigt sind. Da die Allerbrücke gesprengt war, sind die Engländer auf Pontons in der Höhe des Uhlenhofs über die Aller gekommen. Hier bei mir hielten immer noch deutsche Rote-Kreuz-Wagen und verlangten Verbandstoffe und Mittel. Ich hielt Tag und Nacht die Apotheke offen, obwohl das Licht versagte durch die Brückensprengung.

Eingerückt sind sie, als es schon dunkel geworden war. Wir saßen im Garten im Bunker, und es wurde immerfort geschossen. Die Deutschen schossen über das Dorf weg. Dann kamen noch englische Tiefflieger und jagten komische Bomben herunter. Zuletzt kam ein Durchschuß durch unseren Bunker, wir suchten dann Schutz im Hause und saßen, die Mäntel über den Kopf gezogen, im Arzneikeller, denn wir fürchteten, wenn hier ein Geschloß hineinkam, die Glassplitter. Meine Frau und ich hatten jeder eine Schachtel Veronaltabletten für den äußersten Notfall.

Plötzlich kam ein Tommy mit vorgehaltenem Gewehr in die Tür, hielt uns eine Pistole vor den Bauch und fragte nach deutschen Soldaten. Wir hatten einen Vetter im Hause krank liegen, einen Major. Der Engländer sah sich die Papiere an, bot englische Zigaretten an und verschwand wieder. Diesen Abend hatten wir wirklich nichts auszustehen. In der Nacht zum 16. April brannte durch Fliegerbomben die Post ab, wahrscheinlich hat der Tommy auch noch Handgranaten hineingeworfen, um alles zu vernichten. Ich hatte nachmittags noch eine Rote-Kreuz-Warnung aufs Dach montiert, ein Bettlaken und darauf die roten Streifen von einer Hakenkreuzfahne als Kreuz geheftet, damit die Tiefflieger es sahen. Ein deutscher Panzerspähwagen voll Munition war gerade vor unser Haus gefahren. Ich bat den Hauptmann, er möchte doch nicht gerade vor der Apotheke stehen bleiben. „Wenn du nicht gleich die Schnauze hältst, erschieße ich dich!“

Zwei Minuten später fuhr dieser selbe Herr mit einem PKW ab und ließ den Wagen ohne Bewachung einfach stehen. Das Pastorenhaus wird von den Engländern deshalb weggeschossen sein, weil es den Blick auf das Dorf verbarg. Vielleicht hat auch deutsche Wehrmacht davor gelegen.

In der Nacht vom 15. zum 16. April kam ein Tommy ins Haus, gerade als es furchtbar knallte. Meine Frau fuhr zusammen. Er sagte: „Oh, you are afraid!“ Sie verstand „erfreut“ und sagte: „Nein, gar nicht.“ Er sagte: „Wir schießen ja auch nur das andere Dorf kaputt!“ Es war Wolthausen, das beschossen wurde von Winsen aus. Man sprach von einem Örtze-Festungsdreieck. Auf der Örtzebrücke in Winsen lagen zwei Bomben zum Sprengen; es war sinnlos, auch noch diese Brücke zu beseitigen. Zweimal haben Winser die Zündschnur durchschnitten. Bauer Meinheit und ich standen als Volkssturm Wache dabei. Wir hatten die Absicht, die Bomben bei der nächsten Gelegenheit ins Wasser zu schmeißen. Aber da wurden wir durch Militär abgelöst, man hatte wohl so etwas gewittert.

In all dem Geschehen ist nur eine Frau aus Winsen verwundet. Der junge [Heinrich] Brockmann ist gefallen. Er war ausgerissen aus der Gefangenschaft, stellte sich hier der Truppe zur Verfügung, um sein Heimatdorf zu verteidigen, und fiel in der Nähe des Elternhauses. Der Volkssturm, befehligt von Gutsbesitzer G. aus Holtau und Kreisbauernführer Lammers aus Bannetze, hat hier nicht viel zu bedeuten gehabt. Lammers trietzte uns noch die letzten Tage mit grüßen lernen. Wir haben etwas mit Panzerfäusten hantiert und sind damit auf einen Tank losgegangen, haben Einmannlöcher gegraben bei der Windmühle, währenddem sahen wir, wie 500 Flugzeuge Hannover bombardierten. Als die Allerbrücke gesprengt war, hat G. den Volkssturm aufgehoben. Es waren knabenhafte Versuche, uns für den Ernstfall vorzubereiten, wir hätten bestimmt nicht unseren Mann stehen können. Der Ton war sehr kameradschaftlich und nett.

In Belsen lag SS-Mannschaft zur Verteidigung. Belsen wurde nicht angegriffen, vielleicht hat die SS gedroht, das Lager in die Luft gehen zu lassen. Es ist sang- und klanglos dem Engländer übergeben. Im Handumdrehen waren die KZ-Leute im Dorf. Sie drangen in die Ställe und schlachteten die Schweine, brühten sie mit brennendem Holz ab, holten sich Wecktöpfe aus den Häusern, und dann setzten sich vier Mann hin und aßen zehn Pfund Fleisch auf. Die Polen lagen in einer Scheune mitten im Dorf. Da einer von ihnen in der Schmiede geholfen und in meinem Arzneikeller eine Reparatur gemacht hatte, wurde später bald eingebrochen. Man hatte wahrscheinlich geglaubt, es sei Schnaps in den vielen Flaschen, die da standen, aber es war wirklich nur Selters und leere Flaschen. Aber alle Weckgläser waren fort, nur zwei Gläser Tomatenmark und eine Fleischbüchse waren geblieben, 40 bis 50 Gläser waren weg.

Am zweiten Pfingsttage wurde ich nach Belsen zu Aufräumarbeiten befohlen. Dort grassierte Typhus, es war das reine Massensterben. Tausende von Menschen waren dort untergebracht, die sanitären Einrichtungen reichten nicht aus, dazu war nicht genügend Wasser vorhanden. Wir mußten Kuhlen graben, weil alles vergraben wurde an Uniformen usw., selbst die gebündelten Strümpfe und neue Kleidung, die zu großen Bündeln vorrätig war, wurde so vernichtet.

Die SS mußte die Leichen auf große Laster werfen und fortschaffen. Die Tommys hatten eine große Angst vor Ansteckung, sie hätten diese Arbeit nie gemacht. Vor Ostern, Anfang April, waren die Elendszüge von KZ-Häftlingen durch Winsen gekommen, wir durften ihnen nichts geben, selbst kein Wasser, um das sie oft baten. Sie kamen aus anderen Lagern. Viele brachen unterwegs zusammen.

Die Zustände in Belsen glichen einem Breughelschen Bilde, die Frauen verrichteten nackend ihre Notdurft, alles hatte sich gelöst aus Sitte und Ordnung. Wenn Belsen nicht überbelegt gewesen wäre, hätte es nie zu solchen Verhältnissen kommen können. Es war gut angelegt mit Grünflächen und guten sanitären Anlagen.

Die aus Belsen entwichenen Russen waren nicht schlecht. Ich erinnere mich, daß an einem Sonntag ein Russe in die Apotheke kam, er zeigte auf seinen Bauch und sagte immer wieder: „Soda!“ Ich wußte nicht, was er meinte, schließlich gab ich ihm Natron – mit dem Erfolg, daß ich innerhalb der nächsten Stunde Mengen an Natron verkaufte. Es war schließlich eine ungeheure Menge von Russen vor dem Hause. Sie hatten alle so viel Fleisch und Fett gegessen, daß ihnen allen schlecht war. Aber es war keiner unter ihnen, der nicht bezahlt hätte. Überhaupt, kein Russe hat mich behumpst. Ich bin immer gut mit ihnen ausgekommen. Unsere Hühner brachten wir jeden Abend unter dem Arm auf die Rauchkammer, sonst hätten wir keins behalten.

Einmal kam ein Engländer und fragte: „You have flowers?“ Ich fragte meine Mutter, die den Blumengarten besorgte, ob ich ihm die von ihm verlangten 22 Blumen für seine Geliebte in Belsen geben sollte, sie erlaubte es. „Was wollen Sie dafür haben?“ – „Schokolade!“ – „Ich bin morgen wieder da!“ Der Engländer ist nie wiedergekommen. Die Tommys haben viel aus der Apotheke mitgenommen: Fieberthermometer, Filme, sie brachten nie die Zigaretten, die sie versprochen, immer nur einen Bruchteil. Aber ins Privatkontor sind die Tommys nie gekommen. Einmal riß einer die Tür zu diesem Raum auf, sah die Damen darin sitzen, sagte: „Beg your pardon!“ und verschwand. Leid tut es mir um meinen schönen Philips-Radio-Apparat, wir mußten unsere Apparate alle am 30. April abgeben. Ich wartete bis auf die letzte Minute, so schwer wurde es mir. Sie wurden hier alle am Hause vorbeigetragen, was waren da für kostbare Apparate im Ort!

Einmal kamen drei Herren der Besatzung mit einem jüdischen Kameraden, der Arzt war, sie verlangten Vitamine: „Wait a moment!“ hieß es, die Schieblade wurde einfach umgekippt und der Inhalt mitgenommen: „Present for Belsen!“ Ein anderer Herr dieser Rasse saß dabei, ich machte gerade ein Rezept für ihn. Ich fragte ihn, was er dazu meine, es war ihm nicht recht, aber es war Krieg!

In Belsen war ich mit vier anderen Winsenern zum Aufräumen zusammen. Wir mußten die Baracken von außen säubern, die von den Typhus-Exkrementen beschmutzt waren, weil sich die Kranken einfach auf die Fensterbank setzten. Es war ein unbeschreiblicher Schmutz rundumher. Wir mußten die Häuser abkratzen und frischen Sand austreuen. Einmal, nachdem wir alles wunderschön sauber gemacht hatten und in einem anderen Teil des Lagers arbeiten mußten, kamen wir nach dreiviertel Stunden wieder hin und trauten unseren Augen nicht – es war alles wieder voll.

Sowie uns die Juden erspäht hatten, kamen sie, um mit uns zu handeln und zu tauschen. Am meisten war ihnen an Zwiebeln und Spirituosen gelegen. Zu den Fahrten nach Belsen wurden wir wie Vieh auf Lastwagen gepfercht und stützten uns auf unsere Schaufeln, um nicht herunterzufallen. Viel wurde denunziert seitens der Deutschen: „Der gehörte auch zur

Partei!“ Und schon mußte man in Belsen arbeiten. Was mir anhängt, ist mein zweites Buch, in dem ich die Verhältnisse in Chikago schildere, wie sie damals waren, als ich in Amerika Reporter war und die führende Schicht aus eigener Erfahrung kennenlernte².

Ich bin nie ein Judenhasser gewesen, bei uns hier gegenüber wohnte eine sehr achtbare Familie Cohen, besonders Fräulein Matthilde erfreute sich einer allgemeinen Achtung, eine ehrwürdige, weißhaarige Dame. [...]

Die Partei in Winsen war nur kümmerlich. [...] [Und] so grassierte bald ein geflügeltes Wort von mir, geprägt auf einer Parteiveranstaltung: „Kopf wie Bismarck, Hirn wie ein Kaninchen!“ [...]

Durch die Flüchtlinge hat sich in Winsen eine beachtliche Künstlerkolonie gebildet. [...] Von den sonstigen Flüchtlingen haben sich einige ganz gut ins Dorfleben eingefügt. Die Künstler sind sehr zufrieden und arbeiten. Aber viele sind enturzelt, da sie aus ihrem Heim, aus ihrer Gemeinschaft geworfen sind. Sie wohnen hier in kleinen Buden, mögen nichts tun, haben keinen Mut zum Wiederaufbau. [...]

Von den Treckbauern möchte ich Frau Breuer nennen, sie ist mit einem großen Trupp Pferde gekommen, die leiht sie jetzt zur Arbeit aus. Heimweh haben sie alle, arbeiten oft als Tagelöhner. Ein Homöopath Ditschlag hat sich hier eine gute Existenz gegründet. Leute, die nie viel gehabt haben, nicht auf ererbtem Grund und Boden saßen, gewöhnen sich am leichtesten. Wir haben hier nicht viele große Bauern, sie müssen den ganzen Tag wühlen, um zu etwas zu kommen. So können hier die Bauern den Flüchtlingen nicht viel an Naturalien abgeben. In Südwinsen sind mehr große Bauern. Die Flüchtlingshandwerker haben sich sehr gut eingelebt. In Südwinsen ist ein Klempner, der hat eine sehr sinnreiche Tabakschneidemaschine erfunden, die großen Zuspruch hat. Er ist Schlesier und beharrlichkeit einmal wieder den Ruf seiner Landsleute.

Kirchenaustritte sind kaum gewesen. Wo eine Frau aus der Kirche austrat, weil ihr Mann in der SS war, so ist sie wieder eingetreten. Ein böser Zwischenfall war, daß ein Tommy erschossen aufgefunden wurde in der Nähe des Friedhofes. Vermutlich hat er sich selbst erschossen. Zehn Leute aus der Winsener Bevölkerung, darunter Bürgermeister Schulze⁴, sollten daraufhin erschossen werden, sind dann aber doch freigelassen.

² Möglicherweise Walter Redeker: Dem neuen Tag entgegen, Böhmisch-Leipa 1944.

³ Genannt werden u. a. die Kunstmaler Paul Baak und William Schöpp und der Bildhauer Rudolf Wewerka.

⁴ Georg Schulze, Sattlermeister, 1931–Mai 1945 Bürgermeister von Winsen.

Dokument 5

Winsen: Otto Greve, Tiefbauunternehmer

24. April 1947

Die Feindmächte sind bei Essel [Landkreis Fallingbostel] über die Aller gegangen, sind dann über Engehausen/Thören nach hier gekommen. Auf diesem Marsch waren fortwährend Kämpfe mit der deutschen Wehrmacht. Diese war zusammengesetzt aus SS, Marine, Arbeitsdienst. In Winsen war die eigentliche Kampftruppe unter Oberst Totzeck¹, die Kommandantur war bei dem Postbeamten Wilhelm Theilmann an der Wallerstraße 15. In Bannetze waren die Alliierten am 13. April 1945. Es wurde nichts kampfflos aufgegeben. Es waren dauernde Rückzugskämpfe. Nachmittags hörten wir von Bannetze her Artilleriebeschuß und Fliegerbeschuß, die Bevölkerung suchte die Keller auf. Das Vieh wurde auf die Weide getrieben, auch die Pferde. Viele Gebäude erhielten Einschläge, mehrere wurden in Brand geschossen. Nachmittags versuchte die Winsener Feuerwehr, die Brände zu löschen, trotz des Beschusses, aber die Gefahr des Beschusses war doch zu groß, so wurde es aufgegeben. Die Brücke wurde von der deutschen Wehrmacht gesprengt. Das Sprengkommando hielt sich hier schon mehrere Tage vorher auf, auch die Örtzebrücke nach Wolthausen zu wurde am 13. gesprengt. Gegen Abend schien eine Kampfpause einzutreten, wir wagten uns aus den Kellern heraus. Südwinen war schon einen Tag früher besetzt. Die Engländer haben noch in der gleichen Nacht die große Allerbrücke als Notbrücke wieder aufgebaut. Die Pfeiler waren größtenteils ja stehen geblieben. Wie man hört, wird bis heute noch die Trägerkonstruktion der Brücke dauernd in Öl und Fett gehalten, damit die Muttern und Schrauben nicht einrosten. Am nächsten Morgen nach dem Einmarsch sahen wir diese unübersehbare Fülle an Material, wir mußten

¹ Erich Totzeck (1898–1945), Oberst an der Heeresgasschutzschule Celle, Kampfkommandant von Winsen. Das Regiment (auch Kampfgruppe genannt) Totzeck wurde Anfang April 1945 aus allen in der Stadt Celle vorhandenen Lehrgängen und Einheiten, vor allem der Heeresgasschutzschule sowie einiger Celler Nebeltruppen, zusammengestellt; es sollte zusammen mit einer weiteren Kampfgruppe unter Oberst Erhard Grosan die sogenannte „Allerfront“ zwischen Schwarmstedt und Celle gegen die vorrückenden britischen Truppen halten. Insbesondere um die Allerbrücke nördlich von Essel und um den Esseler Bruch entwickelten sich dabei vom 10. bis 13. April 1945 verlustreiche Kämpfe, die den Vormarsch der Briten aber nur kurzzeitig aufhielten. Totzeck fiel beim Rückzug am 14./15. April 1945 bei Walle nördlich von Winsen (vgl. Willy Klapproth: *Kriegschronik 1945 der Stadt Soltau und Umgebung mit Beiträgen zur Kriegsgeschichte der Süd- und Mittelheide*, Soltau 1955, S. 57 f.; Herbert Schwarzwälder: *Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945*, Bd. 2, Bremen 1973, S. 136, Ulrich Saft: *Krieg in der Heimat. Das bittere Ende zwischen Weser und Elbe*, Walsrode ²1988, S. 67 ff. u. S. 169 ff.).

staunen, daß unsere Wehrmacht es fertiggebracht hatte, diese ungeheure Übermacht eine volle Woche aufzuhalten. Denn unser deutscher Rückzug fiel kaum auf, es waren immer nur Trupps von 10 bis 20 Mann. Etwa 200 Mann haben hier den ganzen Abschnitt gehalten. Sie haben sich wirklich sehr tapfer gehalten. Als Waffe wurde vorwiegend die Panzerfaust gebraucht, damit haben sie mehrere englische Panzer erledigt in Bannetze und Winsen. Die Engländer sind sehr vorsichtig vorgerückt, haben sich nur tastend vorgewagt. Unsere waren zurückgegangen zwischen Wolthausen und Winsen. Die englischen Batterien schossen über Winsen hin Richtung Wolthausen. In das Haus von Heinrich Balke kam ein Volltreffer, die Familie saß bei uns im Luftschutzkeller, sie haben sich um nichts mehr gekümmert und haben Möbel und Vieh gerettet.

Der Tommy kam zwischen acht und zehn Uhr abends zu Balke auf den Hof mit vorgehaltener Pistole. Wir mußten die Hände hochhalten. Ich hatte zufällig meine Pfeife mit hoch genommen, ließ sie aber fallen, weil er sonst denken könnte, es wäre irgendeine Waffe. „Oh, Pipe!“ sagte er, als sie unten lag. Balke sah sich überhaupt nicht um und rumorte in seinem Stall weiter, er war ganz verwirrt von dem Feuer. Aber sie sahen wohl, daß es ein ganz ungefährlicher alter Landwirt war, und ließen ihn ungeschoren.

Wir sind die ganze Nacht nicht weiter behelligt und haben sogar geschlafen. Der große Keller bei Dettmers durfte aber vor acht Uhr nicht verlassen werden. Die Tommys hielten nun Haussuchung; nationalsozialistisches Schriftgut, Bilder, Waffen, der Inhalt der Schränke interessierte sie sehr. In meiner Garage stand ein Bagagewagen mit Maschinengewehren, den hatte die deutsche Wehrmacht stehenlassen. Als dann nach Waffen gefragt wurde, fiel mir zum Glück das ein. Ich führte den Tommy hin und zeigte ihm die Waffen, er schmiß sie herunter und schlug sie am Kantenstein kaputt. Da lagen sie dauernd noch tagelang. Ich habe dann schließlich diese Trümmer zur Waffensammelstelle bringen lassen. Die war bei Helms auf dem Hofe. Bei Helms hat der Tommy wohl für 8000 RM Jagdwaffen gefunden, die dem Jagdpächter gehörten, auch Feldstecher und Schreibmaschinen gingen heidi. Auch hier wurde alles durcheinandergewirbelt, alle Dokumente aus den Schränken gerissen. Eine Sanitätskompanie nahm die gesamte Büroeinrichtung von mir mit. Die Bilder von Hitler und Goebbels wurden zerbrochen, aber die von Ley² und Hindenburg wurden verschont. Bei Helms hatten sie Hindenburg umgedreht. Da sagte Helms: „Laßt den hängen, das ist für uns das gleiche, was für euch Churchill ist.“ – „Oh yes, Hindenburg gut!“ und sie haben ihn wieder umgedreht. Hindenburg war ‚okay‘. – Dann hörten wir, daß Totzeck bei Walle gefallen war.

² Robert Ley (1890–1945), Chemiker, 1925 Eintritt in die NSDAP, Nov. 1932 Reichsorganisationsleiter, seit Mai 1933 Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF).

Viel Last haben wir durch die KZ-Leute gehabt, die Geschäfte wurden geplündert, das nahm immer krassere Formen an. Es waren vorwiegend Polen. Die Partei hatte hier viel Zulauf gehabt. Austritte aus der Kirche sind nur einzeln erfolgt, von Einheimischen gar nicht. Mit den Flüchtlingen in Winsen ist es ein Kampf. Die Schuld liegt auf beiden Seiten, einige Winser sind auch wirklich abweisend gegen die Flüchtlinge. Es gibt auch Flüchtlinge, die nichts taugen. Ein großer Teil von ihnen arbeitet in Belsen, dort ist noch eine deutsche Verwaltung auf dem Truppenübungsplatz, es sind dort noch Bäckereien, das Verpflegungsamt usw. Ich habe in meinem Geschäft auch Flüchtlinge, es sind tüchtige Leute. Untergebracht sind sie oft sehr primitiv, und man muß sich schämen. Bei der Wahl voriges Jahr haben sie überwiegend bürgerlich gewählt, dies Jahr hat die SPD einen großen Sieg in Winsen errungen, das kommt daher, weil die Flüchtlinge hoffen, daß von dort her die Hilfe kommen wird³. Es ist dies ein Kapitel für sich. Manche könnten wirklich den Flüchtlingen mehr helfen.

Ich denke da an einen gewissen B., der war Führer der Deutschen im Warthegau, er hat dort viel geleistet. Seine Familie ist noch in der russischen Zone, kriegte aber keine Zuzugsgenehmigung, nun sind sie doch hergekommen, sie wohnen bei Kaufmann L. unter dem Dache, haben nicht mal Betten, sie sind sehr verbittert. Wir müssen doch damit rechnen, daß die Flüchtlinge hier bleiben. Die Winser Gemeinde hat allerdings kein Land, in Winsen sind selbst allerlei kleine Landwirte, die gern noch Land zuhaben möchten, hier sind nur zwei größere Höfe. Die Flüchtlinge leben hier unter städtischen Verhältnissen. Meine Frau hat sich für die Flüchtlinge sehr eingesetzt; obwohl sie nicht in der Partei war, ist sie immer hingegangen, wenn ein Treck oder ein Transport kam, und hat gesorgt, daß alle unterkamen. Etwas mehr Entgegenkommen könnte man den Flüchtlingen wirklich geben, wenn es auch nur in freundlichen Worten wäre. Aber so werden sie immer als Belästigung behandelt. Die Trecks wurden auf dem Schulhof versammelt und verteilt.

³ Die genauen Zahlen lassen sich heute nicht mehr ermitteln, aber nach Aussage der Gemeinde Winsen dürfte die hier beschriebene Tendenz der tatsächlichen Stimmabgabe der Flüchtlinge in Winsen bei den Gemeinde- und Kreistagswahlen im Sept./Okt. 1946 bzw. bei den niedersächsischen Landtagswahlen im April 1947 entsprechen.

Dokument 6

Winsen: Oskar Stillmark, Flüchtlingsobmann, vorher Gutsbesitzer und Vertrauensmann deutscher Ansiedler im Wartheland

25. Juli 1946

Als wir im Februar 1945 nach Winsen kamen, machte die Unterbringung von Trecks keine große Schwierigkeit. Wir waren nach einem Zwischenquartier bei Neuruppin [Brandenburg] weitergetreckt, um Platz zu machen für die Pommern.

Der Eindruck von Winsen war gut auf uns. Bürgermeister Schulze¹ und Ortsbauernvorsteher Meinheit haben sich tatkräftig unserer angenommen. Pferde und Menschen wurden gut untergebracht.

Nach Einzug der Engländer zogen wir zu Meinheits. Wir arbeiteten alle mit auf dem Hofe. Es war ein speziell herzliches Verhältnis. Die bäuerliche Bevölkerung, die als Flüchtling kommt, fügt sich besser ein in das Dorfleben als die Großstädter. So haben wir den ersten Sommer mit Meinheits durchgestanden. Zwei Pferde von uns arbeiten mit auf dem Hof. Die Pferde arbeiten gegen Futter. Winsen ist ein Arbeiterdorf, die Bauern sind dünn gesät. [...]

Man war gerade dabei, die Saatenpläne zu machen, da kam wie ein Blitz aus heitrem Himmel das Trecken. Es war am 20. Januar 1945, um halb elf kam der Befehl, um zwei tränenreicher Abschied von der rein polnischen Belegschaft. Die Russen standen schon bei Lüderitz [Kreis Altburgund], nur zwölf Kilometer entfernt. Wir fuhren mit sieben Wagen und 14 Pferden, je fünf Personen auf einen Wagen und einen Kastenwagen Hafer. Unsere Polen haben sich nicht unglücklich unter der deutschen Herrschaft gefühlt. Nun mußten wir sie dem unsicheren Schicksal überlassen. Anfangs wollten alle mit, sie wurden in ihren Empfindungen hin und her gerissen. Der Pole im Wartheland lernte den Unterschied zwischen deutscher und polnischer Wirtschaft kennen. Viele Polen sind als Kutscher mitgekommen, ihre Anhänglichkeit war groß. Wir Auslandsdeutsche hatten eine glückliche Hand, mit den Polen umzugehen. Leider war eine zweite Garnitur Beamte ins Wartheland geschickt von den Nazis, die nicht für voll zu nehmen waren. Trotzdem Sonntagsarbeit angeordnet wurde, haben wir nicht gearbeitet. Die Bäuerin sorgte für die Menschen und ging in die polnischen Wohnungen. Der politische Leiter machte uns Vorwürfe, aber darum kümmerten wir uns nicht.

In den ersten zwölf Tagen sind wir dem Russen mit zwei Stunden Vorsprung vorweg gefahren. Es war eine große Kälte, und die Straßen waren verstopft. Als erster Hinweis auf der Schwedter Oderbrücke Templin [Brandenburg] als Treckziel, dann haben wir es in Winsen gut getroffen.

¹ Georg Schulze, vgl. Dok. 4, Anm. 4.

Fünf Pferde wurden mir von der Wehrmacht abgenommen, sind noch nicht bezahlt, das sind 9000 RM. Dann haben wir uns zur Verfügung gestellt: Brot verteilt an die KZ-Leute und russischen Gefangenen. Wir hatten eine Garde von 30 Russen, die dafür sorgten, daß wir nicht geplündert wurden. Sie haben den Hof Meinheit geschützt und den Polen die Pferde wieder abgejagt. Ich wurde mit dem Arbeitseinsatz betraut. Täglich mußten 100 Männer und Frauen nach Belsen geschickt werden, um Leichen zu beerdigen, Klosetts zu reinigen usw. Es waren dies Vergeltungsmaßregeln, von denen die Frauen von 16 bis 45 Jahren erfaßt wurden. Sie wurden auf Lastwagen um sieben Uhr dorthin gefahren, mußten Verpflegung mitnehmen, es war eine sehr schwierige Sache, erstens die Art der Arbeit und zweitens die Behandlung durch die örtlichen Insassen. Die Bewachungsmannschaften mußten unsere Frauen gegen die Jüdinnen in Schutz nehmen. Jetzt fahren die Frauen freiwillig nach Belsen gegen Brot. In der allerersten Zeit hieß es: „Alle müssen fahren!“ Dann wurden die landwirtschaftlich Beschäftigten davon befreit. Meine Tochter, die bei Bauer Meinheit arbeitete, ist nur sechs Tage in Belsen gewesen.

Zuerst wurde ich Sachbearbeiter in der Gemeindeverwaltung und später im Herbst Vertrauensmann für die Flüchtlinge. Seit April 1946 erhalte ich Gehalt von 100 RM, bis dahin war ich ehrenamtlich beschäftigt. Man muß die Flüchtlingsmentalität kennen, selbst in der gleichen Lage sein, das Schicksal des Volkes ist so furchtbar, das Einzelschicksal muß zurücktreten. Meine Aufgabe ist, ausgleichendes Element zu sein. Die positiven Seiten, die auch vorhanden sind, herauszufinden. Durch meine Arbeit ist ein ganz erträgliches Verhältnis zwischen den Winsenern und den Flüchtlingen. Wir haben in 13 Zählerbezirken je einen Flüchtlingsobmann. Diese müssen mir die Dringlichkeitsbescheinigung bringen für Hausrat usw. Durch die Obmänner kommen auch die verschämten Besitzlosen ans Licht. Es gibt da erschütternde Zustände, so denke ich an eine neunköpfige Familie, wo wieder ein Kind geboren wurde und das letzte Handtuch als Windel erhalten mußte. Aber geklagt haben diese Menschen nie.

Die seelische Einstellung der Flüchtlinge ist so, daß sie mehr unter Heimatlosigkeit leiden als unter dem Verlust der Sachwerte. Sie können nur heimisch hier werden, wenn sie von den Einheimischen nicht mehr als Fremdlinge oder Eindringlinge angesehen werden, wenn sie auf allen Gebieten mit aufbauen dürfen. Die Kleinsiedlung muß betrieben werden auf je zwei Morgen, damit man der allgemeinen Ernährung nicht mehr zur Last fällt. In Winsen würde bestimmt für 100 Siedler Platz sein. Der Gürtel vor dem Ostenholzer Moor könnte mit Heimstätten bebaut werden im Lehmabau. Es würde den Flüchtlingen doch ein Heimatgefühl geben. Das enge Zusammenleben bringt eben doch Mißstände, die dadurch vermieden werden könnten. Die Flüchtlinge müßten gleichberechtigt am öffentlichen Leben und an der Verwaltung sein. Das Schwerste ist, daß man als Flüchtling keinem Menschen mehr einen Teller Essen anbieten kann. Man

findet meistens aber nur dort Verständnis, wo ein gleiches Schicksal oder ähnliche schwere Lebenserfahrungen gemacht wurden. Wer ganz verschont wurde, kann sich nicht in die Lage der Flüchtlinge versetzen. Man lernt sich als Flüchtling an kleinen wertlosen Sachen erfreuen, schon eine heile Konservendose kann Freude machen.

Die erste Zeit hier in Winsen im Frühling 1945 war gekennzeichnet durch Flüchtlinge, die mit der Bahn oder Trecks ankamen, sie fanden hier noch alles normal vor. Allerdings hatten die Bomber einen Schulzug schwer beschossen und ein Kind dabei getötet. Auf die Panzerausbildungsschule erfolgte ein Tieffliegerangriff im Walde. Bombengeschwader rollten Nacht für Nacht über Winsen dahin auf Berlin zu. Trostlos verfolgten wir das Vordringen des Feindes auf der Landkarte. Zuletzt erfolgte die Sprengung der Muna in Hambühren, die Häuser zitterten². Drei Tage vor dem Einmarsch kam der Durchmarsch der KZ-Leute, größtenteils aus dem Ruhrgebiet, von wenigen Wachmannschaften begleitet. Sie machten einen ganz entkräfteten Eindruck, sie hatten seit fünf Tagen nur ein halbes Brot und eine kleine Dose Fleisch erhalten. Sie machten nicht den Eindruck, als ob sie politische Gefangene seien, sondern als ob man Schwerverbrecher vor sich habe. Belsen wurde auf die Art völlig überfüllt. Das Sterben dort setzte erst nach dem Einmarsch der Engländer ein. Es waren die Gefangenen aus Auschwitz mit Typhus gekommen, sie hatten auch die SS-Leute angesteckt. Die Lebensmittelzufuhren stockten. Die Lagerleitung mußte bei den Bauern requirieren. Dann kam die englische Besatzung, und das Schmalz und das Corned Beef in den ausgehungerten Mägen verursachte erst recht ein Massensterben, so gut es auch gemeint war. Unsere Männer aus Winsen wurden zu den Beerdigungen kommandiert nach dem Einmarsch.

Bei der Einnahme hat Winsen sehr gelitten. 14 bis 15 Häuser wurden zerstört. Es geschah durch Aribeschuß. Durch Tiefflieger wurde in Winsen Alfred Eicke und eine DRK-Schwester getötet auf dem Hauptverbandplatz bei Dr. Hähne. Bei Thören und Bannetze wurde gekämpft. Bei der Sprengung der Allerbrücke schaltete sich ein Flüchtling, ein schwerverwundeter ehemaliger Pionieroffizier Lading ein, der die Ladung so veringerte, daß nicht der ganze Ort mit in die Luft ging. Bürgermeister Schulze und Bauer Meinheit verhandelten mit der Wehrmacht, ob überhaupt gesprengt werden sollte. Leider ließ es sich nicht umgehen, da der Einmarsch der Engländer in die nördliche Heide dadurch verzögert werden konnte. Der Flußübergang hier über die Aller war ein strategisch sehr wichtiger Punkt. 60 Offiziersaspiranten mit einem Geschütz und 28-cm-Flak und einer Salvenwerferbatterie – es ist das eine Raketenwaffe –, diese lächerlich kleine Truppe hat nach Angaben der Engländer den englischen

² Vgl. Dokument 10.

Angriff vier Tage lang aufgehalten.³ Nach Aussagen der Engländer war es die zweitstärkste Verteidigung seit dem Rheinübergang. Das haben sie ganz unleidenschaftlich konstatiert.

Am Donnerstag, dem 12. April 1945, lagen 460 englische Panzer an der Aller an der Bannetzer Straße. Die Engländer waren von der Bannetzer Seite vorgedrungen. Also hatte die Sprengung an und für sich überhaupt keinen Sinn. Aber das konnte man in Winsen nicht wissen, daß die Engländer schon bei Schwarmstedt über die Aller gegangen waren. Das Pastorat brannte in Winsen durch Aribeschuß nieder. Gegen neun Uhr abends zogen die Engländer ein. Ein Teil der Winsener Bauern war in die Wälder geflüchtet. Sie hatten ihren wertvollen Hausrat mitgenommen. Am nächsten Tage erfolgte die Abgabe von Fotoapparaten, Waffen und Radios. Die Beschießung Winsens hatte von Mittag bis zum Abend gedauert. Die Post, das Pastorat, die Zeunersche Scheune und das Grevesche Grundstück wurden eingeschert. Die Plünderungen setzten ein, als die Belsen-Häftlinge losgelassen waren, die russischen Kriegsgefangenen waren am bescheidensten. Sehr schlimm haben die Polen geräubert. Die Engländer wiesen jede Hilfe ab. Die Deutschen hätten in Belgien, Norwegen usw. genug geraubt. Es geschähe uns ganz recht. Die Nähe Belsens war schlimm für Winsen. Viele Familien mußten nach dort zum Holzhacken, auch der Förster und Jagdpächter aus Walle. Im Mai und Juni waren Morde an der Tagesordnung. Die Raddiebstähle und das abgeschlachtete Vieh wurde schon gar nicht mehr gerechnet.

Dokument 7

Wietze: Herta Heyer, Gemeindeangestellte
27. März 1947

1939 war hier ziemlich viel Betrieb in Wietze. Es wurde hier eine Pionier-Truppe ausgebildet und zusammengestellt. Sie lagen in Privatquartieren. Für die Verwaltung und den Stab war das Kurhaus beschlagnahmt. Viele von den damaligen Pionieren sind hier hängengeblieben, sind hier seßhaft geworden und haben hier geheiratet.

Einige Bomben sind wohl gefallen rings um Wietze, es sind wohl ein paar Fenster kaputtgegangen. Eine ziemlich große Bombe fiel am Salzberg nieder, etwa 100 Meter vom Kurhaus entfernt. Das ist die Schutthalde vom Kali. Einmal fielen sieben Bomben auf einmal am Winsener Weg und einige im Schackenbusch [Waldgebiet südöstlich von Wietze]. Flugzeuge wurden oft hier abgeschossen. Bei Wieckenberg [südlich von Wietze] fiel auch einmal eine ganz tolle Luftmine.

³ Vgl. dazu Dok. 5, Anm. 1, und die dort angegebene Literatur.

Es war ein erschütternder Tag, als die ersten Evakuierten aus Hamburg 1943 hier ankamen. Hier aufs Gemeindeamt kam eine Mutter aus Neuwietze, die suchte ihre Tochter, sie hatte gehört, sie wäre im Hemde von Hamburg gekommen, sie war auch nach hier gekommen, blind vom Rauch, und war gleich zum Arzt. Wie kamen die Menschen hier an: zerrissen und deprimiert, wir waren die ersten hier auf dem Gemeindeamt, die alles mitkriegt. Es waren einige hundert, einige von ihnen sind noch hier. Die ersten kamen so zu Freunden und Verwandten, dann setzten die Hamburger Transporte ein, die uns zugewiesen wurden. 1944 im Februar und März kamen noch einmal Transporte aus Hamburg, inzwischen auch aus anderen Orten die Ausgebombten. Dann kamen die Trecks. In Uelzen wurden sie zuerst verteilt, dann kamen sie nach Celle, und von da bekamen wir etwa einen Anruf: „In zwei Stunden Treckleute aus Celle abholen.“ Wir mußten dann parat sein. Eingangs des Dorfes hatten wir wen hingestellt, um sie richtig herzuweisen. Im Ort war gesammelt für ein warmes Essen, die Frauen kochten, und im Sitzungssaal wurde das Essen ausgeteilt. In der Schule richteten wir ein Gemeinschaftslager ein, denn es war nicht möglich, alle so rasch in den Quartieren unterzubringen. Im großen und ganzen sahen alle Ortsbewohner ein, daß diese armen Leute von der Straße und untergebracht werden müssen. Reibereien kamen erst später durch das längere Zusammenleben. Die Leute waren ja erst froh, daß sie ein Unterkommen hatten, die Ansprüche kamen erst später. Es war nicht so, daß alle für sich selbst kochen konnten. Es wurde deshalb eine Gemeinschaftsküche in einem früheren Hotel eingerichtet, die eigentlich für die Werksbeamten der DEA [Deutsche Erdöl Aktiengesellschaft] bestimmt war. Eine von den Holländerinnen, die im September 1944 gekommen waren, bekam die Leitung der Gemeinschaftsküche. Für die Holländer waren in der Schule Gemeinschaftslager eingerichtet. Die Holländerin war sehr tüchtig, da sie mit der Normalverbraucherkarte auskommen mußte. Sie hat es gut geschafft. Wir sind ja Industrieort, und die Flüchtlinge können wenig Zusätzliches von der Bevölkerung erhalten.

Je näher der Feind kam, um so aufgeregter wurde alles, es kamen vermehrte Fliegerangriffe, die aber nichts zerstörten. Wir haben hier auf dem Gemeindeamt unsere Arbeit wie immer gemacht. In den letzten Tagen waren viel junge Offiziere hier, die gerade aus einem Lehrgang befördert waren, die haben hier hauptsächlich telefoniert. Sie hatten ihre Panzerfäuste hier liegen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Sie waren etwa 19 bis 20 Jahre alt, sechs bis acht Mann, sie kamen und gingen. Dann wurden die Vorbereitungen zur Sprengung der Wietzebrücken gemacht. Beide Brücken sind gesprengt. Ich wohne jenseits und hatte immer Angst, daß ich nicht mehr hinüberkäme. Aber Bürgermeister Hustedt¹ beruhigte mich immer und sagte: „Wir kriegen eine Stunde vorher Bescheid!“

¹ Wilhelm Hustedt, Kaufmann, geboren 1875, 1927–1933 Bürgermeister in Eschede, 1933–April 1945 Bürgermeister in Wietze.

Aber dann kam auf einmal ein gewaltiger Krach, und die Brücke war in die Luft gegangen, wir saßen hier, und was nun? Meine Kollegin und ich haben dann unsere Räder genommen, die Brücke lag halb im Wasser, wir haben die Räder auf den Buckel genommen und sind über die Reste der Brücke geturnt. Von der Sprengung war links von der Brücke das Haus abgedeckt, hier wohnte ein Beamter der Baumschule Rathe, der Hof Walter war abgedeckt, auch die Schmiede, sowie der ganze Umkreis der Brücke hatte viel abgekriegt. Meine Wohnung war ganz geblieben. Dann folgten furchtbare Tage. Man hörte hier das Schießen und Feuerschein von Wieckenberg und hörte die Panzer rollen. Schlimm war es, als die Muna in die Luft flog in Hambühren². Es waren fürchterliche Knalle. Da die Deutschen uns ein Flakgeschütz vors Haus gestellt hatten, zogen wir drei Frauen zu Bekannten, wir wußten ja nicht, was uns alles passieren würde. Wir waren auch ratlos, ob wir nicht lieber in den Wald ziehen sollten. Als die Hambührener Muna in die Luft flog, hatten wir das schönste Feuerwerk, es schoß in allen Farben zum Himmel. Das war in der Nacht vom 9. zum 10. April. Trotz aller Angst gingen wir jeden Morgen zum Dienst. Wir gingen über den kleinen Steg bei Hof Rathe und kamen so in den Ort. Plötzlich hieß es: „Die englischen Panzer sind, von Jeveresen kommend, vor Wietze.“ Sie kamen nicht, wie wir dachten, von Celle, sondern durchs Wietzenbruch von Wieckenberg. In Wieckenberg lagen noch deutsche Truppen. Bürgermeister Hustedt hat die weiße Fahne gehißt, als es hieß, die englischen Panzer kommen und sind schon vor Buddenbom [Gastwirtschaft]. Ich lieferte schnell an Herrn Hustedt meine Geldschrankschlüssel ab und machte, daß ich nach Hause kam. Nachmittags erfuhr ich, daß Wilhelm Hustedt verhaftet war von den deutschen Truppen, die noch hier waren, weil er die weiße Fahne gehißt hatte. In der Tat, er ist verhaftet von der deutschen Wehrmacht, denn hier lag noch immer deutsches Militär, und ist mit einem Trupp nach Winsen gebracht, Ortsgruppenleiter Lohmann³ ist hinterhergefahren nach Winsen und hat sich sehr für ihn eingesetzt, er wäre sonst wahrscheinlich erschossen worden. Lohmann hat gesagt, daß er zu alt sei und nicht mehr recht gewußt hätte, was er tat. Sonst konnten Lohmann und Hustedt gar nicht so prima miteinander, aber hier hat er sich wirklich gut aufgeführt. Hustedt hatte ein Bettläger aus dem Fenster gehängt.

Den anderen Morgen waren wieder alle hier zum Dienst, alles war aufgeregt. Trotzdem ging der Kleinkram wie alle Tage weiter. Die Leute verlangten ihre Scheine und Lebensmittelkarten, als ob alles wie sonst wäre. Vom Durchzug der Engländer haben wir nicht viel gemerkt. Weil die Brücke gesprengt war, ging der Durchzug von Jeveresen [westlich von

² Vgl. Dokument 10.

³ Erich Lohmann, Kaufmann, 1933–1945 Ortsgruppenleiter der NSDAP von Wietze, 1934–1945 Gemeindegewerkschaftsleiter.

Wietze] nach Hornbostel [nördlich von Wietze], die [Wietze-]Brücke nach Hornbostel zu hatte der Tommy schnell wieder aufgebaut.

Die andere Brücke wurde durch eine Notbrücke aus den Trägern in etwa 14 Tagen wiederhergestellt. Die Milchwagen fuhren in der Zeit bis unmittelbar davor, und die Leute mußten mit ihren Milchpöten über die Brückenreste turnen.

Als der erste Engländer hier hereinkam, hatte er die Pistole vorgehalten, sagte aber keinen Ton. Wir hatten ganz vergessen, das Bild des Führers aus dem Sitzungssaal zu nehmen, das hat dann unser Lehrling rasch rausgeholt und ist damit hier im Büro aus dem Fenster gesprungen und hat es verstaubt, damit der Engländer nicht darüberfiel. Dann wieder sahen wir tagelang nichts von ihnen, dann wieder kamen sie, guckten sich den Betrieb an und gingen wieder weg. Wir wußten nicht, woran wir waren.

Dokument 8

Wietze: Heinrich Höltershinken, Elektromeister, und seine Frau
28. November 1946

Wietze hatte vor dem Kriege 2800 bis 3000 Einwohner, dazu kommen jetzt 3000 Flüchtlinge. In jedem Hause sind also doppelt soviel Menschen. Die meisten Einbrüche werden von Einheimischen verübt. Dem Bauer Helmers aus Jeversen wurden 50 bis 60 Hühner gestohlen. In keinem Garten waren in diesem Sommer noch Blumen, sie wanderten alle nach Belsen zu den Judenfrauen, sie wurden gegen Fleisch und ähnliche Kostbarkeiten eingetauscht. Wir haben von unserem schönen Rosenbusch keine Rosen zu sehen bekommen, sie wurden einfach schon in der Knospe abgeschnitten. Es ist sonderbar, während des Krieges konnten die Frauen alle nicht in die Muna gehen, meist aus Gesundheitsrücksichten, jetzt gehen sie alle so gern nach Belsen und raxsen den Dreck dort weg, aber sie handeln ja auch aus Not, wenn sie dafür Brot für die Kinder bekommen können.

Viele Höfe haben nun durch den Krieg keine Erben mehr.

Durch die Abwanderung der Russen und durch die Lager der Polen sind Höfe und Geschäfte ausgeplündert. Doch sind im Kirchspiel Wietze die kleinen Erdölbetriebe während der schweren Zeit von den Handwerkern aufrechterhalten: durch Schlosser, Schmiede, Elektriker, denn nur die größeren Erdölwerke hatten eigene Handwerker.

Die Engländer kamen nach Wietze am 13. April 1945. Am Montag früh hatte ich große Wäsche und hatte uns gerade Schinkenbrote gemacht, da kam unser neuer Bürgermeister mit einem in englischer Uniform, guckte nur durch die Türritze und sagte: „Binnen zwei Minuten räumen!“ Ich sagte: „Das geht nicht, wohin sollen wir mit unserem kleinen Kinde?“

Der Engländer sagte: „Soviel kleine englische Kinder tot!“ Ich wußte gar nicht mehr, was ich zuerst tun sollte, ich lief hin und band alle Betten zusammen, dann merkte ich, daß ich alles doppelt sah, und machte erst einmal ein ordentliches Frühstück, und dann ging es los mit Besonnenheit, aber mit Tempo. Ich hatte schon auf dem Boden viele Säcke parat, da kam alles wahllos hinein, was wertvoll war, inzwischen liefen die Sieger schon mit Maschinenpistolen im Hause umher, aber sie sagten nur ganz gutmütig: „Frau, nimm mit!“ Wir durften ja den Laden behalten, in den konnten wir nun alle Sachen bringen, und was da nicht hineinpaßte, in die Werkstatt. In der festgesetzten Zeit hatten wir alles heraus, nur die Bücher hatten wir dringelassen. Ich wollte noch einmal auf den Boden, aber da hieß es: „Mama, nix Boden!“ Auch die Blumen an den Fenstern mußte ich lassen. Dann haben sie in unserer adretten Wohnung ziemlich böse gehaust. Unser Klavier war ganz neu, da haben sie viele Krinke [= Kreise] mit heißen Teegläsern gemacht. Um halb sieben sind sie ins Haus marschiert. Und gleich darauf war Radio- und Grammophon-Musik, als ob hier ein Zirkus wäre, die Fenster waren aufgerissen, und die Gardinen wehten auf die Straße. Ich stand unten und sah mir das Spielwerk an, dann sagte ich zu unserem jungen Mädels aus dem Büro: „Anneliese, geh hinauf und zieh sie wieder vor!“ Ich dachte, einem so hübschen jungen Mädchen werden sie schon nichts tun. Und so war es auch. Bei ihrer Siegesfeier ist das Bier durch die Decke in den Laden geflossen, und die Lampen unter der Decke tanzten. Meist saßen sie auf der Fensterbank. Ein 19- bis 20jähriger Jude war ein ganz arroganter Kerl, er war ein geborener Wiener. Wenn der mit mir sprechen wollte, habe ich ihn einfach stehenlassen. Dieser Zustand hat 14 Tage gedauert. Einer konnte etwas Holländisch, der meinte: „Engländer nix klauen“, und weiter fragte er: „Du Nazi?“ Ich antwortete: „Ich nicht Nazi, du Nazi!“, denn er hatte sich lauter Parteiabzeichen angesteckt. Einmal war ich im Garten und pflückte die ersten Erdbeeren, da rief einer von ihnen immer aus dem Fenster: „Hallo, du!“ Ich hörte erst nicht hin, ging dann aber doch unter das Fenster: „Hallo! Du! Du Käse?“, und dabei warf er mir eine große Scheibe Käse und vier Stücken Semmel in die Schürze. Ich hätte es nicht angerührt, aber unsere Flüchtlingsfrau und ihr kleines Mädchen haben es gern gegessen. Am 27. Mai mußte das Lehrerhaus geräumt werden. Wir haben den ganzen Nachmittag geschleppt, alle Sachen in den Laden und auf unseren Boden, denn wir waren ja inzwischen wieder in unsere Wohnung zurückgekehrt. Lehrer Meyers haben dann bis zum August hier mit gewohnt. Das muß rühmend gesagt werden, die Engländer haben uns nicht eine Erdbeere aus dem Garten genommen oder sonst etwas geklaut, einmal, als ich beim Erdbeerenpflücken war, stand einer am Gartenzaun und sagte bloß immer: „He, he Mama!“ Da hab ich ihm auf einem Rhabarberblatt ein paar Erdbeeren serviert. Der Sergeant sorgte auch sehr für Ordnung. Da fällt mir noch ein, ehe die Engländer kamen, zogen hier

große Schafherden, sie sollten ganz von Leipzig zu Fuß gekommen sein, eines hatte im Graben hier gelammt. Dann kamen große Züge von Gefangenen vorbei, die schleppten sich nur so: Es hieß, das Zuchthaus in Hannover wäre geräumt. Sie sahen so jammervoll aus, wir fragten uns: „Ob wir ihnen zu trinken geben dürfen?“ Dann kamen auch viele von den Fronttruppen vorbei, sie wollten [meinen Mann] totschießen, weil er ihnen kein Benzin geben wollte. Je näher die Engländer kamen, desto ruhiger wurde es auf der Chaussee. Wir sagten uns: „Unsere Soldaten gehen zurück, und nun soll es der Volkssturm schaffen! Das ist ja eine Unmöglichkeit!“

Dokument 9

Ovelgönne: Frieda Glier, Landwirtin
26. Juni 1947

Die Verhältnisse vor dem letzten Kriege waren für die Entwicklung Ovelgönnes sehr günstig durch die reichlichen Zuschüsse, die die kinderreichen Familien bekamen an Ehestandsdarlehen; sie haben sich Schlafzimmer angeschafft, gute Garderobe, Möbel. Vor dem Kriege wurde die Muna [in Hambühren] gebaut, da gab es viel Zuzug durch Arbeiter, Militär, Beamte; das Munagelände im Walde ist unheimlich groß, jetzt ist ja alles gesprengt. Die Arbeiter hatten Schweigepflicht. Durch den Zuzug kam viel Geld in das Dorf, auch durch die Beamten. Sie gaben den Handwerkern und Kaufleuten viel zu verdienen. [...]

Die Leute hatten alle gut zu leben. Von Kriegsvorbereitungen hat man nichts gemerkt. Bei der Mobilmachung ging alles ruhig zu, hier war aber trotzdem wirkliche Begeisterung. Angriffe auf die Muna sind nicht erfolgt. Pfingsten 1943 war ein Luftkampf, sieben Bomben wurden geschmissen, hinter der Försterei sind große Trichter. Ein großer Bomber ging nieder, zwei Kilometer hinter Ovelgönne nach Wietze zu. Einige seiner Insassen kamen mit dem Fallschirm herunter. Hier lag Luftwaffe, die nahmen sie gefangen. Hier waren zwei Gräber von Engländern, die sind später nach Winsen überführt. Im Sommer 1944 wurde ein viermotoriger Bomber im Luftkampf abgeschossen, mittags zwischen eins und zwei. Nachts waren immer die großen Überflüge, sonst ist nie was geworfen, nur gleich zu Anfang des Krieges kleinere Bomben vor Rixförde [südlich von Ovelgönne]. Ehe die Flüchtlinge kamen, hatten wir hier immer viel Frauen aus Süddeutschland, deren Männer Soldaten in der Muna waren. Wir hatten hier nicht viel Flüchtlinge, da die Häuser sehr belegt waren, wir haben viele Familien mit sieben bis neun Kindern. Treckbauern haben wir hier gar nicht gehabt, nur Förster Neumann seine Verwandtschaft aus dem Osten,

es wohnen fünf Familien im Forsthaus. Landwirtschaft haben wir nicht, jeder hat nur seinen kleinen Garten. Die Polen mußten in der Muna arbeiten, auch die englischen und französischen Kriegsgefangenen und die Russen. Lager III war das Judenlager, besonders mit Frauen belegt.¹ Sie machten auch an der Straße nach Oldau [nördlich von Ovelgönne] Bauarbeiten, trugen Steine und schippten Sand. Manche sahen sehr gut aus, auch in Garderobe, manche schlecht. In die unterirdischen Räume des alten Kalischachtes sollten die ‚Focke-Wulf-Werke‘ aus Bremen² hinein, es ist aber wohl nicht so weit gekommen. Wie man sich erzählt, geht dies unterirdische Gelände bis nach Hambühren. Die Judenfrauen arbeiteten auch unterirdisch. Es waren wohl mehrere tausend.

Nach dem Kriege lagen im Lager 2000 bis 2400 Polen, die aus den umliegenden Ortschaften nach hier gebracht waren. Sie sollten nicht mehr bei den Bauern arbeiten: „Stefan! Wir verhaue dich!“ sagten sie zu einem Arbeitswilligen. Diese internationale Gesellschaft kam dann nach dem Einmarsch der Feinde in die Häuser und verlangte, was ihnen gefiel. Ich sah bei Hoppe einen Trupp von 17 Polen hineingehen und jeden mit einem vollen Korbe oder Koffer wieder herauskommen. Die Jüdinnen sind kurz vor dem Einmarsch nach Belsen gebracht, wir haben nichts mehr von ihnen gesehen. Ein großer Schub Juden kam hier durch von Fuhrberg [Landkreis Burgdorf] her und ging nach Celle, kamen am anderen Tage zurück und sind dann auch wohl über Winsen nach Belsen marschiert. Von den KZ-Leuten wohnt hier noch eine Familie K. bei Frau L. Es hieß, sie wären politische Gefangene, aber man meint jetzt, es träfe nicht zu. Zuerst taten sie sich sehr hervor und wollten bevorzugt werden, das kommt nun aber nicht mehr in Frage. Sie brauchten beim Kaufen nicht anstehen und kriegten auch mehr.

Zu der Försterswitwe Frau W. sind fünf Juden gekommen und haben sich einfach in ihre Wohnung gesetzt, sie hat ihr halbes Haus verkauft, um sie wieder herauszukriegen. Sie hat nur noch einen Raum und die Küche. Die Flüchtlinge sind meist in Baracken der Offiziere im Lager III untergebracht.

Die einrückenden Truppen haben bei Herzers vier Räume angesteckt, sie nahmen an, daß da im Hause Wehrmacht lag, denn nicht weit davon

¹ Zum Lager III vgl. Dok. 10, Anm. 2.

² Focke-Wulf Flugzeugbau GmbH, 1924 von Flugzeugkonstrukteur Henrich Focke, Kunstflieger Georg Wulf und Kaufmann Werner Naumann in Bremen als AG gegründet, seit 1936 GmbH; zunächst Entwicklung und (Serien-)Bau von Kleinverkehrs-, Schul- und Sportflugzeugen sowie Pionierleistungen im Hubschrauberbau, seit 1934/35 zunehmend für die Luftwaffe tätig, 1939 mit knapp 10000 Beschäftigten einer der größten Bremer Rüstungsbetriebe und während des Zweiten Weltkrieges auf der Prioritätenliste für alliierte Luftangriffe, deshalb frühzeitig Verlagerung verschiedener Produktionsbetriebe in ländliche, luftkriegsferne Gebiete, v. a. Mittel- und Ostdeutschlands; 1943/44 wurde das Bremer Werk bei verschiedenen Angriffen der britischen und der amerikanischen Luftwaffe stark zerstört.

war ein Panzer abgeschossen. Der Panzer liegt da noch, 500 bis 600 Meter von Herzers an der Straße nach Fuhrberg zu. Weil die Muna nicht mehr im Gange ist, arbeiten die Ovelgönnner viel beim Engländer in der R. E. M. E., was das heißt, wissen wir nicht, aber sie machen Aufräumungsarbeiten und Auto-Reparaturen³.

Vor der Sprengung der Muna⁴ hatten wir alle große Angst. Es war uns gesagt, daß wahrscheinlich im Umkreis von mehreren Kilometern alles vernichtet werden würde. Wir Einwohner sollten in die westlichen Nachbarländer gehen und dort die Sprengung abwarten, also entweder nach Oldau oder nach Wietze. So bekamen wir am Mittwoch vor dem Einmarsch der Engländer mittags um zwei die Nachricht, daß wir innerhalb zwei Stunden das Dorf verlassen haben mußten. Da sind die Leute alle in den Wald hinaus. Vereinzelt bleiben sie in den Häusern, wo Kranke waren, auch aus Angst, daß aus den offenen Häusern – wir mußten Fenster und Türen offen stehen lassen – geplündert würde. Bis abends haben wir in Trupps von 50 bis 60 Personen im Walde gelagert. Ich war in Richtung auf Wieckenberg zu gegangen auf einen Waldweg, der von der Hauptstraße abbiegt. Auf halbem Wege kam uns deutsche Wehrmacht entgegen und sagte, es wäre da weiterhin eine Stellung ausgebaut und es würde dort gekämpft werden. Daraufhin sind wir – meine Bekannten und ich – zurückgefahren mit unseren Rädern. Wir hatten an diese alles Gepäck gehängt und mußten schieben, wir hatten Wäsche, Kleidung und Lebensmittel mit, wir rechneten damit, daß unsere Häuser zusammenstürzten. Aber es war einem damals schon alles egal. Einen älteren Herrn mit einem schlimmen Fuß führten wir auf einem Handwagen mit uns. Wir hatten viel vergraben: die Schreibmaschine, Radio, Dosen, Wäsche usw. Wir fuhren nun also in Richtung Oldau und lagerten dort im Walde. Wir hörten auch bald Detonationen und glaubten, nun wäre die Sprengung im Gange, aber es war ein Angriff auf den Flugplatz Wietzenbruch. Einige gingen dann zurück, um auszukundschaften, wie es stände, sie kamen bei Dunkeln wieder zurück und sagten, es sei noch nichts passiert. Da sind wir wieder nach Ovelgönne zurückgefahren. Am folgenden Mittag gegen halb zwei kam wieder der Befehl, den Ort zu verlassen. Diesmal gingen wir gleich in Richtung Oldau und lagen dort im Walde bis gegen sieben. Etliche gingen dann nach Haus, wir gingen nach Oldau und schliefen bei Bekannten, da wir annahmen, daß die Sprengung nun in der Nacht vor sich gehen würde. Ungefähr 800 Menschen waren unterwegs. Ungefähr um zwölf Uhr nachts ging nun die Sprengung wirklich los. Die Scheiben klrirten, wir sahen in

³ Royal Electrical and Mechanical Engineers, im Mai 1942 eingerichtete Truppengattung der britischen Armee, zuständig für die Wartung, Reparatur und Bergung von Waffen, Fahrzeugen und sonstigen Ausrüstungsgegenständen sowie für die technische Beratung aller Truppeneinheiten, 1949 in ihre heutige Form, das Corps of Royal Electrical and Mechanical Engineers, umgewandelt.

⁴ Vgl. Dokument 10.

Richtung Ovelgönne wie in ein Flammenmeer, es waren fürchterliche Erschütterungen, das ganze Haus bebte. Die Detonationen kamen in Fünf- bis Zehn-Minuten-Abständen, das ging so pausenlos bis zum Hellwerden. Wir glaubten, daß ganz Ovelgönne zerstört wäre. Wir waren schon um sechs Uhr früh mit dem Rade unterwegs nach Ovelgönne zurück. Da kamen uns schon Leute von hier entgegen und sagten, daß unsere Häuser noch alle ständen. Sie waren nachts im Walde geblieben und wollten nun schon wieder nach Oldau zum Einkaufen. Sie warnten uns, unsere Räder mitzunehmen, die Polen lagerten vorm Dorfe und hätten schon zwei Männern ihr Rad weggenommen. Da brachten wir die Räder wieder zurück und gingen zu Fuß nach Ovelgönne. Vor meinem Haus bot sich mir ein seltsamer Anblick: Links vom Hauseingang war alles in Frühlingspracht und das Tulpenbeet blühte, nicht ein Stengel war geknickt. Auf der anderen Seite des Hausweges lagen die zertrümmerten Dachziegel, die vom Nachbarhaus herübergeflogen waren, die Fensterscheiben waren heraus, die Türen waren an sich heil, nur die Rahmen herausgerissen. Innen im Hause war eine furchtbare Staubwolke, es waren ja nur wenige Möbel im Hause zurückgeblieben, ich hatte, wie alle anderen Leute auch, alles in den Keller getragen, so war das Aufräumen leicht, da die Zimmer leer waren.

Am nächsten Tage war der Einmarsch, den habe ich bei Bekannten im Keller abgewartet, gegen Mittag hörten wir Warnungsschüsse, und gleich darauf sahen wir auf der Straße einen feindlichen Trupp stehen. Sie haben dann in verschiedenen Häusern nachgefragt, ob da Soldaten oder Männer wären. Die erste Baracke nach Celle zu rechts haben sie dann in Brand geschossen, sie vermuteten da Soldaten drin. Wir wurden unruhig in unserem Keller, weil die Funken von da herüberflogen. Aber der Wind war günstig, und es passierte weiter nichts. Wir sind dann einfach wieder an unsere Arbeit gegangen, jeder sah zu, daß er alles wieder in Ordnung kriegte. Ziegel und Dachpappe haben wir uns alle von der Muna geklaut, wo ein großes Lager davon war, jeder holte sich das, was er brauchte. Die Verwaltungsgebäude von der Muna waren nur wenig beschädigt. In dem Lager fand sich alles, was man brauchen kann: Waschbecken, Klosetts, Generatorenholz, Handwerkszeug, Spaten, Schaufeln, es sollte vermutlich noch weiter ausgebaut werden. Gesprengt war in erster Linie das Maschinenhaus und die gelagerte Munition.

Es blieb eine Besatzung in Oldau. Wie aber hier die Plünderung überhand nahm, da sind von hier 30 bis 40 Frauen zum Kommandanten nach Oldau gegangen – die Männer unternahmen ja nichts – und haben um Schutz vor den Polen gebeten und vor den zivilgefangenen Ukrainern, Russen, Italienern; es war hier völlig international. Meine Nachbarin, Fräulein Fichtner, konnte Englisch, die sprach mit dem Posten, der sagte, der Kommandant wäre nicht da, aber er wollte ihm die Bitte vortragen. Wie wir unterwegs nach Ovelgönne waren, überholte uns schon ein Wa-

gen, und als wir ankamen, standen schon zwei Engländer auf der Kreuzung Wache, denn an dieser Stelle standen immer die Fremdarbeiter und überfielen die Passanten. Das war drei Tage nach dem Einmarsch. Bei Hoppe hatten sie mit 17 Personen geplündert, bei der Försterswitwe Frau W. mit sieben bis acht Personen. So ging es in allen Straßen, wenn sie nicht die noch vom Luftschutz gepackten Koffer gleich mitnahmen, so steckten sie sich alles Wünschenswerte in Bettbezüge und schlepten die ab, es stand ja noch alles griffbereit. Einer von den Polen wurde erkannt, daß er immer eine Waffe bei sich führte, Fräulein Fichtner sagte das dem Engländer, der visitierte ihn und nahm ihm die Waffe ab. Die Engländer blieben da und lösten sich alle zwei Stunden ab. Sie machten auch nachts Wache. Hinterher kam eine Besatzung von 20 bis 30 Mann nach der Gastwirtschaft Bach. Da hat das Sprengkommando später auch gelegen. Die deutsche Wehrmacht hatte nicht mehr alles gesprengt, deshalb hatte der Engländer ein Sprengkommando hierher gelegt, es hat bis vor kurzem da gelegen. Das Sprengkommando fährt die Munition nach einem freien Platz bei Rixförde. Die Wagen haben hinten und vorn eine rote Papierfahne mit einer Aufschrift, auf diesem großen freien Platz bei Rixförde wird dann die Munition vernichtet. Ich habe im Sommer beim Beerenpflücken Stichflammen von etwa 100 Meter Breite und 40 bis 50 Meter Höhe gesehen. Wir glaubten erst, der Wald brannte! Hinterher kam dann die Detonation. Ich habe das zweimal erlebt. Es wird dies vorher ausgeklungelt: „Rixförder Weg ist gesperrt!“

Einbrüche sind immer noch. Man weiß nicht, ob es nur das fremde Volk ist oder auch die Einheimischen. Wir hatten über 2000 Polen liegen, im Lager II nach Oldau zu linker Seite⁵. Um Weihnachten 1945 sind sie erst weggekommen.

Die Jüdinnen, die hier waren, arbeiteten an der Oldauer Straße, etwa 40 bis 50 Frauen; sie luden Steine ab und bauten das Fundament für Baracken in der Ausschachtung. Die Jüdinnen lagen im Lager III, das war an der neuangelegten Straße von Hambühren bis Oldau, es war früher ein Waldweg. Frauen in feldgrauer Kleidung waren als Bewachung bei ihnen. Die Jüdinnen sahen ganz gesund aus. Viel Interesse an der Sache hatten sie nicht. Manche hatten gestreifte KZ-Kleidung an, manche Zivilkleidung. Die Witterung war noch günstig, als sie draußen arbeiteten.

⁵ Zum Lager II vgl. Dok. 10, Anm. 2.

Dokument 10

Hambühren: Ferdinand Knoop, Pächter
27. März 1947

Am 15. Februar 1945 kamen unsere ersten Flüchtlinge aus dem Warthegau. Es waren vornehme Leute, die dort einen schönen Betrieb gehabt hatten. Sie stammten aus Bessarabien. Aber Hitler hat sie ja alle da herausgeholt, sie im Warthegau angesiedelt und die Polen herausgeschmissen. Das konnte ja nicht gut gehen. Sie kamen mit vier kleinen Kindern, das kleinste noch auf dem Arm. Sie hatten viel durchgemacht, sollten erst in Frankfurt an der Oder bleiben, dann mußten sie da auch weg. Dann kam noch eine Familie Ernst mit kräftigen Kindern, der Mann wurde noch eingezogen. In unserem Hause war ein Ausweichlager des Fliegerhorstes Wietzenbruch [bei Celle]. In der großen Stube unten waren rund 40 Flugzeugmaschinenengewehre. Aus dem Grunde hatten wir etwas Schutz, daß wir nicht so voll mit Flüchtlingen belegt wurden. In dem Zimmer waren auch viele Flugzeugteile gestapelt. Die Wohnungskommission wollte, daß diese Sachen rauskämen, aber der Hauptmann sagte: „Es bleibt alles, wie es ist.“ So zog denn die eine Familie weg auf ein Gut bei Hannover.

Im April 1945 hörten wir die Schießerei vom Tommy, wie er immer näher über die Weser kam. Wir telefonierten mit Wietzenbruch, daß sie die Flugzeugteile und die Waffen von hier abholen sollten. Der Gemeindevorsteher Thiele¹ sagte: „Fernand, de Engelänners komet, wo is dat mit dat Kram bi dik uten Wietzenbrauke? Ik heff jo do gornich mehr anne dacht!“ Ich konnte ihm denn erzählen, daß ein Mann in Zivil und ein Fräulein, wohl so eine Helferin, die aus dem Fliegerhorst, die mit den Ausweichlagern Bescheid wußten, am letzten Tage gekommen waren und die Sachen abgeholt hatten. „Gott sei Dank!“ Das war sein Wort.

Am Sonntag, den 8. April 1945, kamen 1000 Mann KZ-Leute hier durch, ein Hauptmann führte sie. Die sollten die Nacht in Hambühren untergebracht werden. In den Scheunen ging das nicht, die lagen alle voll Kartoffeln. So mußten sie in der Sandkuhle hinterm Dorfe liegen. Sie kamen aus einem KZ-Lager in Hannover, sie hatten da unter Tage gearbeitet und sollten nach Belsen. Die Verpflegung sollte aus Belsen kommen, aber sie kam nicht. Die Begleitmannschaften, SS-Männer und SS-Mädel, schliefen auf unserer Diele.

Die KZ-Leute hatten zwei belgische Gräfinnen als Vorarbeiterinnen. Ich komme da morgens aus dem Hause, kommt aus der Scheune ein junges, etwa 25jähriges Mädel mit einer Decke um: „Sagen Sie bitte nichts, ich habe hier mit im Stroh schlafen dürfen!“ Die Wachmannschaften sahen, daß die Sache sich nun bald drehen würde, und dadurch hatten die

¹ Walter Thiele, Landwirt, April 1935–Sept. 1946 Bürgermeister von Hambühren.

KZ-Leute schon etwas Oberwasser. Viele von den KZ-Leuten sind im Neustädter Holz [Waldgebiet zwischen Hambühren und Wietzenbruch] liegegeblieben, weil sie wohl nicht mehr weiter konnten.

Am 8. April konnten wir den Angriff auf Celle sehen. Einer von unseren Flüchtlingen hatte seine Tochter in Celle, der wagte es und fuhr los. Er hat mit unter der Bahnunterführung gesessen, hat seine Tochter heil nach Hause gekriegt, und ihm ist auch nichts passiert. Wir waren alle so froh, daß das Mädchel wieder da war.

Am 9. April, am Montag, sollten die Sprengungen auf dem Terrain der Hauptluftmunitionsanstalt Hambühren ausgeführt werden. Hier in Hambühren waren rund 3000 Mann beschäftigt, wir haben mal zusammengezählt, es waren rund 15 Nationen vertreten: Russen, Polen, Belgier, Holländer, Franzosen, Ukrainer, Tschechen, Italiener, von allen war was hier.² Diese Munitionsanstalt war schon 1938 aufgebaut. Hier war ja ein Kalischacht, der schon 1924 eingegangen war. Diese unterirdischen Gänge wurden nun ausgenutzt in den alten Stollen. Erst sollte das Focke-Wulf-Werk, Bremen, hinein. Erst hieß es, die Hauptluftmunitionsanstalt wird verteidigt. Dann hieß es wieder, sie wird nicht verteidigt! Die Leitung hatte ein Oberstleutnant Hermanns³, der sagte dann, sie wird gesprengt!

Auf dem Bahnhof in Celle stand unglücklicherweise am Sonntag, dem 8. April, ein Zug mit KZ-Leuten, der wurde mit bombardiert. Nun liefen die KZ-Leute mit ihren Zebraanzügen im Neustädter Holz herum. Wir haben dann auch einige aufgefangen, viele haben sich auch freiwillig gefangennehmen lassen, weil sie ja doch nicht wußten, wohin sie sollten. Wir haben sie dann durch versprengte Wehrmacht-Kommandos nach Belsen geschickt.

Die Muna wurde also gesprengt. Wir mußten alle Fenster und Türen aufmachen und mußten die Häuser verlassen. Morgens gingen noch alle dort zur Arbeit in die Muna, mittags kamen sie schon wieder, es würde ge-

² Die Hauptmunitionsanstalt Hambühren beschäftigte über 1000 ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sowie darüber hinaus noch eine unbekannte Zahl ausländischer Kriegsgefangener aus dem Kriegsgefangenenlager in Fallingb. Im Dezember 1944 bestanden in Hambühren selbst mindestens vier Lager, zwei Männerlager und zwei Frauenlager; drei weitere Barackenlager wurden am Nordrand von Ovelgönne (vgl. Dokument 9) errichtet, um alle in der Hambührener Munitionsanstalt eingesetzten Zwangsarbeiter möglichst in der Nähe unterzubringen. Über das Lager II, das an der Straße nach Oldau lag, ist nichts Genaueres bekannt; es diente nach Kriegsende kurzzeitig als ein Sammellager für befreite polnische Zwangsarbeiter. Das isoliert im Wald stehende Lager III war mit jüdischen Frauen belegt, die im Herbst 1944 aus dem Konzentrationslager Belsen geholt worden waren und zu schweren (Straßen-)Bauarbeiten herangezogen wurden. Auch das Kali- und Erdölunternehmen Wintershall AG, Berlin, seit 1945 Celle (Verwaltungssitz Kassel), zu dem u. a. im Landkreis Celle Erdölwerke in Nienhagen gehörten, errichtete in Hambühren-Ovelgönne ein Zwangsarbeiterlager. Zur Focke-Wulf Flugzeugbau GmbH vgl. Dok. 9, Anm. 2.

³ Hermanns war 1944/45 Kommandeur der Hauptmunitionsanstalt Hambühren.

sprengt! Nun wurde alles zur Sprengung vorbereitet, und um acht Uhr abends ging es los. Wir hatten einen Bunker im Garten, außerdem hatten wir noch den Kartoffelsilo abgedeckt, weil wir sonst mit all unseren Flüchtlingen keinen Platz gehabt hätten, denn unsere wichtigsten Habseligkeiten nahmen wir ja auch mit. Da haben wir denn die ganze Nacht gegessen. Einmal ging ich ums Haus und wollte mal sehen, was denn nun eigentlich los war, denn es krachte ganz gotterbärmlich. Und gerade wie ich so an der Hausecke stehe, geht ein ganz fürchterliches Krachen los, die ganzen Jalousien und Vorhänge fliegen aus den Fenstern, das halbe Dach kommt herunter. Es kam wohl so, daß der Luftzug durch die Missetür gegangen ist und von da durch die Luke und hat das Dach von innen hochgehoben. Na, wir kriegten schnell den Dachdecker und den Zimmermann, Dachlatten holte ich mir von den Nachbarn zusammen, und in zwei Tagen hatten wir das Dach wieder fertig.

Gesprengt wurden von der Muna hauptsächlich die Bunker und Verwaltungshäuser, die Hülsenwäsche, die Werkstätten, die Speisesäle, das Offiziersheim. Das waren ja Gebäude größer als die ‚Union‘⁴, alles war nach dem feinsten Stil gebaut.

Aus dem KZ-Zug in Celle hatten sich die Haupträdelsführer bei den Fremdarbeitern von unserer Hambührener Muna eingeknistet. Alle zusammen gingen nun von hier auf Raub aus. Auch aus Unterlüß hatten sich italienische Offiziere hier mit angefundet, die lungerten hier nun herum. Die Verwaltung der Muna türmte beim Nahen des Feindes und überließ die 3000 Mann Arbeiterschaft sich selbst. Da konnten wir Hambührener nicht gegen an. Diese Horden holten sich einfach weg, was sie wollten. In den ersten Tagen hatten wir etwas Schutz durch eine Ukrainerin Sonja, die wurde so etwas wie eine Führerin. Sie kam dann zu mir und sagte: „Herr Knoop, ich will nicht im Lager bleiben. Ich will zu Ihnen!“ Wir hatten selbst eine Ukrainerin, die beiden waren Freundinnen.

Schon am 9. April kamen die Tommys mit ihren Spähwagen heran. Es hieß, im Walde lägen Werwölfe⁵, deshalb wurde viel Wald in Brand ge-

⁴ ‚Städtische Union‘, Restaurant, Café sowie Veranstaltungs- und Tagungsstätte in der Stadt Celle, 1909 eingeweiht, 1945–1949 von den Briten requiriert.

⁵ Von den Nationalsozialisten geplante Partisanenorganisation, im Sommer 1944 zunächst auf Reichsebene als militärische Organisation unter der Aufsicht der SS vorgesehen, seit Winter 1944/45 auf Gauebene als Untergrundbewegung gegen die alliierten Besatzungstruppen und alle die Deutschen, die mit ihnen zusammenarbeiteten, proklamiert; entfaltete allerdings bis auf einige wenige lokale Einzelaktionen mangels Unterstützung und Ausrüstung keinerlei über Worte und Aufrufe hinausgehende Wirksamkeit und wurde auf deutscher wie vor allem auf alliierter Seite für weitaus gefährlicher gehalten, als sie in Wirklichkeit war; spektakulärste Aktion der Werwolf-Bewegung war die Ermordung des von den Amerikanern eingesetzten Oberbürgermeisters von Aachen am 25. März 1945, diente ansonsten den Nationalsozialisten in der Hauptsache als Droh- und Schreckmittel gegenüber der eigenen Bevölkerung im noch nicht besetzten Reichsgebiet.

schossen. Aber dann gingen die Tommys doch wieder zurück. Hier nach Hambühren kamen 20 Mann Offiziersaspiranten, die Brücke sollte gesprengt werden, sie hatten je zwei Panzerfäuste und kamen per Rad. Diese Jungens sollten nun die anrollenden Panzer aufhalten. Solcher Unsinn! Bürgermeister Thiele und ich steckten die Köpfe zusammen und sagten uns, daß diese jungen Leute uns nur Ungelegenheiten bringen könnten und daß doch alles nichts nützen könnte. Wir kamen überein, wir wollten ihnen allen tüchtige Butterbrotspakete auf den Weg geben und sie nach Winsen schicken, wo sie sich über die Aller zu der großen Truppe retten könnten. Sie hatten auch wohl keine rechte Führung mehr und gingen bald auf unseren Vorschlag ein. Die Butterbrote hatten wir bald im Dorf zusammengesammelt, und wir waren sie los.

Dokument 11

Hambühren: Irmgard Müller, Flüchtling aus Massow (Kreis Naugard, Regierungsbezirk Stettin)

29. Januar 1948

Das Schicksal hat mich hierher verschlagen. Ich las in Celle in der Zeitung, „Wer ist aus Massow?“ Ein Onkel von meiner Mutter wohnte in Celle, zu dem war ich gekommen, weil ich hoffte, meine Mutter hier wiederzufinden. Ich war angestellt auf der Sparkasse in Massow und mußte bei der Kasse bleiben, konnte nicht mit den Meinen flüchten. Ich mußte mit der Kasse und der Wehrmacht flüchten, bis Schwerin kamen wir, da hieß es: „Rette sich, wer kann!“ Wo die Kasse geblieben ist, weiß ich nicht. Es ist alles verstreut.

Ich bin dann zu Fuß nach Salzwedel [Bezirk Magdeburg] gegangen, da habe ich Grüße von einem Soldaten an seine Frau bestellt und habe da meine kaputten Füße ausgeheilt und bin da wieder zu Fuß weiter nach Celle. Mein Geld, 700 Mark, haben sie mir abgenommen zwischen Salzwedel und der Göhrde [Waldgebiet in der nordöstlichen Lüneburger Heide zwischen Uelzen und Hitzacker] in einem Walde, auch meinen Koffer mit Sachen und Wäsche. Es waren Polen. Ich habe mich durchbetteln müssen. Von Celle wollte ich erst nach Wien, auch zu Fuß, weil meine Mutter da mit meiner Schwester hingeflüchtet war. Ich bin bis Bayern gekommen, dann mußte ich wieder umkehren nach Celle. In Hambühren waren zwei Familien aus Massow. Ich bat auf dem Arbeitsamt, ob ich in Hambühren arbeiten dürfte, da gab man mir die Stelle bei einem Herrn Reinhardt, der bei der Forst beschäftigt war. Am 10. Juli [1945] kam ich hin. Ich lernte bald meinen Mann kennen, und im Dezember haben wir schon geheiratet.

Die niedersächsischen Bauern waren mir erst so fremd. Bei uns ist Haus und Stall für sich. Aber die Wirtschaftsart ist sich ziemlich gleich. Meine Vorfahren hatten auch alle Höfe, mein Vater, der schon lange tot ist, hatte eine Siedlung. Verwandte von mir sind große Bauern, sie sind jetzt in Eldingen [im Osten des Landkreises Celle] untergekommen, sie heißen Christian und Bütow aus Hohen Schönau, Kreis Naugard.

Mein Mann hatte den Hof, als wir heirateten. Ich bin hier Bäuerin unter Omas Leitung. Die Umstellung für mich war sehr groß. Ich war erst in einer Lebensmittelgroßhandlung und dann auf der Stadthauptkasse.

Die Bauersfrauen beachten mich hier nicht, ich bin Flüchtling, und deshalb ist eine Mauer zwischen uns, sie sind aber sonst ganz freundlich. Mein Mann und ich sind noch sehr jung, er ist 30, und ich bin 24 Jahre. Ich brauche niemand, ich komme allein durch. Wir kommen mit keinem in Verkehr, außer mit dem Sohn von Reinhardt, der in den Voltmerschen Hof eingeheiratet hat. Mit denen verkehren wir. Getanzt haben wir wohl mal im Holzhackerlager, die deutschen Soldaten hatten die jungen Leute aus dem Dorfe zum Tanzen dorthin eingeladen. Es war dort immer sehr schön und gemütlich. Ausländer waren aber nicht dabei. Jetzt ist das Holzhackerlager aufgelöst, der Rest ist nach Ovelgönne und von da entlassen.

Zu Haus haben wir auch immer Platt gesprochen. Es ist aber ein anderes Platt. Der pommersche Bauer hat mit dem hiesigen sonst viel gemein, auch in der Kochart. Aber ‚Himmel und Erde‘ kannte ich noch nicht. Meine Mutter ist auf einem Hofe in Wathlingen [im Süden des Landkreises Celle], sie war zuerst auch mit hier, aber das ging nicht. Nun ist sie dort Wirtschaftlerin. Der Bauer heißt Sander.

Wir haben auf dem Hofe eine Flüchtlingsfamilie von vier Personen, aber wir sprechen nicht mit denen.

Dokument 12

*Gut Holtau (zwischen Stedden und Boye): Hildegard Ziemer, Landwirtin
27. Juli 1948*

Wie das Schicksal es so will: Wir sind hierher gekommen auf eine Zeitungsannonce, die ich las. Frau Göhns, Celle, die Inhaberin der Schirmfabrik auf der Neustadt¹, hatte sie erlassen, da die bisherigen Pächter auf dem Hof der Frau Göhns nach Laatzen [Stadtteil von Hannover] zurückgingen.

¹ Schirmbestandteilefabrik Ferdinand Göhns, Celle, begründet 1873 durch Ferdinand Göhns (1849–1936), erste Schirmbestandteilefabrik Deutschlands, bestand bis 1965.

Auf meinen erstmaligen Anruf bei der Bauernschaft in Celle hieß es: Flüchtlinge kämen nicht in Frage für die Pachtung. Das Wort meines Vaters, des Domänenpächters Ehlermann aus der Rotenburger Gegend, aber hatte Gewicht, und so durften wir dann doch damit rechnen, daß mein Mann, ein früherer Domänenpächter aus Mecklenburg, bei Neubrandenburg, gebürtig aus der Kolberger Gegend [Pommern], die Pachtung hier bekam. Er brachte nichts mit aus dem Feldzuge als ein zerrissenes Soldatenhemd, seine gesunden Glieder und seine Tatkraft. Das war mir, die ich seine zweite Frau wurde, die beste Gewähr, daß wir uns wieder heraufarbeiten würden. Wir hatten das große Glück, daß mein Vater uns mit Inventar auf die Beine half: Pferden, Wagen, Maschinen, Möbeln. Dankbar muß anerkannt werden, wie die Bauern aus Stedden, vor allem Höper, wo unsere Gerätschaften nicht hinlangten, uns geholfen haben.

Die besondere Struktur Holtaus, oder wie es früher hieß, „Bronners Hof“, ist Gemüsebau. Wir haben 24 Morgen Gemüse, das natürlich eine Unmenge Arbeit macht. Aber es lohnt sich schon. An Roggen können wir höchstens zehn bis zwölf Zentner pro Morgen erzielen. Das Gemüse hat, etwa an Bohnen, unseren Vorpächtern bis 6000 Mark eingebracht von drei Morgen. Die Nähe Celles ist da sehr günstig. Leider hat Göhns, ehe er [in den Kriegsdienst] fortging, die 40 Morgen Spargel umgepflügt, trotz des großen Misterfordernisses wollen wir doch nach und nach den Spargel wieder anlegen, denn gerade der Holtauer Spargel soll recht gut gewesen sein. [...]

Die Plünderungen und Räubereien hier sind wohl schlimm genug gewesen. Aber das liegt alles vor unserer Zeit. Uns ist unberufen noch nichts passiert. Jetzt ist Marahrens aus Boye sein bestes Rind abgeschlachtet und im vorigen Sommer zwei, sie sind in unserem Roggen abgeschlachtet. Ob die Räuber darauf Rücksicht nehmen, daß mein Mann Flüchtling ist?

Da Frau Göhns führend im Gemüsebau war, wollen wir die Tradition von Holtau aufrechterhalten neben Saatzucht. Die Zuckerrüben, die wir haben, sehen auch nicht aus, als ob sie auf Sandboden gewachsen sind. Unsere Lehrlinge meinten zuerst immer: Hier kann doch nichts wachsen, und nun sind sie überrascht von den Erträgen, selbst im Blumengarten, den ich im Gegensatz zu Frau Göhns hege und pflege, damit man doch am Sonntagnachmittag seine Freude hat; deshalb haben wir uns auch einen Sitzplatz im Garten angelegt. Man muß doch mal am Sonntagnachmittag zur Besinnung kommen.

Frau Göhns hat auch Hammel geschlachtet und ist damit auf den Markt gezogen, sie waren eben beide Händler und machten alles zu Geld. Wir haben zwei bessarabische Familien, Bauern, auf dem Hofe zur Hilfe und haben gute Erfahrungen mit ihnen gemacht. Außerdem habe ich vier Stettiner Frauen zur Landarbeit, die hier in den Häusern auf dem Hofe wohnen. Was sollten wir machen ohne die Flüchtlinge? Das Landarbeiterproblem kommt erst noch, wenn die Flüchtlinge wieder weg sind. Hier aus

der Gegend will doch keiner mehr Knecht sein. Wenn vom Ausland noch mehr Gemüse auf den Markt kommt, dann müssen wir uns auch umstellen: möglichst viel Maschinen und möglichst wenig Leute. Von dem Hofe hier gehören die 600 Morgen Wald Frau Göhns, wir haben 340 Morgen Feld und Wiese in Bearbeitung. Leider haben die Sprengungen in Hambühren² große Risse in den Gebäuden verursacht. Mein Lehrling und ich sind die einzigen Menschen aus dem Westen, alle einschließlich meinem Mann sind aus der Ostzone.

Wir haben in Holtau 800 Mark allein für den Maler ausgeben müssen. Wo ich was verkaufen konnte, habe ich es getan, um diese Ausgaben zu decken. Der Zwischenhändler verdient jetzt zu viel. Ich brachte Bohnen zum Händler, bekam 28 Pfennig das Pfund, und aus meiner Kiepe wurde sofort weiterverkauft für 45 Pfennig das Pfund. Alle Bauern müßten sich zusammentun und die Ware, die sie auf den Markt bringen, zu einem festen, allgemein innegehaltenen Preise verkaufen, aber sie unterbieten sich meistens, um die Zwiebeln oder Bohnen loszuwerden. Aber der Bauer wird heute schon seine Kartoffeln nicht mehr los. Auch ich fahre in Celle herum und sage: „Bitte kaufen Sie etwas ab!“ Dabei sind die Handwerkslöhne noch immer dasselbe. Es müßte nur so viel aus dem Auslande herein, daß wir auch bestehen können.

Wir werden von den anderen mecklenburgischen Flüchtlingen beneidet, daß wir eine eigene Pachtung haben, sie besuchen uns oft. Im vorigen Sommer war mal ein englischer Offizier hier, der sollte die Stimmung der Bauern erkunden: Ich habe ihm erzählt, wie wir kunkeln müssen, um etwas zu bekommen vom Kochlöffel an, der sagte überhaupt nichts mehr. Es ist so schön, daß bei den Bauern die Reitervereine wieder in Schuß kommen, diese Reitturniere sind eine wahre Freude, die kraftvollen jungen Männer auf ihren Pferden.

Vergessen darf ich nicht, daß Kuhlmanns aus Hagen³ uns mit einem Ackerwagen und zwei Pferden ausgeholfen haben, als wir hier einzogen, und aus Stedden kriegten wir die Drillmaschine geliehen. Mein Mann fühlt sich hier sehr wohl, ich würde auch nicht wieder nach Mecklenburg zurückgehen. Wir müssen nun sehen, wie wir herumkommen, quergeschrieben wird bei uns nicht. Wir müssen zeigen, daß man uns aus den 100 Bewerbern nicht umsonst herausgesucht hat. Wären wir hier nur als verheirateter Verwalter, hätten wir ja auch nicht das Interesse. Mein Mann, Johannes Ziemer, ist 41 Jahre und kommt aus Gut Karlshagen, Kreis Kolberg [Pommern]. [...]

² Zur Sprengung der Munitionsanstalt Hambühren vgl. Dokument 10.

³ Von Anna Margaritha Kuhlmann Dokument 57.

Dokument 13

Boye: Hermann Reinecke, Landwirt¹

8. Januar 1948

[...] 1940 hett wie de ersten Fremdarbeiters ekregen, dat wörrn Zivilarbeiters, Polen.

In April 1945 rücke de Englänner in. In September 1946 wörrn de Niewahlen vor de Gemeindevorsteher. As dat in de Gemeinde lutmerig word, maken se en Gesuch mit 54 Unnerschriften von Lünen, de alle nicht in de Partei wörrn, dat se mik as Vorsteher beholen wollen. Dat Gesuch kam aber mit „Nee“ trügge. Da hat de Gemeinde noch einmal en Gesuch emaket, davon hat sik kein Boyer utesloten von jüngsten Flüchtling bet taun öllsten Boyer, alle hett se unnerschreeben, se wollen mik wedder hebben. Ok von düt tweede Gesuch is mik nix von bewußt worrn. Da up kam en Schrieben von den Oberkreisdirektor Wentker, hei herr dat Gesuch nah Lüneborg heneschicket, dat hat bloß von Dienstag bet Sönnabend elopen, de Englänner könn nich ober sine Gesetze weg, hei wüßte woll, dat dat vor mik ne Ehre wör un ik mößte woll wat eleistet hebben as Vorsteher, aber insetten können se mik doch nich wedder. Nu hett wi minen Naber Otto Helms jun. as Vorsteher ewählt², da kann ik öhe henkomen un kann den helpen, de is nu Vorsteher. Aber meist komet de Lüne doch noch nah mik un fraget. Un ümmer wedder heit dat: „Hermann, wennehr kummst du wedder?“ Da was ein Kommuniste in Dorpe, de woll et gern weern, aber de kam bi use Lüne ja doch nicht an en Slag.

De ersten Flüchtlinge keimen in September 1943, dat wörrn Hamborger, de wörrn noch lichtförlig unnertaubringen. De nächsten keimen 1944, wedder 6 Hamborger, denn kreigen wie Holländers, erst wekke von de Grenze un denn richtige Holländers, 11 Stück. Un denn noch wekke von Duisburg, 5 Mann, un 5 ut Hannover, de tögen aber hier in öhr Wochenendhus, denn noch mal 5 Holländers. Denn sette dat sau in ut Osten, tauerst de Schwarzmeerdütschen, 9 Stück in Feberwar 1945, de wollen un wollen nich utenanner, aber de wörrn nich gut, des söchten de Tanösters nahe, denn sünd den balle nah Groten Hehlen [Groß Hehlen] emaket. Denn keim ne Familie Malke ut Bessarabien, de hett woll gue Verhältnisse ekennt, aber hüte künnt se ok all nich mehr mien und dien untenannerholen, de bröchten 7 bet 8 Päre un 3 Kutschers mit. Ober de Familien Hansing un Kellermeier kann man bloß Gues nah seggen. 8 Dage vor den Inmarsch mößten wie noch mal Päre afliebern, ok Flüchtlingspäre. Hansing

¹ Reinecke (1897–1967) war 1939–Okt. 1946 und erneut Dez. 1952–Jan. 1967 Bürgermeister von Boye; vorher war sein Vater bereits 40 Jahre lang Gemeindevorsteher gewesen.

² Otto Helms, Landwirt, Okt. 1946–Nov. 1948 Bürgermeister von Boye.

woll siene aber nich gerne inbüßen un stelle sienen Treck wedder tauhoppen. Ik kam von den Versammlung wedder un sä: „Blieben Sei hier, Herr Hansing, de Uthebung is afeblasen.“ Hei woll aber nu nicht mehr trügge un is denn wegemaket nach Ebenshausen [Kreis Eisenach, Thüringen] un taulest nah Drewitz, Kreis Cottbus [Brandenburg], wo sien Swager Förster is, da is hei nu mit siene Familie hängen ebleben un helpt da nu mit siene Päre in Holte.

Vorn Kriege herren wie in Dorchnitt 128 bet 136 Inwohners. Hüte sünd et 258, davon sünd 96 Hiesige. Mit de Wohnungsgeschichte is dat in miene ganze Vorstehertied ohne Gnurren un Murren afelopen, de Wohnungskommischon is kein einzig Mal daewesen. De ersten Flüchtlinge heff ik upenohmen, un sau bin ik ümmer vorup egahn, su könn keiner wat seggen, wenn ik öhr wekke geben deh. As de Umwälzung kam un ik kein Rad mehr herr, kreig ik as Vorsteher lichtförig en Bezugshien; da keimen de letten Flüchtlinge, da was en Schauster bie mit en stiw Bein, de woll aber geern arbeien, da heff ik den mienen Bezugshien egeben, dat hei sek bewegen könn. Ik heff vor miene Flüchtlinge en Herd ekofft un wat er süs an Gerätschaften nödig was. Geld heff ik nie tau seihn ekregen. Strom un Holt betahlt de Hoff, dat is gans selbstverständlich für jüm. Un sau is dat hier oberall inne Gemeinde. De beste Lohn für mik was, dat se mik einmütig wedder wählen wollen.

De Flüchtlinge gaht meist nah Celle nah Arbeit, de Keerls sünd ok meist arbeitsunfähig. De jungen Mäkens gaht as Spräkstunnenhilfe. Aber wo se meist alle ute Landwirtschaft komet – da arbeit de wenigsten. Ik heff den Fall up mienen Hoff. Da keim einer mit siene Frue un twei Päre, ik dachte, de könn später vielleicht hier mal den Hoff pachten, as dat Unglück mit miene Dochter kam. Aber – wenn wie Kaffee drünken, denn stund de Frue ers up. Mit dat Helpen was dat ok man sau, wie müßten ümmer ers seggen, wegen melken un sau. Da keimen se in Harwst damit herut, se wollen geern in Hus, wo se öhr Dauhn alleene herrn. Hei helpt nun in de hillste Tied un gaht süs up eigne Arbeit, sei helpt mit drei Mann süs use 10 Käuhe melken un krieggt dafor annerthalf Liter Melk. Un Sommerdag helpt se mal nahmiddags mit sau in de hillen twei Monate, dafor kriegt se sau veel, as sei hebben will an Katuffeln un sau. De Lüe sünd ut Westpreußen. Denn fuddert wie sei en Swien von 300 Pfund for öhre Hölpe. Aber sau is dat; as miene Frue seggen de: „Fru Lose, de Slachter hat bestellt, sei können Diensdag hier slachten“, da seggt sei: „Ich habe meine Büchsen noch nicht abschneiden lassen und noch nicht gescheuert!“ – „Minschenskind, dat hett Sei doch ewußt, dat Sei düssen Winter slachten wütt, da herrn Sei sik doch Büchsen swart köpen oder tuschen könnt. Sei hett doch ok Holt vor 80 Mark dat Meter verkofft. Na wenn dat nich anners is, gebe ik Sei noch 20 Büchsen, aber for de Deckels müt Sei nu sülsen sorgen!“ Sau wart alle Lüe hier in Dorpe eholpen. Ik sege ümmer, lat de Lüe as Deputatarbeiters wen, denn sünd se mehr tau-

fredden. De Wohnungsverhältnisse sünd einigermaßen, de Kommischoon is nu mal hier ewesen un was ok taufredden. Hier de beiden Backhüser vorn Hobbe, dat eine hört mik, dat will ik nu trechte buen laten vor mienen Landser. Wihnachtabend hat siene Frue dorch den Suchdienst de Naricht ekregen, dat öhr Mann hier bi üsch is, sei is bien Russen. Sei hatt den glieks en Telegramm eschicket, dat was den Mondag nah Wiehnachten da, hei söll glieks daher komen, sei herr Arbeit un Brot un ok ne Wohnung för öhn. Ik brochte öhn dat Telegramm up en Felle hen. Den Abend was mien Willi sau ruhig. Ik segge: „Freust de dik denn nu, Willi?“ Da seggt hei: „Ik heff dat hier gut, ik will hier nich weg, un da, wo miene Frue is, da is de Russe, wie künt üsch mal dräpen, aber weg will ik hier nich!“ Nu will ik for de jungen Lüe dat Backhus utbuen, denn künt sei hier tauhopen anfangen. Tau Wiehnachten is hei ok nich tau kort ekomen, hei hat ne manchesterne Hose un sülwstgeknüttete wullne Strümpe un Por Schau ekregen. It is en gans akkeraten und düchdigen Minschen. Hei is in Juni 1945 ekomen as Landser, hei hat nah Hus henewollt un hat en Ort bie Walsrode nennt, da woll hei entlaten werrn. Den Dag keimen ers zwei Landsers her, de kreigen noch Abendbrot. Etwas später kam de drüdde Landser, wat nu Willi was. Ik sä tau miene Frue: „Anna, hast du noch en betten Abendbrot?“ – „Nee, dat reekt nich mehr, aber ik kriege süs wat her!“ – „Mamma, macht keine Geschichten, ich brauche auch nichts mehr zu essen.“ Nu möch hei aber doch Bohnensalat und belegte Botterbroe. „Das schmeckt wie zu Hause!“ Den Abend vertellen wie üsch noch betten in Garen, un de annern freugen, wo dat Arbeitsamt wörre in Celle, dat eine was Buerjunge und dat anner en Mürker. Ik sä: „Min Naber brukt wen, deswegen brukt ji nich nahn Arbeitsamt hentaugahn!“ – „Kann ik denn auch hier bleiben?“ sä Willi – hei sprickt saun betten Berlinsch –, „Ja, ik säuke ok wen, wenn du Lusten hast, hier tau blieben, denn kriege ik dat mit Walsrode woll inne Reege“. Un sau is Willi hier eleben, un et is nu sau, et is gliekeveel, ob ik up en Hobbe bin oder Willi, hei stah for alles in. Dat heit nu ümmer: „Pappa, bleib doch zu Hause, es ist schlechtet Wetter“, aber dat daue ik ja doch nich.

Inne Schaule hier is dat Verhältnis von de Kinner 1:3, sau veel Flüchtlinge sünd et mehr. Wie hett en gansen düchdigen Lehrer Kramer. De Vader was ok all Lehrer hier. In Relijon is Boye ümmer bobenan ewesen. As use Ilse ute Schaule kamm, sä Pastor Sellhorn³ ümmer: „Ja, Ilse, ich weiß es ja, ihr Boyer könnt eure Lieder und Sprüche am Schnürchen!“

Ik bin Kerkenvorsteher von 1942. Un dat is sau schöne, man brukt keinen Brill inne Kerke, man hört mal niepe tau, wat de Orgel woll angiff, wenn de olen Nummers nich lesen kann, un denn singet en glieks midde ohne Bauk. Wie hett nu Jahre hinner üsch, wo keiner mehr nah Kerken

³ Heinrich Sellhorn (1891–1973), 1932–1960 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Groß Hehlen.

woll. Un wie kriegt woll noch slimmere Jahre in de Hinsichten. De Hauptsake is, dat en sienen Globen fast beholt.

[...] De Partei herr hier keinen Influß up dat Dorp. Use Ortsgruppenleiter Alberti⁴, de deh keinen Minschen wat. Mik hatt keiner wat eseggt, dat ik nich Kerkenvorsteher blieben söll. Un wenn mik de Partei damit ekommen wörre, denn herr ik mien Amt as Gemeindevorsteher dalelegt, sau veel as mik de Gemeinde ok an Harten liggen daht.

Dat mut ok noch fastholen weern, dat 14 Dage, ehe de Engelänner kamm, de SS hier bie Gudehus up en Saal in Quartier kamm. Da heit, dat se up de Höbbe räubern dehn, sämtliche Hackens un Spaens wörrn verschwunnen. Ik melle dat den Leutnant, aber de sä, ik sölle mik nich unnerstahn, sau wat tau seggen! Den einen Morgen kummt de Melkwagen un will mit de fullen Kannen weg, da komet en paar Mann von de SS un riet en paar Kannen von Wagen. Helms un Marahrens seiht dat un segget mik Bescheid. Se staht da bien Wagen rumme, un ik kome un segge: „Wat is denn hier los? Sei laten de Kannen up en Wagen, un deihste dat nich, denn kriggste en paar anne Backe!“ De Leutnant dreihe sik umme, as wenn hei nich höre, dat ik reip: „Herr Leutnant, up en Word!“ Da reip ik noch mal: „Herr Leutnant, künnst Sei von Morgen überhaupt nich hören?“ Ik sölle mik en betten anners benehmen. „Sei makt et ja ok nich anners!“ – „Ich lasse Sie einsperren!“ – „Sei mik insparren? Ik late Sei insparren, dat üsch de Kannen wegenommen werret!“ – „Soll ich Sie gleich überführen lassen?“ De beiden Keerls, de de Kannen von Wagen retten herrn, säen, sei wören et nich ewan. Aber Helms un Marahrens herrn se ja dabie esiehn un de Schandarm ok. Da möß de Leutnant ja woll lütjet bie geben: „Es soll nicht wieder vorfallen!“ Eines Morgens rücken se denn in Richtunge Groten Hehlen–Aantenfang [Entenfang] af. De Engländer kam balle hinnerher von Celle, wo hei den Abend vorher all annekomen was. Sie güngen in Kraug un dahan mößten wie Eier un Wien liebern. Ik mößte henkomen: „Na, Sie Nazischwein, sehen Sie sich man noch mal um, in zwei Tagen sind sie nicht mehr hier!“

De eine Hamborger Flüchtling, en Kommuniste, kreig von den Truppen en gansen Wagen full Büchsen, düsse Keerl harr mik bie de Engländers sau swart emaket. Aber de sämtlichen Polen utn Dorpe sprungen vor mik un reipen: „Wenn usen Vorsteher wat passiert, dennsau hängste morgen an Bome!“ Da höll hei sik trügge. Den drüdde Dag abends um 9 Uhr kam de Captain: „Komm, wollen durchs Dorf gehen!“ Wie dehen dat, denn keimen wie trügge un setten üsch hier inne Stuben: „Haben Sie Licht?“ – „Nee!“ – „In 20 Minuten kommen Sie wieder!“ Ik kloppe in 20 Minuten wedder an. „Noch zu früh.“ Un denn sä hei, dat den annern Morgen Klokke sesse alles frie wesen mößte: de Gastwirtschaft, G. Helms,

⁴ Theodor Alberti, Kaufmann, Ortsgruppenleiter der NSDAP und Zweiter Beigeordneter der Gemeinde Klein Hehlen.

Hemme 11, Jeckel, Ripke, de Schaule un wie ok. Jedes Hus könn ein Zimmer beholen, wo se öhre Weertsaken inne versluten können, ik könn twei Zimmers beholen, weil ik ja vor de Vorsteherakten Platz hebben mößte. Sämtlichet Veih mößte herut. Wir mößten seihn, daß wie bie de annern unnerkomen dehen. Dat was umme 10 Uhr. De Nacht is wohl keiner nahn Bedde gahn. Ik heff denn noch alle up de Thingplatz unner de Eicken wie in de Tien von use Veröllern tauhoperaupen un heff eseggt, wo wie et maken mößten, de Käuhe mößten alle inne Ställe verdeilt weern, dat Jungveih mößte alle inne Weihe gejagt weern. De Minschen keimen meist freiwillig unner. Ik heff denn de Nacht esäten un heff de Lüe up de Höbbe verdeilt. Nah 5 Dage können all einige wedder intrecken. Wie kreigen ein Zimmer hier in Huse, da hett wie slapen. Bie Hemmen was de Schriewstube, hier was dat Kasino. In düsse Tied wörrn wie befreit von den Bannen. As de Engelänners wegkeimen, hett wie veel tau lien hat.

De Bannen keimen von de Spinnhütte⁵ un de Kaserne⁶, et wör en Russen un Polen von allen wat, hüte düsse un morgen de. Bie üsch hett se eine Kauh, 8 dragende Rinner, 6 Tweijährige afeslacht, in gansen 15 Kopp. Süs in Dorpe in gansen noch 25 Kopp, un datau 5 bet 6 Kopp bie Krüger. De herr dat meiste tau lien un denn de Aantenfang. De Belser keimen up öhren Durchmarsch hier natürlich ok her. Wie hett hier 8 Dage veier Mann KZ ehat. Dat wörrn aber keine unrechten Lüe, de herrn woll bloß Radio swart ehört. De hett üsch veel afeholen. De hett öhre Tüg hier ummeweselt un use Tüg annetrocken. Polizei können wie nich kriegen. De Räuberi inne Hüser was furchtbar. Wat wie vergrawt herrn, hett se nich efunnen, dat hett wie alle wedder ekregen.

Den Morgen von 6. Mai hett wie noch Nahrict nah Matthies schicket, wie wollen da noch en paar Kuffer unnerstellen, da hat de noch sienen Polen schickt, en gansen düchdigen Minschen, wo Verlat up was, da hat use Ilse dat Beste von Besten von öhre Utstüer innepackt un den den Kuffer mitegeben. Herrn wie use Mäken man ok glieks middeschicket! Ik herr mit miene Ilse den besten Saken unnern Holtstalle innegravt un ok en Kastenwagen vull nahn Busche brocht tauhopen. Wie hett den Kastenwagen

⁵ Mitteldeutsche Spinnhütte GmbH: 1936/39 auf Veranlassung des Reichsluftfahrtministeriums aus der Seidenwerk Spinnhütte AG hervorgegangen, Verarbeitung von Naturseide und gesponnenen Garnen zu Wäsche- und Kleiderstoffen („Celler Seide“), daneben sich beständig ausweitende, vom Reichsluftfahrtministerium finanzierte Produktion von Fallschirmseide, während des Zweiten Weltkrieges Rüstungsbetrieb mit verschiedenen Zweig- und Nebenwerken außerhalb Celles sowie Übernahme der zentralen Beschaffung von Fallschirmseide aus Süd- und Südost-Europa, im Celler Werk über 4000 Beschäftigte sowie zahlreiche ausländische Zwangsarbeiterinnen, die in einem eigenen „Zivilarbeiterlager“ untergebracht waren, nach 1945 Umstellung auf Produktion modischer Tuchwaren sowie Gewebe für Schreibmaschinenbänder, 1958 reprivatisiert und AG, 1976 Umwandlung in die Spinnhütte AG.

⁶ Gemeint sein dürften hier die Munitionsanstalten in Scheuen und in Hambühren.

full eladt un sünd denn gans frie dorcht Dorp efäuert, denn von Wege af int Holt, da sünd wie en paar Mal hen und her efäuert un denn afgeladt un mit Kiepen henedragen un innekuhlt, hier findt et keiner. „Ja“, sä Ilse, „Pappa, hoffentlich findt wie et wedder!“

[..] 1946 in Januar heff ik dat bei den Captain in Winsen dorchekegen, dat wie Wache gahn drofften de ganze Tied, wo wie süs all vonne Straße wen mößten. Wie herrn voreslahn 2 bet 3 Mann, aber de Engelänner sä: „3 Mann nix gut, 4 Mann!“ Un hei gaf üsch die Befugnis, dat wie annert-half Kilometer wiet um dat Dorp gahn drofften. Ik was froh, as ik den Schien herre. Sau sünd wie von 5. Januar 1946 bet hüte Wache gahn, un dat is üsch gut bekommen.

De Felddiebstähle hett nich Oberhand enohmen, mik hett es ja mienen gansen Mohn stohlen, Frau Krüger de Hühner, bie Jeckels de Gänse, aber dat rakt hütigen Dages nich veel. Düsse Schien leip bet 31. März 1947. „Kommen Sie wieder, wenn er abgelaufen ist!“ Denn wort he mik weder up 4 Wochen genehmigt. De annern Vorstehers wunnern sik: „Wo hast du dat bloß ferdig ekregen?“ De Captain Bunkell hat mik denn de Wache genehmigt, sau lange as ik dat nödig holen deh. Nu is de Schien weg. Ik heff en ümmer des Abends de Wache innehännigt, un den annern Morgen hett sei den Schien bie mik wedder afliewern mößt. Den einen Abend herr ik en nich, da bin ik hinnert Fenster gahn un heff de Lüe herutekloppt, und se hett säuken mößt alle Mann, un hei fundt sik denn in de Fraue öhren Stoppkorw.

As dat Unglücke bie üsch passieren deh, da hat Fru Nieschlag, ne Apothekerfrue ut Lehrte, de gut Englisch kann, de Engelänner um Hülpe annegahn, da hatt de Engelänner 8 Mann eschicket, un de hett ümmer dat Hus umstellt, um den Minschen tau kriegen, de dat Schuld hat, se hett en aber nich ekregen. Et hat ok Swienehunne bie üsch egeben!

Dat mut ok noch fasteholen weern: As de SS hier was an Osterdag Abend, wollen se hier Panzersperren buen un wollen de schönen Eicken hier midden in Dorpe afsagen. Wat hebbe ik ebiddet un eflieht un erennt und eseggt, ob sei nu gans vernagelt wörrn, de Eicken wörrn doch kein Hindernis for de Panzers. Un wat wör use Dorp, wenn de schönen Eicken daleggt wörrn.

Gott sei Dank, dat de SS weg kam un dat de Engelänner komen deh.

Dokument 14

Scheuen: Helmut Rehwinkel und Hermann Garner, beide Landwirte¹
23. Juli 1946

Wir können uns heute schon ungefähr ausrechnen, wann wir bankrott sind. So viele kleine Tommys und Jugoslawen werden hier bei uns geboren. Lebensmittelkarten haben die Mädels ja nicht, aber sie leben nicht schlecht. Die Engländer versorgen sie ganz gut. Arbeiten brauchen sie auch nicht, da sie ja nicht beim Arbeitsamt durch Lebensmittelkarten gemeldet sind. Die Engländer leben dort im Lager wie verheiratet. Sie kommen abends und gehen morgens wieder weg. Hier liegt viel Militär wegen der Benzinwache, wegen des Abtransportes der Munition von der Muna und wegen der Vernichtung der Munition. Es ist die [britische] 418. Einheit, die hier liegt, und wir haben eine prima Zusammenarbeit mit dieser militärischen Besatzung. Die Benzinvorräte sind sehr groß, sie reichen wohl für fünf bis sechs Güterzüge.

Scheuen hat seinen ursprünglichen Dorfcharakter völlig durch die Muna geändert und teils verloren. Hier in Scheuen eine Muna zu errichten, dieser Gedanke stammt wohl schon aus der Weltkriegszeit. Jedenfalls hat Hitler den Plan aufgegriffen. Das frühere Berliner Kinderheim am Reiherberge wurde das Grundstück für die Baulichkeiten, die Bauzeit reichte etwa von 1934 bis 1936, es sind große unterirdische Anlagen und Arbeitshäuser, die Häuser für die Feuerwerker und Offiziere, dazu kommt die Siedlung von zwölf Angestelltenhäusern mit 24 Wohnungen.

Nach Ausbruch des Krieges wurden sämtliche Frauen dienstverpflichtet, viele davon wurden hier in der Muna zur Arbeit herangezogen. Außerdem Kriegsgefangene, erst Serben und Jugoslawen, dann junge Russen und Zivilarbeiter im Ostlager zusammengefaßt. Es ist das Lager, in dem heute die Fliegertruppe liegt, das sogenannte RAF-Lager.

Beim Nahen der Engländer war der Auftrag von oben gegeben, die Muna zu sprengen, außerdem sollte der Major Krüger, der Kommandant der Muna, die Ausländer möglichst weit vorher fortfahren. Aber für diesen Abtransport hat er nicht gut gesorgt. So haben die Russen die Bekleidungslager der Muna geplündert. Man kann rechnen, für 18 000 bis 20 000 RM Zeug.

Major Krüger machte sich aus dem Staube und überließ seinem Stabe vertrauensvoll das Weitere. Diese haben die Übergabe der Muna vollzogen ohne Sprengung. Wäre diese vollzogen, so wäre heute von Scheuen und wahrscheinlich auch von Celle kein Stein mehr auf dem anderen. Es

¹ Rehwinkel war Mai 1945–1954 Bürgermeister und ehrenamtlicher Gemeindevorstand von Scheuen und 1948–1952 auch Mitglied des Celler Kreistages, CDU. Garner war Ortsbauernvorsteher.

gab nun reiche Beute für die Plünderer. Deutsche und Ausländer haben sich in den Segen geteilt: an Gerät, Möbeln, Seide usw., alles was hier im Großen lagerte. Die bewaffneten Russen und Italiener machten gemeinsame Sache mit den KZ-Leuten aus Belsen. Da Celle nicht alles aufnehmen konnte, staute sich hier auf der Straße alles, und jeder Hof hatte bald 30 bis 60 Leute zu versorgen, sie beschlagnahmten einfach die Zimmer, die KZ-Leute. Die Russen lagen meist in den Scheunen. Sie schlachteten das Vieh weg und holten den Leuten alles fort: Autos, Fahrräder, Motorräder usw. [...] Fast alle Schweine in Scheunen wurden abgeschlachtet. Lampe junior wurde von den Polen verhaftet. Die Engländer ließen alles geschehen. Die beiden Töchter von Lampe senior, Frau Hemann und Elisabeth Lampe, haben den Hof allein für Monate bewirtschaftet.² Kaufmann Wollenweber mußte aus seinem Hause, dessen Räume die Engländer beanspruchten. Die Leitung der Plünderer hatten meistens bewaffnete Italiener, sie hatten Handgranaten, Revolver, Karabiner. Leicht hatten wir Bauern es dieser Zeit mit dem Melken, meist hatten die Russen schon nachts gemolken.

Kurz vor Pfingsten 1945 wurden die Russen abtransportiert, circa 500 Russen, Ostarbeiter und Frauen. Sie haben uns weniger getan. Als das Lager von den Russen geräumt war, wurde es Durchgangslager für die Jugoslawen³. Bis zum Oktober, es waren mehrere 1000, sie haben sich anständig benommen. Adamowitsch, ihr Führer, hatte sie gut in Schach. Sie machten keine Plünderungen im Dorf mit. Dann kamen in das Ostlager Flüchtlinge, die heute noch dort wohnen, auch Bombenbeschädigte aus dem Osten, Muna-Arbeiter aus dem Rheinland.

Das Jugoslawen-Lager wurde polnisches Disziplin-Lager für polnische Sträflinge, die hier von den Polen bewacht wurden. Das Dorf hat von den Polen nicht zu leiden gehabt, weil hier eine starke Bewachung war, sie kamen deshalb nicht hierher. Doch ein polnischer Bewachungsmann hat in Groß Hehlen einen Zahlmeister umgebracht. Erst wurde Schule in einer Scheune gehalten, jetzt ist das Schulzimmer die Gaststube bei Lampe. Die englische UNRRA hat bei Garner gewohnt, sie haben sich dort nobel benommen.

Später kamen die polnischen Sträflinge nach Fallingbostel, dafür kamen polnische Familien hierher. Sie wollen alle nicht zurück. Sie werden von den Engländern versorgt. Schwierig ist die Unterbringung der Soldatenfrauen von den 1000 Mann Arbeitsbataillon⁴, sie kommen zu ihren

² Vgl. dazu den Bericht von Ilse Hemann, Dokument 15.

³ Zum DP-Lager in Scheunen sowie zu dem etwas später erwähnten DP-Sammellager in Fallingbostel vgl. auch Einleitung zu dieser Edition, S. 34f.

⁴ Seit November 1945 waren in dem Barackenlager des ehemaligen (Feld-)Flugplatzes Hustedt, der in den 30er Jahren nördlich von Scheunen angelegt worden war, deutsche Kriegsgefangene (sogenannte Dienstgruppen) untergebracht, die Hilfsdienste für die britischen Besatzungstruppen leisten mußten; zeitweilig betrug ihre

Männern auf Besuch und gehen nicht wieder weg. Viele Flüchtlinge sind nach hier gekommen, weil sie Beziehungen zur Muna hatten.

Es ist scheußlich, an das Plündern zu denken: Sie drangen in sämtliche Zimmer ein, traten die Bücher, die sie aus den Schränken gerissen hatten, mit Füßen, machten alles kaputt, nur die Gläser nahmen sie mit. Sahen Pudding stehen, kippten den einfach in den Sack zu den übrigen Sachen. Es gab Bauern, die nicht einmal mehr einen Hut hatten. Dem Förster haben sie die letzten Stiefel von den Füßen gezogen. In der Siedlung haben sie nicht so gehaust. Wenn wir die Engländer um Hilfe anriefen, spuckten die aus: „Germans!“

Willi Meinecke als Gemeindevorsteher⁵ hat mit der weißen Fahne Scheuen übergeben. Der Zahlmeister der Muna stand mit einer weißen Fahne vor der Muna zur Übergabe abends um neun Uhr, am 13. April war die Besatzung hier. Major Krüger hatte, ehe er türmte, dem Ortsbürgermeister telefoniert: „Ich übergebe Ihnen die Muna zu treuen Händen!“ Er ist später verhaftet. Der Zahlmeister wurde verhaftet und nach Ostende gebracht.

Stärke bis zu 1400 Mann. Auch nach ihrer Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft blieben viele von ihnen weiter im Dienst der Briten, nunmehr in der German Civil Labour Organization (GCLO). Ihre Familienangehörigen konnten in das in der Zwischenzeit erweiterte Lager nachziehen; viele Frauen hatten vorher bereits außerhalb des Lagers kampiert. Anfang 1948 wurde die letzte GCLO-Einheit zunächst nach Hambühren, später in die ehemalige Heeresmunitionsanstalt Scheuen am Reiherberg verlegt. Das Lager Hustedt wurde Wohnlager, u. a. auch für zahlreiche Flüchtlinge, nunmehr unter der Bezeichnung Waldkater, benannt nach einer benachbarten Gaststätte; es wurde Teil der Gemeinde Scheuen. –

In Scheuen selbst gab es folgende Lager: Die britischen Truppen waren in der ehemaligen Heeresmunitionsanstalt am Reiherberg sowie in dem der Munitionsanstalt direkt benachbarten Lager, in dem während des Zweiten Weltkrieges die dienstverpflichteten deutschen Frauen untergebracht waren, einquartiert. Südlich der Munitionsanstalt, Richtung Celle, befanden sich die Lager für die in der Muna eingesetzten ausländischen Zwangsarbeiter, je ein Frauen- und ein Männerlager, mit dazugehörigem Lager für die Wachmannschaften. Diese Lager dienten nach Kriegsende zunächst als Sammellager für die nunmehr befreiten Zwangsarbeiter, danach wurden zum Teil deutsche Flüchtlinge dort einquartiert.

⁵ Willi Meinecke, Landwirt, 1928–April 1945 Bürgermeister von Scheuen.

Dokument 15

Scheuen: Ilse Hemann, Gastwirtin vom ‚Lampen Hofe‘

15. August 1946

Wir hörten am 12. April 1945, daß die Engländer am anderen Morgen um sechs Uhr kommen würden, und Willi Meinecke¹ als Bürgermeister sollte ihnen mit der weißen Fahne entgegengehen, sonst würde der Beschuß sofort einsetzen. Statt dessen kamen schon am gleichen Abend aus Richtung Celle die Panzer und hielten an der Waldecke an. Wir sahen sie aus der Gaststube kommen. Die Mannschaften stiegen aus und kamen mit ihren Maschinenpistolen an. Einer klopft ans Fenster und will Feuer für seine Zigarette. Heini, der Jungbauer, etwa Anfang 40, will ihm sehr höflich seine Zigarettdose hinhalten aus Perlmutter, aber da hat sie der Engländer auch schon weggeschnappt. „Das ist dir gerade recht, wie kannst du die so hinhalten“, sagen wir.

Dann kamen zwei Mann in die Küche, sie hätten Durst. Wir gaben ihnen zwei Tassen Milch, dann wollten sie die Nacht hierbleiben, gleich in der Küche. Wir sagten, es wäre doch zu kalt: „Nix kalt! Hier bleiben!“ Nun hatten wir unseren ganzen Schmalz- und Zuckervorrat in der Küche hinter dem Aufwaschtisch versteckt. Wir gingen in einem unbewachten Augenblick noch einmal hinein und holten die beiden großen Steintöpfe weg. Dann schloß Heini die Küche rundherum ab, und wir gingen alle ganz friedlich zu Bette. Als ich am anderen Morgen herunterkam, um Kaffee zu kochen, waren die beiden Engländer schon auf, die Küche schwamm am Waschtisch, und Tee hatten sie sich auch schon gekocht. Auf einmal kriegt einer meine Hand zu fassen und steckt mir eine Tafel Schokolade hinein.

Als am anderen Morgen die Panzer ins Dorf rollten, lag Jan, der Pole, auf dem ersten als Kühlerfigur, das war am 13. April. Und nun ging es los, das Schlachten und Feuermachen, das ganze wilde Leben, das die nächsten Wochen nicht wieder aufhören sollte, überall ums Haus brannten Feuer, an denen die Russen die Schweine absengten, die sie aus dem Stall holten, überall flogen die Federn herum. Sie jagten die Enten und Hühner und warfen sie mit Knüppeln. Unsere Gans mit ihren lüttjen Gösseln hatten sie den Hals beinah umgedreht, aber der Pole hat sie ihnen wieder abgejagt, wir haben sie dann in die Siedlung gebracht, da war es einigermaßen sicher. Zwölf Hühner waren noch übergeblieben, die haben wir auf den Taubenschlag gebracht. Drei davon waren denn doch durch das Dach geplustert. Da wußten die Russen Bescheid und stiegen mit Sack und Leiter an den Taubenschlag hinan. Einige blieben über, da sagte der Serbe, der lange bei uns als Knecht war und uns in den Tagen beigestanden hat:

¹ Vgl. Dok. 14, Anm. 5.

„Frau, wir selbst Hühner essen!“ Schließlich sagte ich: „Meinswegen!“ Denn sonst hätten wir ja doch das Nachsehen gehabt. Eine Glucke mit Kücken und drei Hühner haben wir nach Klein Hehlen gebracht, da war es nicht ganz so schlimm wie hier.

Täglich mehrmals kamen Streifen und durchsuchten das Haus nach Waffen und Ferngläsern. Den ersten Abend auch, aber der eine führte unsere Polin wie ein Kamel am Halfterband hinter sich her in Wilmas Schlafzimmer. Die dritte Streife an dem Abend sah so verwegen aus, daß ich rief: „Elisabeth, verschwinde!“ Sie flüchtete nach oben zu den Flüchtlingen, einer Mutter mit drei Töchtern von 16, 18 und 22 Jahren, die Mutter lag krank zu Bette. Unser Logiergast, ein Bautechniker Howind, lief hinterher nach oben, um den Mädchen beizustehen, er wurde mit Pistolen zurückgetrieben. Oben kriegte der eine mich zu fassen, aber ich schrie: „Sofort lassen Sie mich los!“ Riß mich los und rannte die Treppe hinunter auf die Diele. Elisabeth hatte das Knie zwischen die Tür geklemmt und sich losgerissen, obwohl er immer auf das Bett zeigte, schrie sie ihrem Bruder zu: „Heini, geh zum Kommandanten!“ Dann haben sie alles durchsucht und in das Bett der kranken Frau geleuchtet, und die drei Mädchen schrien immer: „Mutti, Mutti!“

Unser Heini hatte immer noch allerhand Getränke, und wir sagten immer: „Der nächste Schwung Volkssturm, der hier durchkommt, der soll den Wein trinken“, aber er ließ sich ja nicht bedeuten und versteckte ihn in dem Drescher. Natürlich haben unser Pole und Serbe ihn da gleich gefunden. Nun ging es natürlich immer hoch her, und die polnischen Mädchen haben immer feste mitgefeiert.

Überall im Busche bis Wolthausen hin lag noch viel SS. Nun kam es den Serben in den Sinn, auf Howinds Rade nach Wolthausen zu fahren. Das dauerte nicht lange, da kam das Polenmädchen und sagte: „Frau, Jan haben deutsche Soldaten festgenommen!“ Ich sagte: „Dann müssen wir gleich hinfahren und sehen, daß wir ihn loskriegen!“ – „Wenn wir hinfahren, heißt es, Frau Pole, und dann totgeschossen!“

Es war so, daß die Zivilrussen erzählten, die dienstverpflichteten Russinnen von der Muna wären von der Wehrmacht vorher weggebracht nach Magdeburg, dort in eine Scheune eingeschlossen und darin verbrannt. Daher kam die ganze Wut der Russen und Polen auf Scheuen.

Der Serbe Johann aber kam am Sonntag wohlbehalten aus Richtung Wolthausen wieder an, aber in Begleitung von einem KZ-Polen, mit dem zusammen er von den Deutschen in einem Schuppen eingesperrt worden war. Die Engländer haben sie dann da heraus befreit. Sie kamen an mit einem ganzen Schwung Eier, Gott mag wissen, woher sie die hatten, und der KZ-Pole nistete sich bei Johann auf der Kammer ein, es war einer von den KZ-Leuten, die aus dem Zuge ausgebüchst waren, als der Angriff auf Celle war.

In Wittbeck [westlich von Scheuen, nahe Wolthausen] waren die auf-

ständischen Polen aus Warschau in einem Lager zusammengezogen, die waren nun auch los und spielten hier die Herren zusammen mit den KZ-Leuten und den Russen. Am 18. April kamen KZ-Polen um Mittag. Wilma lief mit den Kindern nach oben zu den Flüchtlingen, ein KZ-Pole hinterher, griff sich einen Stuhl und wollte Wilma totschiagen, aber der Pole Jan, der fünf Jahre bei uns gewesen war, hat ihm im letzten Augenblick den Stuhl weggerissen und hat ihn die Treppe runtergeschmissen, daß er blutete.

Ich wurde angeschrien, ich sollte den Speck hergeben, den wir vergraben hatten, aber ich wußte es wirklich nicht, wo Wilma und Heini ihn hingegraben hatten, und konnte es nicht verraten. Dann sollte ich totgeschossen werden. Ich riß mich los, denn ich wollte sehen, was aus Vater geworden war, den ich nirgends entdecken konnte. Ich fand ihn in der Schweineküche, wo die KZ-Polen ihm den Schädel mit einem Stuhl eingeschlagen hatten und ein Auge eingeschlagen, es war in der Küche eine große Blutlache. Der Stuhl war kaputtgeschlagen. Der Überfall richtete sich in erster Linie auf Heini. Der hatte alle die Jahre die Aufsicht über die Scheuer Polen gehabt und hatte auch wohl einmal einen welche gelangt, wenn der nicht parieren wollte.

So hatten sie sich gleich auf ihn gestürzt: „Du Lampe!“, und hatten ihn niedergeschlagen, Vater mit Füßen in die Seite getreten. Heini merkte, daß sie ihn totschiagen wollten und dachte, es sei am richtigsten zu markieren, und stellte sich tot. Sie schleppten ihn auf die Straße, und in dem Augenblick, wo er so dalag, kamen Tommys angefahren. Die haben ihn auf ihren Wagen gelegt und sind mit ihm nach dem Reiherberg gefahren und von da nach Celle zu Berkefeld² ins Lager, wo er verhört wurde, er ist von da gleich freigelassen. Howind, der uns allen helfen wollte, kriegte gleich ein paar an den Hals, auch Elisabeth haben sie geschlagen, und als ich ihn in den Weg lief, kriegte ich auch welche an den Kopf.

Wir haben Vater dann ins Bett gebracht und die Wunden gekühlt. Am anderen Morgen haben wir Betten auf den Wagen gelegt und ihn mitsamt Wilma und den Kindern nach Klein Hehlen gebracht zu unseren Verwandten. Wir packten auch noch Schinken, den wir zwischen zwei Türen hängen hatten und der nicht gefunden worden war, dazu und in einen Sack alle Anzüge und Schuhe, die wir von Heini finden konnten. Aber in

² Berkefeld-Filtergesellschaft und Celler Filterwerke GmbH, Celle, 1892 von Wilhelm Berkefeld (1836–1897) gegründete Fabrik für Filteranlagen zur Wasseraufbereitung; auf dem Fabrikhof in Celle errichtete die britische Besatzung im April 1945 ein provisorisches Gefangenenlager, in dem sie die in der Stadt und im Landkreis Celle festgenommenen deutschen Wehrmachtsangehörigen und Zivilpersonen zusammenführte und ersten Befragungen unterzog, bevor sie in reguläre Kriegsgefangenen- bzw. Internierungslager gebracht wurden. – Am Reiherberg in Scheuen, dem Gelände der ehemaligen Munitionsanstalt, waren britische Truppen stationiert, vgl. Dok. 14, Anm. 4.

dem Augenblick, wo ich den einen Sack unten stehen hatte und den anderen nachholte, war er schon wieder aufgemacht von dem Polen und dem Serben, und ein Anzug war weg. Der Sack wäre aufgegangen, flunkerten sie.

Kaum war der Wagen weg, kamen acht Tommys, die sagten, solche Sachen, wie am gestrigen Abend geschehen, sollten nicht wieder vorkommen. Sie wußten auch, daß Heinis Paß klar gezeigt hatte, daß er weder Soldat noch SS noch Gestapo gewesen war. Der KZ-Pole aus Wittbeck sagte uns, daß die Parteigenossen alle erschossen würden und ihr Vieh alles beschlagnahmt. Heini läge tot erschossen am Flugplatz [Hustedt].

Es dauerte nicht lange, da kamen 50 bis 60 Mann und drangen ins Haus ein. Es waren nun nur Elisabeth und ich und die 15jährige Tochter von den Flüchtlingen da, alle anderen hatten das Haus verlassen. Aber wir konnten doch nicht einfach alles im Stich lassen, und das Vieh mußte doch auch versorgt werden. Ehe wir uns versahen, waren schon sechs Russen im Schlafzimmer drin und hatten Walters Schrank leer gemacht, die Betten durchwühlt und auch Anzüge weggenommen. So ist bis Ende April täglich geplündert. Am meisten haben wir mit unserem Zucker herumgehütet, mal stand er unter alten Flickern, mal in der Gaststube unter der Bank. Einen anderen Teil hatten wir auf der Dachkammer, mal hatten wir ihn auf einen Balken gepackt, dann wieder haben wir ihn zu Bascha, unserer Polin, gebracht. Aber gefunden ist er zuletzt doch. Abends haben wir immer einen Kleiderschrank quer vor die Treppe gestellt, damit wir wenigstens hörten, wenn wer eingebrochen war. Meistens ließ Jan nachts die Tommys herein, die dann nach der Polin gingen. Eines Nachts faßten sie auch bei mir auf die Klinke und waren drin, da war noch ein Koffer von Vater, den haben sie nachgesehen und schließlich eine Sparuhr von der Sparkasse mitgenommen. Wir wußten schließlich nicht mehr, wohin wir uns noch retten sollten, ich sagte schließlich im Spaß zu dem Serben: „Ich weiß keinen anderen Rat, wir müssen in deiner Kammer mit schlafen“, und er sagte ganz treuherzig: „Frau nix passiert!“

Eines Tages kam ein Engländer, der war wohl 1,90 m groß und wollte Bier haben. Ich sagte, daß wir schon lange kein Bier mehr hätten, und kam mit ihm ins Gespräch und schilderte ihm unsere Lage, er sagte, er wollte sehen, wie er uns helfen könnte, und seitdem ist wirklich kein Pole oder Tommy wieder da gewesen. Es war auch rein zu schlimm, mir fällt da ein Tag ein, da wollten Elisabeth und ich auch weg. Wir hatten es satt, immer hier so in Angst zu leben, denn die Polen kamen und sagten, Philipp, unser Arbeitsmann aus der Siedlung, wollte weg, da bin ich durch die Gärten zum Kommandanten gelaufen und habe um Schutz gebeten. Ich mußte endlos warten, schließlich wurde mir gesagt, Schutz wäre für uns nicht, ja, wenn wir Franzosen wären, dann wäre es etwas anderes. So faßte ich mir ein Herz und ging wieder zurück auf den Hof, ich dachte: „Use Lüe möt ja ok Kaffe hebbent!“

Als ich hinkam, kochten drei Hühner auf dem Herde, das Polenmädchen sagte, sie wollten feiern mit den anderen Polen und hätten auch Tanzmusik im Grammophon, sie wollten jetzt feines Essen machen. Dann ging das Feiern in der Gaststube los. Elisabeth sagte: „Ik wasche dat Geschirr aber nich aff!“ Ich redete ihr zu, daß uns wohl nichts anderes übrig bleiben würde. Zuletzt kamen die Polen heraus und sagten, die Zeiten wären vorbei, wo ihre Mädchen für die Deutschen abgewaschen hätten, wir sollten uns nur gefälligst dazu bequemen. Mit eins kamen Russen und wollten Schweine aus dem Stall holen, da haben die Polen sie schön auf den Schwung gebracht. Es war immer so: Die Franzosen wollten immer die Pferde, die Russen wollten immer die Schweine.

Als Elisabeth und ich den Abend beim Melken waren, guckten Meineken Willi und Helmut Rehwinkel³ ganz sachte um die Missentür: „Gott sei Dank, dat ji da sünd!“ Ich hatte mich, als ich zum Kommandanten wegschlich, auch durch Rehwinkels Garten gepirscht, und so hatte er es erfahren, daß wir eigentlich auch nach Klein Hehlen wollten. Zu Hilfe konnten sie uns ja nicht kommen, denn die Russen und Polen waren ja immer in der Übermacht. Aber sie hatten doch wohl gedacht, was fangen die beiden zwischen dem fremden Volk wohl an. „Bliwt bloß hier, ji beholt süs nix!“ Ja, das war uns auch wohl klar, und das Vieh mußte ja auch sein Recht haben. Denn in den paar Stunden, wo wir beide aus dem Hause gegangen waren, war so viel weggekommen, unter anderem eine so schöne Kaffeedecke von Elisabeth. Sie wurde nach kurzer Zeit bei einer Polin gesehen, Elisabeth und Grete, das Flüchtlingsmädchen, sind hingegangen und wollten die Decke wiederhaben, aber sie haben ihnen nur Prügel angeboten. Dann hat unser Pole ein Ultimatum an die Polin gestellt, daß die Kaffeedecke uns wieder ausgeliefert würde, die Antwort war, daß sie die Kaffeedecke zerschneiden würde, wenn wir uns noch mausig machten.

Toll war die Nacht auf den 4. Mai, auf einmal klirren die Fensterscheiben, ums ganze Haus herum immer krach-klirr! Ich rufe Bascha, sie sollte vorsichtig zusehen, wer das machte. Sie sagte: „Engländer!“ Ich hatte mich die erste Nacht ausgezogen, mache mich schnell fertig und rase zu unserem Polen: „Jan, wach auf!“ Es dauerte eine ganze Zeit, bis er aufwachte, da kam auch schon Milan, ein anderer Pole, der bei Bascha geschlafen hatte, wir machten die Tür auf und ließen den Tommy herein. Ich kannte ihn wohl, denn er hatte hier öfter mal Milch getrunken. Er nahm mich ohne weiteres in den Arm und schrie: „Krieg ist beendet! Sei gut zu mir!“ Im Knopfloch hatte er eine Sumpfdotterblume stecken, und dann hat er ‚Lily Marleen‘ und die ‚Loreley‘ gesungen. Und Albert Knoop kam dazu, der mußte auch singen: ‚Wir fahren gegen Engelland!‘ Und dabei stottert Albert. Auch bei Helmut hatten sie gefeiert. Ich fand, es war ein

³ Von ihm Dokument 14.

Grund, den letzten Schnaps, den kleinen Rest, den wir noch versteckt hatten, herzuholen. Schließlich sagte der Tommy: „Ich hier schlafen!“ Ich brachte ihn in Papas Kammer. Er sagte immer nur selig vor sich hin: „Der Krieg ist beendet!“ Dann packte er sich die Pistolen unter das Kopfkissen und sagte: „Mich sechs Uhr wecken, mit die Brummsteck Fenster eingeschmissen!“ Als ich am anderen Morgen ihm punkt sechs die Weckuhr vor die Nase hielt, sagte er ganz listig: „Ich nicht hier gewesen!“ Sie durften ja nicht bei den Deutschen schlafen, bei Strafe von drei Jahren Gefängnis. Er sagte nur ganz zufrieden: „Das ist das!“, und haute ab. Bei Garners hat ein Tommy hinter dem Fenster geklopft, ob er ihm wohl für vier Zigaretten mal seine Frau ablassen wollte! Garner hat bloß gesagt: „Mak, dat du wegkumst, hast woll en Vogel!“ Einmal hat ein Auto mit betrunkenen Offizieren bei uns überall angeklopft. Sie wollten eine Frau haben, ich habe nichts gehört, aber die anderen haben geglaubt, es ginge alles kaputt.

In den nächsten Tagen, als ich nach Klein Hehlen ging, um unseren Leuten Lebensmittel hinzubringen, steht da Heini! Er war nicht totgeschossen, sondern bald nach seiner Verhaftung wieder entlassen. Welche von den Bauern hatten geglaubt, Heini käme nicht wieder, sie hatten schon ihre Rinder in unsere Weide gebracht.

Einmal kamen die Wittbecker Pollacken mit einer Kutsche angefahren: „Du Spiritus!“ Ich sagte, ich hätte keinen Schnaps mehr, aber den Kellerschlüssel mußte ich doch hergeben. Sie suchten und probierten und schmissen wieder weg und spuckten die Bickbeeren aus, wenn sie zufällig darauf stießen. Essig und Nährmittel haben sie mitgenommen, und obwohl kein Licht im Keller war, haben sie doch alles geplündert.

Als alle Polen weg sollten und sich am Transformator versammeln mußten, wollten er [Jan] und Bascha nicht mit, er wollte ihr ein Zimmer mieten, und Milan wollte auch nicht weg, denn sie waren königstreue Polen. Aber es half ihnen nichts. Sie mußten doch mit. Auch Knoops Janna und Stascha, die in Diesten [bei Sülze] fünf Jahre gewesen war.

Trotz der schlimmen Zeiten haben wir aber doch Kartoffeln gepflanzt und Mist gefahren und gestreut. Wir mußten es ja meist allein machen, denn zu rechnen war weder auf den Serben noch auf den Polen, wenn sie etwas sonst vorhatten, ließen sie uns doch vor dem Riß. Wir fragten sie vorher: „Wüt ji helpen, aber wie künnt ok alleene fertig weern, wi bruckt keine Hülpe!“

Nach einigen Wochen kam dann Heini wieder und auch Vater und Wilma mit den Kleinen. Wir waren froh, daß wir wenigstens den Hof vor dem Abbrennen gerettet hatten, denn das hätte leicht bei dem angetrunkenen Volk dabei herauskommen können, wenn wir ihn im Stich gelassen hätten.

Dokument 16

*Groß Hehlen: Heinrich Otte, Lehrer¹, und seine Frau
7. August 1946*

Zur Charakterisierung der Schwarzmeerdeutschen, die als Flüchtlinge in Groß Hehlen leben, muß ich als Lehrer sagen, daß die Kinder sehr gute Rechner sind, dagegen können sie oft mit 13 Jahren nicht besser lesen als die kleinsten Fibelschützen. Sie unterscheiden sich von unsern Kindern durch ihr schwarzes Haar. Unsere Soldaten erzählen, daß sie dort von ihnen sehr gastfreundlich aufgenommen worden sind. Sie haben eine gewisse Sorglosigkeit im Verbrauchen. Sie teilten unbedenklich mit den deutschen Soldaten, was sie hatten, während unsere Bauern hier wirtschaften und einteilen. Sie haben in den 200 Jahren, seit sie aus der schwäbischen Heimat nach Rußland zogen, viele speziell russische Zustände auf sich wirken lassen und treiben keine Vorratswirtschaft. Dazu kommt, daß der Boden dort so fruchtbar ist, daß er ohne Düngung Ernten bringt. Sie haben sehr schöne Gärten dort gehabt. Sie wurden durch Hitler aus ihren Heimstätten in den Warthegau verpflanzt und sind von dort wieder geflüchtet. Für die Schule haben sie wenig Interesse. Die Kinder schwänzen sehr gern. Die schönsten Butterkuchen im Dorfe backen die Schwarzmeerdeutschen, sie verbrauchen unbedenklich ihre ganzen Zuteilungen, auch wenn sie dafür krumm liegen müssen. Es war auffallend, wie sehr die Russen mit ihnen sympathisierten. Die Russen haben sie, während sie hier lagen, mit allem unterstützt in Kleidung und Lebensmitteln. Sehr ungern gehen die Schwarzmeermädchen in einen Dienst, arbeiten brauchen sie ja auch nicht, um Lebensmittelkarten zu erhalten, das ganze Feld gehört ja ihnen. Auch die jungen Schwarzmeerdeutschen gehen nicht gerne als landwirtschaftliche Arbeiter. Sie gehen viel lieber zum Tommy und arbeiten beim Straßenbau, die Arbeit wird dort sehr lose betrieben, sie werden in Autos hin- und hergefahren und bekommen die Stunde 70 Pfennig. Beim Bauern kostet das Arbeiten viel mehr Schweiß. Es ist überhaupt eine große Abwanderung von der landwirtschaftlichen Arbeit hin zum Tommy zu verzeichnen. Wir haben hier nur einen Fall, wo ein junges Mädchen aus einer ostpreussischen Großstadt sich so ganz besonders gut auf einem Bauernhof eingewöhnt hat, daß sie mit ihren jungen Jahren schon die Frau ersetzen könnte. Durchweg helfen die Flüchtlingsfrauen nicht auf den Höfen, obwohl sie sehen, daß die Frauen so viel Arbeit haben. Braucht man mal wirklich dringend Hilfe, so bekommt man auf sechs Stellen vielleicht zwei Frauen zur Aushilfe, sie haben immer etwas anderes vor. Wir haben hier jetzt den Fall, daß ein Schwerekriegsbeschädigter eine Baracke bauen will und dazu Holz schlagen muß. Die Flüchtlinge helfen

¹ Otte war Sept. 1946–1959 Gemeindedirektor von Groß Hehlen.

ihm nicht dabei, wohl aber die Einheimischen, unter ihnen sogar ein 70jähriger. Sie wollen nur arbeiten gegen Gegenleistung, und die können doch so viele außer Geld nicht geben. Wir können hier von Groß Hehlen sagen, daß die Flüchtlinge durchweg alle mehr tun könnten, dadurch würde sich das Zusammenleben auf die Dauer viel angenehmer gestalten. Ein besonderes Kapitel ist es, daß keiner Nazi gewesen ist. Je weiter sie herkommen, desto weniger haben sie je etwas von Hitler kennengelernt. „Sind Sie Nazi?“ – „Nein, ich bin aus Breslau!“ Das ist ein Witz, der auch bei unsern Leuten hier zutrifft. Leider sind auch die Obleute der Flüchtlinge nicht immer einwandfrei, besonders was Schieben betrifft.

Im großen und ganzen muß man sagen, daß der alte bäuerliche Stamm ganz überdeckt wird von den Flüchtlingen sowohl als von den Ansiedlern. Durch die Aufrüstung, die Kasernen, die auf Hehlener Grund gebaut sind – im Rolande [Feldflur östlich von Groß Hehlen bei Tannholz] werden noch viele Ackerstücke von hier beackert, und durch die Bahn sind viele unbäuerliche Haushaltungen nach hier gekommen. Dazu kommt die Nähe der Stadt [Celle], die die Zuwanderung sehr begünstigte. Es wurden auch mehrere Höfe parzelliert wie Hemme, Rahls, Birken-Braul und dadurch viele kleine Stellen geschaffen. Die Bahn hat hier viele Angestellte wohnen, so die Familie Hasselmann. Vor allem aber hat die Chaussee mit ihren Verkehrsmöglichkeiten das alte Dorfbild Groß Hehlens sehr verändert durch die neuen Wohnstätten, die an ihr entstanden. Die ursprüngliche Grenze war am Weghaus und am Hermannsburger Wege, die Straße nach Scheuen ist ja erst viel später gebaut.

Das Frühjahr 1945 mit seinen Unruhen und Wirren hat uns viel Schaden gebracht. Ich persönlich habe mit meiner Familie über 12000 Mark Schaden gehabt. Gleich beim ersten Gang der Engländer durch das Haus und den Keller sahen sie einen Schinken und Speck, beides wurde von ihnen verlangt, das Eisbein, das daneben hing, war „zu klein“. Viele Büchsen hatten wir eingegraben. Auch Schmuck und Kleidung, die wir auf dem Hof in einem Schuppen eingekuhlt hatten, wurden gefunden, sie hatten Metallsuchgeräte mit, da konnte eben nichts verborgen bleiben. Nur zwei Kisten, über die wir wieder Steinpflaster gemacht hatten in einem Schuppen, haben sie nicht gefunden.

Schon bei der ersten englischen Besatzungseinquartierung waren fünf Uhren und zwei Füllfederhalter weg, auch meine beiden Geigen, die eine im Werte von mehreren tausend Mark. Von den Geigen fand ich nur noch das Griffbrett und den zerbrochenen Bogen, sie müssen sie wohl verheizt haben. Auch meine besten Bücher haben die Engländer mitgenommen, es war das zweite Mal Einquartierung. Die haben den ganzen Tag gezimmert und geklopft an Kisten, die sie vollpackten. Auch die neue Nähmaschine war weg, sie hatte erst noch tagelang auf der Nachbarschaft untergestellt gestanden, aber die kannten sie nicht, und somit ist sie uns verloren gegangen.

Groß Hehlen hat in der ersten Zeit nach der Besetzung oft täglich über 2000 Mann wanderndes Volk beherbergen müssen. Sie lagen in Scheunen und Ställen, wenn die Häuser voll waren. In meinen beiden Klassen habe ich einmal 84 gezählt. Es ist nicht zu sagen, wie die nachher verschmutzt waren. Natürlich war alles Gemüse aus dem Garten weg. Wir selbst mußten 4½ Monat aus dem Schulhaus heraus.

Als wir dann wieder hereindurften, standen uns die Haare zu Berge vor den Bergen – buchstäblich von Kot und Unrat, die man uns hinterlassen hatte, selbst die Engländer schüttelten den Kopf, als ich es den höheren Offizieren zeigte. Aus den Klosetts ragten die Kotberge wohl einen Meter hoch heraus, die Leute hatten nur noch im Stehen auf der Brille ihre Notdurft verrichten können. Dann hatten sie den Keller zum Abort gemacht, als der auch voll war, die Kellerstufen bis oben hinauf. Es war unbeschreiblich. Nur mit aller Mühe habe ich die Sache wieder in Ordnung bringen können. Ich habe mir ein Tuch vor Mund und Nase gebunden und mit der Axt einen Staken in das Abflußrohr getrieben und so ganz allmählich die Sache wieder zum Abfließen gebracht. Genau wie bei uns, so war es auch in den Schulaborten.

Die Engländer kamen am 12. April abends acht Uhr. Innerhalb von zwei Stunden hatten wir unsere Wohnung zu räumen, auf zwei Tage, hieß es. Wir nahmen gutgläubig nur das Allernötigste mit, räumten nicht einmal den ganzen Wäscheschrank aus. Die Nachbarn halfen uns, aber so schnell konnten wir ja auch nicht alles wegstreichen. Natürlich waren unsere Töpfe mit Sirup, der Wein, Cognac, Saft und eine Bettstelle, in der wir im Keller geschlafen hatten, weg. Wir kamen bei Bauer Knoop uns gegenüber unter. Es waren nacheinander in unserer Wohnung dreimal englische Einquartierung, dann Franzosen und Polen, dann KZ-Juden und gleichzeitig auf dem Hofe Russen. Unsere Zäune waren alle von Panzern umgefahren. Jetzt, August 1946, ist ein neuer Zaun gezogen. Auf dem Hofe war kein Stück Holz mehr zu finden. Der Rhabarber war herausgerissen, die Chalotten ebenfalls. Die walnußgroßen Äpfel rissen die Engländer ab und warfen sich damit. Einmal lagen mehrere Tische im Garten voll von Schinken, da wurde von den Engländern ein großes Schinkenessen veranstaltet. Als wir im Frühherbst wieder einziehen durften, lag die Speisekammer noch voll verwester Hühner, Rotweinflaschen und Bickbeergläser waren gegen die Wände geworfen. Der Umbau vom Sofa stand in der Küche, und darauf lagen Rasierklingen. Mit den Möbeln wußten sie scheinbar nichts anzufangen, das Klavier stand schließlich auf dem Vorplatz. Ich hatte mich mit dem einen Tommy ein bißchen angefreundet, der erlaubte mir, das Klavier ins Lehrmittelzimmer zu stellen und abzuschließen. Er hat mir auch aus England einen neuen Schlauch für mein Rad mitgebracht. Als ich später nicht mehr bei Knoops, sondern hier auf dem Schulgrundstück in der Waschküche schlief, um ein bißchen aufpassen zu können, kochten sich die englischen Wachmannschaften abends

Tee bei mir da unten, weil sie da auch gleich Holz hatten. Sie gaben mir aber eine Tasse ab. Mit dem Engländer war im allgemeinen ganz gut umgehen.

Als die erste Besetzung kam und ich bat, ob ich nicht in der Wohnung bleiben dürfte, wurde ich angefahren von einem Juden, der in englischer Offiziersuniform steckte: „Meckern Sie nicht!“

Wenn wir später bei den KZ-Leuten oder Russen die Tommys zu Hilfe holten, kamen sie wohl, warteten aber erst draußen noch eine Viertelstunde, ehe sie hineingingen, dann erst sagten sie drinnen: „Nun aber raus!“ Waren die Radaumacher dann draußen, dann klopfen sie ihnen auf die Schulter und gaben ihnen Zigaretten. Schlimm war die KZ-Leutezeit. Der Anführer wohnte hier in der Schule, ein internationaler Raubmörder, ein Jude, der in Lublin [-Majdanek] in dem Lager vier oder fünf seiner eigenen Leute totgeschlagen haben soll. Er wurde aber hier wiedererkannt und ist später erschossen worden. Dieser Jude spielte hier den großen Herren. Nichts war ihm gut genug. Einmal warf er den Klavierbock nach mir.

Die Russen hatten alles, was man sich denken kann an Mehl und Zucker, sackweise. Ich erinnere mich noch an einen Kirgisen, einen schlitzäugigen Menschen, der zog sich die Majorsuniform von meinem Schwiegersohn an, zog sich ein weißes Oberhemd an und stolzierte damit immer vor dem Spiegel hin und her. Wenn die Russen backen wollten, schleppten sie aus allen Klassen die Öfen auf den Hof und legten sie auf die Seite und heizten sie rotglühend. Dann strichen sie auf die Seitenteile einen Teig, der wurde so etwas wie Knäckebrötchen. Als Lokuspapier wurden meine Bücher benutzt. Die Karten aus der Schule wurden kaputtgemacht. Die Bilder zerstörten die Engländer, besonders auch die Familienbilder. Man ist oft mit stiller Wut um das Grundstück herumgegangen. Fußball wurde mit Vorliebe im Zimmer gespielt. Die Bälle flogen dann durch die Fensterscheiben. Mein Rad habe ich von unsern sechs Rädern glücklich später wiedergekriegt, es war inzwischen durch drei Besitzer gegangen. Alles, was für einen 1½-m-Zaun bereitlag an Latten und Pfählen, ist verheizt worden. Meine beiden Schweine, die ich mit nach Knoops genommen hatte, wurden dort mit abgeschlachtet. Als die Russen hier wegzogen, nahmen sie den Kutschwagen von Garten-Knoop, und er selbst mußte sie fahren. Kurz vor Braunschweig haben sie ihn dann vom Wagen gestoßen. Die Pferde hat er nach Wochen wiedergekriegt.

Die KZ-Juden in der Schule verlangten erst, daß wir sie beköstigen sollten. Da wir aber nichts hatten, waren sie einverstanden, daß unser Wirt Knoop das Essen kochte, es mußte natürlich das Schönste und Beste sein. Schon zum Frühstück Mettwurst und Schinken. Timmen-Knoop lag krank im Bett. Von dem wollten sie Anzüge haben, als ein anderer Bauer nicht mitgehen und sie führen wollte, wollten sie ihn erschießen.

Ich habe später immer in der Schweineküche auf dem Schulhof geschla-

fen, hatte meine beiden Hunde vor dem Bett, d.h. dem alten Sofa, hingelegt, damit ich bei jedem Geräusch wach wurde. Außerdem habe ich wochenlang gewacht, damit man den Frauen und Mädchen beistehen konnte, die immer in der Gefahr des Vergewaltigens waren. Die KZler waren durchweg ganz gut ernährt. Vor allem, als sie die doppelte Zuteilung bekamen, platzten sie bald aus den Nähten. Wenn ihnen das Essen nicht paßte, schrien sie: „So'n Fressen! Da haben wir es im KZ ja besser gehabt!“

Wenn sie sich in Groß Hehlen eingekleidet und sattgeräubert hatten, sagten sie sich: „Woanders gibt es vielleicht noch mehr“, und zogen weiter. So löste immer eine Horde die andere ab. Ich muß sagen, daß ich lieber die Russen haben will als diese eigenen Leute. Es waren zum größten Teil Verbrecher, das stand ihnen auf dem Gesicht geschrieben. Aber sie reisten nun auf ihren Freischein ‚KZ‘.

Mit den Trecks war das so: Sie kamen im Vorfrühling 1945 abends ausgehungert und durchgefroren hier an, bei Gudehus' Gasthaus war Station und Rastplatz. Dann bekam ich Nachricht, es sind 50 Wagen da! Dann gingen die Frauen im Dorfe herum und holten Milch und Grütze oder Fleisch und Hülsenfrüchte zusammen, Mehl und alles, was dazugehört, und die Groß Hehler haben reichlich und willig gegeben. Dann wurde gekocht, und in Gudehus' Veranda wurde Stroh aufgeschüttet für Nachtlager. Dann mußten erst noch die Pferde versorgt werden. Die Groß Hehler Bauern haben immer wieder Futter gegeben, so daß im Sommer 1945 so wenig Futter da war, daß verschiedene Pferde aus dem Dorfe an Hunger eingegangen sind. Die Trecks wurden auch am andern Morgen mit heißer Milchsuppe versorgt. Nie hat sich ein Bauer gesträubt, wenn er eine 20-Liter-Kanne hergeben mußte, es ging natürlich alles ehrenamtlich und ohne jede Vergütung. Die Bauern sagten sich einfach, es muß sein! Viele Treckleute schliefen auch in der Schule, dann standen früh schon die Schulkinder mit Handwagen parat, um das Gepäck an die Trecks wieder heranzubringen. Für die Leute, die dann vom Treck in Groß Hehlen blieben, galt es, Öfen und Möbel zu beschaffen. Aber wir haben es alles gern getan, hoffte man doch immer noch, daß das Ende besser ausgehen würde.

Dokument 17

*Garßen: Gustav Sohnemann (sen.), Landwirt
15. April 1947*

Ich sehe nur mit großem Bedenken der demnächstigen Wahl¹ entgegen. Unter unsern großen Bauern sind manche, die mit der SPD in einem Fahrwasser schwimmen, da ist A. S. und H. E., sie alle rechnen, daß sie bei der bevorstehenden Bodenreform² auf ihre Rechnung kommen. A. S. hat direkt gesagt: „Mik fehlt noch 50 Morgen, da will ik noch tauhebben!“ Ich weiß, ihm fehlen Weiden und Wiesen, aber solche Grundstücke sind ihm mehrfach angeboten, er hat sie aber abgelehnt. Er will sie gleich kultiviert haben und sich so daran bereichern. Wahlleiter ist der Bürgermeister, der SPD-Mann Heinrich Theile³, Sohn des Maurers August Theile. [...]

Im Gemeinderat sind acht SPD-Leute und vier NLP-Leute. Unsere Lindenallee nach der Chaussee hin haben wir erst mal gerettet. Was das damals für Mühe gekostet hat, den Beschluß in der Gemeinde zu fassen. Die SPD übt eine förmliche Diktatur im Dorfe aus. Manchmal ganz sinnlos, so ist der wunderschöne frischwüchsige Baum, den damals die Partei in der Nähe der Kapelle pflanzte, die sogenannte ‚Hitlereiche‘, jetzt mit Stumpf und Stiel ausgerodet und verbrannt. Was kann nun bloß so ein schöner Baum dafür, was für einen Namen man ihm angehängt hat. Man hätte sie ja einfach ‚Liebknechteiche‘ nennen können, aber ihn so einfach auszureißen! Nun hat unser Gärtner in das leere Loch einen anderen jungen Baum gepflanzt aus reinem Privatvergnügen, weil er die kahle Stelle nicht sehen kann.

Ich habe mein ganzes Leben deutsch-hannoversch gewählt. Mein Nachfolger als Gemeindevorsteher ist erst Ernst Buchholz und dann Hermann Brammer gewesen⁴. Nach dem Umschwung ist mein Sohn Gustav als Gemeindevorsteher bestellt worden⁵, er hat es in den 14 Monaten dieser Übergangszeit sehr schwer gehabt. Dann kamen die Wahlen mit den Vor-

¹ Gemeint ist die Wahl zum Niedersächsischen Landtag am 20. April 1947.

² Zur Bodenreform in Niedersachsen vgl. Dok. 40, Anm. 2. Alle Besatzungsmächte hatten die Durchführung einer Bodenreform als Bestandteil der Neuordnung der deutschen Wirtschaft und Gesellschaft nach dem Nationalsozialismus angesehen; in der sowjetischen Besatzungszone war die Bodenreform bereits im Herbst 1945 in Angriff genommen worden.

³ Heinrich Theile, Bauunternehmer, Nov. 1946 – Nov. 1948 Bürgermeister von Garßen, schloß sich zunächst der SPD an, später DP.

⁴ Gustav Sohnemann (sen.), 1921–1931 Bürgermeister von Garßen; Ernst Buchholz, Landwirt, 1931–1944 Bürgermeister von Garßen, gefallen; Hermann Brammer, Landwirt, Mai–Aug. 1945 Bürgermeister von Garßen.

⁵ Gustav Sohnemann (jun.), Landwirt, Aug. 1945 bis Okt. 1946 und erneut Dez. 1948–1971 Bürgermeister von Garßen, bis 1966 auch ehrenamtlicher Gemeindevorsteher, schloß sich der NLP/DP an.

schlagen, und mein Sohn mußte auch den Fragebogen ausfüllen. Der Oberkreisdirektor hat dann den Bescheid uns selbst herausgebracht: „Wegen Parteizugehörigkeit untragbar!“ Noch zwei junge Leute, G. und B., waren vorgeschlagen, gute Jungens. Aber die Fragebogen kamen mit dem Vermerk zurück: „Da die Familie nazifreundlich – abgelehnt!“ Dann ist es Theile geworden.

[..] Am 13. April 1945 haben 24 Granaten unser Dorf bedroht, es wurde Sachschaden an der Landstraße und Häusern angerichtet. Der größte Teil der Granaten ist auf dem Acker liegengeblieben. Gegen Abend war dann der Einmarsch.

Die erste Truppe hat rücksichtslos die Hühnerställe geplündert, sie durfte nicht in die Häuser. Nur die Patrouillen, die auf der Suche nach deutschen Soldaten waren. Am nächsten Tage kamen Fallschirmjäger. Das war eine ganz andere Sorte. Die holten vor allem alle Süßigkeiten an Eingemachtem aus den Kellern und das, was noch an Hühnern da war. Die waren nicht bange! Aber sie rückten bald wieder ab. Dann gab es etwas Ruhe. Dann kamen Schwarze, die waren gut – nur wenn sie besoffen waren, mußten die Frauen und Mädchen flüchten. Für die Kinder hatten sie alles übrig, die hatten immer Schokolade. Sodann kamen die Russen aus dem Scheuener Lager⁶.

Auf dem Hofe waren nun so und soviel Feuerstellen. Es wurde geschlachtet, was sie sich nahmen, etwa 25 tragende Sauen, ein paar hundert Schweine, auf den Weiden wurden etwa 30 Stück Großvieh abgeschlachtet. So haben sie gehaust, und dann haben sie geplündert in den Häusern und genommen, was sie wollten. Ich hatte nur noch den Rock, den ich anhatte, und meinen Gehrockanzug. Meine Frau saß an einem Asthmaanfall in eine Decke gehüllt in der Stube, da machten sie halt: „Marode?“ Mir wurde auch meine Uhr und mein Taschenmesser weggenommen. Mein Sohn hat nur noch das, was er auf dem Leibe hatte. Da sagten wir uns, das geht so nicht weiter. Wir paar Männer müssen uns wehren! Als sie dann am Sonntagmorgen zum Plündern ankamen, sind wir ihnen mit Knüppeln zu Leibe gegangen. Wir waren sieben bis acht Mann gegen 40 Mann. Wir haben um uns geschlagen, was wir konnten, einige von uns haben auch was abgekriegt. Ich stand allein gegen sieben Mann; einen habe ich gleich an den Kragen gefaßt, daß er die Zunge herausstreckte. In dem Augenblick, als es mulmig wurde, kamen die Amerikaner uns zu Hilfe: „Stopp, Russki!“ Der Russe mußte zurück. Der Amerikaner griff durch. Als wir uns vier Tage mit den Russen geschlagen hatten, waren wir Sieger, sie ließen sich nicht mehr sehen. Wir hatten ein besonderes Feuerhorn, das

⁶ Lager nahe der 1934 errichteten Heeresmunitionsanstalt in Scheuen, bei der während des Zweiten Weltkrieges zahlreiche ausländische Zwangsarbeiter eingesetzt waren, vgl. dazu auch Dokument 14.

wurde geblasen, wenn sie anrückten, dann erwarteten wir sie am Dorfeingang. Es ging nicht mehr anders: entweder die oder wir!

Nachtrag vom 16. Juni 1947

[...] Die zweite Einmarschtruppe mit den roten Mützen waren so rigoros. Die Neger haben nichts genommen, das war eine sehr anständige Truppe. Nur wenn sie getrunken hatten, mußten sich die Frauen in acht nehmen. Sonst aber waren sie anständige Kerls. Unserm Gemeindevorsteher Ernst Buchholz, der als Oberstleutnant im Felde gestanden hat, wurden von den Russen und Polen 100 Schafe während der Plünderungszeit geschlachtet.

[...] Wir haben hier sehr viel mehr Verluste als in Bostel [südlich von Garßen]. Hier ist wohl kein Haus verschont geblieben. Wir haben hier im Dorfe von Anfang an Hand in Hand gearbeitet, wo Frauen alleine standen, wurde eingegriffen, es war selbstverständlich, und keiner hat sich zurückgezogen. Hofpatenstellen waren wenig, jeder hielt es für seine Pflicht, einzugreifen, wo es nötig war. Das Ablieferungssoll war erträglich während des Krieges. Wir hatten ja auch noch Reserven. Erst als das Plündern und Schlachten losging, wurde alles unerträglich. Das war hart, daß die fremden Truppen nicht halfen, uns davon zu befreien. Zuerst gingen sie höhnisch vorüber, wo auf den Höfen geschlachtet wurde. Erst der Amerikaner griff durch und jagte die Russen zum Teufel. 300 bis 400 Russen standen täglich vor der Bäckerei und wollten Brot haben. Da haben wir Bauern angespannt, ob Sonn- oder Alltag, und haben Mehl geholt, immer ein paar hundert Zentner, die Ratsmühle hat uns brav geholfen. Keine Behörde konnte und wollte eingreifen. Ich ging immer hin nach der Bäckerei, um meiner Tochter [verheiratet mit dem Sohn des Bäckermeisters] beizustehen, ging aber nie ohne meinen prachtvollen Schäferhund, dann bildeten die Russen sofort eine Gasse, wenn ich ankam. Das Schlimme war, daß die Allerbrücke gesprengt war, auf der Notbrücke, die so heraufging, konnten die Pferde nicht recht greifen, und wir konnten nur 50 Zentner laden. Der alte Bäcker Graue war ziemlich gleichgültig, er hätte das Leit in die Hand nehmen müssen, aber er ließ es schluren. Hilfe hatte meine Tochter, der Obermeister schickte sofort, wenn sie anrief, irgendeine Hilfe. Einer aus dem Dorfe hat es sich gut angenommen und geholfen. Mein Großsohn Willi Graue besuchte die Mittelschule in Celle, den mußten wir einfach herausnehmen, und er macht sich ganz vorzüglich, der ist nun 17 Jahre. Sein Großvater gibt nur den Meistertitel her. Der Junge ist so fleißig und führt schon die Bücher, man muß staunen. Ein Steuerberater kommt jeden Monat, da kann ja kein Laie mehr durchfinden. Der alte Geselle lernt ihn an. Und der alte Zeitz hilft auch, sonst trägt der Zeitungen aus.

So müssen sich die Handwerker redlich durchwürgen durch die Zeit. Zimmermann Friedrich Hustedt ist auch noch in Gefangenschaft. Auch

der Maurer ist noch nicht wieder da, wir helfen uns selbst, soweit wir Material haben, sonst bleibt alles liegen. Das sieht man an den Behelfsheimen. Leifert von der Ziegelei ist damals gleich darüber hergefallen, das ist fertig geworden, aber die andern liegen noch so und verkommen. Willi Uhde seins ist gerichtet, aber so steht es heute noch. Jetzt soll er wahrscheinlich Dachsteine kriegen, mag sein, daß er es fertig kriegt.

Meine Stallgebäude haben auch sehr gelitten, aber wir haben gar nicht gefragt, wir haben alles angeschafft, und die Zimmerleute und Dachdecker sind gekommen, und alles hat geklappt, Hundertmark mit seinem Zimmerplatz, der ist eine Seele von Mensch, so ein richtiger alter Deutscher, der kriegt alles fertig. Hilf Dir selbst, so hilft Dir unser Herrgott, da sind wir nun wirklich hingekommen, was Löns im ‚Wehrwolf‘ gesagt hat⁷. So haben wir vor 25 Jahren unsern Erker gebaut, aber nun ist es schlimm, daß der Holzbock drinsitzt, alle Bekämpfungsmittel und Vergasung haben nicht genützt. 1000 Mark haben wir hineingebuttert. Nun haben Hundertmark und ich beschloss, so wie es irgend angeht, schmeißen wir den Erker herunter und bauen einen neuen. Das Material beschaffen wir so sachte. Neulich kam ein Auto vorgefahren aus Osnabrück, bietet für 25 Pfd. Spargel 100 Mark. Mir liegt nichts am Geld. Jeder kann ein paar Pfund mitnehmen. „Brauchen Sie Zement? 20 bis 25 Zentner? Sollen Sie haben!“ – „Nach Friedenspreis umgerechnet gegen Spargel.“ – „Abgemacht!“ Nun will mein Sohn ein Silo bauen, ich sage: „Nimm man den Zement dazu, vom Liegen wird er nicht besser.“ Ich hatte bei den Sammlungen soviel Hemden von mir weggegeben, und die letzten haben mir die Russen geplündert. Jetzt habe ich für Spargel welche aus Hannover bekommen, auch Hosen und Unterhosen. Ich freue mich jedesmal, wenn ich die heilen Sachen auf den Leib ziehen kann. Es soll ja nicht sein, daß ich den Spargel weggebe, aber was sollen wir denn machen! Lachen mußte ich doch, als der Sohn von Heinrich Schridde, unserm Ortsgruppenleiter [der NSDAP], der noch im Lager ist, sagte: „Ik ete gern Spargel, aber use Mudder makt da nu ümmer saune ohle Schwitze an, Botter smeckt doch veel böter!“

Am 12. April abends rückten die Feindmächte ein. Die hatten vorher 24 Granaten ins Dorf geschickt und durch diesen Beschuß viel Erschütterungen und Sachschaden gemacht. Beim Schmied zwei Granaten in den Garten, die Hauswand kurz und klein, kein Fenster heil. Na, die Fenster hat er schon lange wieder drin, ich habe ihm 30 Pfd. Spargel gegeben, er hatte Beziehungen in Unterlüß. Diese Sachschäden sind schon längst wieder vergessen, es ist alles repariert worden. Auch wir hatten Glasschaden. Zwi-

⁷ Hermann Löns: Der Wehrwolf (1910 und öfter); gehört zu Löns' erfolgreichsten Romanen. Gemeint ist hier der Spruch über der Missentür des ‚Wulfshofes‘, der genau lautet: „Helf dir selber, so helfet dir unser Herr Gott!“ (am Ende des Romans).

schen Bostel und Garßen ging eine Luftmine herunter, das war im Herbst 1944. Korte hat da einen Morgen von Spargel, da war nichts mehr von Kraut zu sehen, wo die Mine hingetroffen hatte. Bollmanns Kartoffeln waren auch weg, unser Scheunendach eingerutscht, bei meiner Tochter Graue war das große Schaufenster eingedrückt, wir haben alles wieder durch Selbsthilfe in die Reihe gebracht. Sie gibt eben mal ein Brot hin, und dann werden die Arbeiten gemacht. So hat mein Sohn jetzt Holz geschlagen, Hamers in Celle hat es geschnitten für einen Zentner Erbsen; Spargel habe ich auch dazu gegeben, so ist denen und uns geholfen, und Hunger tut weh. Bei dem Beschuß auf Garßen vor dem Einmarsch handelte es sich wohl bloß um Fühler, die sie ausstreckten, um zu sehen, ob Garßen belegt wäre von deutschen Soldaten. Die meisten Granaten sind in die Gärten oder hinter die Häuser gegangen. Wir haben den Tag Streu gefahren, ich sagte, als ich das Schießen hörte: „Nehmt den Koppelweg.“ Ich setzte mich aufs Rad und rief noch: „Geht hinter den Wagen, wer weiß, was sonst passiert!“ Das Innendorf ist wenig getroffen.

Unsere Truppen waren schon lange weg, sie waren am 9. oder 10. April abmarschiert. Hier lag ein großes Nachkommando. In die Bäckerei sollte ein Oberkommando kommen, aber da ist nichts mehr von geworden. Die Deutschen hatten wohl vor, sich hier zu verteidigen, sie hatten Panzerfäuste haufenweise auf den Straßen und auf den Höfen liegen, sie haben aber alles mitgenommen und manches kaputte Auto liegen lassen. Bis Eschede habe ich allein acht Wagen liegen sehen.

In den letzten Kriegsjahren hatten wir hier viel Einquartierung, wohl in jedem Hause welche, es war Infanterie, keine SS. Drei Jungen, Flüchtlingskinder, sind durch Spielen mit Handgranaten umgekommen. Schlosser Bock hat sich durch ein wahnsinniges Wirtschaften mit einer Panzerfaust, die er auseinandermontieren wollte, in den Unterleib geschossen.

[...] Beistand von den Tommys habe ich nie bekommen, ich machte einem mal klar, daß der Mensch, der gerade vorbeiging, einen von uns geraubten Anzug an hätte, da sagte er zu dem Polen, der dabeistand, ob ich Deutscher wäre. „Jawohl“, sagte ich. Da sagte er: „Los! Parti! Rad!“ Und wollte mir mein Rad auch noch wegnehmen. Aber da habe ich gemacht, daß ich aufs Rad kam und weg. Bei meiner Tochter, die Gellermann schräg gegenüber wohnt, habe ich in den Plünderungszeiten einmal zwei Wassereimer voll zerkleinertem Fleisch gefunden und eine Menge Bohnen, Erbsen und Graupen und Grütze, ich habe das alles an die Flüchtlinge verteilt, denn den rechtmäßigen Herren konnten wir ja doch nicht wieder finden. Man muß es den Amerikanern rühmend nachsagen, sie haben meiner Tochter ihr Haus in einer Zeit von ein paar Stunden von den Russen und Polen leer gemacht.

[...] Ich habe hier auch solch eine Sache ansehen müssen: Ich stehe in den ersten Besetzungstagen in der Nähe von Gellermanns Willi seinem Hause, und da steht ein Panzer davor. Da wird die Haustür aufgerissen,

Willi Gellermann stürzt heraus mit den Händen hoch, die Feinde hinter ihm und schlagen ihn, er muß auf den Kühler, und ab fahren sie. Es war nur, weil bei ihm die Gewehre vom Krieger- und Schützenverein standen, die hat er wohl nicht gleich in der ersten Hast abgegeben, und da kamen sie und holten ihn weg. Er hat sicher gedacht: „Du siehst Hof und Familie nicht wieder.“ Aber nach einigen Stunden hieß es: „Willi ist wieder da!“ Ich bin gleich hin, um zu erfahren, wie es ihm gegangen wär. Sie sind mit ihm nach der Quarmühle⁸ gefahren, da ist er verhört, dann mit ihm nach Celle. Die höheren Stellen hier sind dann wohl vernünftiger gewesen, haben ihn gefragt, wie weit es von Celle nach seinem Hause wäre. Er hat gesagt: „Fünf Kilometer.“ Da hat es geheißt: „Gehen Sie nach Haus!“ Was sonst an Waffen und Jagdgewehren im Dorfe war, ist abgeliefert. Es war in den Tagen hier alles proppenvoll von Panzern. Wir konnten mit unseren Wagen überhaupt nicht fahren. Sie achteten keinen Zaun und keinen Torweg, das knäterte man immer so, wo sie fuhren. Alle Wiesen und Weiden lagen voll. Es war wohl die Hauptanmarschstraße. Inzwischen ist nun alles repariert. Man liebt ja die Ordnung, und man geht wieder an die Arbeit, wenn es auch noch so wild und bunt zugegangen ist. Die neuen Häuser mußten meist alle geräumt werden für die Schwarzen, aber in denen ist keine Nähnadel weggekommen. Im Spritzenhause sind sie einfach eingebrochen und haben unsere Motorspritze mitgenommen. Schläuche, Gurte und Seile wurden einfach auf einen Haufen geschmissen, Benzin darübergelassen und angesteckt. Mein Sohn, der da Bürgermeister war, machte Vorstellungen: „Ich verspreche Ihnen heilig“, sagte der Schotte, „daß es ersetzt werden wird!“ Bisher ist das aber nicht geschehen.

Bei einer Besprechung hier in einem Hause im Dorfe wird dem Besatzungsherrn aus Celle ein Stuhl hingestellt, der aber setzt sich auf den Tisch und stellt die Füße auf den Stuhl. Hier hing die Feuerwehruniform meines Sohnes an der Garderobe, der Leutnant von der Besatzung mit dem roten Barett fällt über die Uniform her und ist nicht zu beruhigen, er meinte wohl, es wäre eine SS-Uniform. Und der Großsohn, der Englisch kann, fängt nun an, mit ihm zu quasseln, und setzt ihm das auseinander. Aber ihm ist minutenlang in die Augen geguckt, bis der Feind es ihm glaubte.

Beim Einmarsch lag unsere ganze Scheune voll von Alliierten. 30 Hühnern war in den ersten Minuten der Kopf ab, aus dem Keller wurde alles Süße heraufgeholt, saure Sachen ließen sie stehen. Meine Frau lag krank an Asthma, die Polen rissen das Fenster auf, sahen die kranke Frau, sagten: „Marode?“, und rührten hier in der Stube nichts an. Aber mir haben sie die Uhr aus der Tasche gerissen, zwei standen vor mir, um mich zu bewachen, einer hatte eine Mostflasche und der andere einen Feuerhaken in der Hand. Es waren 35 besoffene Menschen, denen wir schutzlos gegen-

⁸ Restaurant bei Habighorst an der Straße von Garßen nach Eschede, nach der Besetzung von den Briten requiriert.

überstanden. „Opa, blieb ruhig, Papa, blieb ruhig“, sagten meine Leute bloß immer zu mir, weil ich dachte, ich könnte es nicht aushalten. Es nützte ja auch nichts, ein Gottlob, daß das vorüber ist.

Im großen und ganzen haben sich die Parteimitglieder nicht so gegen die Kirche gestellt. [...] Es waren doch immer Veranstaltungen, und so bei kleinem sind denn die Leute vergiftet. Die Propaganda gegen die Kirche ging so von Mund zu Mund. Was waren wir früher so schön deutsch-hannoversch einig – das war nun alles aus. Jugendweihen waren dann, und sogar die Kinder wurden von den Nazis ‚getauft‘.

Einmal kam gleich nach der Besetzung eine Kommission hier ins Haus, ein Jude, ein russischer Kommissar und ein englischer Dolmetscher. Wir hatten hier im Dorfe 86 Schwarzmeerdeutsche. Ich kam vom Felde, kommt mir mein Großsohn entgegen: „Opa, kumm rasch, tau Hus is grot Theater!“ Ich nach Hause. Man fragte mich: „Bürgermeister?“ – „Nein, Vater.“ – „Hier, diese Liste soll viermal abgeschrieben werden, die Leute sollen hier auf der Straße stehen!“ Also, die Befehle waren erteilt. Sie wollen weg, da kommt der Jude noch mal zurück und fängt an zu brüllen: „Was ist das für eine faschistische Schweinerei hier! So ein Lausebengel, behauptet, der Vater wäre nicht da!“ – „Nein, der Vater ist auch nicht da, der ist verreist“, sage ich. „Dann soll er sich stramm stellen, wenn er mit mir spricht, ich überlege mir noch, ob ich ihn nicht verhaften lasse und die ganze Familie mit!“ Ich antwortete sehr ruhig: „Tun Sie, was Sie nicht lassen können!“ Wenn er den Jungen angefaßt hätte, hätte ich ihm eine gelangt. Am andern Morgen kommen Pastor Albertz und Frau von Brockhusen⁹, aber die Schwarzmeerdeutschen, die ich alle benachrichtigt hatte, waren nicht da, bloß etwa sieben Mann. Der Russe zitterte vor Wut, als sie zur Besichtigung kamen und keiner da war. Er stand in der Tür, die paar Leute auf der Straße am Zaun. In der Hauptsache waren es Frauen: „Wo sind unsere Männer, die Ihr 1937 weggeschleppt habt?“ Da sie deutsch sprachen, sagte der Russe, sie hätten wohl das Russische verlernt, da antworteten sie: „Wir wollen nicht wieder russisch lernen!“ Der Jude sagte: „Das haben wir dieser Dame und diesem Pfaffen zu verdanken!“ Am andern Morgen kam ein englischer Lastkraftwagen und wollte die Schwarzmeerdeutschen mitsamt ihrem Gepäck abholen. Da war kein Mensch von ihnen mehr im Dorfe. Sie waren alle weg. Sie waren mit Hilfe einer Dame und eines Kanadiers weg nach Holland, von da sollen sie nach Amerika und Kanada gekommen sein. Wir hatten eine Schwarzmeerdeutsche, ein junges Mädchen, etwas ganz Seltenes von Gemüt und auch sonst so fleißig. Ich dachte nur immer, das wäre eine Frau für unsern Heinzl, eine Bauersfrau wäre das geworden, wie man sie sonst nicht findet. Die mußte auch mit weg, sie wäre gerne bei uns geblieben. Der Jude und der Russe

⁹ Viktoria-Elise von Brockhusen, geborene von Zitzewitz (1891–1963), ehrenamtliche Mitarbeiterin im Celler Flüchtlingsamt von Heinrich Albertz.

haben getobt vor Wut, daß keiner mehr da war. Dann fing er wieder an von der faschistischen Schweinerei und davon, was er schon alles in seinem Leben durchgemacht hätte. Da sagte ich: „Sie sind ein grüner Junge in meinen Augen!“ Da war er still und guckte mich groß an.

Pastor Albertz hat die Leute verteidigt nach Strich und Faden. Aber es war auf der höchsten Behörde gesagt: Der Russe kann die Schwarzmeerdeutschen haben, wenn sie freiwillig mitgehen. Die englische Patrouille mußte nun helfen, die Schwarzmeerdeutschen im Dorfe zu suchen, die haben sich eins ins Fäustchen gelacht. Als die Schwarzmeerdeutschen von uns Abschied nahmen, haben sie alle geweint, es waren wirklich liebe Menschen. Sie hatten nicht unseren Glauben, sie waren sehr religiös, sie nannten sich Mennoniten¹⁰. Die Auguste hat uns schon einen Brief geschrieben, wir sollten ihn aber noch nicht beantworten, sie schriebe wieder, wenn sie da wären, wo sie eigentlich hin sollten, sie bedankte sich auch noch immer wieder. Sie hatte eine wunderbare Schulbildung. Die Schwarzmeerdeutschen haben hier feste bei der Landarbeit zugefaßt.

Auf die Frage, was machen hier die Flüchtlinge, kann ich nur antworten: 20 Prozent sind gut, die anderen taugen nichts. Sie gehören eben nicht zu uns. Manche arbeiten in der Landwirtschaft, andere im Straßenbau, viele im Moor, wo sie sich ihren Wintervorrat an Torf erarbeiten. Wir haben rund 800 Einwohner und 600 Flüchtlinge. [...] Für die Flüchtlinge haben alle größeren Bauern gedüngtes Land bereitgestellt. Es wird von den Flüchtlingen bestellt und sieht gut aus. Bedauerlich ist es, daß sie sich untereinander beklauen. Wir haben so eine arme Flüchtlingsfrau, die wir besonders unterstützen, alles, was sie gebrauchen an Gemüse und Kartoffeln, holen sie aus dem Keller! Neulich weinte sie, als sie hier vorbeikam; ich vermutete Geldverlegenheit und habe ihr 50 RM in die Hand gedrückt. Pachten brauchen die Flüchtlinge nicht zu bezahlen. Es sind hier auch Treckbauern hängengeblieben, einer hat Osterberg [östlich von Garßen] gepachtet, einer wohnt bei Moser und fährt Trecker; er hat schon etwas Land urbar gemacht. Einer arbeitet bei einem Baukommando. Was wirkliche Bauern sind, die fassen auch zu. Die anderen reden immer davon: „Bei uns zu Hause ...!“ Wenn man es aber richtig besieht, waren sie nur Arbeiter. Ein fremder Schmied ist auch mitgekommen, es besteht die Aussicht, daß er im Braunschweigischen eine Schmiede bekommt. Der tat sich um und zog den Rock aus und fing eben an zu arbeiten. Wir könnten hier auch einen tüchtigen Tischler aus dem Osten seßhaft kriegen, aber es fehlt an Wohnraum. Man kommt wieder auf die Selbsthilfe.

¹⁰ Zu den Täufern zählende religiöse Bewegung aus der Reformationszeit, benannt nach ihrem Begründer, dem Westfriesen Menno Simons (1496–1561), breitete sich von den Niederlanden zunächst vor allem in Ost- und Westpreußen, Polen und Rußland, seit 1663 auch in Nordamerika aus.

Wenn damals die Trecks in Garßen übernachteten, dann kamen vielleicht 20 Fahrzeuge ins Dorf mit 40 bis 50 Pferden, die Scheunen waren immer voll. War das ein Betrieb hier! Unser ganzes Heu und Stroh ist in der Zeit aufgefressen, wir hatten selber nichts mehr, aber wir mußten sie doch erst mal für die Nacht aufnehmen. Gellermann war Bauernführer und Brammer Bürgermeister. Nachher war es mein Sohn. Ich mag nicht wissen, wieviel fremde Menschen jeden Abend an unserm Tische waren, wieviel Pfannen Bratkartoffeln und Pellkartoffeln gemacht worden sind. Es ist ein Wunder, daß wir es durchgehalten haben. Es ist uns nichts vergütet, und es hat auch keiner was verlangt. Damals ging das alles noch mit dem Bewirten und dem Fressen für die Pferde, es wurde dann alle. Es war eben mit verzehrt, und dann waren wir alle arm.

Dokument 18

Altenhagen: Albert Knoop, Landwirt

11. Juni 1947

Die Partei hat in Altenhagen überhaupt keinen Einfluß gehabt. Es hat hier nie geheißt: „Heil Hitler!“, immer „Guten Tag“, wie wir es gewohnt waren. Wir haben keine eigene Ortsgruppe gehabt, denn hier hätte sich wohl keiner gefunden, der das übernommen hätte zu führen. Erst haben wir zu Lachtehausen gehört, dann zu Altencelle, eine Zeitlang zu Garßen, dann zum Hehlentor [Stadt Celle]. Die Frauenschaft ist hier gar nicht gewesen. [...] Zur NSV haben wir aber alle gehört. Und auch zum Luftschutzbund und allem, was vernünftig war. Schon 1937 konnte man merken, daß Krieg kommen sollte; gesagt wurde uns das nicht, aber Brotgetreide durfte nicht mehr verfüttert werden, die Kunstdüngerpreise wurden zwar herabgesetzt, und wir konnten gute Ernten erzielen. Es hat keinen Einfluß gehabt, ob ein Bauer Pg war oder nicht, mit der Ablieferung hatte es nichts zu tun.

300 Meter von unserem Hause sind 1943 zwei Bomben gefallen, in unmittelbarer Nähe, sonst keine weiter. Alarm hörten wir aus Celle. Mit der Verdunkelung haben wir weiter keine Last gehabt. Das hat hier geklappt. Die ersten Kriegsgefangenen, Polen, kriegten wir schon in der Kartoffelrodezeit 1939, ein Jahr später wurden es freie Arbeiter. Dazu kamen die kriegsgefangenen Serben, es waren durchweg Landwirte und sehr tüchtige Leute. Jedenfalls waren sie in Altenhagen alle tüchtig, auch die Polen waren ordentlich in der Arbeit. Welche sind bis zuletzt bei Schlachter Knoop, bei Arbergs und Arthur Gudehus geblieben. Als die Polen freie Arbeiter wurden, kamen sie auf die Höfe zu wohnen, vorher wohnten sie im Lager bei Gastwirt Harms. Wir hatten hier auch eine Ukrainerin mit zwei Kin-

dern zur Arbeit. Der Junge war 15, das Mädchen 12 Jahre, sie haben alle drei sehr gut gearbeitet. Die SS ist hier nicht gewesen und hat nach den Leistungen der Fremdarbeiter gefragt.

Unser Ablieferungssoll konnten wir in Altenhagen bei unserm Boden immer gut liefern. Wir hatten Arbeitskräfte und Kunstdünger genug. 1945 war es aus mit dem Kunstdünger, durch den Krieg wurde nichts mehr befördert auf der Bahn. So war diese Ernte schon schlecht, und die Ernte 1946 war auch schlecht durch den Mangel an Kunstdünger. 1947 haben wir etwa 25 Prozent an Kunstdünger gekriegt, und schon steht das Feld so, daß man es sehen kann, was gedüngt ist oder nicht, die Ernte wird besser werden.

[...] Die ersten Flüchtlinge kamen 1944 im März. Wir kriegten aus Hamburg eine Frau mit drei Kindern, sie hat sich gut eingefügt. Sie hat auch Kartoffeln mit gerodet. Aber sie war Großstädterin. Das sagt alles. Im Dezember 1944 kam noch eine Frau aus Essen, die wohnt heute noch hier, weil ihr Haus dort noch kaputt ist. Außerdem wohnt die Frau von Oberst Pabst aus Celle¹ mit Sohn und Tochter hier, die Hamburger sind weg, dafür aber eine Familie aus Ostpreußen und meine Verwandten, die Schwiegereltern. Wir sind sehr froh, daß sie hier sind, denn mein Verwandter ist sehr rüstig und macht die Arbeit draußen, was ich nicht mehr so kann. Unsere sämtlichen Flüchtlinge haben zwei Zimmer und einen eigenen Herd. Jeder kriegt jeden Tag einen Liter Milch. Seit dem 1. April 1947 habe ich gebeten, daß diese Milch bezahlt wird. Dann haben wir noch einen Thomas aus Köslin [Pommern], der war Leiter des Kraftfahrwesens an der Post, der war aber in der Partei und kann deshalb nicht wieder an der Post ankommen. Der hat sich eine Autoschlosserei in Kiemanns Scheune eingerichtet, hat sich alle Werkzeuge aus dem Rheinland zusammengeholt und hat gut zu tun. Einen ganz tüchtigen Landwirt hatten wir hier aus Ostpreußen, der wohnte bei Tietje, Urbschat, der hat nun eine Siedlung bekommen, weil er so sehr tüchtig ist, leider ist seine Frau bald darauf am Herzschlag gestorben. Dann ist hier noch ein junger Bauer, der aber nur einen Arm hat, aus Kussen [Ostpreußen], der kann nicht arbeiten; aus Kussen ist hier auch eine alte Bäuerin, die ist mit ihren beiden Pferden bei uns, die arbeitet hier mit und ist in der Selbstversorgung, die Pferde werden hier gefüttert und arbeiten hier mit. Ich habe außerdem noch ein Flüchtlingspferd, das kostet im Vierteljahr 50 RM außer Futter. Die Treckbauern haben alles mitgebracht: Betten, Mäntel, Wäsche, Kleidung, Pelze.

¹ Hauptmann Gustav Pabst vom Stab des Generals des Kriegsgefangenenwesens, Standortoffizier in Celle, war 1944/45 für die Kriegsgefangenenlager im Raum Celle zuständig, u. a. für die drei Außenlager des Stalag XI B Fallingbosten in der Stadt Celle; am 12. April 1945 übergab er diese Lager beim Einmarsch der Briten in Celle und ging mit seinen Offizieren in britische Kriegsgefangenschaft.

Die meisten Flüchtlinge tun nichts, aber essen wollen alle. Es erbittert, wenn man noch so viel zu tun hat und keiner faßt zu. Sie bekommen jeden Tag einen Liter Milch, die Familien auf unserm Hofe stellen ihren Pott hin und bekommen ihn gefüllt zurück. Jetzt nach zwei Jahren wollte ich sie ab 1. April bezahlt haben, aber nun tauge ich nichts mehr. Auch den Strom bezahle ich. Wir kochen nicht elektrisch, aber die Flüchtlinge haben alle Heizplatten, die fassen den ganzen Sommer kein Stück Holz an. Auch plätten tun sie mit Strom. Betten, Bettwäsche und alle Möbel sind von uns. Kommen sie mit der Milch nicht aus, fordern sie nach. Aus der Gemeindeforst sind jeder Flüchtlingsfamilie vier Festmeter Holz angewiesen und geschnitten ihnen gebracht. Ich habe ihnen aus meinem eigenen Bestand je noch vier Festmeter dazu gegeben, damit sie nicht zu klauen brauchen, aber eine Gegenleistung kommt nicht in Frage, am liebsten auch noch bei uns am Tisch essen und nichts tun.

Die Trecks, die von Eschede kamen, fuhren meistens am anderen Morgen wieder weiter. Sie bekamen alle zu essen, und die Pferde wurden gefüttert, selbstverständlich alles ohne Entgelt. Mit dem Pferdefutter ging es noch, heute könnte ich keine fremden Pferde Tag für Tag durchfüttern. Sechs oder sieben Treckbauern sind hier geblieben. Außer Urbschat sind aber alle nicht in der Landwirtschaft geblieben. Die KZ-Leute haben wir mit der Kleinbahn durchfahren sehen.

Hier ist eigentlich nichts passiert, als die Besatzung kam. Wir haben am 12. April Kartoffeln gepflanzt, Flieger waren ja im Gange, aber da haben wir uns nicht groß was bei gedacht. Wir haben gegessen am Mittag, und ich gucke nach dem Essen auf den Hof, stehen da zwei Engländer – ich stand da mit unserem Serben, der hatte ein Kriegsgefangenenzeichen auf dem Rücken – dem gaben sie gleich die Hand, der sagte: „Bauer gut“, da gaben sie mir auch eine Zigarette und fragten: „Deutsche Soldaten?“ – „Nein!“ Aber der eine ging gleich ins Haus bis oben. Abends kamen große Geschütze durchs Dorf aus der Richtung vom Finkenherd/Lachtehausen. Sie fuhren in Richtung Eschede. Abends hatten wir Engländer im Haus. Dann kamen jeden Tag frische. Wir konnten im Haus bleiben. Ferdinand Gudehus mußte monatelang aus seinem Hause raus, den hat es am schlimmsten betroffen, auch Koch und Sohnmann mußten räumen. Wir konnten bleiben, weil wir nur wir drei, Luise, ich und unser junges Mädchen, waren. Weil wir eben keine jungen Männer hier hatten, durften wir in der Küche und zwei Zimmern wohnen bleiben. Sie kamen Sonntag mit tag und blieben bloß bis Montag, dann gingen sie wieder weg. Sie haben aber in der Zeit alles genau durchgeschnüffelt, haben Bücher aus meinem Bücherschrank verbrannt: ‚Das politische Antlitz der Erde‘² z. B., auch meinen Ahnenpaß. Sie sagten, wir sollten alles abschließen, das taten wir auch, aber nachher war alles aufgeschlossen und durchgeschnüffelt. Auch

² Walther Pahl: Das politische Antlitz der Erde. Weltpolitischer Atlas, Leipzig 1938.

mein Füllhalter und ein altes goldenes 10-Markstück waren weg. Sie haben keinen kleinsten Winkel undurchsucht gelassen. Die Bilder haben sie gelassen. Aber es ist nichts demoliert, und sie waren sonst ganz anständig. Das Radio von Ottos Hofe haben sie weggenommen, hatten es auf dem Wagen und kamen hierher und wollten Wein haben, wir hatten keinen, da tranken sie uns aus einer Flasche zu, die mein Bruder Hans vom Rhein an Otto geschickt hatte.

Später hatten wir keine Besetzung im Hause mehr. Aber hinter dem Hause hatten sie Zelte aufgeschlagen und auch im Garten. In der Scheune hatten sie eine Lichtmaschine. Jeden Abend gab es Nachrichten, wie weit die Engländer in Deutschland vorgedrungen waren, im Lautsprecher, da standen alle Altenhäger und hörten zu. Nur unsere Küche mußten wir räumen und dies Wohnzimmer, hier war die englische Post, und einer saß hier, der spekulierte alles durch. An Vieh haben die Engländer nichts genommen, bloß die Eier aus den Nestern. Zuerst lagen wohl 100 in der Scheune, dann noch einmal ein Kommando von 10 bis 15 Mann, die kochten draußen auf dem Hofe. Die sind wohl acht Tage hier gewesen.

Wie die letzten Engländer hier waren, kamen auch die KZ-Leute. Aber unseren Hof haben sie nicht besucht, weil die Engländer hier noch waren. Bei Otto Knoop haben die Polen am hellen Tage geräubert und alle in den Keller eingesperrt, das ganze Eingeschlachtete von Ferdinand Gudehus, die da auch wohnten, haben sie auf diese Weise auch noch mitgekliegt. Wir hatten nur Wein und Silber vergraben, im Hühnerhof. Sie haben immer mit ihren Stangen im Garten herumgesucht, haben aber nichts gefunden. Die Polen haben bei uns in einer Woche in einer Nacht zweimal eingebrochen und dann noch zweimal, nachher nicht wieder. Sie haben Keller und Speisekammer leer gemacht und alles Arbeitszeug aus dem Schrank auf dem Flur, in der Kammer sind sie nicht gewesen. Das haben wir alles behalten, was da war. Bloß die Dosen, Eier, Brot und Schnaps waren weg.

1946 haben die Engländer hier einen Zwinger für 40 Hunde in unserm Hühnerstall und Holzschuppen eingerichtet, die Hunde wurden mit Fleisch aus der Abdeckerei gefüttert. Dann hatten wir im Kuhstall zwölf Reitpferde von der englischen Reitschule stehen. Wir bekamen nichts dafür bezahlt.

Im Sommer 1945 hatten wir genug Arbeitskräfte, da der Engländer die landwirtschaftlichen Kriegsgefangenen bevorzugt entließ. Unter anderem war der Sohn von Studienrat Grotefend hier, der studiert jetzt in Göttingen. Die Serben mußten alle nach Scheuen ins Lager³, haben uns aber noch öfter besucht. 1946 hatten wir auch noch Arbeitskräfte genug. Erst 1947 wurden die Leute knapp. Wir sollen Gemüse feldmäßig anbauen, das gibt durch die Hackerei viel Arbeit. Wir haben Zwiebeln, Möhren und

³ Gemeint ist das DP-Lager in Scheuen, vgl. dazu Einleitung zu dieser Edition, S. 34f.

Erbsen vier Morgen, das ist eigentlich zu viel. Ich habe zehn Frauen jetzt dazu. Sie kriegen die Stunde 50 Pfg., und alle, die keine Selbstversorger sind, kriegen Zusatzmarken pro Tag: 100 g Brot, 50 g Fleisch, 10 g Fett, und alle vier Tage können sie sich einen Liter Milch holen.

Altenhagen ist es ganz gut gegangen, es ist nicht geschossen, und es hat nicht gebrannt. Wir haben auch keine weiße Fahne herausgehängt. Ernst Laue wurde als Bürgermeister abgesetzt, dann kam Hoppenstedt bis zur Wahl und dann kam Otto Knoop sein Melker Naurath, ein SPD-Mann. Gemeindedirektorin ist eine Frau Klarhöfer, ein Ostflüchtling⁴. Ernst Laue hat der Gemeinde nur 700 Mark gekostet, jetzt bekommt Frau Klarhöfer 1200 RM im Jahre und Naurath 700, dazu aber kriegt er noch sein Gehalt als Gewerkschaftssekretär in Celle mit 300 RM im Monat. Frau Klarhöfer ist eine Lehrerwitwe, hat ihr Abitur, ist mit dem Treck gekommen, ist auch in der SPD. Otto Knoop mußte aus dem Gemeinderat raus, weil er seine beiden Jungen in der Reiterstandarte hatte. Den Melker Naurath hat er weggeschickt und mit ihm drei von seinen Knechten, weil da eine ungeklärte Sache schwebte. Nun aber arbeitet seine Tochter bei Otto auf dem Felde, und sie holen sich auch manchmal Milch, sie haben ganz bescheiden bei Otto angefragt, und er hat es ihnen erlaubt. Es ist ja besser, man macht in Frieden hin, es hat ja sonst doch keinen Zweck. Aber das so was sein kann, daß in einem Bauerndorfe nur Fremde die Gemeindeverwaltung haben, das kann keiner verstehen. Recht ist das nicht.

Dokument 19

Lachtehausen: Walther Fricke, Müller
20. Mai 1947

Parteilich wurde unser Dorf ganz und gar von Celle beeinflußt. Wir hatten keine eigene Ortsgruppe, sondern gehörten zur Ortsgruppe Celle-Hehlintor. Wenn aber ein Landbewohner den Tag mit seiner Arbeit hinter sich hat, dann hat er keine Lust, noch vier bis fünf Kilometer zu laufen, ja, der

⁴ Ernst Laue, Landwirt, 1930–Mai 1945 und 1950–1955 Bürgermeister von Altenhagen, nach 1945 NLP/DP; Willi Hoppenstedt, Landwirt, Mai 1945–Sept. 1946 Bürgermeister von Altenhagen, parteilos; Gustav Naurath, Gewerkschaftssekretär, Sept. 1946–1950 Bürgermeister von Altenhagen, SPD; Herta Klarhöfer, Flüchtling aus Ostpreußen, gelernte Verwaltungsangestellte, Sept. 1946–Ende 1947 Gemeindedirektorin von Altenhagen; da Altenhagen weniger als 2000 Einwohner hatte, wurde das Amt des Gemeindedirektors zum 31. Dez. 1947 abgeschafft und fortan vom Bürgermeister in Personalunion wahrgenommen, Herta Klarhöfer war bis 1972 Angestellte der Gemeinde Altenhagen und führte die Geschäfte der Verwaltung für den jeweiligen Bürgermeister.

eine oder andere ist wohl mal zu Versammlungen hingegangen, mehr hatte es aber nicht auf sich. Sie lebten aber alle für ihre Arbeit und kümmerten sich nicht groß um Politik. [...] Es wurde der Partei vorgeworfen, daß sie den Krieg nicht hätten anfangen sollen, wenn sie ihn nicht hundertprozentig gewinnen konnten. Kriegswirkungen auf Lachtehausen sind nicht zu nennen. Celle war Wendepunkt für die Flugzeuge. Wir konnten das gut von hier beobachten. Über Celle wurden die Markierungszeichen gesetzt, von hier zogen sie weiter. Ganz vereinzelt sind Brandbomben heruntergekommen, haben aber keinen Schaden angerichtet. Wir hatten im Kriege viel Einquartierung von der Seeckt-Kaserne¹ her, wo eine Nebellehrabteilung lag, da lagen alle Zimmer hier voll von Soldaten. Sie kamen von hier nach Stalingrad. Drei aus Lachtehausen sind gefallen. [...] Zwei haben Oberschenkelamputationen. Nur noch einer ist in Kriegsgefangenschaft, aber auch er hat sich schon gemeldet. Lachtehausen hat auf 130 Einwohner 309 Flüchtlinge, außer dem Hilfskrankenhaus bei Jarche [Gastwirtschaft] mit 40 bis 50 Mann.

Ich wurde gleich nach der Kapitulation Bürgermeister, dann nach einigen Monaten mein Bruder Wilhelm Fricke, und jetzt ist es Hermann Jarche². Es ist dies ein schweres Amt durch die nie abreißende Sorge um die Bezugscheine, die Wohnungen usw. Bei diesen Verhältnissen ist es unmöglich, alle zufriedenzustellen, denn es gibt ja keinen Nachschub weder an Bekleidung, Schuhen, Essen. Ich habe mein Amt zur Verfügung gestellt, weil ich wieder nach Dippoldiswalde im Erzgebirge wollte, um meine Meisterprüfung als Müller fertig zu machen, es fehlen mir noch zwei Semester daran.

Hin bin ich ganz normal durchs Lager gegangen, aber zurück war es schon schwieriger. Aber ich habe es schwarz geschafft, ich hatte ja meine Krücken wegen der Oberschenkelamputation, und Ausweise hatte ich auch genügend. Meine Anzüge habe ich auseinandergetrennt und pfundweise geschickt, meine Bücher habe ich nach und nach erst über die Grenze gebracht. Ich mußte wieder nach Haus, weil das Hungern nicht mehr ging. Die Pakete von Haus habe ich wohl alle bekommen, bloß die mit Kuchen nicht. Und was ist denn auch ein Pfundpaket, das ißt man zwischen Mittag und Kaffee beim Lernen beizu.

¹ Von-Seeckt-Kaserne (sogenannte ‚Nebekaserne‘) in Celle, 1937/38 erbaut und mit der Nebellehr- und -versuchsanstalt belegt, benannt nach Hans von Seeckt (1866–1936), General, 1920–1926 Chef der Heeresleitung, 1930–1932 MdR (DVP), an der Bildung der Harzburger Front beteiligt, 1933 und 1934/35 militärischer Berater Chiang Kai-sheks. Zu ‚Nebeltruppen‘ vgl. auch Dok. 1, Anm. 2.

² Walther Fricke (geb. 1917), Mai 1945–April 1946 Bürgermeister von Lachtehausen, Amtsniederlegung wegen des Besuchs einer Müllerfachschnule; Wilhelm Fricke (geb. 1907), Mühlenbesitzer, April 1946–April 1947 Bürgermeister von Lachtehausen; Hermann Jarche, Gastwirt und Landwirt, 1924–1933 und April 1947–Febr. 1949 Bürgermeister von Lachtehausen, nach 1945 NLP/DP.

Die ersten Evakuierten, die in die Mühle kamen, waren Leute aus Hamburg mit sieben Kindern, wovon das eine Lupus³ hatte. Sie machten so viele Ansprüche, daß wir uns bei der NSV beschwerten, die schob die Familie dann nach Thüringen ab. Wir kriegten dann Leute aus Hannover. Es sind viele Trecks hier durchgekommen und haben auf unserm Hofe übernachtet, sind dann aber weitergefahren nach Westercelle. Aber alle, die Anfang April [1945] nach Richtung Hannover von hier wegfuhrten, kamen wegen der Nähe des Feindes wieder, auch die nach Richtung Wittingen [Landkreis Gifhorn] weitergetreckt waren, sie wurden von den Feinden richtig in die Mitte genommen.

Die SS hatte Schützenlöcher in und um Lachtehausen gemacht, dann kam sie weg von Winsen, und es waren einige Tage vor dem Einrücken der Alliierten keine Soldaten hier. Dann aber kam deutsche Feldartillerie. Die hatte an der Sprache [Waldgebiet zwischen Lachtehausen und Lachendorf] ihre Geschütze auf Meines Wiese aufgestellt, die schossen am 10. und 11. nach Altencelle herüber.

Am 12. April früh um acht Uhr wurde die Lachtebrücke gesprengt. Dabei gingen die Fensterscheiben der Häuser im Umkreise kaputt. Es wurde durch die deutsche Wehrmacht gemacht. In die Brücke kam aber nur durch die Sprengung ein kleines Loch von einem Quadratmeter. Das war für die Alliierten kein Hindernis, sie fuhrten einfach darüber weg.

Der Volkssturm in Celle war schon ein paar Tage vor dem Einmarsch entlassen worden, der von Lachtehausen gehörte mit zu Celle. Der Volkssturm hatte sein Arsenal in der Metallwarenfabrik⁴. Ein paar Nächte, ehe der Feind kam, versenkte der Volkssturm seine Waffen in der Aller. Aber am Sonntag, dem 8. April 1945, kam der Werwolf⁵ und sagte, er wollte die Volkssturmwaffen haben, um sie in der Sprache zu verstecken. Der Anführer vom Werwolf war eine Frau, die die Waffen forderte. Man stellte sich dumm und sagte, die Waffen hätte die HJ bekommen. Es war eine Frau zwischen 30 und 40 Jahren.

Ich war am 30. Januar 1945 aus Dippoldiswalde zum ersten Male abgehauen, kam um sieben Uhr nach Dresden, konnte aber gleich weiterfahren und entging so der Katastrophe von Dresden⁶, die um zehn Uhr abends

³ Lupus vulgaris (Hautwolf): Bezeichnung für die ‚fressende Flechte‘, eine durch Tuberkelbazillen hervorgerufene chronische Hautflechte, häufigste und schwerste Form der Hauttuberkulose.

⁴ Metallwarenfabriken Altona-Celle AG, Celle, Fabrikation von Möbeln und Gestellen, bestand 1924 bis 1965; der Volkssturm von Lachtehausen gehörte zum Celler Volkssturm.

⁵ Zur nationalsozialistischen Werwolf-Bewegung vgl. Dok. 10, Anm. 5.

⁶ Gemeint sind die drei britisch-amerikanischen Luftangriffe auf das mit rund 500 000 Flüchtlingen aus Schlesien überfüllte Dresden in der Nacht vom 13./14. Febr. 1945, bei denen mindestens 35 000 Menschen ums Leben kamen und ein großer Teil der Stadt zerstört wurde.

begann. Mein Expreßgut ist allerdings in Dresden umgekommen. Im Februar 1945 bin ich von der Wehrmacht in Celle entlassen.

Den Bombenangriff auf Nienhagen haben wir hier von Lachtehausen am Nachmittag des 8. April 1945 mit angesehen. Der Luftdruck von der Bombardierung der Celler Gasanstalt war so stark, daß die Eichen sich hier bogen und ich es deutlich am Kopfe spürte. Auf Lachtehausen sind keine Bomben gefallen.

Am Dienstag, dem 10. April, kamen hier viele flüchtende Arbeitskompanien, uk-Gestellte, Lazarettinsassen aus Nienburg [Weser] weiter hier durch. Es war erschütternd, die Fußkranken zu sehen, der eine hatte einen Gummischlauch um seinen Sehnenriß gebunden und hob damit den Fuß weiter. Nachts lagen sie in unserer Scheune auf Stroh. Landesschützen, Stäbe, Truppen, die aufgelöst waren und in Holstein wieder zusammengestellt werden sollten, versuchten, sich nach Brandenburg oder Holstein durchzuschlagen. Sie kamen mit ihren Küchen, hatten noch ordnungsmäßig Verpflegung bekommen und kochten auf den Höfen; was über war von den Geräten, ließen sie liegen, aber sie machten den Hof erst wieder sauber, ehe sie abzogen.

Am 11. April kamen vier bis fünf Mann und ein Oberleutnant. Sie bildeten einen Stab in der Försterei, bauten das aber abends schon wieder ab. Dann waren noch ein paar Soldaten da mit Panzerfäusten, die wollten Jagd auf die Panzer machen. Straßensperren sind nicht gebaut. Morgens am 12. April 1945 bin ich mit Heinrich Hoppenstedt⁷ auf die Brücke, und wir sahen uns das Loch an, da sagt Hoppenstedt: „Mensch, die Panzer klirren schon da hinten!“ Um halb elf kamen die Panzerspähwagen durch den Finkenherd [Waldgebiet südlich von Lachtehausen] von Altencelle. Die Amerikaner untersuchten die Brücke und sahen, wie von der Mühle einige Soldaten in Richtung Bostel [nördlich von Lachtehausen] abhauten, sie haben dann sofort mit den Panzern rübergeschossen, aber die Soldaten entkamen. Die Spähwagen sind in den Finkenherd zurück und wiedergekommen. Sie wollten wohl wissen, ob die Brücke frei war. Dann kamen drei kleine Panzerwagen und fuhren ins Dorf. Die Infanterie kam gleich hinterher. Es wurde kein Widerstand geleistet, und die weiße Fahne war hochgezogen.

Wir waren mit 45 Mann, Flüchtlinge und Ausgebombte aus Celle, in unserm Keller, die Celler wollten nicht zurück nach dem Angriff. Als die Amerikaner auf den Hof kamen, kamen wir auch heraus. Sie haben uns die Taschen nachgesehen, die deutschen Zigaretten sogar wieder hineinsteckt. Sie sind nicht mal ins Haus reingegangen. Die Kampftruppe hat sich wirklich prima benommen. Dann kamen drei deutsche Soldaten, die sich im Stall versteckt hatten, die hoben die Hände hoch und stellten sich

⁷ Heinrich Hoppenstedt, Landwirt, 1934–April 1945 und erneut Febr. 1949–Dez. 1952 Bürgermeister von Lachtehausen, nach 1945 NLP/DP.

neben uns. Dann wurden sie gesondert gestellt, und wir mußten in den Keller zurück, weil die Amerikaner annahmen, daß aus den Wäldern, dem Schweinebruch, Altenhagen oder Bostel deutsches Feuer kommen konnte. Nach einer halben Stunde, als alles still blieb, sind wir wieder aus dem Keller heraus. Da war inzwischen unsere Mühlenbrücke eingebrochen, der Panzer steckte drin, der Funker war in die Lachte geflogen, aber heil wieder herausgeschwommen. Der Funker zog ein trockenes sauberes Hemd von uns an. Dann bezogen die Amerikaner am Freitagsgaben Stellung und hoben dort auch flache Schützenlöcher aus und kochten Essen, weil alles ruhig blieb.

Serben, Russen und Polen waren aus ihren Kriegsgefangenenlagern befreit und schliefen nun bei ihren Bauern. Sie haben die Bauern durchweg beschützt. Hier in Lachtehausen wollten sie einen Nazi wegholen, da haben sich die Serben für ihn eingesetzt, daß er bleiben konnte. Zu gern wollten die Amerikaner einen Nazi sehen. Sie dachten wohl, er sähe besonders wild aus. Wir ließen uns das Versprechen geben, daß ihm nichts geschehen würde und zeigten dann auf irgendeinen Vorbeigehenden und sagten: „Das ist ein Nazi!“ Es war natürlich nur Spaß von uns.

Wir hatten einen prima Serben auf dem Hofe, er hat wohl die ersten Tage nach der Befreiung nicht gearbeitet, dann aber hat er uns noch bei der Ernte geholfen, viele sind aus ihrem Lager in Scheuen gekommen⁸ und haben mitgearbeitet wie sonst.

Die amerikanische Kampftruppe, die mittags gegen elf gekommen war, zog sich gegen drei Uhr auf ihrem LKW zurück in Richtung Altenhagen, nachdem sie die Brücken durch Bleche verstärkt hatten. Die Blaue Brücke war gesprengt. Dann kamen wieder andere Truppen, sie gingen teils ins Dorf und frugen nach Soldaten, sie kochten bei uns in der Küche und belegten die unteren Räume, wir zogen uns nach oben zurück und durften auch zusehen beim Kochen. Wenn sie deutsch gesprochen hätten, hätte man keinen Unterschied gemerkt zwischen deutschen Truppen, so anständig benahmen sich die Sieger. Sie haben nur etwas rumgekramt.

Nach zwei Tagen kamen die Ausländer aus Höfer und Mariagluck⁹ usw. und lagerten im Dorfe in Scheuen und an der Lachte. Die machten bei uns den Keller leer. Alles an Gemüse, Obst und Blechdosen nahmen sie. Die Serben und Ukrainer versuchten, uns zu schützen, sie sagten: „Nix, nix.“ Aber viel hat es nicht genützt. Wir hatten ein ukrainisches Mädchen, wie hat die geweint, als die weg von uns ins Lager und von dort weiter in ihre Heimat transportiert werden sollte, sie wollte nicht zurück.

⁸ Zum Lager in Scheuen vgl. Dokumente 14 und 17.

⁹ Luftmunitionsanstalt Höfer und Kali- und Steinsalzbergwerk der Bergwerksgesellschaft Mariagluck in Höfer; in beiden Betriebsanlagen wurden während des Zweiten Weltkrieges ausländische Zwangsarbeiter eingesetzt, die zum Teil in einem ‚Zivilarbeiterlager‘ in Celle, zum Teil in Höfer selbst in einem Lager auf dem Heuberg untergebracht waren.

Die Polen machten den englischen Kommandanten wild, daß in der Sprache noch Werwölfe wären, er gab den Befehl, der Serbe sollte von uns Pferd und Wagen nehmen und die polnischen Frauen und Kinder in Sicherheit bringen. Wir mußten aus dem Dorfe noch Dosen holen und Vorräte, und dann fuhren sie los.

Die Russen und Polen holten Mehl aus der Mühle, schlachteten unsere Hühner, man wußte bald nicht mehr, ob es eine Mühle oder eine Schlachterei war. Dieser Zustand dauerte 14 Tage, dann hatten sich die Russen und Polen verzogen, und es wurde ruhiger.

Die englische Einquartierung blieb auf dem Mühlenhofe, sie hatten sich Betten aufgeschlagen, es war eine Nachschubkolonne für Bremen. Zwischen den Linden an der Chaussee nach Celle alles voll von Artillerie-Munition: Körbe und lange Blechdinge. Es stand kein Posten dabei, höchstens kontrollierte ein Auto die Sache.

Nach dem Einmarsch konnten wohl drei Wochen vergangen sein, als die KZ-Leute kamen, welche waren in Zivil, welche hatten ihre Flicker auf der Hose, und baten um Essen, teils waren sie frech, teils anständig. Die Anständigen waren meist gleich dahin, wo sie zu Haus waren, die andern wanderten von Dorf zu Dorf. Es wurde ihnen gegeben, teils aus Mitleid, teils aus Angst, die kranken KZ-Leute aber konnten ja doch nicht kommen.

Im Sommer 1945 wurden viele Leute in der Sprache erschlagen, manche meinen, es wären etwa 20 Personen gewesen. Ich habe bestimmt von sechs bis sieben Menschen gehört.

[...] Viele Soldaten kamen hier durch in Zivil mit der Richtung Heimat. Wir haben ihnen dann Nebenwege gezeigt und zurechtgeschaukelt, wo keine Posten standen, sie kamen bei uns meistens über den Hof. Es wurde ihnen dann gesagt, wie sie zu gehen hatten, um ungesehen durchzukommen. Die Russen machten Jagd auf deutsche Soldaten und haben auch einige im Schweinebruche gefangen. Drei Monate habe ich mein Bein nicht abgeschnallt. Mein Bruder und ich haben hier unten auf Matratzen geschlafen und sind bei jedem Geräusch hochgeschreckt.

In Lachtehausen konnte nichts vergraben werden, weil es hier zu feucht ist. Ich glaube, einige haben ihre Sachen im Finkenherde eingegraben, andere haben ihre Sachen ins Schweinebruch gefahren und haben da einige Tage in der Weidehütte gelebt. Ich wollte aber den Hof nicht verlassen.

[...] Unser Serbe, der mit unserem Pferd und Wagen die polnischen Frauen und Kinder wegbrachte, schrieb uns später aus Nienburg [Weser], daß unser Fahrzeug dort sichergestellt sei, wir sollten es abholen. Damit hatten wir überhaupt nicht gerechnet. Als wir hinkamen, machten natürlich die deutschen Behörden Schwierigkeiten. Unser Major Bunkell hat dann ein Dings hingepfeffert, sonst hätten sie Hackepeter davon gemacht. So aber haben wir Pferd und Wagen wiedergekriegt. So eine Ehrlichkeit von dem Serben gibt es nicht noch einmal.

Die Mühle lief den ganzen Krieg über, wir hatten Korn genug, die Ernährungslage war sicher, und die Stromzufuhr hat nie ausgesetzt. Am 5. April 1945 haben wir den letzten Waggon Mehl nach Altenhagen für die Wehrmacht verladen, aber der ist schon nicht mehr hingekommen. Der ist ausgeplündert. Das Heeresverpflegungsamt hat uns aber schon vorher bezahlt. Sie waren immer überaus anständig zu uns: „Haben Sie irgendeinen Wunsch? Haben Sie irgendwelche Klagen?“ Die wußten schon, woher der Wind bald wehen würde. Im April 1945 waren die Silos alle noch voll Korn, und in Säcken war auch noch viel gemahlen. Motore und Lachte schafften es schon.

Nach dem Kriege haben wir dreiviertel Monat überhaupt nicht gemahlen, weil die Mühle voll Truppen lag. Der Mehlbehälter war zerschlagen, die Maschinen beschädigt. Alles mußte repariert und vor allem saubergemacht werden. Dann kriegten wir aus dem Reichslager an der Kronestraße in Celle Korn, bald darauf brannte die [Celler] Ratsmühle ab, so daß wir auch für Celle mahlen mußten. Wir haben 1945 keine Getreidemängel gehabt. Im Juni 1946 hatten wir nichts mehr zu mahlen. Wir haben dann ausländischen Weizen und Gerste bekommen. Im Frühjahr 1946 war die große Überschwemmung, das Wasser stand in der Mühle 15 cm hoch. Die Straße von Lachtehausen nach Celle war überschwemmt, nur der Schwalbenberg guckte heraus, an den Immenhof war kaum heranzukommen. Dann kam die Ernte, und so haben wir uns weitergeholfen bis zum März 1947, dann war wieder alles zu Ende. Wir bekamen ausländisches Getreide – Weizen – und im April Mais und kanadisches Weizenmehl in Säcken, die gleich so zu den Bäckern gingen. Bei dem strengen Frost wurde der Weizen per Bahn ins Ruhrgebiet gebracht, wir mußten unsere Zufuhr in den Wintermonaten 1947 per LKW von Hamburg holen. Dort mußten wir anderthalb Tag Schlange stehen und warten, bis wir dran kamen. Unsern LKW hat die deutsche Wehrmacht für die Panzertruppenschule [Bergen/Fallingbostel] noch am Karfreitag 1945 geholt, gleich den Anhänger auch mit. Wir haben zwar eine Quittung, aber dies Stück Papier ist auch alles, was wir haben. Den LKW habe ich selbst hingefahren nach dem Lager [der deutschen Wehrmacht] in Fallingbostel. Ich kann trotz meiner Prothese Auto fahren, habe getanzt und geritten.

Äußerst angenehm im Umgang war der englische Kommandeur Major Hudson. Zu dem konnte man gehen und ihm seine Meinung auseinandersetzen. Er war auch zwei-, dreimal hier, und man konnte ihm Vorschläge machen. Einmal wollten die Russen Fleisch, Mehl und Butter organisieren, dann brauchte man nur Nachricht zu schicken, und es kam gleich die Militärpolizei aus Celle und schuf Abhilfe, die Ernährung sollte dem deutschen Volke erhalten bleiben. Leider ist unser schöner Waldfriedhof ganz durch Panzer zerfahren, ich meine, das wäre nicht nötig gewesen.

Leider war ich da noch so jung und ohne Erfahrung für den Bürgermeisterposten mit meinen 28 Jahren, aber ich habe es doch gemeistert und wollte gerne helfen.

Dokument 20

Altencelle: Wilhelm (Willi) Deecke, Landwirt¹

1. Mai 1947

[...] Als ich im Frühling 1945 als Bürgermeister weg sollte, mußte ich für Ersatz sorgen. Ich trug es Adolf Thies an, aber der wollte es nicht, sein einer Junge war gefallen, der andere vermißt, er hatte keine Lust dazu.

Da kamen die ersten Gefangenen aus Munster². Wir hielten mit dem Spann an der Bahn in Celle und warteten lange Zeit. Neben mir stand der junge Heinrich Warnke³. Ich fragte ihn: „Wann bist Du denn der Partei beigetreten?“ – „1937!“ – „Dunnerwedder, dennso kannst Du ja Vorsteher werden!“ So nahm ich ihn gleich mit ins Landratsamt zu Müller-Edzards. Heinrich wollte auf keinen Fall. Aber wir schlugen ihn breit. Es ist doch besser für die Gemeinde, als wenn das ein fremder Flüchtling wird, so haben wir doch wenigstens einen richtigen Bauern. Schließlich sagte er ja. So ist es gekommen, daß er mein Nachfolger wurde. Ich finde, sie konnten keinen besseren finden. Er macht seine Sache gut. Wir wollen seelenfroh sein, daß er es angenommen hat.

Voriges Jahr sollte ich nicht wählen. Ich sagte: „Mir ist es ganz gleich, aber ich will wissen, warum.“ Da ist es mir denn auch erlaubt. Ich wollte das von vornherein klarstellen, das ist für spätere Zeiten besser, damit mir auch mein Vermögen nicht gesperrt werden kann.

Bei der Mobilmachung ging es ganz ruhig zu, und alles ging so weiter wie bisher. Erst kamen nach den Menschen die Pferde weg, wohl zehn Stück. Dann mußten wir die Wagen stellen.

Die Verdunkelung ist hier prima durchgeführt. Sie ist ohne Strafen abgegangen. Der Ortsgruppenleiter hat immer extra kontrolliert. Wir sind hier in Altencelle vom Luftkrieg verschont geblieben.

Wir hatten uns einen lüttjen Bunker bei Vieths Immenzaun gebaut, aber wir sind nur zweimal hineingegangen. Einmal über Mittag ruckelten Türen und Fenster derartig, daß ich sagte: „Nu ist Tied!“ Sonst aber bin ich nicht in den Bunker hineingegangen. Mörsels saßen immer im Keller. Ich sagte: „Da komet ji doch inne Angst nich wedder rut!“ Es wurde dann seitens der Gemeinde ein Gemeinschaftsbunker bei Horstmanns gebaut. Es gingen aber bloß die hinein, die da nahebei wohnten. Man wollte doch sein Hab und Gut unter Augen haben.

¹ Deecke war seit 1921 bis zu seiner Absetzung durch die britische Besatzungsmacht am 31. Mai 1945 Bürgermeister von Altencelle.

² Kriegsgefangenenentlassungslager Munster für deutsche Soldaten, das im Herbst 1948 aufgelöst wurde.

³ Hans Heinrich Warnke, Landwirt, 1. Juni 1945–März 1946 Bürgermeister von Altencelle, März 1946–Dez. 1963 Gemeindedirektor, NLP/DP.

Einmal sind 28 Bomben beim Kiebitzbruche gefallen. Einmal nach Osterloh hin welche. Aber die waren nicht für uns bestimmt, so wie auch die nicht zwischen Strohkrug und Schaperkrug, sie sollten auch wohl für Nienhagen sein. Bei Striepen im Dorfe ist ein Brandkanister gefallen aufs Dach, der Erker brannte, und eine Kuh ist im Stalle beschädigt. Weiter ist aber nichts passiert. Bei Wehriede, dem Strohkrug gegenüber, sind auf meinem Lande drei Bomben gefallen, eine ziemlich nahe am Hause, aber das Land war so weich, daß sie nicht krepirt sind, wie sie sonst auf hartem Fundament krepirt wären. Eine fiel auf die Grabenkante, die hat ein schönes Loch gerissen, das hat die Straßenverwaltung wieder zugeworfen.

Ein Pferd habe ich noch ganz zuletzt abgeben müssen an die Wehrmacht, mein bestes. Die 2500 RM kriege ich heute noch.

Die Partei hat viel Einfluß auf das kirchliche Leben gehabt, es waren ja fast keine Menschen mehr drin in der Kirche. Auch die Kinder wurden der Kirche ganz entzogen. Es ist auch ganz offen in einer Parteiversammlung gesagt, daß es das Bestreben wäre, die Kirche verschwinden zu lassen. Ein Gemeinschaftshaus und ein Hitlerheim, daran hat für Altencelle nicht mehr viel gefehlt.

Die ersten polnischen Kriegsgefangenen waren sehr ordentlich. Wir hatten elf Stück, die lagen in Mörsels kleinem Hause. Ludolf Heindorf hat seinen am längsten behalten. Der in Osterloh bei Harenberg ist ein ganz erstklassiger Mensch. Der ist noch da. Er hat diesen ganzen Winter die Milch gefahren, das hätte ihm kein Deutscher nachgemacht. So einen kriegt Harenberg nicht wieder.

Die ersten Trecks kamen im Januar 1945. Zuerst kam eine Frau von Bork mit zwölf Pferden, zwei Landauern und einem Auto. Aber die blieben nicht lange. Dann machten sie nach Sulingen bei Bremen.

12 bis 14 Stück Flüchtlingspferde arbeiten heute noch hier. Frau Schieber kam mit drei Pferden angetreckt, zwei hat die Wehrmacht noch bekommen, eins ist ihr auf der Weide in Osterloh gestohlen. Zwei Treckbauern arbeiten bei mir. Die wirklichen Bauern aus dem Osten haben sich gut eingefügt. Sie sind uns nicht zur Last, im Gegenteil. Drückend sind die Schullasten für uns, denn es sind gut 600 Flüchtlinge hier, die Einwohnerzahl ist jetzt 1550, und 210 Kinder in der Schule. 1937 waren es 970 Einwohner und rund 100 Schulkinder. Wir müssen jetzt eine vierte Lehrkraft einstellen. Der Wohnraum ist natürlich sehr zusammengepfercht auch für uns Bauern. Wir haben keinen Abstellraum mehr und mußten uns auch sehr daran gewöhnen, immer Fremde im Hause zu haben. Wir haben die Leute aus Kreis Dietfurt [Wartheland].

[...] Am 8. April 1945 kamen zwölf Leutnants: „Wieviel Gespanne können Sie gleich stellen?“ – „Zehn!“ – „Morgen früh um sieben Uhr sollen sie antreten, es sollen Panzersperren gebaut werden!“ – „Wo kriegen sie das Holz her?“ – „Dafür müssen Sie sorgen, dann gehen Sie man zum Förster in Lachtehausen! Bezahlt wird es!“ Ich lasse also ansagen, und die

Gespanne sind auch da, die Geschichte geht umme. Ich sagte zu den Leutnants: „Hat denn das überhaupt Zweck? Ich habe gehört, die Panzer fahren glatt ein Haus um, dies sind doch man bloß Holzbarrieren!“ – „Davon verstehen Sie nichts! Hinter diesen Holzbau setzt sich ein Mann mit der Panzerfaust und erledigt den Panzer von unten her!“ – „Na meineten!“ Die Dinger waren ungefähr $3\frac{1}{2}$ m. Eins stand bei Henschen, eins bei Gustav Vieth und eins bei Heering. Die Altenceller, die daran arbeiten mußten, machten natürlich Opposition: „So'n Blödsinn!“ Es waren keine Nazis dabei. Ich ließ mich so wenig wie möglich sehen.

Dann kamen die Leutnants und wollten drei Fahrräder haben. Ich gab sie ihnen, auch meins, fragte, ob ich sie auch bestimmt wiederkriegte. Sie versprachen es, sagten, es käme jetzt ein Nachkommando, ich sollte weiterarbeiten lassen. „Meine Herren, sowie Sie das Dorf auf dem Puckel haben, lasse ich die Dinger wieder wegreißen!“ – „Tun Sie, was Sie nicht lassen können!“ – „Riet de Dinger wedder runner!“ Na, und dann war die ganze Panzersperre nicht gewesen. Promoli hatte schon vor der Zeit eine weiße Fahne rausgehängt. Den wollten sie noch totschießen. Sie sind aber nicht mehr dazu gekommen. Die Panzersperren waren so gebaut, daß gerade noch ein Wagen daran vorbeikommen konnte.

Auf der Allerbrücke lag acht Tage vor dem Einzug eine große Mine. Da kamen am 11. April zwei Mann von Celle: sie möchten den Schlüssel von der Mine haben. Ich sagte: „Ich habe den Schlüssel von der Mine nicht, den wird wohl Volkssturmführer Vieth haben!“ Da sind sie denn wohl bei Gustav gewesen oder bei seinem Vertreter Seiler – jedenfalls hat sich der Schlüssel nicht gefunden. Sie sind auch nicht wiedergekommen, und so ist die Brücke erhalten geblieben. Kein Mensch wußte, wat dat Beest uppe Brügge söll!

Die deutsche Artillerie hat ein paar Tage vorher am Finkenherd gestanden. In Osterloh standen 10 bis 20 moderne Minenwerfer, die Wehrmacht hat sie nachher im Stich gelassen, und die Bevölkerung hat da die Gummiräder abmontiert und geklaut. Später hat sie ja vieles wieder abgeben müssen.

Am 12. April morgens so um halb sechs kam immerzu Leuchtspurmunitie über unser Haus. Ich rief unsern Polen, und der sagte auch: „Die schießen nicht auf uns!“ Mit einem Male kamen drei amerikanische Panzer, einer hielt vor dem Linderhause⁴, einer zwischen Mörsels und Linderhaus, und einer fuhr Mörsels Zaun um. Sie hielten da. Ich ging heran und fragte: „Wo wollt ihr denn hin?“ Da sagten sie: „Opa, geh in 'n Keller,

⁴ Kindererziehungsanstalt der Inneren Mission in Altencelle, gegründet Mitte des 19. Jahrhunderts während der Amtszeit des Leiters der reformierten Gemeinde Celle, Pastor Theodor Hugues; während des ‚Dritten Reiches‘ der Provinzialverwaltung unterstellt, aber im christlichen Sinne weitergeführt. Leiter war seit 1941 Ernst Seiler, vorher Jugendpfleger des Landkreises Celle. Nach der Besetzung wieder an die Innere Mission übergegangen.

wir schießen nicht, aber die, die nach uns kommen!“ Ich ging erst mal nach Mörsels rüber und sagte: „Nu ist sau wiet! De Amerikaners sünd da!“ Dann ging ich in unser Haus zurück und sagte: „Nu is de Krieg vorbie!“

Leider sind dann doch noch drei Soldaten umgekommen und hatten es gar nicht nötig. Sie lagen in den Löchern am Straßenrand, und anstatt daß sie sich gefangennehmen ließen, rannten sie aus den Löchern und übers Moorfeld und nach dem Dorfe zu. Da ist einer an der Linerhausgrotte erschossen von den Panzern nachmittags und zwei bei Kuhlemanns.

Nun ging das Panzerrollen unentwegt den ganzen Tag durchs Dorf. Das ging in einem Bogen weg, stundenlang, stillschweigend. Wir haben uns bloß immer gesagt: „Und mit einer solchen Übermacht haben wir angebunden.“ Sie fuhren über die Allerbrücke, das Langeföhrt entlang oder in Richtung Lachtehausen. Die Allerbrücke hat diesen Ansturm gut ausgehalten acht Tage lang. Da kamen sie noch einmal verstärkt durch, und da ist sie in der Mitte durchgeknackt. Es mußte von den englischen Pionieren 8 bis 14 Tage gearbeitet werden, bis sie den Panzer, der da kopfüber in der Aller lag, wieder herausgekriegt haben. Er stand ganz aus der Kehr auf dem Kopfe. Aber die Soldaten sind heil herausgekommen. Käske hat denn Bohlen über die Stelle gelegt, und die Brücke war bald wieder im Gange.

Der Krieg war ja nun zu Ende, aber nun kam das dicke Ende, da haben wir alle unsern Teil erlebt. So war bei Friedchen Imgarten ein Polenmädchen, die gab an, daß da ein Revolver versteckt wäre. Imgarten wußte da nichts von. Sein Jüngster hatte es getan, als er zuletzt auf Urlaub war. Nun wurde der Revolver gefunden, aber auch Wein und Silber, das sie vergraben hatten. Das Silber haben sie ihnen nicht weggenommen, aber den Wein: „Besser selber trinken, Deutsche brauchen den nicht!“ Beinah hätten sie Friedchen deswegen erschossen, weil der Revolver da war.

Auf dem Schaperkruge lag die amerikanische Besatzung, etwa zehn Mann. Sie nahmen den Altencellern die Räder weg. Ich kam mal mit dem Rade beim Strohrkruge her, da lagen drei Polen im Graben, die nahmen mir mein Rad weg. Da güng ik tau Faute nah Olenzelle [Altencelle], dat was mik ok noch nich passiert! Der eine fuhr gleich mit meinem Rade weg, die beiden andern legten sich wieder in den Graben und warteten auf das nächste Rad.

Im Saal vom Schaperkruge war das Polenlager, wohl 100 Menschen. Die kriegten jeden Tag aus dem Dorfe zehn Liter Vollmilch, zwei Stück Großvieh. Ein Engländer kam aus Groß Oesingen [Landkreis Gifhorn] und machte mir klar, daß die Polen im Schaperkruge gut gepflegt werden mußten.

Ich habe mich mit ihm ein bißchen angebiedert und gesagt, daß ich kein Rad hätte! „Dann können Sie sich eins aussuchen!“ Das tat ich denn auch, aber das wurde mir auch wieder gestohlen. So ging das immer um-

schicht. Die Polen vom Schaperkrüge waren sonst ganz friedlich, sie lagen da bloß rum. Sie kriegten sechs bis acht Zentner Kartoffeln pro Woche. Zuletzt kriegten sie vom Wirtschaftsamte Fleischmarken, weil wir in Altencelle kein Vieh mehr hatten. Altencelle ist in der Zeit losgeworden teils durch Abgabe an das Lager, teils gestohlen: etwa 200 Schweine, 80 bis 90 Stück Rinder, Heering ist in einer Nacht fünf Rinder losgeworden. Warnke haben sie auf dem Niemark zwei Sauen abgeschlachtet. Welche haben auch das Vieh bezahlt. Welche gaben 100 Mark für das Schwein. Geld hatten die Völker ja. Bei Henschen haben die Polen die 100-Mark-Scheine einfach kaputtgerissen. Bei mir auf dem Hofe ist es manchmal so gewesen, daß die Russen einfach in den Stall gingen, kriegten sich die Schweine her, steckten sie ins Herz und schmissen sie ins flammende Stroh zum Abbrennen, dann waren sie schwarz wie die Mohren.

Nach dem Einmarsch konnten wir die Milch nicht nach der Molkerei kriegen nach Celle, weil ja die große Allerbrücke da kaputt war, da war hier die reine Völkerwanderung nach Milch. 50 bis 60 Leute standen immer vor der Küche. Dies Milchholen nahm reinweg überhand. Schließlich sollten im Sommer 1946 67 Kühe aus Altencelle seitens der deutschen Behörde den Bauern abgenommen werden, weil diese ihr Milchsoll nicht erfüllt hatten. 1000 Liter werden pro Kuh berechnet. Ernst Wallheinke vom Berge hatte schließlich gar keine mehr abgeliefert. Es ist dann aber doch noch gnädig abgegangen, und das Soll wurde dann einzuhalten versucht.

Eines Tages in der Grummeternte kamen drei Mann hier ins Haus, zwei Engländer und ein Franzose. Es wären zwei tote KZ-Leute bei Kuhle- mann auf meiner Koppel gefunden, ich sollte sofort mit einem Spaten antreten und sie ausgraben. Meine Frau kam mit den Dreien nach dem Weg- genbruche angefahren, wo wir beim Grammerladen waren. „Watt wüt denn de?“ Da riefen sie schon nach mir her: „Laufen! Schneller!“ Na, wir nun hin nach der Koppel links an der Braunschweiger Chaussee. Da war so'n Loch, da habe ich immer beim Frühstücken drangesessen, da lag auch so allerhand Gestrüpp. Ich dachte, es wäre eins von den Löchern zum Schutze gegen Tiefflieger oder von den Volksstürmern. Hier mußte ich nun graben. Ich fing auch an, dachte aber: „Du bist doch nicht ver- rückt“, und sagte, ich könnte das nicht, ich hätte einen Herzfehler. Aber da kam schon so ein kariertes Lappen zum Vorschein und ein Stumpf und denn ein Armknochen: „Aufhören! Aufhören!“ Es war also wirklich der Bruder des Franzosen, der hier lag, mit noch einem KZ-Kameraden. Sie waren aus Buchenwald auf Belsen in Marsch gesetzt, und hier hatten SS-Männer die beiden KZ-Leute erschossen.

Der Franzose rannte dann nach dem nächsten Zaun, riß da eine Latte ab, machte ein Kreuz davon und steckte das auf die Kuhle. Dann mußten wir aus dem Linergarten einen Blumenstrauß holen, und Warnke als Bür- germeister mußte für eine Nacht da eine Wache aufstellen. Die Blumen waren aber den andern Morgen doch weg. Aus jedem Hause mußte nun

wer kommen und bei der Ausgrabung zugegen sein. Ich ging nach dem Weggenbruche. Alle, die vorbeikamen, mußten dabei stehenbleiben.

Woher der Franzose das wußte, daß sein Bruder da lag? Ein anderer Bruder hatte das mit angesehen und wußte, wo der Erschossene eingekühlt war. Vielleicht hat er nicht mehr weitergekonnt. Sie hatten dann zwei Zinksärge, die sind mit den Überresten nach Paris geschickt.

Bei Heinrich Lindemann wollten den Sommer mal 30 Polen kommen und ihn totschiagen. Es hatte nämlich einer in seinen Hühnerstall einbrechen wollen am Tage vorher, den hatte er gut zugerichtet. Er war mit der Mistforke hinter ihm her gewesen und in der Langen Straße war der Pole immer kopfheister geschlagen. Nun kamen die Polen nachmittags um vier Uhr in geschlossener Reihe und stellten sich um den Hof auf. Na, Käske mit einem Knüppel und die andern alle sind denn von hinten drauf losgegangen. Dem einen ist die Mistforke im Hintersten steckengeblieben. Dem einen haben sie das Ohr einfach weg vom Kopfe gehauen wie Malchus in der Bibel. Wiedergekommen ist aber keiner mehr. Sie hatten alle Manschetten vor den Altencellern bekommen.

Jetzt im Frühjahr 1947 sollten wir Holz für den Tommy abgeben. Er hatte 1500 Festmeter am Ahnsbecker Wege beschlagnahmt, nach den beiden Seiten je 50 Meter entlang. Sie haben aber nach 500 [Fest-]Metern aufgehört, weil es ihnen nicht dick genug war. Sie sind nun nach Miele [zwischen Celle und Hermannsburg] gegangen. Es ist nicht zu beschreiben, was hier an Holz gestohlen wird.

Ich hatte einen schönen Bestand von Birken am Postwege. Wie ich jetzt hinkomme, steht nur noch ein Fuder da. Das habe ich nun noch auf den Hof geholt, sonst hätte ich nichts von der Koppel geerntet. Den Kaninchenbusch habe ich verkauft, sonst müßte ich mich da auch über tot-ärgern.

Heinrich Warnke hat zwei Büsche am Pflaster, kommt er zufällig hin, hacken da zwei Mann, 42 Bäume liegen schon. Sie sind denn einfach mit der Axt auf den Gendarmen losgegangen.

Das Holz hinter Osterloh ist auch schwer beschädigt. Da ist bei dem Beschuß durch die Feinde das Feuer durchgegangen. Das sind 200 bis 300 Morgen, wo das Feuer sich viel zwischen herausgesucht hat. Nach vorsichtiger Schätzung hat die Gemeinde Altencelle durch das Stehlen und durch die Engländer 2000 Festmeter Holz verloren. Es wird kaum was aufgeforstet, weil keiner da ist zum Löchermachen und weil man keine Pflanzen kriegen kann. Die meisten Bauern haben genug zum Brennen, aber nicht alle. Ernst Wallheinke hat nichts mehr, Mörsel hat nur noch sieben Morgen. Ich stehe mich gut mit Holz. Ebeling hat auch nichts mehr.

Dies tagtägliche Stehlen ist schlimm. Neulich will ich beim Strohkruge meinen Roggen ansehen, sagt Uetzmann zu mir: „Gucken Sie sich mal Ihren Busch an!“ Ich hatte da Ellern, Birken und Eichen – weg ist es. Vielleicht stehen noch sechs bis acht Fuder dickes Holz und ein paar Fuder

Braken [Äste], das andere ratzekahl weg. Und das Schlimme, sieh, das ist das, daß sie das Holz so in halbem Meter Höhe ansägen und denn so stehen lassen. Auf dem schwarzen Markt wird es denn mit 150 Mark der Festmeter gehandelt. Wo einer sich aus Not etwas Holz holt – in Gottes Namen –, aber dies ist einfach toll. Und wenn du etwa hingehst und willst dich wehren und den Brüdern was sagen, dennso schlagen sie dich tot oder hauen dir zumindest den Hintern voll.

Nach dem Umsturz bin ich noch acht Wochen Bürgermeister geblieben. Am 20. April kamen nachts um halb elf Uhr 16 Mann Polen mit dem Auto vors Haus. Trotzdem alles verschlossen war, standen plötzlich vier Mann mit Pistolen vor meinem Bett: „Du hast Waffen!“ – „Nein, ich habe keine Waffen!“ – „Dann wieder rein ins Bett!“ Erst aber mußte ich im Hemde mit und die Kellerkammer aufschließen. Dann haben die 16 hier in meinem Hause gehaust. Sie haben alle Akten aus dem Schreibtisch in der Stube herumgestreut, sie lagen bergehoch darin. Haben alle Schränke ausgeplündert, haben 29 Anzüge mitgenommen. Wir haben beide unsere Wintermäntel hergeben müssen. Der einzige Anzug, der in der Kammer hinter der Tür hing, und mein schwarzer Anzug sind mir geblieben. Alle Schuhe weg.

Von Lehrer Meyer, der mit seiner Familie in der Eckstube schlief, weil die Schule geräumt werden mußte, haben sie buchstäblich alles mitgenommen. Die hatten nun auch einen Sack oder Beutel mit Erbsen, den haben die Polen auf der Diele ausgegossen, so daß keiner da gehen konnte; dazwischen habe sie Sirup geschüttet. Meinen Zylinder habe ich behalten und meinen Sommerüberzieher. Einen Anzug habe ich von Imgarten seinem Schwiegersohn gekriegt, sonst hätte ich nichts. Meine Frau hat auch einen Wintermantel wieder. Lehrer Meyer hatte nur noch Westen, aber keinen Rock. Auch keine Hose mehr. Meine goldene Uhr hatte ich den Morgen noch unter einem Zwetschenbaume vergraben, die ist nicht gefunden. Die 1000 RM im Schreibtisch gingen auch mit weg. In keinem Hause in Altencelle sind sie so zugange gewesen wie bei uns. De nacht hebbe ik eswett! Um zwölf Uhr zogen sie wieder ab. Sie hatten Blendlaternen, aber wir hatten ja kein Licht. Ich hatte noch mehrere Pakete Streichhölzer; als sie weggingen, sagte ich, sie sollten mir wenigstens eine Schachtel Streichhölzer geben. Da haben sie mir eine Schachtel vor die Füße geschmissen.

Dokument 21

Marthahof bei Altencelle: Käte Wente, Evakuierte aus Hannover
2. Juni 1947

Wir wollen so bald wie möglich wieder nach Hannover zurück. Wir wollen am 1. Juli dieses Jahres dort wieder aufbauen, denn die Erinnerungen an unser Leben hier sind zu schrecklich.

Wir sind nach Marthahof am 20. Oktober 1943 gekommen. Direktor Kuhlemann aus Misburg¹, der Eigentümer, hatte es uns freigestellt, daß wir unsere Sachen nach hier auslagerten an Möbeln und Wertsachen, und sagte uns auch eine gute Wohnung hier zu. Als wir nun aber wirklich kamen, wurde uns die kalte Schulter gezeigt. Das Haus war bis auf eine Wirtschaftlerin und ihre Hilfe ganz leer. Aber wir kriegten nur hier oben die Zimmer, während die schönen Zimmer unten ganz unbenutzt blieben. Kuhlemanns wollten sie im Falle des Ausbombens eben für sich und eine alte Tante reservieren. Schließlich kam doch eine Familie vom Apfelweg hinein. Jetzt wohnen unten zwei jüdische Ehepaare, die Wirtschaftlerin mit zwei Kindern, der Gendarm mit Frau und Kind, der Gärtner mit seiner Frau und im kleinen Hause vier Flüchtlinge, die hier arbeiten.

Vom Angriff auf Celle [am 8. April 1945] haben wir außer Fensterschäden wenig mitgekriegt. Wir waren in unserm Bunker im Garten. Es war uns so deprimierend, unter dem Dache zu wohnen. Sehr zuvorkommend waren die Menschen hier nicht. Obst und Gemüse holten wir in den Jahren vom Deister heran.

Leider hatten wir unsern Mercedeswagen schon sechs Wochen vor Ausbruch des Krieges abgeben müssen.

Kurz vor Kriegsende kam unser Schwiegersohn Dr. Schmolt zur Erholung zu uns. Wir waren hier: mein Mann, ich, unsere Tochter Ursula, 24 Jahre alt, und ihr kleines Kind. Mein Schwiegersohn hatte einen steifen Arm, und wir erkämpften ihm für sich und seine kleine Familie ein großes Zimmer unten, wo allerdings auch noch Kisten und Schränke drin bleiben sollten, die Kuhlemanns gehörten.

Nach dem 15. April waren jeden Abend hier zwei Schotten auf dem Hofe, sie machten scheinbar Patrouillengänge. Wahrscheinlich sind wir ih-

¹ Christian Kuhlemann (1891–1964), Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der vom Großvater gegründeten Hannoverschen Portland-Cementfabrik, Misburg; vor 1933 DVP, nach 1945 NLP/DP, 1947–1949 Mitglied des Wirtschaftsrates des Vereinigten Wirtschaftsgebietes in Frankfurt, 1949–1953 MdB, 1933–1964 Mitglied der Vollversammlung der IHK Hannover, 1953–1963 Präsident der Kammer, in den 50er Jahren außerdem Vorsitzender der niedersächsischen Landesvereinigung des BDI sowie der Landesvereinigung der Arbeitgeberverbände Niedersachsens. – Christian Kuhlemann hatte den Marthahof 1939 von seinem Onkel Philipp Kuhlemann übernommen, nach dessen Frau Martha der Hof benannt worden war.

nen denunziert worden, daß wir hier einen deutschen Offizier versteckt hielten, der wahrscheinlich auch noch Waffen hatte.

Am 24. April holten sie meinen Schwiegersohn mit einem Polen zusammen. Der Pole schlägt ihm so ins Gesicht, daß es sofort anschwillt. Sie führen ihn auf den freien Platz auf dem Hofe und schlagen ihn schrecklich und führen ihn dann auf die Plantage. Wahrscheinlich haben sie ihn für einen Tschechen gehalten. Dann brachten sie ihn nach hier zurück, und bei jedem Schritt bekam er einen Fußtritt.

Mein Schwiegersohn hatte noch eine Pistole, die er aus Angst vor einem Russenüberfall als letzte Waffe behalten hatte. Dann kamen die Polen nach oben, wir mußten ihnen alle Wertgegenstände ausliefern: eine ganze Handtasche voll Schmuck, vor allem meine Brillanten, vier goldene Uhren, allen Schmuck überhaupt. Auch alle Anzüge von meinem Mann und meinem Sohn. Sie haben sich hier oben gleich umgezogen, den Smoking meines Mannes an, eine Unterhose warfen sie zurück, da wäre ein Loch drin! Die echten Teppiche nahmen sie nicht mit, sie waren ihnen wohl zu lästig zu transportieren, aber alle Aussteuersachen von meiner Tochter. Meine Tochter lag den Abend im Bett. Da setzte sich der eine von den Alliierten auf ihren Bettrand und streichelte sie und sagte, sie brauchte keine Angst zu haben, er täte ihr nichts. Mein Mann ersuchte ihn, das Zimmer zu verlassen, da schlug er aus Wut alle Birnen kaputt, trat die Tischbeine ab und machte mit meinem Mann einen Boxkampf um den Tisch herum und boxte meinen Mann immer wieder ins Gesicht.

Unser Schwiegersohn wurde unten in die Leutestube gebracht, da mußte er niederknien, da haben sie ihm was vorgesungen, und er mußte es nachsingen, die andern tanzten um ihn herum, schlugen ihn und spuckten ihm ins Gesicht. Es waren aber nicht die Polen, die hier auf dem Hofe gearbeitet hatten, sondern fremde, vielleicht haben unsere denen Bescheid gesagt. Aber wir haben ja als Flüchtlinge nie etwas mit den Leuten auf dem Hofe zu tun gehabt.

Um so erstaunter waren wir, als ein Pole, dem im Jahre vorher hier der Hof verboten worden war durch den Hofmeister Böning, zu uns kam und sagte: „Herr, du weg, Polen kommen wieder, heute noch!“

Ich war schon nachmittags mit dem kleinen Kinde nach Altencelle zu Bürgermeister Deecke² geflüchtet, nun ließen sich mein Mann, mein Schwiegersohn und meine Tochter an Stricken vom Balkon runter und sprangen aus der ersten Etage in den Garten und kamen übers Feld nachts um halb zwei Uhr bei Deecken an. Nun hatten die Räuber für die Nacht ja freie Bahn in unserer Wohnung auf dem Marthahof.

Zehn bis zwölf Polen quartierten sich in den kommenden Tagen unten in dem Marthahof in den Kuhlemannschen Zimmern ein. Erst aber stahlen sie uns alles, was wir hatten, sogar die Nachthemden aus den Betten.

² Wilhelm (Willi) Deecke, von ihm Dokument 20.

Unter anderem auch zwei wunderschöne Wolldecken, der Preis, 96 Mark, hing noch daran. Da mein Mann Prokurist an einer Zigarrenfabrik in Hannover war – Heinrich Wente –, waren hier für 20000 RM Zigarren ausgelagert. Unser Schwiegersohn mit seinem lahmen Arm mußte diese Kisten für die Räuber auf den Wagen laden und sie vom Boden herunterschleppen. Für weitere 12000 RM waren in Peine ausgelagert. Immer wieder kamen die Polen herauf und verlangten Apfelmus, Bickbeeren, Geschirr usw. Wir blieben zehn Wochen bei Deeckens, Tochter und Schwiegersohn haben hier aber nachts geschlafen. Es wurde immer weiter gestohlen, sogar die Kinderbilder aus der Handtasche, die kleine silberne Uhr mit Kette.

In diesem Ansturm kamen die KZ-Leute, die haben meinen Kindern Brot, Butter und Marmelade vom Tisch weggeklaut, haben vom Fliegenschrank gleich die ganze Gaze heruntergerissen und alles mitgenommen: Eier und Kronsbeeren samt Gläsern. Dann kamen mongolisch aussehende Russen, die fanden den Wein im Keller, etwa 30 Flaschen, und 15 Flaschen Sekt. Schließlich kam ein großes Auto und wollte auch noch Alkohol haben. Mein Mann ging voran in den Keller, der Mensch ergreift seine Hand und zieht ihm den Trauring vom Finger. Mein Mann sagt: „Ehering!“ Da sieht er ihn sich genau an und wirft ihn in den Keller.

Die Polen hausten schrecklich auf dem Marthahof, es konnte einen anwidern. Kühe, Schweine, Puten – sogar die brütenden holten sie vom Nest – wurden abgeschlachtet. Selbst die Ziege des Gärtners, an der er so mit Liebe hing. Die Polenmarie hatte immer große Klumpen Fleisch unterm Bett. Sechs Hühner waren auf den Boden gerettet, aber die sind eingegangen, weil es zu heiß war und die armen Tiere nichts zu scharren hatten.

Diese Zustände haben den Mai 1945 über gedauert. Sieben Schinken und Speckseiten hat der Hof missen müssen. Als mein Junge aus dem Internierungslager kam, hatte er nichts mehr anzuziehen als eine kurze Hose.

Ein Amerikaner mochte später scheinbar meinen Schwiegersohn gern. Man sollte ihn holen, wenn es die Polen zu bunt machten. Das geschah, der hieb den Polen einfach mit der Peitsche durchs Gesicht: „Scher dich ins Auto!“, und als dieser sich hineinsetzen wollte, da mußte er sich auf den Kühler setzen. Die Amerikaner waren wirklich sehr ordentlich. Da die Polen uns alle Räder weggenommen hatten, haben mein Mann und mein Schwiegersohn je eins wiederbekommen. Die Amerikaner gaben es ihnen. Ja, der Amerikaner ist sogar mit meiner Tochter zu der Polenmarie gefahren, die uns so viel geklaut hatte, um ihr die Sachen wieder abzunehmen. Leider war sie nicht mehr da.

Dokument 22

Schaperkrug bei Altencelle: Karl Schaper, Gastwirt
17. Juli 1946

[...] Im Frühjahr 1944, als wir die Ukraine restlos verloren, bin ich mit dem letzten Zuge, der von dort abging, wieder nach hier gekommen¹. [...] Ich blieb dann in Celle bei der Heeresstandortgebührenstelle, wurde dann aber doch noch im Juli 1944 eingezogen zur Militärdienstpflicht. Als garnisonspflichtig kam ich zu den Landesschützen, und zwar als englischer Dolmetscher in das Lager von Hambühren ‚Waldeslust‘ und in der Nähe von Hänigsen [Landkreis Burgdorf] in ein Lager von Kanadiern. Dann kam die englische Besetzung. Ich habe durch englischen Sprachunterricht ein gutes Stück Geld verdient, hatte einen Kursus von 16 Leuten, das brachte auf einen Schlag 1600 Mark. Ich brauchte ja auch Geld, um wieder in Gang zu kommen.

Da mit dem Zusammenbruch der Nazis ja auch die Gesetze dieses Regimes aufgehoben wurden, hatte ich Hoffnung, meinen Hof und meine Wirtschaft wiederzubekommen. Ich sprach mit [Edmund] Rehwinkel, und ich überbrachte an den englischen Major McMinn² im Oberlandesgericht eine Darstellung der Sachlage und ein Gesuch, englisch und deutsch, damit ich wieder in den Besitz meines Eigentums kommen könnte. Seine erste Frage war: „Wo liegt es? Zeigen Sie es mir auf der Landkarte!“ Es war auch hohe Zeit, daß etwas unternommen wurde, denn mein Schaperkrug war in großer Gefahr.

Während der letzten Kriegsjahre war die ‚Halle‘ Russenlager gewesen. Gleich aber nach der Besetzung und der Freilassung der Polen hatten sich diese hier eingenistet. Eines Nachts waren gegen zwölf Uhr etwa 150 Mann erschienen und waren seitdem die Herren des Hauses. Feys durften zwar in einem Raume bleiben, aber sie durften nicht in der Küche kochen und hatten nichts zu sagen. Die Polen machten den Schaperkrug zum Mittelpunkt ihrer Raubzüge, es war die reine Räuberburg geworden. Kochen mußte Fey im Schweinestall, später auf dem Ofen in der Gaststube. Sie sind fünf Monate hier gewesen.

Ich selbst saß in Lachtehausen und konnte nichts tun, denn wenn ich als Besitzer gekommen wäre, hätten sie mich wahrscheinlich aufgehängt. Der Haß war zu groß. Im Saal hatten sie Stroh liegen, darauf schliefen sie.

¹ Aufgrund familiärer Umstände hatte das dem Amtsgericht angeschlossene Anerbengericht Karl Schaper 1941 seine Gastwirtschaft entzogen; die dazugehörigen Ländereien waren daraufhin verpachtet, das Inventar verkauft worden. Neuer Gastwirt im Schaperkrug wurde ein Herr Fey. Karl Schaper arbeitete 1941/42 als Buchhalter in Celle, seit 1942 war er als Kriegsfreiwilliger in der Ukraine.

² Major K. McMinn, April–Sept. 1945 Mitglied der Militärregierung für den Landkreis Celle (Detachment 912) und für den Bereich Finanzen zuständig.

Wenn sie betrunken waren, dann schossen sie wahllos in die Decke, die Kugeleinschläge sind noch da. Am andern Morgen fragten sie Fey, ob er noch lebe? Denn sie hatten absichtlich oft in die Ecke geschossen, wo die Kugeln in sein Zimmer hätten treffen müssen.

Auf ihren Raubzügen in Altencelle, Burg und Bockelskamp usw. brachten sie 180 Schweine, 80 Stück Großvieh, ungerechnet das Kleinvieh, mit. Das wurde hier geschlachtet und aufgezehrt. Hinter dem Hause waren zwei große Bunker gegraben wegen der Luftgefahr. Hier fanden wir später die fürchterlichen Überreste: ganze Rinderviertel, Köpfe und Unrat, es stank über das ganze Grundstück. Hier hatten sie auch ihre Feldküche aufgestellt. Was sie an Dreck und Unrat hinterlassen haben, ist nicht zu beschreiben. 35 Pferdewagen voll haben wir im Spätherbst 1945 in einen Bombentrichter auf unserm Lande gefahren mit dem Fuchs, den unsere Flüchtlinge mitgebracht hatten und der nun jetzt die Arbeit für uns macht. Dieser Flüchtling ist aus dem Osten und kann Polnisch, das wußten aber die Polen nicht. So wußte er immer, was sie vorhatten an Raubzügen. Er hat auch versucht, die Bauern vorher zu warnen, aber sie konnten ja, wehrlos wie sie waren, nichts unternehmen, wenn sie nicht so starke Kerle waren wie Heinrich Lindemann aus Altencelle, von dessen Prügel die Polen ja bald genug hatten.

Die Polen fällten auch nach Herzenslust Bäume im Park, und wo das Heizmaterial nicht ausreichte, verheizten sie Tische und Stühle. Ich habe höchstens noch die Hälfte von dem Inventar, das eigentlich auf den Saal gehört. Jetzt können höchstens noch 200 Mann sitzen und 400 sind meistens da. Wenn mir einer kommt und meckert darüber, dann sage ich ihm nur: „Rechnen Sie bitte mit den Zeitumständen und denken Sie gefälligst ein bißchen nach! Und wenn Sie hier keinen Platz finden, dann gehen Sie gefälligst nach Hause, wenn Sie da Stühle genug haben!“

Also, mein Gesuch war bei dem englischen Major. Zum Glück haben die Engländer ziemlich viel Sinn für Tradition. Ich konnte ihm nun in Wahrheit erzählen, wieviel hundert Jahre meine Familie schon hier ansässig ist. Der Schaperkrug stand ja früher auf der Ecke bei Vieths und ist mit dem Bau der Chaussee nach hier an die neue Verkehrsader gelegt. Der Major sagte mir seine Hilfe zu. Auch Rehwinkel. Aber es wurde doch erst September, ehe wir hineinkamen. Es bedurfte einer List der Engländer, die Polen hier herauszukriegen: Sie überrumpelten sie hier eines Morgens um zehn Uhr und sagten, daß sie um zwölf Uhr verschwunden sein müßten, denn dann kämen Amerikaner, und sie wüßten ja, die machten nicht lange Präliminarien, und der Gummiknüppel säße ihnen sehr lose. Da sind sie Hals über Kopf ans Packen gegangen, haben ihre Laster geholt und haben in der Eile ganz vergessen, was sie sich seit langem vorgenommen hatten: den Schaperkrug und die gegenüberliegenden Häuser ratzehl abzubrennen, wenn sie einmal fort müßten.

Als sie dann fort waren, rief ich die englische Polizei an und bat, daß sie

meine Frau und meine Tochter dorthin begleiteten. Ich selbst hatte an dem Nachmittag einen englischen Kursus. Die Engländer taten das sehr gern und fuhren durch den Finkenherd [Waldgebiet zwischen Altencelle und Lachtehausen] hierher. Sie hatten sich Pistolen umgeschallt groß wie Maschinengewehre, denn man konnte ja nicht wissen, ob sich noch ein Pole dort aufhielt. Aber es war nur Herr Fey da, der auch wie erlöst aufatmete. Als die Polizei wiederkam, sagte sie: „Sie können von Glück sagen, Ihr Schaperkrug ist stehen geblieben, und eigentlich sieht es für polnische Verhältnisse gar nicht so schlimm aus. Sie haben noch alle Fußböden darin, alle Wände, und Ihre Scheunen und Nebengebäude haben noch alle Schalbretter. Das hätte ganz anders kommen können!“

Erst wollten wir den Winter über alles so liegen lassen, aber dann haben wir uns doch ein Herz gefaßt und haben angefangen, wieder deutsche Ordnung an Stelle der polnischen Wirtschaft einzusetzen. Vor allem haben wir an Stelle der abgehackten Baumstümpfe wieder Unterholz im Park angepflanzt, und vieles ist auch grün und wüchsig geworden. Dann haben wir den Saal entlaust. Die Fenster sind noch teilweise verklebt, damit die Desinfektionsdämpfe nicht herauskonnten. Dann ging's ans Reinemachen, die Fresken an der Saaldecke wurden erneuert und der Fußboden wieder zum Tanzen glattgebohnt. Zum Glück retteten sich einige der alten grünen Schemel, die mein Großvater Hartwig Schaper noch selbst gemacht hatte, das ist eine besondere Freude für mich.

Leider war meine Bibliothek sehr mitgenommen. Den einen Band von Kant fand ich verdreht im Kuhstall, andere Bände fehlten überhaupt. Als erstes habe ich mir einen festen neuen Bücherschrank machen lassen. Es ist nur Tannenholz, so, wie auch mein Schreibtisch, den ich mir jetzt arbeiten ließ. Aber er erfüllt seinen Zweck. Denn den Mahagonibücherschrank, den ich von Pastor Rauterberg³ habe, den haben mir die fremden Gäste auch demoliert und die hübschen altmodischen Glasscheiben eingeschlagen.

Wir haben das Klubzimmer als Schlafzimmer genommen und haben ja auch die Möbel meiner Frau, die in Lachtehausen standen, gerettet. In der Gaststube ist auch ziemlich alles beim alten, auch das große Jägerbild aus alten Zeiten hängt noch da. Granatsplitter sind ja überall in den Wänden, aber wir haben doch wieder unser Eigentum und können wieder verdienen. 15 Morgen habe ich schon wieder pachtfrei. Und drei Kühe und ein Kuhkalb sind auch schon wieder vorhanden. Nun fehlt ja noch viel in der Landwirtschaft, vor allem ein guter Wagen. Ich habe dem Wagenbauer in Wienhausen schon eine Eiche zur Verfügung gestellt, aber alle Handwerker sind so überlastet. Schweine haben wir auch schon wieder.

Ich bin nun Mitglied des [ernannten] Kreistages. Als solcher darf ich

³ Paul Rauterberg (1867–1927), 1897–1927 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Celle in der Pfarrgemeinde Blumlage.

nicht in der Entnazifizierungskommission sein⁴. Das ist ganz gut so, denn mir ist zu bittres Unrecht geschehen, und ich könnte da leicht zu scharf werden. Aber ich habe zu dem Kommunisten, der an meine Stelle in die Kommission gewählt worden ist, er ist aus Altenhagen, gesagt: „Ich erlaube nicht, daß den Altencellern [...] ein Haar gekrümmt wird. Soll man einen so alten Hof unglücklich machen, weil in einer so langen Geschlechterreihe einmal einem eine irrige Meinung unterlaufen ist? Wenn Gott einen Hof so lange in der Hand einer Familie läßt, dann ist das ein Zeichen dafür, daß Gott das so haben will. Und da haben wir nicht das Recht einzugreifen.“

Aber es war doch ein schöner Augenblick, als die Nachricht nach Lachtehausen kam: „Die Polen sind weege!“

Meinen Zaun habe ich nun für 400 RM wieder um das Grundstück vorn gezogen; es war unendlich schwierig, das zu bewerkstelligen, aber nun sieht es doch schon reputierlicher aus. Und wir haben doch auch die Freude, daß so bei kleinem alle alten Kunden und Gäste wiederkommen: neulich die Pädagogische Anstalt⁵ mit warmem Essen, was war das für ein schönes Vergnügen. Und so geht es alle Woche, und ich kriege Bargeld ins Haus, damit ich meinen vielen Verpflichtungen nachkommen kann.

Bloß meine 200 Bücher, die fehlen mir, die kann ich gar nicht gut verschmerzen! Ich glaube nicht, was neulich in der Zeitschrift ‚Ausblick‘⁶

⁴ Mit ihrer Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 vom 17. Jan. 1946 (Entnazifizierungsmaßnahmen in der britischen Zone) ordnete die britische Militärregierung die Errichtung deutscher Entnazifizierungsausschüsse an, die die Überprüfung durchführen und der Militärregierung, bei der weiterhin die eigentliche Entscheidung verblieb, Empfehlungen für die Behandlung jedes einzelnen Falles geben sollte. Alle ernannten Vertretungen auf Landes-, Regierungsbezirks- und Kreisebene (Landtage, Bezirkslandtage, Kreistage und Stadträte) wurden angewiesen, derartige Ausschüsse von 6 bis 16 Personen je nach Größe und Bevölkerungszahl des betreffenden Gebietes einzusetzen (der Entnazifizierungsausschuß für den Landkreis Celle hatte 12 Mitglieder); dabei war ausdrücklich festgelegt, daß die Ausschußmitglieder nicht gleichzeitig der ernannten Vertretung angehören durften. – Karl Schaper war Jan.–Okt. 1946 Mitglied des ernannten Celler Kreistages, NLP.

⁵ Pädagogische Akademie (später Pädagogische Hochschule) Celle: im Januar 1946 in den Räumen der Altstädter Schule eröffnet, bekam den Namen ‚Adolf-Reichwein-Schule‘, 1953 wegen fehlender Unterbringungsmöglichkeiten in Celle nach Osabrück verlegt; erster Direktor war Hans Bohnenkamp (vgl. Dok. 60, Anm. 1). Eine Art Vorläufer hatte die Pädagogische Akademie in der auf Initiative des Celler Schulrates Heinrich Pröve (vgl. Dok. 41, Anm. 5) in Celle eingerichteten Lehrerbildungsanstalt.

⁶ ‚Ausblick. Zeitfragen im Lichte der Weltmeinung‘, hrsg. vom Alliierten Informationsdienst, Erscheinungsort London (Printed for the Prisoners of War Recreational Association by the Penn Press Ltd.), 5 Ausgaben Nr. 1–5 März–Juli/Aug. 1945; fortgesetzt unter dem Titel ‚Neue Auslese aus dem Schrifttum der Gegenwart‘, hrsg. vom Alliierten Informationsdienst, Erscheinungsort München, monatliche Erscheinungsweise Febr. 1946–Aug. 1950.

stand: daß dem die Zukunft gehört, der in einer Blockhütte sitzt und mit einem Zugochsen neues Land umbricht! Ich glaube, daß wir nur auf dem festen Bauernfundament, aus dem wir gekommen sind, weiterwachsen können. Tradition ist doch mehr als eine schöne Zier, sie hat Lebenskräfte in sich. Wenigstens ich empfinde es so. Ich muß da an unsern Vater denken, der verkaufte vor gut 20 Jahren den Busch in Burg hinter Winkelmanns, weil er meine Schwester abfinden mußte. Er sagte dann zu mir: „Wie plantet glieks wedder, denn hast du in 30 Jahren wedder ein Stücke Geld tau Hand, wenn et nötig daht!“ Nun ist der Busch schön und groß, und leider wird so mancher Baum weggeklaut. Aber was soll man machen, frieren tut weh, und man kann ja nicht bei jeder Fuhre Wache stehen.

Und nun soll da irgend jemand herkommen und die alten Höfe kaputt machen, bloß weil einmal ein Glied in der Reihe war, das sich irrte? Solange ich irgendeinen Einfluß habe, passiert das in Altencelle nicht, ob schon sie mich mächtig geärgert hatten.

Wenn ich an den Bezugschein denke auf Schuhe und Hose und Bereifung, der mir entzogen wurde! Da hat Gebhardt mir treulich ausgeholfen, und sie konnten ihren Dreck behalten. Am anständigsten war unser Ortsgruppenleiter Salge, mein Nachbar. Er hat mich nicht ins KZ gebracht, obwohl ich in seiner Gegenwart sagte, man solle doch das Radio abstellen, ich könnte die Märchen nicht anhören, die der Führer und Goebbels uns verzapften. Ich mußte darauf gefaßt sein, daß er mich beim Kreisleiter verpetzte. Das hat er aber nicht getan. Sonst hätte es mir blühen können, daß es mir so ging, wenn er der Gestapo sagte: „Ich wünsche den Verhafteten nicht wiederzusehen!“

Salge hat das Unglück, das über so viele gekommen ist, nicht noch größer gemacht. Niedlich war es, wie er mir ermöglichen wollte, den Eintritt in die Partei zu erreichen. Es ist aber nicht mehr dazu gekommen, daß sein Projekt ernst wurde.

Als ich aus der Ukraine wiederkam, weil die für uns verloren war, machte das auf ihn gar keinen Eindruck: Den Sieg hätten wir sowieso in der Tasche, und nach dem Siege würden alle aufgehängt, die gegen die Partei gewesen wären.

Zur Vervollständigung meines Falles muß ich noch erwähnen, daß ich trotz des niedrigen Pachtpreises die sämtlichen Abgaben zu leisten hatte. Meine elf Morgen große Wiesenweide in Burg hatte Gustav Vieth für 100 Mark gepachtet. Davon mußte ich noch 67 Mark Staukosten pro Jahr bezahlen.

Nächstes Jahr werde ich wieder Land pachtfrei kriegen, und der Saal bringt auch Geld, es soll schon gehen! Und wenn ich mit meinem Jungen aufs Feld fahre, dann bin ich froh, er wird mit seinen 13 Jahren schon so, daß man sich richtig mit ihm unterhalten kann.

Wir haben jetzt zwei hungrige Studienreferendarinnen jeden Abend zum Essen hier. Ich denke immer, daß meine Tochter Gertrud nächstes

Semester in Göttingen ist, dann nehmen sich ihrer vielleicht auch gute Menschen an.

Aber das sage ich noch einmal: Unsern alten Bauernfamilien, die nun das Unglück hatten, einen Nazi unter sich zu haben, denen soll und darf nichts passieren, und was ich verhüten kann, das wird geschehen.

Dokument 23

Osterloh: Marie Wallheinke, Landwirtin

17. Juni 1946¹

1939 starb unser Hoferbe in der Nacht vom Gründonnerstag auf Karfreitag, Ernst Wallheinke, am Gehirnschlag. Kaum hatten wir ein wenig das seelische Gleichgewicht wiedergefunden, kam die Kriegserklärung. [...]

Sieg auf Sieg trieb uns in den ersten Zeiten zu neuer Arbeitsfreude und Tätigkeit an, wenn uns auch der Alarm aus Celle oft aus dem Schläfe weckte. Dann lähmten die Todesbotschaften allmählich die Siegeszuversicht. [...] Auch mein lieber Mann Heinrich Wallheinke starb während des Krieges. Wir hatten Gelegenheit, bei einer Autofahrt das zerstörte Hannover zu sehen, in Warmbüchen kamen wir an einem brennenden Bauernhof vorbei, das Korn schwelte noch wochenlang.

Dieser Anblick hat meinem Mann sehr nachgehungen, er konnte nicht davon loskommen. Auch die ständige Gefahr durch die Flieger hat ihn bei seinem Herzleiden sehr beunruhigt. Oft standen die Tannenbäume direkt über unserer Scheune. „Pappa! Use Schüne!“ Aber dann waren die Bomben doch hinter den Fuhren heruntergekommen. Er ist dann Anfang Dezember [1943] gestorben. Auch unser Pflegesohn Wolfgang kam mit 16 Jahren in den Arbeitsdienst². Wir haben nichts wieder von ihm gesehen.

[...] Am 22. Februar 1945 kamen die ersten Flüchtlinge aus dem Warthegau. Es war spät abends, der Hund schlug an, und als wir vor die Tür kamen, steigen die Leute schon vom Treckwagen ab: Großmutter, Mutter, fünf Kinder, Knecht und Magd, alle zu Eis erstarrt, hungrig und müde. Die Mutter sah aus, als ob sie mit dem Leben abgeschlossen hätte. Die beiden abgemagerten Pferde konnten den Wagen kaum noch ziehen, Betten hatten sie, aber keine Lebensmittel. Sie hatten auch kein Futter mehr. Es

¹ Der erste Teil dieses Berichts wurde, leicht überarbeitet, zusammen mit einem weiteren Bericht aus Osterloh erstmals veröffentlicht unter der Überschrift Hanna Fueß: Aus der Kriegschronik des Kreises Celle, in: Heimatkalender für die Lüneburger Heide 1969, S. 105–107.

² Zum Reichsarbeitsdienst vgl. Dok. 33, Anm. 5.

war Familie Gerhold aus Goßlerhof, Kreis Dietfurt. Wir machten schnell heißes Essen und brachten Strohsäcke in die kleine Stube, aber sie schlieffen schon beim Essen ein. Am anderen Tage wurden im Altenteilerhaus Stube und Kammer ausgekramt und die Flüchtlinge richtig untergebracht.

Nach acht Tagen kamen wieder Treckflüchtlinge, zwei Gespanne: Mutter mit zwei Töchtern und zwei Polen als Gespannführer, Göres aus Janowitz, Kreis Dietfurt, die Töchter 13 und 19 Jahre. Dann kamen Frau Asendorf aus Bremen³, Vater Kurzhals, 85 Jahre, aus Hannover und Piepers aus Schübben [Pommern]⁴, die schließlich in der besten Stube untergebracht wurden.

Am 12. April 1945 kamen die Amerikaner. Die Spannung war schon Tage vorher furchtbar. Schon Tage vorher war der Hof ganz voll von Cellern, die sich hergeflüchtet hatten, es waren etwa 50 Personen. Sie alle wurden auf dem Hofe beköstigt. Es tat mir auch nicht leid, ich habe ein Glas nach dem anderen aufgemacht und viele Büchsen und habe sie alle bewirtet. Sie aßen in drei Malen. Wir konnten nichts weiter tun als kochen und aufwaschen. Nachts legten wir alle auf Strohsäcke in die Stuben.

Außerdem waren die Postbeamten mit den Postsäcken aus Celle nach hier geflüchtet, sieben Wagen voll, die Herren kamen mit und sortierten hier alles nachts. Ich mußte für die Nacht die Geldkassette mit 6000 RM unter mein Bett stellen.

Am 12. April, an einem herrlichen Frühlingsmorgen, kamen drei Panzer von Altencelle angefahren, mit Kanadiern besetzt. Die schossen wohl, aber dann gingen ihnen Adolf Ahrens und Harenberg mit der weißen Fahne entgegen bis vors Dorf, da hörten sie auf mit dem Schießen. Die Fahne wurde vor dem Dorfe aufgestellt.

Sie kamen dann gleich zu uns und beschlagnahmten die Post. Postamtman Harborth ging ihnen entgegen und händigte ihnen alles ein. Auf die Kühler der Postautos setzten sich die Kanadier, und so mußte abgefahren werden. Die Kanadier hatten sogar geholfen, die Postsäcke aus der großen Stube herauszuschleppen. Sie fragten: „Wo Frau vom Haus?“ Wir standen alle auf dem Vorplatz, ich trat dann vor, dann legte er die Hand an die Mütze und fragte sehr höflich nach Eiern. Ich holte einen Korb voll mit etwa 40 bis 50 Stück. Er nahm etwa sieben Stück, legte wieder die Hand an die Mütze und schlug die Hacken zusammen. Alle haben meine Ruhe und Gelassenheit bewundert. Weil ich ja schließlich doch für alles einstehen mußte, blieb mir doch nichts anderes übrig.

Um zehn Uhr kamen die Engländer wieder ins Dorf, schossen wohl in die Luft, taten aber sonst nichts, und um zwölf Uhr kamen sie zum dritten Male.

³ Von Erna Asendorf Dokument 25.

⁴ Von Martha Pieper Dokument 24.

Leider hatte sich, aus Oppershausen kommend, ein SS-Mann in Osterloh versteckt. Er hatte schon morgens zu Frau Schwarz, die in Gottschalks Hause wohnt, gesagt, sie sollte die weiße Fahne vom Hause wegnehmen. Sie hat geantwortet, die hätte sie da nicht hingesteckt, sie nähme sie auch nicht weg. Selbst wenn er ihr mit Totschießen drohte. – Ihr Mann hat sie hingesteckt.

Der SS-Mann schoß auf die Engländer, die um zwölf Uhr ankamen. Natürlich schossen sie nun richtig und hielten besonders auf Harenbergs Hof und in die Kellerlöcher hinein. Hier wurde auch ein Pole verwundet, er ist von den Engländern selbst nach Celle ins Lazarett gebracht. Harenbergs Hof hat aber nicht zu brennen angefangen.

Möllers (Uetzmanns Hof) haben erst gar nicht gemerkt, daß ihr Hof beschossen wurde, sie hatten sich in den Hinterzimmern versteckt, aber dann hat es zu brennen angefangen: Haus, Viehstall und Schweinestall. Wir sind trotz des Schießens sofort zur Hilfe hingelaufen. Es ist keiner dabei umgekommen. Löschen konnten wir nicht, da kein Wasser vorhanden war. Die Engländer haben erst geguckt, aber dann haben sie geholfen, die Möbel mit herauszubringen. Sie wurden in den Garten gestellt und später zu uns in die Scheune getragen. Frau Möller mit ihren beiden Kindern, ihre Schwester, Dentistin aus Stettin, Fräulein König und Familie Zorn, vier Personen, aus Goßlerhof, Kreis Dietfurt, sie alle kamen zu uns.

Die Allerbrücke war unter den Panzern in der Mitte eingebrochen, ein Panzer war in die Aller gefallen. So war erstmal jeder Verkehr nach Osterloh gesperrt. Wir haben dann ein paar sehr schöne ruhige Tage gehabt. Wir konnten die Milch nicht abliefern, so butterten wir nach Herzenslust, uns tat es leid, daß wir noch keine neuen Kartoffeln dazu hatten.

Inzwischen wurden die anderen Dörfer schon schwer von den Polen und KZ-Leuten heimgesucht. Schließlich fanden die auch den Weg nach Osterloh über Lachtehausen. Zudem hatte eine wahre Völkerwanderung von Milchholern eingesetzt, die Allerbrücke war notdürftig repariert und für Fußgänger passierbar, da kamen nun die Frauen mit ihren Milchflaschen, da es in Celle nichts gab.

Oft kamen auch Polen über die Allerheide herangezogen, zu Wagen, zu Fuß, meistens in Horden zu zehn bis zwölf Mann. Sie holten sich die Schweine aus dem Stall und die Rinder und schlachteten sie und verlangten stantepeh zu essen. Wir mußten alles stehen- und liegenlassen und einfach bloß kochen, sonst wäre es uns schlecht gegangen. Einmal kamen sie und wollten plündern, verlangten Zeug. Aber dank unseres Zivilgefangenen, des Polen Josef, es war ein 23jähriger Schneider, ist uns nie auch nur das Geringste passiert. Er sprach so lange auf sie ein und tat so, als ob er der Chef vom Hofe wäre, bis sie wieder abzogen.

So ging es auch den Russen, die unsere Räder klauen wollten, er hat es ihnen einfach ausgedet. Auch der Ukrainer Franz und der Pole Marion haben uns nie etwas Böses getan. Sie haben uns beschützt, wo es nur nötig

war. Josef kam vom Felde, wenn er merkte, daß Polen ins Dorf kamen, um nach dem Rechten zu sehen. Leider kam der polnische Kommissar fast jeden Tag und redete, daß sie weg und ins Lager gehen sollten. Sie sind aber noch bis zum August bei uns geblieben, bis die schlimmste Gefahr vorüber war. Ich habe sie ins Lager fahren lassen und ihnen schön was eingepackt. Als ich mich bei ihnen bedankte, sagte Josef: „Herr und Frau Wallheinke immer gut!“

Er hat auch immer das Vieh für mich verhandelt. Da sagte ihm einmal einer von den anderen Polen: „Du Geld in Tasche stecken!“ Er antwortete: „Lieber Frau Wallheinke geben als nehmen!“ Trotzdem wurden die KZ-Leute doch sehr unangenehm. Da haben wir es mit List versucht: Sahen wir eine Horde daherkommen, sahen wir mit lachender Miene aus dem Fenster und riefen: „Ihr wollt uns wohl mal besuchen, nehmt bitte Platz da auf der Bank vor der Haustür!“

Wir hatten meistens schon immer Essen fertig, oder sonst kochten wir ganz schnell. Erst schrien sie: „Wir wollen nicht mehr schmachten, wir haben lange genug im KZ gegessen, und ihr habt euch hier gepflegt!“ Aber wenn sie erst ihre Milchsuppe und ihre Butterbröte intus hatten, dann wurden sie anders und räkelten sich vor lauter Behagen auf der Bank wie das liebe Vieh. Meistens rief ich dann: „Setzt euch bitte auf die andere Bank, da kommt schon ein neuer Zuzug!“ Dann mußten sie selbst lachen, wenn die nächsten antraten.

Ich hatte meistens immer zwei große Pötte voll Essen auf dem Feuer. Sie hatten aber auch selbst ihre Milchpötte mitgebracht, die sollten auch noch voll. Ich rief dann: „Alle meine Freunde hier heran!“ Dann kriegten die KZ-Leute einen Liter, und die Frauen kriegten einen halben Liter, wenn mir auch das Herz dabei blutete, aber so rettete ich wenigstens meinen Hof.

Einmal wollte mich einer an den Arm fassen, da habe ich gesagt: „Schämt euch, wer wird eine deutsche Frau anfassen!“ Da kriegte er einen ganz roten Kopf. Einmal rief einer aus dem Haufen: „Ich auch mal was schenken! Du Kaffi!“, und damit reichte er mir eine große Büchse feingemahlten Kaffee. Es haben dann noch oft KZ-Leute mir etwas mitgebracht.

Eines Sonntags hatte sich einer heimlich bei uns eingeschlichen und hatte eine Drei-Pfund-Büchse geklaut. Da ist einer hinterher und hat ihn auf Ahrens Hofe geschnappt, hat ihn fürchterlich verprügelt und hat ihm die Büchse wieder abgenommen. Das war ein Wiener, der als 15jähriger Junge mit seinem 13jährigen Bruder ins KZ gekommen war, als er bei der Einverleibung Österreichs etwas gesagt hat, was wohl den Nazis nicht paßte. Dieser Wiener ist uns ein guter Freund geworden und kommt heute noch öfter zu Besuch.

Nachts haben wir abwechselnd gewacht und hatten nichts bei uns als nur ein Tuthorn, ein altes Feuerhorn. Dreimal haben wir mit diesem Horn

gefährliche Elemente in die Flucht gejagt. Es waren meistens jetzt Deutsche, die auf den Höfen ihr Unwesen trieben, Schweine schlachteten usw. Bei Ahrens haben sie im April eine drei Zentner schwere Sau abgeschlachtet.

Nachtrag vom 29. September 1946

Wie das gekommen ist, daß ich die Treppe hinunterfiel? Ich habe wohl ein bißchen viel Aufregungen jetzt vor vier Wochen gehabt. Es sollte auf dem Hofe ein kleines Kind geboren werden, eins von unseren Flüchtlingsmädchen war soweit.

Ich hatte schon immer gesagt: „Bekümmert euch früh genug um eine Hebamme!“ Aber sie hatten wohl gedacht: „Use Frue will denn woll for alles sorgen!“ Nun war es soweit, und sie lag da und zitterte. Ich konnte aufs erste keine Hebamme zu fassen kriegen. Aber gegen Klocke neun war sie dann doch da, und um elf wurde das kleine Wesen geboren. Es war also die höchste Zeit.

Mir war recht flau, und ich denke, gieße man eine Tasse Kaffee auf und bringe der jungen Mutter auch eine und schneide ihr dazu ein recht schönes Mettwurstbutterbrot. „Ja, kommen Sie man herein, Frau Wallheinke“, sagt die Hebamme und zeigt mir das kleine neue Menschenkind. Und man muß immer bei jeder Geburt staunen über Gottes Schöpferkraft, und obwohl sich das Mädchen den Vater irgendwo gesucht hatte, wir haben uns doch alle über das kleine Menschenkind gefreut. Es guckte mit seinen großen Augen in die Weltgeschichte herum. „Es sucht seinen Vater!“ sagte ich. „Darf ich denn schon ein Mettwurstbrot essen?“ sagte das junge Mädchen ganz ängstlich. Die Hebamme lachte: „Immerzu! Ich wollte, ich könnte allen meinen jungen Müttern gleich ein Mettwurstbrot geben!“

Nun – ich lege mich denn nach dem Essen gleich hin, mir war nicht recht, und ich wäre gerne liegengeblieben, aber ich dachte: „Sie wollen alle zum Streuharken, und wenn du liegenbleibst, denn fehlt wieder einer, der denn hier im Hause bleiben muß.“ Ich rufe also, und die Mädchen gehen nach unten und Piepers Vater und Mutter auch. Ich gehe auch auf die Treppe, und als ich beinah unten bin, weiß ich von nichts mehr, bin aber mit dem Kopf gegen die Fensterwand gefallen, davon kam ich wieder zu mir. Ich setzte mich aufrecht hin und nahm meinen Kopf in die Hände. Dann verlor ich wieder die Besinnung. Sie haben mich nun vier Wochen alle gepflegt, bis ich die Gehirnerschütterung überwunden habe, aber ich liege doch am liebsten still so wie heute.

Aber nur keine Aufregungen so wie eben: Kommt da ein Altenceller Flüchtling, ein Major H., und mir will er lange Stremels erzählen, daß er in Ostpreußen auch einen Hof gehabt hätte, daß er mit seiner Mutter zwei Zimmer bei Fräulein W. hat, jetzt aber in ein leeres Zimmer im Liner-

hause⁵ soll. Daß er kein Feuerholz hat, daß er nicht in den Busch kann, um selbst Holz zu schlagen, da er beim Engländer arbeiten muß.

Ich habe ihm gesagt, daß wir kein Holz hätten, daß wir für ihn keins schlagen können, da alles beschlagnahmt ist. Wir müssen jetzt noch 65 Festmeter für Celle liefern. Daß wir einfach keine Arbeitskräfte haben, denn außer meinem Schwiegersohn und seinem Vater haben wir nur einen siebzehnjährigen Jungen vom Arbeitsamt zugewiesen bekommen. Unsere anderen Arbeitskräfte sind weg. Teils nach Ostpreußen zurückgegangen. Wir sind 26 Menschen auf dem Hofe, die gehen einfach alle an meinen Holzstall und brennen, was sie brauchen.

Schließlich fing er an, mir mit dem Christentum zu kommen: Ich wäre doch eine Christin, und ich müßte dies einsehen, daß er Holz haben müßte. Ich sagte: „Es ist heute sehr schwer, eine Christin zu sein. Denen ich etwas Gutes tun kann, die loben mich. Denen ich etwas abschlagen muß, die schimpfen auf mich. Wem soll ich es recht machen? Wenn ich jedem geben will, dann behalte ich keinen Stamm mehr in unserer Forst.“

Schließlich wurde er ganz ausfallend: Seine Lage wäre so, daß ihm geholfen werden müßte. Da habe ich ihm gesagt: Er könnte zwei Stämme haben, die an der Scheune liegen, er sollte sie sich holen. Auch das war ihm nicht gut genug. Er wollte einfach fertig gemachtes Holz aus unserem Holzstall haben. Ich sagte zu ihm, daß unsere Mädchen jede freie Minute dastehen und hacken und Vater Pieper auch, das Hacken müßte er nun schon selbst tun. Da ist er knurrig abgegangen.

Einen ähnlichen Fall habe ich mit dem Diakon F. aus A. gehabt. Der kam alle Augenblick, und ich habe ihn auch nie leer aus dem Hause gehen lassen. Dann fragte er, ob er wohl hier auf dem Hofe einmal einen Abend halten dürfte? Ich glaubte nicht anders, als daß es sich um einen Bibelabend handelte, und sagte es ihm zu.

Er schickte gedruckte Einladungen im Dorfe herum, und ich heizte die große Stube und stellte die Stühle zurecht. Zuerst fing er auch ganz schön an, wie Gott hier die Flüchtlinge zusammengeführt hätte. Aber dann hatte er einen Liebesroman vor von Reinhard und Margarete, und da hatte er dann ein Kapitel vor, wie die beiden zusammen spazierengehen und wie der Wind Wellen in ihr Kleid schlägt. Aber wie er dann anfing, wie er ein Bettchen im Schilf machte, da wußten wir alle nicht mehr, wo wir hingucken sollten, das heißt, welche waren auch schon eingeschlafen. Zum Schluß kriegte er es noch mit Gedichten. Aber wir waren doch alle froh, wie es zu Ende war.

Zuletzt mußte ich ihm einen Teller geben, und er sammelte ein. Er hat wirklich 150 RM zusammengekriegt. Ob er denn wiederkommen sollte? Ich wollte ihm Bescheid sagen, aber auf den Bescheid lauert er heute noch.

Nachher kam er abends um neun und wollte Milch haben. Ich sagte, ich

⁵ Linderhaus in Altencelle, vgl. Dok. 20, Anm. 4.

hätte sie alle in Kannen und könnte keine abgeben. Am anderen Morgen könnte er welche haben. Er wies wieder auf mein Christentum hin und schalt mich aus wegen meiner Hartherzigkeit. Ich sagte ihm wieder, daß er morgen früh um fünf die Milch haben könnte, er sollte man seinen Jungen schicken. Das wäre zu früh. Ich sagte: „Wir stehen alle Tage um halb fünf auf und leben auch noch!“ Die Blumen, die er aus dem Garten haben wollte, habe ich ihm gegeben, aber sonst habe ich ihn kühl ablaufen lassen. Wenn sie mir mit dem Christentum kommen, dann bin ich schon verärgert!

Dokument 24

*Osterloh: Martha Pieper, Flüchtling aus Schübben (Kreis Köslin, Pommern), nun auf Wallheinken Hof
1. September 1946*

Ich gehe am liebsten mit heraus, dann vergißt man bei der Arbeit das Grübeln, denn man kann ja doch seine Wirtschaft nicht vergessen. Es ist gestern abend einer von unseren Nachbarn gekommen, der hat es bis zum Mai dieses Jahres dort bei den Polen ausgehalten. Der hat uns erzählt, wie es auf unserem Hofe aussieht. Unser Hund ist noch da, der hat sich ganz an die Mädels angeschlossen, die die 100 Kühe, die nun auf unserem Hofe sind, zu versorgen haben.

Aber einmal kommen wir doch wieder hin und sind auf unserem eigenen Grund und Boden. Daran glauben wir alle fest. Solange wollen wir den Kopf nicht hängen lassen, es hat ja keinen Zweck, davon wird es nicht anders.

Ich muß meinen Mann auch immer aufrappeln, der kann sich nicht finden, daß er nicht mehr selbst Bauer ist. Und dabei haben wir es doch so gut, wir sind alle zusammen und sind gesund. Sogar unser Zahnarzt ist mit in die britische Zone gekommen, wenn er auch in Flensburg wohnt, er ist da! Und ich werde bald einmal hinfahren! Denn an einen anderen könnte ich mich nicht gewöhnen.

Unsere Tochter hat nun auch eine eigene Stelle: Sie ist bei Henschen in Altencelle, und sie hat es da gut. Die Menschen behandeln sie sehr gut. Ganz als dazugehörig. Was haben wir um das Mädchen für manche Angst ausgestanden! 13 junge Mädchen und Frauen aus unserem Dorfe haben wir wochenlang versteckt gehalten, unter ihnen unsere Gutsfrau.

Als wir aus unserem Dorfe ausgewiesen wurden, hatten wir das große Glück, im Nachbardorfe auf einen Hof zu kommen, der dicht am Walde lag. Wir hatten einen richtigen Kundschafterdienst, und es wurde uns angesagt, wenn die Russen kamen. Dann mußten alle entweder in den Wald

oder auf den Boden unter das Heu. Oft haben die Russen das Heu mit langen Bajonetten durchgespießt, aber sie haben meine Tochter und auch die anderen nicht gekriegt. Wenn wir laut sangen, dann war es immer das Zeichen, daß die Luft rein war. Dann kamen alle heraus und kamen ins Haus.

Aber am ersten Pfingstmorgen, als wir gerade beim Kaffee saßen, kamen die Russen unerwartet auf Mädchenjagd. Da haben sie meine Tochter und noch ein junges Mädchen geschnappt, als sie in den Wald laufen wollten. Sie haben sie zurückgeholt, und dann hat sich einer aufs Rad gesetzt und ist immer vor dem Walde hin und her gefahren, damit er die anderen auch schnappte. Schließlich sind sie unverrichteter Sache wieder weggefahren und haben meiner Tochter nichts getan. Sie war in schrecklicher Angst, daß sie sie mitschleppen würden. Die Russen behielten die Mädchen immer ein paar Tage da und brachten sie dann wieder, aber dann waren sie natürlich krank und siech.

Wir hatten ein so schönes Anwesen, einen runden Teich, rund mit Kirschbäumen bepflanzt, und zwei Birnbäume, die meine Großmutter in die Erde gesenkt hatte, grüne und gelbe Birnen.

Ich freue mich schon auf morgen, wenn das Wetter gut ist, dann geht es ins Bruch in den Grammer [Grummet], dann ist alles gut, wenn man draußen ist. Sonntagmittag schlafe ich nicht, ich mag lieber alles ein bißchen in die Reihe bringen. Leider hat mein Mann keinen richtigen Arbeitsanzug, es ist uns unterwegs noch alles weggenommen. Die Russen kamen in den Zug, wir mußten von den Säcken aufstehen, auf denen wir saßen, und sie warfen sie aus der Tür den Polen zu, die schon darauf warteten. Nun fehlt es an allen Ecken und Enden, deswegen muß ich diese alte Drillichhose noch einmal stopfen, damit mein Mann nicht zum Spott herumläuft. Einmal geht es immer noch. Vielleicht bekommen wir bald auf Flüchtlingschein etwas Arbeitszeug. Auch mein schöner Mantel ist weg. Aber das alles kommt irgendwann mal wieder. Plattdeutsch spreche ich wohl auch, aber mit unseren Kindern haben wir nie Plattdeutsch gesprochen. Ich erinnere mich, daß meine Tochter Irmgard mal meiner Mutter einen plattdeutschen Satz sagte, das war aber so komisch, daß ich sie auslachte. Wenn Frau Wallheinke mir etwas plattdeutsch sagt, dann verstehe ich es sehr oft nicht und muß sie bitten, es mir auszudeuten.

Es ist wunderschön hier, so die Äcker und Wiesen mit den Bäumen durchsetzt. Und wir brauchen hier nicht in Angst zu leben. Das ist schon etwas Großes.

Dokument 25

Osterloh: Erna Asendorf, Evakuierte aus Bremen

16. Mai 1948

Ich kam mit meinem Mann, der Kapellmeister auf der ‚Europa‘ war, in den ersten Kriegsjahren zur Sommerfrische nach Osterloh. Wir wohnten dann bei Wallheinken. Es gefiel meinem Mann hier so gut, er konnte fischen und malen, die Landschaft entzückte ihn immer wieder.

Als wir dann Weihnachten 1943 ausgebombt wurden, brachte er mich am zweiten Weihnachtstag nach Osterloh. Wir hatten unsere Kleidung, Teppiche und Wäsche und einige Kleinigkeiten gerettet. Möbel aber gar nicht.

Ich fand dann bei Wallheinken gute Aufnahme, hatte aber doch immer nur den einen Gedanken, daß ich wieder mein eigen Dach über dem Kopf haben möchte. Mein Mann hatte schon mit Wallheinken vereinbart, daß er sich auf diesem Platze gern aufbauen wollte. Es wurden ihm zwei Morgen abgesteckt und ausgemessen. Das Haus fällt später an Wallheinken Hof mit dem Grundstück zurück. Wallheinken haben das Land aus dem Graueschen Konkurs gekauft. An diesem Vorhaben änderte auch nichts der frühe Tod meines Mannes. Im Mai 1944 fingen wir den Bau an. Ich sage „wir“, denn der Freund meines Mannes, Oberlandesgerichtssekretär W. aus Celle, hatte uns treulich geholfen, unsere Sachen aus Bremen nach Celle zu bringen. Der half mir auch nun mit Rat und Tat. Er wurde leider im Herbst 1944 noch eingezogen. Bis dahin half er mir, die Verhandlungen mit den Handwerkern zu beginnen und durch seine Beziehungen zu Steinen und Zement zu verhelfen.

Er hatte in seiner Eigenschaft als Betreuer des Vogelschutzgehölzes in Altenhagen am Fridagsbeek [Freitagsgraben] viel Vogelfreunde, das hat uns gut geholfen. Vom Wallheinken Hof habe ich tatkräftige Hilfe gehabt. Sie schickten mir ab und an den Wolfgang, einen halbwüchsigen Jungen, den sie aufgezogen hatten, aus dem Ruhrgebiet entstammend.

So habe ich selbst den Keller ausgeschachtet. Mit Erika Wallheinke habe ich mit dem Trecker Steine vom Güterbahnhof geholt. Jarche aus Lachtehausen hat mir mit dem Gespann den Kies nach Osterloh gefahren; der Lastzug von Koch, Altenhagen, der nicht über die Allerbrücke zu fahren wagte, ließ den Kies vor der Brücke liegen, Erika und ich haben dann die Fuder vor der Allerbrücke aufgeladen, und so sind sie dann nach Osterloh weiterbefördert.

Als die Maurer anfangen, mußte ich Handlanger spielen. Jeden Abend habe ich 600 bis 700 Steine auf jeder Seite zurechtlegen müssen, habe den Kalk anrühren müssen, damit es am anderen Morgen wieder weiterging.

Der erste Maurer, den ich hatte, verlangte die Stunde 5 RM, sein Sohn, der gerade ausgelernt hatte, 3,50 RM, dazu zwei Bettbezüge, Tabak und

jeden Tag vier Flaschen Bier. Die brachte das Pferdelaazarett im Kasten mit. Das habe ich natürlich nicht lange ausgehalten. Im Nu waren 500 Mark fällig. Dann habe ich von R. Maurer gehabt, aber nur zwei Tage, weil D., der Architekt, der die Bauzeichnung gemacht hatte, verlangte, daß er in Klein Hehlen weiterbauen müsse.

Der Maurer, der dann kam, sagte: „Wenn Sie mir nichts geben, höre ich auf!“ Als ich zwei Tage verweist war, hatte er nichts getan, hatte sein Handwerkszeug inzwischen in Ordnung gebracht. Es hätte außerdem geregnet. Den habe ich dann weggeschickt.

Der vierte Maurer hat es dann endlich fertig gemacht. Ich habe fast alle Sachen von meinem Mann in das Haus investiert. Der Elektriker hat den herrlichen Winter-Ulster meines Mannes gekriegt, sonst hätte ich keine Leitung bekommen können. Der hatte wieder einen Freund bei der Überlandzentrale¹, der mußte geschmiert werden, daß die Masten aufgestellt wurden von der Dorfstraße bis hierher. Die Liegestühle und das Harmonikabett habe ich durch Tausch der Fliegerscheine anstatt Bettgestelle bekommen. Den Ofen habe ich auf Ofenschein von D., weil ich 20 Eier, die mir zum Geburtstag von Frau Wallheinke und Frau Ahrens geschenkt waren, dafür geben konnte. Geschirr und Glas kriegte ich aus Bremen von einem Geschäft, wo ich der Verkäuferin früher manchmal etwas Gutes getan hatte. Türen und Festerrahmen habe ich von Tischler H. aus Altenelle, er hat nichts gefordert, aber ich merkte, daß er gern was von meines Mannes Sachen haben wollte. Vater A. S. von dem Sägewerk aus Wienhausen hat das Holz geliefert, die letzten schwedischen Fußbodenbretter. Er hat aber nichts verlangt dafür, auch nicht für die eichenen Pfosten. Sie tragen das Verandendach.

Von ausgebombten Häusern in Osnabrück hat mein Bruder mir Schlösser und Türdrücker geschickt. Den Herd habe ich ohne Kompensation gekriegt. Die 3000 Dachsteine von R., der hat auch nichts dafür gefordert. Wallheinken haben beim Dachdecken geholfen zu sieben Mann. Dann brauchte es noch einige Tage, bis der Dachdecker sie verputzt hatte.

Die Pumpe habe ich aus Wienhausen bekommen, es war die letzte. Das Fensterglas habe ich von S. Ich mußte tüchtig dagegen geben von meines Mannes Sachen. Dann lieferte er nur die Hälfte und sagte, er habe nicht genug bekommen. Ich mußte ihn weiter schmieren, bis er sich zu der vollen Lieferung bequemte. Das ganze Haus ist nach Vorschrift 28 Quadrat-

¹ Regionales Stromverteilungsunternehmen, das größere Landstriche mit elektrischer Energie versorgt. Hier ist die 1910 vom Landkreis Celle zur Versorgung der Gemeinden des Kreises gegründete Überlandzentrale gemeint; per Vertrag von 1912 wurden sie an das 1909 in Oldau (zwischen Hambühren und Winsen/Aller) errichtete Kraftwerk der Stadt Celle angeschlossen. 1942 wurde die kreiseigene Überlandzentrale mit dem Kreiselektrizitätsamt Uelzen zum Zweckverband ‚Stromversorgungsverband Osthannover‘ (SVO) zusammengeschlossen, seit 1970 GmbH.

meter. Der Keller war verboten, trotzdem habe ich das Haus doch zur Hälfte unterkellert.

Den Lehm für den Boden haben Ahrens gegraben und zwei Fuder gebracht. Angerührt habe ich den Lehm selbst mit Wasser und Sand. Dann habe ich ihn eimerweise auf der Leiter nach oben getragen und auf dem Holz verteilt.

Der dicke Balken, an dem die Leiter stand, hat manche Träne gesehen. Ich konnte oft nicht mehr vor Erschöpfung, aber der Gedanke: „Du baust an deinem eigenen Heim!“ gab mir wieder und wieder Kraft.

Schwer war auch das Herbeitragen der Steine, je zu zwölf auf einem Brett für die Maurer. Zwei Fuder Steine haben Frau Pieper und ich von Möllers abgebranntem Hause abgeputzt und hergebracht, das hat gut geholfen. Wir haben in Badeanzügen in dem schlimmen heißen Sommer 1945 auf den Trümmern gesessen und Steine abgeputzt. Die Tapeten habe ich ohne weiteres von Premper geliefert bekommen.

Gute Dienste leistet mir der Werkzeugkasten von meinem Bruder aus Osnabrück. Der Bruder hat mir eine Bettcouch besorgt, Steppdecken habe ich ja gerettet. Die Wandbänke in meinem Zimmer – das Haus hat ja nur ein einziges großes Zimmer – sind mit Kissen belegt. Den Überzug habe ich aus bedruckten Bettüchern machen können, die Polsterung stammt aus der Kiesgrube in Altenhagen, wo die Engländer so viele Autoüberreste hineingeworfen haben, daher kommen Kapok und Pferdehaar. Auch lag viel Pferdehaar auf den Eisenbahnschienen nach dem Angriff auf dem Bahnhof in Celle. Alles das habe ich gereinigt und dann verwendet.

Gartenbänke und Tische auf der Veranda sind aus Birkenstämmchen von Freund W. gemacht. Im Garten – es war das erste, was wir in Angriff nahmen 1944, daß wir ihn einzäunten – habe ich sieben Vogeltränken. Es ist ein wahres Vogelparadies. Es sind alle Sorten Vögel hier: Haubenmeisen und Vogel Bülow, Drosseln und Kuckuck. Es ist früh um fünf ein solches Leben hier in dem parkartigen Gelände ostwärts hinter dem Hause. Auf dem Dache habe ich eine Vorrichtung für ein Storchennest, die Allerwiesen sind sehr nahe. Fast in jedem Baum ist ein Nistkasten.

Jetzt wollen mir Freunde aus Bremen Kacheln schicken für meinen kleinen Waschaum, darauf freue ich mich. Außer meinem großen Wohnzimmer habe ich ein kleines Schlafzimmer, einen Vorratsraum, eine Küche, einen großen Wandschrank für Kleider und Wäsche und einen Waschaum. Alles sehr klein, aber für einen Menschen ausreichend.

Ich habe freiwillig in meinem Schlafraum einen älteren Mann hineingegenommen, der in Altencelle beschäftigt ist. Ich bin sehr glücklich, daß ich dies erreicht habe.

1945 bin ich eingezogen, und wenn es auch sehr schwer war, so würde ich es noch einmal so machen.

Dokument 26

Burg: Alwine Matthies, Landwirtin

20. Mai 1948

[...] Unsere Kriegsgefangenen waren alle gut. Unser Serbe kam nach Kriegsende aus dem Lager in Scheuen¹ wieder: „Frau Matthies, hier wieder arbeiten! Nix mehr kriegsgefangen!“ In Ohlens Hause war das Gefangenenlager für die Serben eingerichtet. Im Schaperkruge für die Russen². Sie wurden von einem Wachmann geholt und gebracht.

Flüchtlinge aus Hannover nahmen wir zuerst auf, eine Frau mit einem Kinde, dann aus Hamburg das Ehepaar Nöhring. Im Kriege hatten wir Ferienkinder zum Erholen durch die NSV. Dann hatten wir Freiplätze für Kriegsbeschädigte zur Verfügung gestellt. Sie blieben 14 Tage bis drei Wochen hier zur Erholung. Aus den Celler Lazaretten kamen die Verwundeten für einen Sonntagsaufenthalt. Sie kamen mit dem Autobus und wurden auf die Höfe verteilt. Wir machten etwa mit ihnen einen kleinen Spaziergang, spielten mit ihnen Gesellschaftsspiele usw. Im Winter hatten wir Geflügelsammlungen für die Lazarette und Sammlungen an Zutaten für die Weihnachtsbäckerei für die Lazarette.

Im März 1945 kamen die ersten Trecks. Sie wurden angemeldet und durch den Bürgermeister aufgeteilt. Man wußte das zwei Tage vorher. Hier zu uns kam ein Wagen mit sechs Personen, die heute noch hier sind. Sie kamen aus Litzmannstadt [Łódź], ein Missionar P. In Litzmannstadt war er Schreiber bei der Friedhofsverwaltung. Er hatte ein Gespann, das als überzählig von einem Gutsbesitzer aus der Umgebung von Litzmannstadt zur Treck-Verfügung gestellt war. Die Pferde sind bis 1947 hier gewesen, dann sind sie durch die Bauernschaft an Fuhrunternehmer Kaiser gekommen, ich brauche sie nicht, da ich einen Trecker im Gange habe.

Die Mieten für meine Flüchtlinge sind festgesetzt. Sie kriegen zwei Meter Holz zugewiesen. Sie können sich aber außerdem noch so viel aus dem Busche holen, wie sie wollen. Naturallieferungen vom Hofe bekommen sie sonst nicht.

Außer der nun siebenköpfigen Familie des ‚Missionars‘ wohnt hier ein früherer Gutsbesitzer T. aus Pommern mit seiner Frau, er ist noch Besitzer von Häusern in Leipzig und Dresden und scheint recht begütert zu sein. Außerdem eine Frau, die aus dem KZ kam, mit einem Kinde und die Mutter eines jungen Mädchens.

Die Flüchtlinge liegen uns alle schwer im Magen. Wir zanken uns mit keinem einzigen, aber wir haben sie in den Jahren durchschaut, daß sie nichts für uns und den Hof überhaben. Keiner faßt mal mit zu, wenn es

¹ Zum Lager in Scheuen vgl. Dokumente 14 und 17.

² Zum ‚Russenslager‘ im Schaperkrug vgl. auch Dokument 22.

noch so hille ist. Bloß beim Kartoffelroden hilft die Frau P., aber nur weil sie Kartoffeln haben will.

Ich habe zuerst, wenn wir eine Gans schlachteten, ihnen auch eine Gans gegeben, und das gleiche mit Hähnchen. Sie haben zum Teil unsere Betten und Bettwäsche. Aber wie sind die Sachen zugerichtet! Anstatt sich selbst um Wäsche zum Wechseln zu bemühen, schlafen sie in den Inletts. Ich habe die Sachen längst abgeschrieben aufs Verlustkonto. Die Frau aus dem KZ ist noch jung, tut aber den ganzen Tag nichts, nur neulich hat sie Maiblumen gesucht und zwölf Stengel und zwei Blätter mit einer Mark bezahlt bekommen. Da kam sie mit 30 Mark an einem Tage nach Haus. Meinen schönen Tisch mit eingelegter Wachstuchplatte hat sie durch heiße Töpfe völlig ruiniert.

Es ist nicht recht, daß wir so mit fremden Leuten vollgestopft werden, unsere Häuser sind nicht danach eingerichtet. Trotzdem habe ich noch eine zweite Badewanne gekauft für meine Flüchtlinge und habe ihnen einen Kessel zum Wasserheißmachen zur Verfügung gestellt. Aber das ist ihnen zu umständlich. Sie brauchen nur mein Inventar, und wenn es kaputt ist, heißt es: „Frau Matthies, kann ich wohl einen anderen Besen kriegen?“, oder was es sonst ist.

Ich habe keinen Kontakt mit ihnen mehr. Grundsätzlich verkaufe ich nichts schwarz. Auch da ist bei mir nichts zu machen. Zu Hetes Hochzeit habe ich sie grundsätzlich noch eingeladen, aber nun nicht mehr.

Als der Angriff auf Celle war am 8. April 1945, fielen wieder die Scheiben aus unserer Veranda und aus den Ställen. Es war merkwürdig, wie der Luftdruck kam. Hier war ein furchtbarer Staub-Aschenregen. Trudchen Dobberkau ist mit ihren Kindern auf dem Wege nach Wathlingen hier zu uns hereingeflüchtet. Sie ist aber abends wieder nach Celle gegangen, weil sie da ihre Mutter nicht allein lassen wollte.

Am 12. April kamen die Engländer. Wir haben nicht viel von ihnen gemerkt. Es brauste höchstens einmal ein Auto durchs Dorf. Aber die Landser kamen und gingen. Sie kamen aus Westen und gingen in Richtung Osten. Es war ja verboten, sie aufzunehmen. Trotzdem habe ich sie aufgenommen: „Jungens, das will ich euch sagen, essen und trinken sollt ihr so lange, bis ihr satt seid, schlafen könnt ihr in der Scheune, aber ich weiß von nichts!“ Einmal lagen hier 24 Mann auf dem Rasen vor dem Hause. Es war die Zeit, wo die Tiefflieger noch immer kamen. Ich sagte: „Wenn ihr nun gegessen habt, verzieht euch langsam, solche Massenansammlung ist nicht gut für euch und nicht gut für den Hof, wenn die Tiefflieger das spitzkriegeln!“ Der Krieg war ja noch nicht zu Ende.

Wir konnten mit der Uhr in der Hand die Abschüsse von Bröckel nach Klein Eicklingen über uns weg verfolgen. Nach einigen Sekunden kam dann der Einschlag. Die Kugeln gingen ganz reibungslos über uns weg.

Die Engländer sind einmal hier gewesen und haben nach Pistolen gefragt. „Ja, Jagdgewehre und Patronen habe ich!“ Ich bin mit ihnen oben

an den Gewehrschrank gegangen und habe auch gefragt: „Was wollt ihr damit machen?“

Zwischen Celle und Burg lief die Grenze zwischen den amerikanischen und den englischen Besatzungstruppen³. Wir gehörten zu den Amerikanern. Die Engländer haben hier im Hause nichts umgewöhlt.

Als das mit den KZ-Leuten anfang, habe ich jeden Tag eine Portion Essen fertig stehen gehabt für etwa 30 Mann, daß sie gleich was hatten und zufrieden waren. Wir standen uns da am besten bei, denn dann standen sie uns nicht erst in der Küche und im Wege herum. Meistens haben sie auf dem Hofe gegessen. Ich habe da Tische und Bänke aufgestellt. Einige wollten lieber in der Küche essen, auch das ist gut abgelaufen. Ich hatte nur den einen Gedanken: „Wir wollen mit der Korona in Güte auseinanderkommen.“

Unsere Russen, Polen, Serben haben uns auch unterstützt. Der Russe stand mit der Gabel auf dem Hofe und paßte auf, wenn solche Horde ankam.

48 Schafe, 23 Schweine und drei Kopf Rindvieh sind wir in der Zeit losgeworden. Den Eber und die Sauen wollten sie erst nicht. Die Schafe haben sie so genommen, die Schweine haben sie zum Teil bezahlt. Die Sauen haben sie später nachts im Stalle abgeschlachtet. Hühner, Enten, Gänse, Puten haben sie nachts weggeholt, einzelne auch am Tag. Sie standen dann einfach vor mir: „Wir wollen Schweine!“

Wenn solche Horde ankam, nahm der Serbe eine Axt und sagte: „Gehen Frau Matthies ruhig! Diese einmal schlagen nach Frau Matthies, diesen Kopf kaputt!“ Und so ging er hinter mir her.

Den 1. Mai wollten sie Schnaps haben, brausten auf die Speisekammer, aber da waren nur leere Flaschen. Sie waren so auf den Schnaps versessen, daß sie das große Stück Speck gar nicht sahen, das vorne an auf dem Tische lag. Sie umringten mich nun wie in einem Kreis. Ich stand wie ein Prellbock in der Mitte und meine Kriegsgefangenen um mich herum. Aber mir ist nichts Böses geschehen.

Durch die Kreisbauernschaft kriegte ich nach dem Tode meines Mannes einen Verwalter auf den Hof in Person des Heinrich Wrogemann aus Dohnsen [bei Bergen], der schwer kriegsbeschädigt war durch einen Steckschuß in der Lunge und durch eine verwundete Hand. Wenn er auch

³ Im Verlauf des Vormarsches der Alliierten in Nordwestdeutschland war zwar der Hauptteil des Landkreises Celle von Truppen der 2. britischen Armee, der Südosten des Kreisgebietes aber von Truppen der auf Braunschweig und Magdeburg vorrückenden 9. US-Armee besetzt worden. Bereits nach kurzer Zeit wurde allerdings auch der zunächst amerikanisch besetzte Teil britischer Kontrolle übergeben und durch das 912. britische Detachment eine einheitliche Militärregierung für den gesamten Kreis errichtet. Die hier erwähnte Grenze zwischen den amerikanischen und den englischen Besatzungstruppen bestand also nur vorübergehend unmittelbar nach dem eigentlichen Besetzungsvorgang.

selbst nicht so viel tun konnte, so hatte er doch eine gute Anordnung und war mir viel wert. Er mußte nachher wieder nach Dohnsen, weil dort so viel geplündert wurde. Ich gebe es viel auf meine Russen, Serben und Polen, daß bei uns nichts geplündert ist.

Im Januar 1945 wurde mein Sohn Heinrich mit 16 Jahren zur Wehrrüchtigung durch die HJ ins Lager [der Wehrmacht] nach Fallingbostal eingezogen. Er war vier Wochen dort. Auch Wolfgang Kloppenburg aus Osterloh von Wallheinken.

Die vier besten Jungen, zu denen unser Heinrich gehörte, durften eine Panzerfaust abschießen. Da ist eine Panzerfaust 15 bis 20 Meter vor ihm in der Luft explodiert. Er hat von der krepierenden Granate Splitter ins linke Auge und rechte Ohr bekommen. Das Trommelfell ist vollkommen weg. Das Auge hat die Sehkraft verloren. Doch hat er keine Gleichgewichtsstörungen. Er schließt sich durch die Schwerhörigkeit mehr und mehr von den Gleichaltrigen ab, er bekommt auch in der Unterhaltung zwischen mehreren Personen nicht alles mit. Er hatte viele Fleischwunden an Armen, Beinen und am Körper erhalten. Er hat lange im Krankenhaus in Walsrode gelegen.

In dem strengen Winter 1947 sind uns zwei Ballons mit Johannisbeerwein, aus dem gesparten Zucker angesetzt, von der Kellerkammer gestohlen durch den Juden G., einen internationalen Verbrecher, der in Mailand schon einmal zum Tode verurteilt war. Er war Anstifter einer Einbrecherbande, die man in Celle gefaßt hat. Er ist freigesprochen, weil er als Jude vor dem Militärgericht gestanden hat, und die Aussagen seiner Mittäter wurden nicht als glaubwürdig angenommen. Ihm werden die meisten Einbrüche zur Last gelegt. Seine Mittäter haben 32 Diebstähle eingestanden.

Im Dezember 1946 haben sie uns aus dem Stall noch zwei Läufer Schweine weggeklaut. Es war gleich nach der Zählung. Ich vermute, der Stehler hat seine beiden Schweine abgeknackt und sich unsere als Ersatz geholt, damit die Zählkarte stimmte.

Als Schäfer für unsere Herde haben wir den Bruder meiner Mutter, Onkel Sander, der früher auf dem Finanzamt war und später auf dem Flugplatz in Wietzenbruch [bei Celle]. Er fährt abends nach Haus. Wir haben viele Schnucken in Pension.

Unser früherer Ortsgruppenleiter ist nach seiner Entlassung aus dem Internierungslager auch bei uns auf dem Hofe tätig. Auch er fährt abends nach seiner Familie zurück. Hilfe habe ich auf dem Hofe genug.

Dokument 27

Burg: Dr. phil. Arndt Wallheinke, Flüchtling aus Dresden
2. Februar 1948

Nachdem ich mit dem nackten Leben dem Inferno Dresdens 1945¹ mit Gottes Hilfe entronnen war, wurde ich im Auffanglager nach Verwandten gefragt, zu denen ich mich wenden könne. Als einzige nähere Verwandte wußte ich meinen Vetter und Neffen in Burg bei Celle, so daß ich mich, mit den erforderlichen Ausweisen ausgerüstet, in einer denkwürdigen Zickzackfahrt nach dort durchschlug.

Es war die Zeit der alliierten Luftvorbereitungen für die Rheinoffensive, und man wird sich vorstellen können, mit welchen häufigen Abänderungen des Fahrplans gänzlich neue Situationen geschaffen wurden.

Bei strömendem Regen traf ich nächtlich in meinem lieben Celle ein. Über mir das sonore Gebrumm feindlicher Geschwader. Den als Kind so oft gegangenen Weg in die Stadt fand ich mühelos und wurde für die ersten zwei Tage im Waisenhaus bei Guste Plesse und ihrem Mann gütig aufgenommen. Sie hatten eben die Nachricht vom Soldatentod ihres Sohnes erhalten.

Von hier ging ich am 23. Februar 1945 den bedeutungsvollen Gang nach dem Heidehof, auf dem einst mein Vater geboren und der mit seiner Umgebung mein Kindheitsparadies gewesen. Man hatte dort ja keine Ahnung von meinem Kommen, so schlug mir das Herz in banger Erwartung, als ich an die angeheiratete Bäuerin die Frage richtete, ob sie in der Lage und willens sei, mich, den über Nacht obdachlos gewordenen und des Notwendigsten Beraubten auf ihrem Hofe aufzunehmen. Nach einer Rücksprache mit ihrem Schwager und ihrer Tochter in Lachendorf erklärte sie sich dankenswerterweise dazu bereit.

Die nächsten Wochen standen natürlich unter dem Eindruck der militärischen Endereignisse im Bezirk Celle. Es gab fast jeden Tag Überflüge, die ihre verderbenbringende Last trugen oder von ihrem Zerstörungswerk zurückkehrten. An einem Nachmittag warf ein kleiner Verband im Bereiche von Burg einen kleinen Teppich ab, der wohl gegen einige abgestellte Eisenbahnwagen bestimmt war. Am Sonntag, dem 8. April 1945, geschah der schwere Angriff auf das Bahnhofsviertel Celles, der uns in Burg bei der Schwere der Detonationen in große Sorge um unsere schöne Stadt versetzte.

Auf dem Hofe hatten sich mittlerweile viele andere Flüchtlinge eingefunden, die das erste Stockwerk bevölkerten. Die eine Familie lebt noch dort. Neue sind hinzugekommen. Die bange Frage war, ob man am Schluß noch militärische Operationen von Bedeutung im Bereiche von

¹ Gemeint sind die Luftangriffe vom 13./14. Febr. 1945, vgl. auch Dok. 19, Anm. 6.

Celle und Burg zu erwarten habe. Manche Vorbereitungen seitens der Garnison Celle, Ausheben von Schützenlöchern, Einmannlöchern und Schützengräben, deuteten darauf hin. Gottlob ist es dazu nicht mehr gekommen.

In der Nacht vom 10. zum 11. April entwickelte sich ein gewaltiges akustisches Schauspiel, das den Befehl zum Rückzug unter Beweis stellte: Es flogen in Hambühren und Umgebung die deutschen Muna-Lager in die Luft². Auch viele Brücken wurden gesprengt. Am Abend des 11. April zeigten der gewaltige Lichtfinger des englischen Scheinwerfers, der über unser Gebiet hinwegstrahlte, und der immer näher und näher rückende Beschuß mäßigen Umfangs den Umschwung der Dinge für den nächsten Tag an.

Am 12. April in der Frühe wurde Celle und Umgebung kampfflos besetzt. Burg in seiner romantischen Abgeschlossenheit hat von den Härten, die notwendigerweise jede fremde Besetzung mit sich bringt, wenig zu spüren bekommen.

Die ersten Engländer, die durch das Dorf streiften, waren unbewaffnet, höflich und von privaten Wünschen beseelt. Es machte mir offen gestanden als Kenner Englands Freude, wieder mit der Umwelt in direkte Gesprächsverbindung treten zu können. Vor dem Kriege, insbesondere vor der Machtübernahme, habe ich mich gern aus angeborener Passion und mit einer Beigabe von Weltbürgerlichkeit auf Auslandsreisen umgeschaut.

Bald aber zeigte der Umbruch der Zeit eine sehr häßliche Grimasse. Die bedrohlichen Besuche der Höfe durch ehemalige KZ-Insassen polnischer Geburt und Displaced Persons aller Art.

In den unvergeßlichen Wochen im Mai und Juni 1945, die so schwer auf uns lasteten, sah ich meine Aufgabe darin, aus meiner Kenntnis fremder Sprachen und in möglichst objektiver Würdigung aller Umstände der Vermittler zu werden zwischen den Interessen der Besitzerhaltung des Hofes und dem verständlichen Aufbegehren und Rachebedürfnis der Tausende, die als Sklavenarbeiter ein hartes Los hinter sich hatten.

Die Nähe Burgs an den Polenlagern der Stadt [Celle] brachte einen besonders intensiven Ansturm solcher im Anfang schwer belehrbaren Befreiten. Es gab unter ihnen eine Anzahl von solchen, die eine gute Kinderstube nicht leugneten und mit denen ich nach rascher Regelung ihrer ersten Bedürfnisse an Verpflegung erbauliche zusätzliche Gespräche führen konnte.

Andere aber zeigten den nackten Willen zur Gewaltanwendung, wenn ihrem Verlangen nach Beköstigung nicht ausgiebigst entsprochen wurde. Hier gab es schwierige Lagen, die sehr nahe an die Ausführung einer Plünderung des Hofes oder auch an Gewaltanwendung gegen Leib und Leben grenzten. Nicht in allen Fällen konnte raubmäßige Aneignung von Le-

² Vgl. dazu u. a. auch Dokument 10.

bendbeständen an Rindern, Schweinen und Hühnern verhindert werden. Aber das Schlimmste, eine Totalausplünderung, wurde doch auf allen Höfen vermieden. Natürlich mußte eine sehr gebefreudige Hand seitens der Bäuerin spenden.

Um dem Abgang und Ansturm zu begegnen und einem Totalverlust vorzubeugen, der ja anderwärts vorgekommen, wurde auf unserm Hofe ein bestes Rind von 1000 Pfund geschlachtet. Und ich entsinne mich sehr wohl, wie von dieser Schlachtung beträchtliche Portionen an die ungestüm Drängenden verteilt wurden mit dem erstrebten Erfolge, daß sie für den Tag befriedigt abzogen.

In den kritischsten Tagen leistete uns einmal vorübergehend die Besatzung wirksame Hilfe. Sie hatte eine Wache in den neuen Häusern des Dorfes, an die wir uns im Bedrängungsfall wenden konnten bei Tag und Nacht. Es muß fairerweise anerkannt werden, daß sie in jedem Fall der Anforderung auf das Prompteste krisenhafte Zustände beseitigte.

So denken wir alle auf dem Hofe an einen Morgen, wo der gesamte Kuhstall von Plünderungslustigen belagert war. Mein Vetter Ernst bezog Stellung im Inneren des Stalles und verrammte alle Zugänge. Ich selbst stand vor dem Stall und verhandelte mit den aufgeregten Ausländern. Auch das Wohnhaus war von innen abgeschlossen. Ich erklärte dem Sprecher, daß es keinen Eingang in den Kuhstall gäbe und daß jeder Versuch einer Gewaltanwendung überraschend unangenehme Folgen für die Fordernden haben würde. Schließlich forderte ich sie auf, den Hof zu räumen. Als das nicht geschah, gab ich einer Gartenhelferin, die zu diesem Behuf mit mir in Augenverbindung stand, das verabredete Zeichen. Sie eilte nach der amerikanischen Wache, und in wenigen Minuten erschien sehr zur Überraschung der Plünderungslustigen ein amerikanischer Jeep mit Bewaffneten, der die gesamte Bande auflud und entführte. Das verdutzte Gesicht des Sprechers, der sich eben noch so erfolgssicher aufspielte, werde ich nicht vergessen.

An einem anderen Tag, um ein krasses Beispiel zu nennen, erschienen Berittene, die sich einfach einen großen Erntewagen vom Hofe holten. Auf mein Dazwischentreten und meine Frage, wie es mit der Bezahlung stände, gaben sie mir aus reichlich gefüllter Tasche zwei Hundertmarkscheine und rasten mit ihrer Beute davon. Es wurde uns gemeldet, wo der abgeholte Wagen zu finden sei. Dort hat ihn mein Vetter Ernst mit einem Arbeiter am nächsten Tage wieder abgeholt. Die 200 Mark stehen zur Rückzahlung noch immer zur Verfügung.

Eine schwere Heimsuchung traf den Hof Adolf Knoop, wo weniger aus Beutebedürfnis als aus persönlicher Rachelust über Nacht schrecklich gehaust wurde. Ich selbst wurde zur Aufnahme des Tatbestandes und zwecks Meldung an die englische Polizei am nächsten Morgen zur Besichtigung nach dem Kiebitzbruch gebeten.

In allen Höfen ist es zu den in jenen schlimmen Monaten Mai und Juni

üblichen Diebstählen und Einbrüchen gekommen, die den Viehbestand minderten. Vom Sommer desselben Jahres ab trat nach Maßgabe der Entfernung der unruhigen Elemente aus den Lagern aus Celle und Umgebung auch ein merkliches Nachlassen von Eigentumsvergehen ein.

Ende Dezember 1947 traten wieder die Diebesbanden im Dorf auf, diesmal erwiesenermaßen Deutsche. Sie versuchten einen Einbruch in meinem Zimmer, wurden aber gottlob durch mein Erwachen gestört. Sie hatten schon die Fensterscheibe zerschnitten.

Sie haben sich dann beim Bürgermeister Echte³ schadlos gehalten, indem sie dort die Speisekammer ausplünderten. Sie wurden später in einem Nachbardorfe gefaßt und sind in Untersuchungshaft.

Zu dem Problem des Verhältnisses zwischen Einheimischen und Flüchtlingen nehme ich, ausdrücklich befragt, wie folgt Stellung:

Durch die übermäßig große Zahl der in die Westzonen eingeströmten Flüchtlinge trat an den caritativen Willen der Einheimischen, der zweifellos vorhanden ist, in der Praxis eine so übergroße Anforderung, daß sie selbst oft in arge Raumnot gedrängt wurden. In solcher Praxis wird natürlich bei vielen Einheimischen bestes Wollen in Verbitterung umgewandelt. Wenn nun auf der anderen Seite der Flüchtling ohne Einfühlungsvermögen auf Forderungen oder schon eingeräumte Rechte pocht, so öffnet sich von selbst der berüchtigte Graben zwischen Einheimischen und den Flüchtlingen. Verbindliche Art, ehrlicher Wille zum Ausgleich werden jederzeit Brücken über den Graben schlagen. Aber dieser Brückenschlag gelingt nicht überall. Es muß von beiden Seiten an der Beseitigung von hartem Auftreten, von schroffer Lieblosigkeit gearbeitet werden. Das erscheint mir das ernsteste Sozialproblem der überfüllten Westzone. Der Lastenausgleich wird nach vollzogener Währungsreform das schwierigste soziale Gesetzwerk sein.

Es sollte auch dahin kommen, daß im öffentlichen Dienst Flüchtlinge, sofern ihre Tüchtigkeit erwiesen ist, bei ihrer Anstellung und Beförderung nicht hinter Einheimischen zurückstehen. Sie müssen das Gefühl gewinnen, als gleichberechtigte Bürger anerkannt und auch in der Praxis behandelt zu werden. Die Not des Vaterlandes erheischt den Einsatz der Besten, woher sie immer kommen mögen. Ganz überzeugt bin ich zumindest in meinem Blickkreis, daß die nationalsozialistische Gesinnung keineswegs im Absterben ist und daß die Not der Nachkriegsjahre, mit der die allermeisten Deutschen zu ringen haben, der erstrebten Erziehung zur Demokratie hinderlich ist.

Vielleicht sind hier in den ersten Zeiten der Besetzung Fehler seitens der Besatzungsmacht begangen worden. Vielleicht ist es in der Praxis über-

³ Adolf Echte, Landwirt, 1943–April 1945 Erster Schöffe, Mai 1945–Nov. 1956 Bürgermeister und ehrenamtlicher Gemeindedirektor von Burg, schloß sich nach 1945 der CDU an.

haupt nicht möglich, nebeneinander deutsche Demokratie und militärische Besatzung zu haben. Eins erschwert das andere. Ich bekenne mich frei zu der Überzeugung, daß wir namentlich auf dem Lande von Glück reden können, überhaupt eine Besatzung im Lande zu haben. Denn was würde wohl aus den Bauern werden, aus den Gehöften, aus den Verschonten der Städte, wenn die Deutschen sich selbst überlassen wären.

Etwas sehr Wichtiges dürfen wir nicht vergessen. Durch das sofortige Erscheinen und Eingreifen der Besatzungsmacht nach dem Zusammenbruch wurde uns eine blutige deutsche Revolution erspart, nämlich ein unvorstellbares Rachewüten der durch den Nationalsozialismus Gepeinigten an ihren Peinigern. Die Denazifizierungsvorgänge sind das einzige von der Besatzungsmacht zugestandene Recht jener verhinderten deutschen Revolution. Straf- und Erstattungsverfahren sollten nur gegen solche Personen angewendet werden, die nachweisbar als Vertreter des Regimes gegen stets gültige Moralgesetze sich versündigten oder sich bonzenhaft Vorteile verschafften. Alle anderen sind in ihre Arbeit zurückzuführen, wir können sie nicht entbehren.

Bis auf den früheren Bürgermeister Winkelmann⁴, auf dessen Hof ein Treuhänder eingesetzt ist, sind mir keine politischen Maßnahmen bekannt. Eine echte Demokratie wird in besseren Lebensbedingungen und ehrbarer Arbeit ihren besten Ausdruck finden.

Dokument 28

Westercelle: Otto Hasselmann, Altbauer
12. Mai 1947

[...] Als die Leute flüchten mußten 1945, haben wir zuerst Treckbauern gehabt, die aber alle wieder wegzogen. Dann haben wir Leute aus dem Gestüt Braunsberg gekriegt und aus Ortelsburg [beide Ostpreußen], lauter gute Leute. Wir haben sieben Ehepaare hier. Einmal ist auch einer mit Ochsen angefahren gekommen, aber der eine konnte nicht mehr, der ist unterwegs liegengeblieben. Immer auf den Steinen und denn bei der Kälte. Viele Treckbauern hatten ihren Proviant mit, viele haben auch freiwillig von uns alles bekommen. Diese Gestütsleute aus Braunsberg kriegen ihr Geld noch immer. Die Wohnungsverhältnisse sind ja eng, meist alle kochen in ihren Stuben, es geht auch ganz gut. Als 1945 der Umsturz kam, wurde Holz und Heide angesteckt, wer das getan hat, weiß ich nicht. Das Feuer kam bis ein Kilometer von hier.

⁴ Gustav Winkelmann, Landwirt, 1942–April 1945 und erneut Nov. 1956–1964 Bürgermeister von Burg.

Schlimm war es, als die Polen kamen, sie haben uns recht bestohlen, den Koffer mit unseren Silberhochzeitsgeschenken, alles haben sie weggenommen. 50 oder 100 Mann kamen zugleich mit Pferd und Wagen. 50 Hühner haben sie geschlachtet und gekocht in der Scheune, Fahrräder und unseren Kutschwagen haben sie mitgenommen, das ist hier bei mehreren passiert. Rehwinkels Wilhelm haben sie beim Pflügen umgestoßen, Pferd und Wagen weggenommen und sind damit losgefahren. Stellenweise ist es in anderen Dörfern noch schlimmer gewesen, hier hat keiner aus seinem Hause rausbrauchen. Nur von der Brelie mußte raus. Ich mochte es den Polen nicht verbieten, daß sie in der Scheune Feuer anmachten. Ein Schwein von unseren haben sie auch geschlachtet und hier gekocht. Die schlechtesten Menschen waren es auch nicht. Wir hatten ein Russenmädel, die wußte Bescheid, die hat uns viel verraten. Dadurch ist das Plündern viel mit gekommen. Aber sie hat auch gesagt, daß ein Schwein von unseren beiden hierbleiben müßte. Bei hellichtem Tage haben sie unseren Kutschwagen und Anhänger und zwei Fahrräder und dem Mädels ihre Betten mitgenommen. Meine Uhr hat mir ein Tommy weggenommen. Er kommt auf mich zugelaufen und sagt, ich soll die Schränke aufmachen, er nahm mir auch meinen Stock weg.

Den Tag, als die KZ-Leute kamen, sind sie durchs Kammerfenster eingestiegen und haben eine Reisetasche mitgenommen und Geld, nachher haben wir aufgepaßt und das Fenster zugehalten.

Als der Angriff auf Celle [8. April 1945] war, sind die Dachsteine auf unserem Hause ganz schief zu stehen gekommen auf der Seite nach Celle zu, wo der Luftdruck herkam. Der Zement zum Verstreichen fehlt heute noch. Im Bruche ist wieder ein sechs bis sieben Zentner schweres Rind geschlachtet. Man glaubt nicht, daß es die Polen gewesen sind, es können auch Leute von hier sein, die Not ist groß. Den Flüchtlingen geht es hier ganz gut. Eingebrochen wird hier auch, man traut es einem zu, aber man weiß es nicht und schweigt deswegen still.

Mein Sohn wurde am 3. August 1939 zur Übung eingezogen, und dann kam der Krieg. 1943 kam im Januar ein Schreiben, er wäre im Kessel von Stalingrad. Was haben die armen Leute wohl durchgemacht. Er schreibt jetzt ganz gut. 1942 hat meine Schwiegertochter alles Vieh verkauft, ich hatte auch drei Füllen und drei Zuchtpferde. Aber weil mein Sohn nicht da war, konnten wir es nicht halten. Die Ländereien haben wir verpachtet. Vor dem Kriege hatten wir einen Ungarn als Knecht, dann Gefangene zur Arbeit, und die waren ganz gut. Nur durch das Russenmädel und ihre Kameraden ist uns viel weggenommen.

Auf unseren Grundstücken sind mehrere Löcher von Bomben. Wir hatten uns hinter dem Hause einen Bunker gemacht, wie das mit den Fliegern anfang. Schrecklich war es, den Zug mit den KZ-Leuten zu sehen. Er hielt hier, es sind sicher eine Menge von den armen Leuten liegengelassen, der Zug kam von Gifhorn, es war ein ganz langer Zug. Welche stiegen aus,

mußten aber wieder hinein, auf dem Celler Bahnhof ist der Zug dann liegengeblieben und ist in den Angriff am 8. April hineingekommen. Wir waren im Bunker und hörten den Krach, wir haben uns die Ohren zugehalten, ich dachte immer: „Wenn es sein soll, dann bist du weg.“ Ich mochte gar nicht gern im Bunker oder im Keller sitzen, am liebsten war ich auf der freien Straße, wenn die Flieger über uns waren oder im Chausseegraben, zuletzt bin ich gar nicht mehr in den Keller gegangen.

Alles, was wir auf dem Hofe in einem Koffer eingegraben hatten, war eines Nachts alles weg, das Russenmädels muß davon eine Ahnung gehabt haben. Das Eingeschlachtete hatten wir versteckt, damit ist es nicht so schlimm geworden, aber das Silbergeschirr und die Anzüge von meinem Sohn sind alle weg.

Die Fenster auf der Güterbahnseite waren alle einzeln eingedrückt. Bange war ich davor, daß Celle sich zur Wehr setzen würde. Morgens um sechs Uhr am 12. April wurden von der Braunschweiger Chaussee her einige Schüsse abgegeben von den Deutschen, westlich von hier wurde dagegen geschossen. Die Amerikaner lagen hier im Biwak an der Chaussee, ein Bataillon hat hier eine Nacht übernachtet. Sie haben auch hier auf dem Hofe in der Nacht vom 11. auf den 12. April 1945 gelegen, sie hatten alles bei sich und haben in der Küche und auf dem Hofe gekocht. Sie machten sich das bequem, sie gossen Benzin in ein Loch auf der Erde und steckten das an, darauf konnten sie eine Menge kochen.

Ich bin nun 87 Jahre alt, bin seit 1875 in der Landwirtschaft tätig. Welch ein Wechsel allein in unseren landwirtschaftlichen Geräten; Forken, Heugabeln waren von Eisen geschmiedet, es war eine schwere Arbeit, diese Geräte zu regieren, die Arme taten einem weh vom Gegenhalten beim Pflügen. Die in der Fabrik gemachten Pflüge gehen so leicht, daß sie allein gehen. 1896 hat mein Vater die erste Mähmaschine angeschafft. Wender und Harken gehen heute so leicht, wir mußten in unserer Jugend viel mehr arbeiten.

Mein Großsohn ist 1943 bei Tarnopol [Ukraine] mit 20 Jahren gefallen, ich habe viel geweint, aber es muß ertragen werden. Mein anderer Sohn ist in Niehof [Holstein]. Wir hatten 60 Morgen unter dem Pflug und 120 Morgen gute Wiesen, wir haben immer zugekauft, und nun haben wir keinen Ersatz. Wenn nur mein Sohn bei seiner Rückkehr noch die Kraft hat, wieder zu arbeiten. Wenn wir nur einigermaßen Lebensraum behalten, dann kommen wir auch wieder hoch.

Die Chaussee von Celle durchs Dorf wurde 1870 gebaut, die Chaussee nach der Hannoverschen Straße 1891, die Chaussee von der Eisenbahn nach dem Kanal 1903, die Chaussee vom Kanal nach Dassels Gut 1908.

[...] Nun haben wir wieder ein Schaf, damit wir Strümpfe genug haben, das muß die heutige Generation alles wieder lernen. Aber solche Wolle ist besser als die man kaufen kann.

Dokument 29

*Westercele: Anna Rehwinkel, Landwirtin, Frau von Edmund Rehwinkel
12. Januar 1948*

Mein Mann wurde gleich beim Beginn des Krieges eingezogen zur Marine am 24. August 1939, ich war an dem Tage auf einem Ausfluge mit dem Hausfrauenverein nach dem Gehrdener Berge [bei Hannover], und wir saßen abends am Maschsee [Hannover], und alles war so schön und friedlich und eine ganz herrliche Beleuchtung. Wir hatten ein Radio im Auto-bus, und das erzählte schon immer was vom Kriege, ich dachte, das kann doch nicht angehen, daß es wieder Krieg geben soll. Als ich abends nach Hause kam gegen elf, war noch Licht, und mein Mann saß am Tisch und schrieb. Er sagte: „Du kommst nach Hause, und ich trete meine Reise an, ich muß heute nacht noch weg nach Sylt.“ Ich mußte nun gleich für ihn packen, und um drei Uhr fuhr er ab. Andere Leute sind später erst einberufen.

Ich stand nun allein mit einem 14jährigen Landjahrjungen, einem 60jährigen Tagelöhner und zwei Mädchen. Wir waren gerade beim Grummet. Oktober beim Ende der Kartoffelrodezeit kriegten wir den ersten polnischen Kriegsgefangenen. Er wurde jeden Abend abgeholt in die Baracke, später wurde er bei uns Zivilarbeiter. Er war sehr fleißig, anspruchslos und zufrieden, er benahm sich sehr gut. Er war sehr ängstlich und verschüchtert die erste Zeit, er hatte wohl durch Schauer-märchen Angst vor den Deutschen bekommen. Außerdem war er ziemlich verhungert. Er war ein ausgezeichnete Pferdepfleger, für seine Pferde stahl er auch, wo er konnte, Getreide. Er war von 1939 bis 1945 auf dem Hofe.

Am 8. März 1940 kam mein Mann, von der Kreisbauernschaft reklamiert, zurück. Wir hatten viel Milchvieh und keinen Schweizer, da hat mein Mann die Arbeit im Stall aufgenommen mit den beiden Mädchen. Wir hatten 21 bis 24 Milchkühe, im ganzen 50 bis 60 Kopf Rindvieh. Wir haben etwa 200 Morgen Wiesen und Weiden beim Hofe. Unser Hof ist schwer zu bewirtschaften, da die beim Dorfe gelegenen Grundstücke nach Celle verkauft sind als Baugelände, dafür haben wir bei Adelheidsdorf und Dasselsbruch [südlich von Westercelle] Grundstücke zugekauft, so daß wir Entfernungen von fünf bis neun Kilometern haben.

Der Pole war auch nach der Heimkehr meines Mannes ganz ordentlich, aber er stahl ihm seine Armbanduhr und beim Kaufmann eine Uhr. Dafür hat ihn mein Mann verprügelt. Das hat er auch ganz gutwillig hingenommen, denn es war ja auch verdient. Leider stahl er auch den Evakuierten, die auf unseren Hofe kamen im Februar 1945, als er ihre Sachen vom Wagen abladen half, ihre sämtlichen Schuhe und versteckte sie in seiner Kammer im Schrank. Die Flüchtlingsfrau alarmierte die Polizei, und als er vom Felde kam, wurde er gleich abgeführt vom Gendarmen, und er

wurde in ein Arbeitslager in Unterlüß gesteckt. Aus diesem Arbeitslager kniff er bei einem Bombenangriff aus und versteckte sich hier heimlich auf unserem Boden. Wir hörten an dem Abend immer verdächtige Geräusche, und schließlich gingen wir dem nach und fanden, daß die Rauchkammertür nicht mehr unbeschädigt war. Wir gingen dann alle Mann auf den Boden, und unser Mädchen, das sehr viel Courage hatte, und unsere beiden Italiener schnappten den Polen, der ganz vertiert, verwildert und verkommen aussah. Er hatte kein Hemd mehr an, war ganz verkratzt und verlaust und hatte nur noch Lappen um die Füße. Er bat um Essen, er sei furchtbar hungrig. Aber unser Mädchen sagte, das dürfe sie nicht. Ich habe es nicht gewußt, sonst hätte ich es getan. Ich telefonierte mit der Polizei. Der Landjäger hat ihn dann mitgenommen.

Drei Wochen nach dem Umsturz kam der Pole – K. hieß er – siegesbewußt und völlig neu eingekleidet wieder und bezog seine Kammer, als ob nichts geschehen wäre. Zuerst setzte er sich wie immer an seinen Tisch und aß, wie es sich gehörte, mit uns. Er hatte dort immer mit den Serben und Italienern gegessen, wir hatten es zuerst nicht getan, die Fremden allein essen lassen, aber der Wachmann forderte es, und die Fremden wußten es ja auch, daß wir nichts dafür konnten. Zuerst, nachdem K. wieder hier war, habe ich immer besonders für ihn gekocht, Haferschleim und Semmel, da er nichts vertragen konnte. Dann hatten wir noch einen Zivilarbeiter aus Polen, der war auch sehr bescheiden, der mußte auch auf dem Sägewerk bei Hamers arbeiten. Diese beiden brachten uns dann nach dem Umsturz auf einem gestohlenen Rollwagen 20 Polen von allen Sorten auf den Hof, die haben hier fünf Tage gehaust. K. hatte plötzlich einen Kutschwagen und Pferde und fuhr herum und klaute Vieh, das wurde bei einem Halbpolen auf Lauen Hofe geschlachtet. Für die Polen auf unserem Hofe wurde in der Waschküche gekocht und gebraten und gebacken. Die Tür nach unserer Küche hatten wir abriegelt. Wir waren überhaupt immer eingeschlossen und trauten uns nicht aus dem Hause. Auf unserem Hofe sind von den Banden acht Schweine, 14 Kopf Rindvieh, drei Gänse, 45 Hühner und ein Puter mit 18 Küken geschlachtet. Sechs Wochen bin ich Tag und Nacht nicht aus den Kleidern gekommen.

Das Vieh im Stalle war immer ausgemolken; wenn die Mädchen zum Melken kamen, saß immer schon ein Pole unter der Kuh. Da die Milch nicht zur Molkerei gebracht werden konnte wegen der gesprengten Allerbrücke, verkauften wir die Milch hier vom Hofe, täglich 150 bis 200 Liter. Drei große Schlangen standen auf dem Hofe, bis auf die Straße. Die Serben benahmen sich sehr anständig und waren ganz auf meiner Seite: „Frau, wollen wir nicht auch schlachten?“ – „Ach, das nehmen mir die Polen ja doch bloß weg!“ – „Nein, wir sagen für uns, und Sie kriegen das Fleisch!“ So haben wir denn das auch gemacht. Andere Serben kauften ein Kalb von mir, das ist denn hier gebraten und gegessen worden. Die Serben waren uns ein gewisser Schutz, sie haben uns viel abgewehrt und

haben oft vor dem Hofe mit den Ausländern verhandelt, daß sie uns nicht ausplünderten. Die Italiener haben, ohne sich viel um sonst etwas zu kümmern, einfach weitergearbeitet, sie haben unsere Dächer, die vom Angriff auf Celle am 8. April abgedeckt waren, wieder in Ordnung gebracht, der eine sorgte hauptsächlich fürs Vieh. Die Serben haben auch zugefaßt, wenn es Not tat, aber doch nicht so durch dick und dünn mitgearbeitet. Die Polen haben die ersten Nächte auf dem Rollwagen geschlafen, den sie in den Kuhstall hineinschoben, dann im Stroh im Kuhstall, dann aber verlangten sie Zimmer im Hause; die haben wir ihnen aber nicht gegeben, sondern das Zimmer an der Diele von den Italienern, und die haben wir ins Haus genommen. Sie sind denn ja auch bald abgerückt. Die Italiener haben mir auch den Rest der Hühner auf die Rauchkammer gerettet; da haben sie ein Vierteljahr sitzen müssen, sonst hätte ich keines behalten. Die Kämme waren ganz blaß geworden, als sie wieder herunterkamen, sie konnten sich auch nur schwer wieder ans Sonnenlicht gewöhnen. Sie haben mir auch meine letzten vier Schweine gerettet, haben oben auf dem Boden einen Schweinestall gebaut, glücklicherweise war ein Betonfußboden da. Die Hühner hatten in eine alte Kiste, die da oben stand, 30 Eier gelegt. Das Futter für die Schweine haben wir immer hinauftragen müssen.

Aber unser Haus haben wir uns doch von den Fremdvölkern frei gehalten, das ist das Verdienst von meinem Onkel aus Berlin, der so lange und in Güte auf die Leute einredete, bis sie nachgaben. Er kann nicht wieder zurück, da der Russe dort ist. Er fährt meinen Mann, der ja oft weite Fahrten machen muß, was mehrmals in der Woche vorkommen kann.

Der Pole K. wurde dick und fett durch die ewigen Schlachtfeste, er saß preislich auf seinem Wagen und fuhr wie ein Viehhändler über Land. Bei uns wohnte er nicht mehr.

Einmal schickte er uns den Engländer auf den Hals, wir hätten Schußwaffen. Unser Onkel beruhigte den Engländer, und der zog wieder ab. Wir nehmen an, daß K. auch die fremden Industrie-Polen benachrichtigt hat, bei uns wäre was zu holen, sie sollten zum Plündern kommen. Einmal kam ein Lastauto mit zwei Polen, die hier vier Kälber abschlachteten. Sie kamen, obwohl wir alles abgeschlossen hatten, doch in die Waschküche hinein und guckten durch das kleine Fenster in unsere Küche und wollten nun auch noch Eier haben. Als ich ihnen keine gab, schoß er ins Fenster hinein in die Küche.

Einmal kam ein betrunkenener Russe, der wollte Schnaps haben; er packte mich am Arm und schüttelte mich: „Schnaps! Bunker!“ Er meinte, im Keller wäre Schnaps. In dem Augenblick kamen die Kanadier, sie grinsten, aber sie sagten nichts, der Russe verzog sich dann aber doch. Die Beststellungsarbeit, vor allem das Kartoffelpflanzen war in dem Frühling ein Kunststück. Mein Mann kam erst aus Wilhelmshaven am 10. Juni zurück. Unsere Mädchen, die Frau aus Harburg und der Verwalter fahren auf

Schleichwegen nach dem Felde und pflanzten nur jeden Tag etwas Kartoffeln und machten, daß sie wieder nach Hause kamen, da es ihnen unheimlich war. Man konnte nie wissen, ob ihnen die Fremdvölker nicht die Pferde ausspannten und den Wagen wegnahmen. Der Milchkutscher Rehwinkel ist seine Pferde auf die Art losgeworden. Er hat sie nie wiederbekommen.

Meine Schmucksachen habe ich unter einem Johannisbeerbusch in einer Patentdose vergraben, die Konserven unter dem Hühnerstall und die Bestecke in einer Milchkanne unter dem Holze versteckt. Es ist nichts gefunden worden. Ich habe es mit unserem Mädchen vergraben, wenn die Fremdarbeiter auf dem Felde waren. Das Mädchen ist schon acht Jahre bei uns, und das andere auch. Auf unserem Vorplatz hatten wir in der Zeit eine richtige Vorratskammer eingerichtet, da hingen unsere Pferdegeschirre, die 35 Ztr. Saatkartoffeln, die wir noch zuletzt gekriegt hatten, die Milchkannen. Wir beruhigten alle, die um was bettelten, mit Kartoffeln, jeder kriegte etwas. Den Milchverkauf machte das eine Mädchen, die Harburger Frau und die Serben. Manche schmissen ja mit dem Gelde und gaben für einen Liter zwei Mark. Wir haben aber durchschnittlich jedem nur einen halben Liter gegeben, damit alle etwas kriegten, und haben doch nicht alle befriedigen können. Bei dem Milchverkauf prügeln sich die Ausländer mit den Deutschen, es war schrecklich. An Sachwerten haben wir außer dem Vieh alles gerettet. Es war eben ein großes Glück, daß die Fremdvölker uns nicht ins Haus kamen.

Vor den Alarmen hatte ich keine große Angst, ich hatte etwas Wäsche oben aus dem Schrank nach unten in den Koffer gepackt, damit bei Feuer das Retten leichter wäre. Aber am 8. April 1945 wurde es doch schlimm für unser Haus, sämtliche Dächer wurden abgedeckt, alle Fenster waren kaputt, manche Stallfenster herausgerissen, die schönen Glasdrahtfenster im Hühnerstall eingedrückt. Wir waren natürlich alle im Keller. Allerdings, das Verpflegungsdepot, das hier im Hause im Quartier lag, ein Oberzahlmeister und vier Mann mit dem kleinen Russen Michel, den sie sich aus Rußland mitgebracht hatten, die gingen alle Mann bei Alarm sofort auf die Wiesen an der Fuhse, weil sie meinten, da würden keine Bomben hingeschmissen.

Das Schlimme war, daß wir nun kein Wasser fürs Vieh hatten, weil kein Strom da war. Die Italiener und Serben holten nun das Wasser von Lehrer Meyer und von Lauen Hofe. Licht hatten wir auch nicht, dabei kamen viele Leute aus Celle und brachten hier noch Sachen her, weil sie Angst vor einem nochmaligen Angriff auf Celle hatten.

Aus dem Zuge mit den KZ-Leuten waren auch einige Verwundete zu uns gekommen mit blutenden Köpfen, die saßen hier im Garten und baten um Brot und Kaffee, und ich gab ihnen auch satt. Der Oberzahlmeister kam darauf zu und schimpfte, daß ich die KZ-Leute verpflegte, die müßten niedergeknallt werden! Ich sagte: „Aber machen Sie keine Geschich-

ten! Ich will von solchen Geschichten nichts wissen, auf meinem Hofe geschieht so etwas nicht!“

Auch die Serben waren sehr furchtsam bei Alarmen. Ich war an dem Sonntag noch schnell nach Celle gefahren, um von Ludolf Müller Schnaps zu holen, da kam Voralarm, ich ließ den Schnaps im Stich und raste mit meinem Rad zurück, da meine kleine Tochter auch sehr bange bei Alarm war. Ich war gerade angekommen, als mein Onkel sagte: „Nun aber rasch in den Keller!“ Als wir nach dem ersten Angriff nach oben in den Garten gingen, regnete es richtig Staub. Alles lag voll von Glasscherben.

Da wir nicht wohlgekommen seitens der Ortsgruppenleitung waren, wurden wir als erste mit Evakuierten und Ausgebombten sehr stark belegt. Wir hatten nur ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer, als andere noch drei Wohnzimmer hatten. Das habe ich damals sehr schmerzlich empfunden. Auch sonst sind wir vom Ortsgruppenleiter sehr getriezt. Einmal mußten wir noch abends um elf Uhr Flüchtlinge nach Dasselsbruch bringen, und das Beste war, daß sie da die Leute nicht einmal aufnahmen und sie doch zuletzt hier noch bei Gastwirt Krüger unterkamen, dabei waren die Leute schon seit fünf Uhr im Dorfe. Kreisbauernführer Lammers hat sich immer sehr anständig für meinen Mann eingesetzt. Er hat seine nochmalige Einberufung immer hinausgezögert. [...]¹

Mein Mann kam also am 10. Juni [1945] zurück. Landwirtschaftslehrer Schweer und Direktor Andrée² riefen bei mir an: „Geben Sie uns die Adresse von Ihrem Mann, er soll Bauernführer werden.“ Die haben wohl viel dazu beigetragen, daß mein Mann aus Gefangenschaft zurückkam.

Vorher aber haben wir noch viel mit den KZ-Leuten zu tun gehabt. Einmal waren doch ein paar in die Küche eingedrungen. Sie setzten sich gleich an den Tisch und verlangten zu essen. Einmal sind sie auch in mein Kammerfenster gestiegen, das seit dem Angriff mit Pappe zugemacht war. Die Uhr, das Zigarettenetui von unserem Jungen, Zigarren und Zigaretten, die wir für meinen Mann aufgespart hatten, waren weg. Aber aus dem Wäscheschrank war nichts entwendet. Ich hatte gerade drei Pfund Kaffee getauscht und hatte eine furchtbare Angst, daß sie dahintergekommen wären, aber der Kaffee war unversehrt da. Wenn wir uns mal in den Garten trauten, um dort zu arbeiten, waren wir sofort umringt von schrecklichen

¹ Anna Rehwinkel berichtet von einer Hausdurchsuchung durch die Gestapo im Dezember 1943, bei der Spottgedichte ihres Mannes auf Hitler gefunden wurden. Sechs Wochen später wurde Edmund Rehwinkel für gut drei Wochen von der Gestapo in ‚Schutzhaft‘ genommen; nach seiner Entlassung wurde er dann zum Kriegsdienst eingezogen.

² Dr. Heinrich Schweer (1897–1980), seit 1923 Lehrer an der Landwirtschaftsschule Celle, 1950–1963 deren Direktor; Walter Andrée (1885–1951), Landwirtschaftsrat, 1925–1950 Direktor der Landwirtschaftsschule Celle, daneben Funktionen innerhalb des Reichsnährstandes bzw. der Kreisbauernschaft.

Gestalten, die alle was haben wollten. Wir saßen meist immer hinter verschlossenen Türen. Die Milch mußten wir für die KZ-Leute immer vor ihren Augen abkochen, kein Mensch trank die Milch roh, einmal hat unser Mädchen den ganzen Tag nichts getan, als immer Milch gekocht für 70 KZ-Leute.

Hier muß auch die große KZ-Prügelei erzählt werden. Die Polen hatten sich etwas beruhigt. Nun schlachteten die KZ'ler das Vieh auf der Weide. Einmal kamen zwei mit blutigen Säcken durchs Dorf. Unsere Jungens hinter ihnen her, verprügelten sie, nahmen ihnen die Säcke ab und brachten sie hier auf den Hof. Mein Mann kommt gerade vom Felde und hat eine zweizinkige Forke in der Hand.

In dem Augenblick kommen 40 bis 50 Mann durch die Fuhse vom St. Georgsgarten [Celle] her und auf unseren Hof los. Wir konnten noch eben das Hoftor zuwerfen. Nun fingen sie an, mit Steinen und Knüppeln uns auf dem Hofe zu bewerfen, denn wir waren alle auf den Hof gekommen, auch ein paar deutsche Landser, die bei uns arbeiteten. Die nahmen Hacken und Spaten zur Hand. Auf unserem Hofe lag ein großer Haufen kaputter Dachsteine vom Angriff her, damit warfen wir auf die Straße in den KZ-Haufen. Es wurde ein fürchterliches Geschrei und Gejohle. Auf einmal kommt ein englisches Auto angebraust, und es wird ein Geschieße – englische Polizei! Die KZ-Leute rufen und zeigen auf uns: „SS!“ Die Engländer kommen und sagen: „Papiere! Papiere sehen!“ Mein Mann hatte seine Papiere in seiner Lederjoppe, die er an die Flurgarderobe gehängt hatte, ich aber hatte die Lederjoppe in den Schrank gehängt. So konnte er sie nicht sofort finden, das dauerte den Engländern zu lange, und sie kamen hinterher, weil sie glaubten, mein Mann wäre inzwischen ausgerückt. Sie lasen dann die Papiere und waren sehr ordentlich.

Sie fuhren ab und sagten, es käme zur Nacht eine Wache nach Westercelle. Von da ab war die Luft bereinigt. Es hat sich kein KZ'ler mehr sehen lassen. Wir mußten den anderen Tag nach Flettmar [Landkreis Gifhorn] zur Beerdigung meiner Mutter auf dem Rade, ich war so unruhig, ich glaubte, wenn wir zurückkämen, hätten sie unser Gehöft angesteckt. Aber es war nichts passiert. Die KZ'ler sind nicht wiedergekommen. Den Sohn von Bauer M. haben die Engländer aber bei der Gelegenheit mitgenommen und ins Gefängnis gesetzt. Das Fleisch haben die Engländer auch mitgenommen.

Präsident von Reden³ von der Landwirtschaftskammer hat meinen Mann dann als Bauernführer eingesetzt, und die Parteien haben ihn

³ Georg Baron von Reden (1877–1946), Patensohn des letzten hannoverschen Königs Georg V.; Jurist, 1907 Übernahme des Gutes Reden und seitdem als Landwirt tätig; 1921–1933 und erneut 1945–1946 Präsident der Landwirtschaftskammer Hannover; Mitglied der Welfenbewegung, nach 1945 an den Besprechungen zur Gründung der NLP beteiligt, hielt sich aber parteipolitisch stets im Hintergrund.

Herbst 1945 zum Landrat gewählt, aber er hat die Wahl nur bis zur nächsten Wahl angenommen. Er sollte dann mit Gewalt in die NLP, aber er wollte sich nicht dazu zwingen lassen.⁴

Dokument 30

*Wathlingen: Baronin Ilse von Lüneburg, Gutsbesitzerin*¹
3. Dezember 1946

Was meinen Mann und mich immer so erschüttert hat, war die Genicklosigkeit unserer Bauern hier in Wathlingen. Wir haben ja nur wenig wirkliche Höfe, das meiste sind kleine Höfe, und diese Kleinheit des Besitzes schafft auch nur kleine Charaktere, denen die Unbestechlichkeit fehlt, die nicht den Mut haben zu sagen: „Wir sind wir, und ich bin ich“, wie es zum Beispiel in den Kreisen Uelzen oder auch Hameln geschieht. Durch die Erdöl- und Kaliindustrie und die beiden Sägewerke haben wir hier viel fremdes Volk hereinbekommen. Dagegen muß ich sagen, daß gerade aber unter unseren Waldarbeitern sehr viele echte und gerade Charaktere sind und echte Naturen. Viele der Wathlinger machten den Nazismus mit, weil es die Nachbarn taten. Sie waren eben keine selbständigen Naturen. Eine rühmliche Ausnahme bildete der Bauer E., kein richtiger Bauer, sondern ein kleiner Mann, der sich hochgearbeitet hat, sein Sohn ging zur Volksschule und kam als Charakter wieder. Leider ist er im Krieg gefallen, wie so viele andere Söhne unserer Bauernfamilien auch.

Der Kampf ist auch über unseren Ort hinweggerollt. Ein Hof ist durch Granatfeuer abgebrannt, und zwei Personen sind umgekommen. Auch einiges Vieh ist getötet. Der Feind kam aus der Richtung von Hänigsen [Landkreis Burgdorf] und ging von hier nach Eicklingen. Der Beschuß kam tags vorher vom Kreuzkrug [Gasthaus an einer Straßenkreuzung außerhalb Wathlingens] her. Ein SS-Mann sprengte die Fuhsebrücke in die Luft. Daher stockte der Durchmarsch durch Wathlingen. Die Amerikaner stürzten sich in unser Haus. Es staute sich ja alles vor unserer Tür. Alle

⁴ Zu Edmund Rehwinkel vgl. Kurzbiographie im Anhang.

¹ Ilse Emma Adelheid Agnes Thyra Auguste Eleonore Ottonie von Lüneburg (1910–1965), Tochter des Oberförsters und Lüneburger Landschaftsrates Hans von Lüneburg auf Masendorf, Wathlingen und Uetze, seit 1934 verheiratet mit dem Regierungsrat Heinz-Henning von Reden; zu den Häusern Lüneburg und Reden vgl. Genealogisches Handbuch des Adels, Adelige Häuser B Bd. 14 (1981), S. 396f., sowie Adelige Häuser A Bd. 16 (1981), S. 415ff.

halbe Stunde kam ein ‚Fieseler Storch‘² und sah nach, wie weit die Brücke fertig war. Denn sie machten sich natürlich sofort daran mit Hilfe großer Balken, die sie vom Sägewerk holten, die in der Mitte niedergebrochene Brücke wieder auszufüllen mittels großer Balken. Gegen Abend war die Brücke wieder passierbar, und sie zogen ab. Alles war voller Panzer in den Straßen. Vielleicht hätten wir ein weißes Tuch heraushängen sollen, aber das haben wir nicht getan, das kam uns doch nicht als das Rechte vor. Aber da wir keine Nazis waren, haben wir auch wenig zu fürchten gehabt. Im Hause war nach dem Abzug der kämpfenden Truppe alles furchtbar eingeschmiert. Alle Uhren waren weg, sogar mein Balkenschirm. Jedes Möbel, auch selbst die, wo der Schlüssel steckte, war aufgebrochen. Erschüttert waren wir in den Tagen vor dem Einmarsch der Besatzungsmächte durch die Jammerbilder der deutschen Soldaten, die sich mühsam am Stock weiterschleppten in zerlumpten Uniformen. Dieser krasse Gegensatz zu den kraftstrotzenden Amerikanern, die nun einzogen! Immer kamen auch Trecks, die aufgenommen werden mußten. Oder es kamen Offiziere, die sich vor dem nachrückenden Feind zu retten trachteten. Sie kamen meistens in Gesellschaft von Nachrichtenhelferinnen, die in letzter Tute von ihren Dienststellen entlassen waren und nun umherirrten, viele haben wir aufgenommen und beherbergt. Ich kochte in den Zeiten immer einen großen Topf Bohnen oder Erbsen, damit ich immer etwas griffbereit hatte. Die Trecks sind meistens wieder weitergezogen. Wir selbst hatten Bekannte aus Ostpreußen mit vier Pferden aufgenommen, aber es fehlte das Futter auch für unsere Pferde. Wir haben auch in diesem Jahre nur die halbe Ernte, da wir keinen Kunstdünger bekamen. Ehe die Besatzungsmächte kamen, wimmelte hier die ganze Gegend von SS. Einer von ihnen benahm sich noch ruppig. Wir hatten für die durchziehenden Soldaten eine Kanne mit 50 Litern Milch bereitgestellt, außerdem eine Kanne für die Flüchtlinge und unser Hauswesen. Da verlangte der SS-Mann auch noch diese Kanne Milch für seine Leute. Unser Verwalter hat ihn nicht schlecht zusammengestaucht. Als die Besatzungsmächte anrückten, war die SS gottlob weitergezogen.

Für uns kam vom Feinde am zweiten Tage der Befehl: „Raus aus dem Hause!“ Mein Mann, mein Schwager und ich haben im Bunker genächtigt, meine Tochter im Holzstall, doch dauerte diese Verbannung nur ei-

² Fieseler Fi 156 „Storch“, 1935/36 entwickeltes Langsamflugzeug, das Starts und Landungen auf kleinsten Plätzen und ungünstigstem Gelände durchführen konnte, wegen seiner extrem langen Spiralfederbeine „Storch“ genannt, erfolgreichste und bekannteste Konstruktion der Gerhard Fieseler Werke GmbH, Kassel (bis 1939 Segelflugzeugbau Kassel), des Kunstfliegers und Flugzeugkonstruktors Gerhard Fieseler, ursprünglich für zivile Zwecke als Reise-, Polizei- oder Forst- und Bergüberwachungsflugzeug gedacht, später vorwiegend militärische Verwendung als Verbindungsflugzeug und Nahauflklärer; zwischen 1939 und 1945 wurden 1549 ‚Fieseler Störche‘ für die Luftwaffe gefertigt.

nen Tag. Die Fremdmächte hatten eine solche Angst vor den Deutschen, es war wohl eine Werwolf-Psychose³. Wir kamen uns trotzdem im Grunde wie befreit vor, da endlich die Nazis abgetreten waren. Mein Mann wurde gleich mit neuen Posten überschüttet. Er nahm aber weder den eines Kreisbauernführers noch den eines Landrats an. Er fühlte sich gesundheitlich nicht kräftig genug. Hier im Dorfe war es eine Katastrophe, alle brauchbaren Kräfte waren in der Partei gewesen. Man nahm vorerst den vor der Nazizeit beamteten Bürgermeister Oberheide⁴ wieder. [...] Ein großer Halt des Dorfes, unverändert in ihrer Würde und Haltung, war unsere Pastorin Bölsing, deren Mann bei Stalingrad vermißt ist⁵. Sie hat immer ihren Standpunkt klar betont, als Stellvertreter Pastor Bölsings hat Pastor Gellermann ganz großartig hier gewirkt. Dann kam ein ostpreußischer Pastor, der gar nicht funktionierte, und dann einer aus der Ukraine, der auch nicht das Richtige ist.

Wir haben viel durch die fortwährenden Alarme zu leiden gehabt. Abends sahen wir dann die Brände von Braunschweig und Hannover lohen. Ja, wir konnten sogar den Qualm vom brennenden Hamburg sehen und schmecken. Am Abend des 8. April, als der Angriff auf Celle war, konnten wir acht Brände von unserem Hof aus zählen: Celle, Elwerath⁶, Nienhagen, Dollbergen [Landkreis Burgdorf] usw. Die Tage darauf verlangte das deutsche Militär andauernd unsere Pferde und Wagen zur Flucht. Unser Inspektor hatte die Klugheit, unsere Pferde rechtzeitig in den Wald zu bringen, so hatten wir noch ein Gespann auf dem Hofe, als auch dies verlangt wurde, erlaubte der Inspektor, daß es bis Eicklingen fahren dürfte, unser Pole sollte es hinfahren. Er hat dann in Eicklingen sich geweigert weiterzufahren und hat verlangt, daß man aussteigen

³ Zur nationalsozialistischen Werwolf-Bewegung vgl. Dok. 10, Anm. 5.

⁴ Friedrich Oberheide, Maurer, während des ‚Dritten Reiches‘ als Platzmeister des Platzes Nienhagen der Bohreräte- und Maschinenfabrik Hermann von Rautenkranz, Internationale Tiefbohr KG, Itag, Celle, tätig; 1925–1933 Mitgl. des Celler Kreistages, 1931–1933 und Mai 1945–1946 Bürgermeister von Wathlingen, 1946–1952 Gemeindedirektor, SPD.

⁵ Otto Bölsing (1910–1943, vor Stalingrad vermißt), 1938–1941 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Wathlingen, 1941 zum Kriegsdienst eingezogen; seine Vertretung übernahm 1941–1945 Pastor Heinrich Gellermann zusätzlich zu seiner eigentlichen Pastorenstelle in Bröckel (1934–1957); Hanna Bölsing unterstützte die kirchliche Arbeit ihres Mannes und auch Pastor Gellermanns als Organistin.

⁶ Gemeint sind der Betriebsplatz und die Bohranlagen des Erdölunternehmens Gewerkschaft Elwerath im Landkreis Celle südlich von Nienhagen Richtung Hänigsen, auf die am 3. März, am 14. März und v. a. am 8. April 1945 Bombenangriffe der Alliierten erfolgten. Die Gewerkschaft Elwerath, 1866 als Eisenerz-Bergwerksunternehmen in Elwerath (heute Ellwerath), Regierungsbezirk Trier, gegründet, hatte 1920 die Erdölgewinnungsrechte im Forstort Brand bei Nienhagen erworben und 1921/22 die erste fündige Bohrung niedergebracht. (vgl. Helmut Fahrion: Die Gewerkschaft Elwerath. Chronik eines Erdölunternehmens 1866–1969, Hannover 1987).

müsse, ist dann auf einem Feldwege hinten durch die Wiesen zurückgekommen und war furchtbar stolz, daß er uns Wagen und Pferde gerettet hatte. Unsere Polen haben ganz fabelhaft zu uns gehalten, sie haben tagein und -aus bei uns gearbeitet und haben uns heimlich gemeldet, wenn Gefahr war. Als wir später auf 14 Tage ganz aus dem Gut heraus aufs Dorf ziehen mußten, haben uns die Polenmädchen unsere Sachen gerettet: die Räder und die Hühner; sie waren sehr bei der Hand und benahmen sich sehr ordentlich. Nur einer hat sich übel aufgeführt, er wollte von meinem Mann einen Anzug haben usw., da ging unsere Polin zum Kommandanten, und so wurde diese Sache erstickt. Einmal kam nachts ein Auto mit angetrunkenen Leuten, die in unser Haus wollten. Wir ließen sie draußen warten und sagten, wir wollten erst die Kommandantur fragen, inzwischen aber wurde es ihnen wohl zu langweilig, und sie sind wieder abgefahren. Vor unserem Tor hatten die Engländer ihre Zelte und ihre Schmiede, wo sie ihre Lastwagen in Ordnung brachten. Sie sorgten für Ruhe und Ordnung, benahmen sich sehr anständig, gratulierten zu unserem Geburtstag und brachten mir eine Dose Fischchen. Meine Enkeljungen waren immer draußen bei den Engländern, es waren gute Kameraden. Wahrscheinlich hat die Würde und Tradition des Gutes sie beeindruckt, am meisten aber doch wohl die rechtliche Gesinnung meines Mannes: „Baron feiner Mann!“, das war auch das Urteil der Polen. Sie waren sehr anhänglich an ihre Wathlinger Bauern, sie kamen noch oft auf Besuch ins Dorf, auch als sie schon lange im Lager waren. Ich habe jetzt täglich für 30 Menschen zu sorgen, das ist aber nichts gegen die Zeit, wo ich so überlaufen war von Bettlern im Sommer 1945. Wir konnten die Gartenbänke gar nicht heraussetzen lassen. Man war ja nicht sicher im Garten, wir haben dann auf dem Balkon gesessen. Alle Türen hielten wir fest verschlossen. Das ganze Dorf hat sehr gelitten unter den KZ-Bettlern.

Der Wildstand wird sehr reduziert durch die Besetzung, die sich eifrig jagdlich betätigt. Einige Monate hatte mein Mann auch einen Karabiner, aber jetzt ist er ihm wieder abgenommen, dafür hat aber unser Förster eine Waffe.

Durch den Einfluß des Nazismus wurde das Dorfleben sehr unreell. Die Kinder waren nicht mehr zu bändigen, da sich jeder HJ-Bengel klüger vorkam als sein Lehrer. Wir haben hier sehr brauchbare Lehrer, die jeder in ihrer Art Gutes leisteten. Das kirchliche Leben hat in der Nazizeit sehr gelitten, aber Bölsings und Pastor Gellermann haben das kirchliche Leben wieder erobert. Nur ein Kirchenaustritt ist vorgekommen.

Sehr schade ist es, daß jetzt die schönen Linden an der Dorfstraße gefällt werden auf Befehl der Militärregierung. Dies schöne Nutzholz wird nun als Brennholz verwendet. Von unserem Wald sind 40 Morgen ebenso auf Befehl durch Ukrainer Holzfäller aus dem Hänigser Lager⁷ gefällt und

⁷ In Hänigsen (Landkreis Burgdorf, an der Grenze zum Landkreis Celle) gab es während des Zweiten Weltkrieges zwei größere ‚Zivilarbeiterlager‘: eines für aus-

als Grubenholz nach England transportiert in einer unheimlichen Geschwindigkeit. Unser deutscher Wald hat sehr gelitten. Sehr geschädigt ist unser Forst durch die Explosion in Hänigsen. Im Sommer sah der Wald aus, als ob es Herbst sei, man weiß nicht, ob die Lärchen und Buchen im Frühling wieder ausschlagen werden, so grau und gelb sehen sie von dem Qualm aus. Ich fürchte, in wenigen Jahren wird es kein Brennholz mehr geben.

Dokument 31

Wathlingen: Otto Pröhl, Büroleiter im Kaliwerk Niedersachsen¹
 3. September 1948

Am 15. Mai [1945] wurden viele Wathlinger durch den Amerikaner verhaftet. Die Lastwagen fuhren Haus bei Haus, hier wurden circa 20 bis 25 Personen verhaftet, nicht nur Angestellte, sondern auch Arbeiter. Ich stand unter der Anklage, einem Polen ins KZ verholfen zu haben. Das war nicht wahr, ich hatte darauf absolut keinen Einfluß. Ich gehörte mit zum Verein für das Deutschtum im Ausland, zur NSV und mußte später auch stellvertretender Blockleiter sein.

Mit 18 Jahren bin ich nach hier aufs Werk gekommen, habe mein ganzes Leben nur Arbeit für das Werk gekannt, nun war das der Dank, daß mich die Kommunisten als schweren Jungen der Partei brandmarkten. Meine Entnazifizierung lief kurz vor Weihnachten 1946 an, ich wurde verhört und 1947 mit dem Bescheid entlassen, so lange meine Berufung nicht entschieden sei, könnte ich weiter in meinem Beruf arbeiten. Ich war

ländische Zwangsarbeiter, die in der in den 30er Jahren unterirdisch im Kaliwerk Riedel eingerichteten Heeresmunitionsanstalt Hänigsen eingesetzt wurden, und eines, das von der Gewerkschaft Elwerath (vgl. Anm. 6) unterhalten wurde. Beide Lager dienten nach Kriegsende noch kurzzeitig als Sammellager für die nunmehr befreiten Zwangsarbeiter. – Bei der Räumung der Munitionsanstalt (bzw. des Munitionsdepots) Hänigsen kam es im Juni 1945 zu einer großen Explosion, die zahlreiche Tote und Verletzte forderte.

¹ Kaliwerk Niedersachsen AG, 1902 gegründet, 1911 Beginn der eigentlichen Kaliförderung, 1921 zunächst im Burbach-Konzern, dann in der Wintershall-Gruppe, der größten Unternehmensgruppe der deutschen Kali- und Erdölindustrie, aufgegangen; zwischen April und Juli 1945 Unterbrechung der Produktion. Das Kaliwerk in Wathlingen ist durch eine Sohle mit dem 4,5 Kilometer entfernten Kaliwerk Riedel in Hänigsen (Landkreis Burgdorf) verbunden. Zur Heeresmunitionsanstalt beim Kaliwerk Riedel vgl. Dok. 30, Anm. 7. – Otto Pröhl (1894–1988) war nach einer Lehre beim Kaliwerk Ehmeh 1913–1959 beim Kaliwerk Niedersachsen in Wathlingen tätig, u. a. als Direktions-Sekretär und zuletzt als Bürovorsteher.

durch den Tod meines einzigen Sohnes, der sich im Arbeitsdienst² in Ostpreußen eine schwere Lungentuberkulose zugezogen hatte, der ein volles Jahr hier todkrank bei uns gelegen hatte und am 5. April 1945 beerdigt wurde, so tief gebeugt, daß mich die Verhaftung nicht so traf wie sonst wohl.

Am 15. April 1945 wurde unser Werk besetzt. Die Feinde kamen über Hänigsen [Landkreis Burgdorf]. Der Panzerzug stand von der Ecke der Chaussee bis vor unsere Arbeiterhäuser. Wir waren am Montag und Dienstag noch mal im Werk, der Betrieb wurde offiziell am 7. April eingestellt. Es war rundumher eine tolle Schießerei, die Flugzeuge kreisten un-aufhörlich. Am 8. April fielen auf die Rückstandshalde und auf die angrenzenden Felder Bomben. Die Baulichkeiten des Werks erlitten keinen Schaden. Nördlich unserer Kolonie fielen Bomben, sie brachten aber nur Splitterschäden, obwohl die Einschläge nur 15 Meter weit weg waren. Es entstand Schaden an Dach, Fenstern und Türen.

Direktor Fabian³ mußte auch aus seiner Wohnung. Es wurde ein provisorisches Büro in meiner Wohnung eingerichtet im Beamten-Wohnhaus II. Eine Schreibmaschine konnte das Nötigste erledigen. Verschiedene Büromaschinen wurden während der Besatzungszeit entwendet. Hier oben im Bürohaus wohnten die Amerikaner; eine kaufmännische Angestellte, die hier ihre Wohnung hatte, mußte räumen. Diese Amerikaner waren für die Bewachung des Werkes eingesetzt. Sie blieben bis Mitte Juni hier wohnen. Der Förder- und Produktionsbetrieb wurde am 2. Juli wieder aufgenommen, erst einmal einschichtig. Im Juli wurden auch 63 Arbeiter wieder neu eingestellt.

Ende August 1945 war die Belegschaft wieder auf 350 Mann angewachsen. Ein zweischichtiger Betrieb wurde ab Mitte Dezember eingerichtet. Ende Dezember 1945 betrug die Belegschaft wieder 492 Mann. Es waren viel entlassene Soldaten dabei, dem Bergbau fremd, die das nicht leisten konnten, was Facharbeiter leisten. Viele von ihnen wanderten wieder schwarz über die Grenze, um ihre Familien zu suchen. Im Ledigenheim haben noch immer von derlei Leuten 80 bis 90 Unterkunft. Sie haben eine große Freude am Sport. Der Sportverein Wathlingen besteht in Hauptsache aus unserer Belegschaft, sie werden durchaus im Dorfe mitgerechnet, sie sind vor allem gute Fußballspieler.

Beim Umsturz wurde in der Warenabgabestelle manches entwendet. Die Besatzungstruppen haben nichts demoliert. Die Amerikaner standen vorn am Werkseingang und paßten auf, daß niemand das Werk betrat. Die Landwirte bekamen 1945 deshalb so wenig Kali, weil die meisten Ka-

² Zum Reichsarbeitsdienst vgl. Dok. 33, Anm. 5.

³ Wilhelm Fabian (1897–1977), Bergassessor a. D., 1934–1957 Direktor des Kaliwerkes Niedersachsen in Wathlingen, danach Direktor des Kaliwerkes ‚Siegfried Giesen‘ bei Sarstedt (Hannover).

liwerke in der russischen Zone lagen und weil die Produktion der Werke in der britischen Zone erheblich geringer war. Auch die Ersatzteile für die Motoren mußten erst wieder angeliefert werden. 25 Prozent Kali liegen in der Westzone und 75 Prozent in der Ostzone. Die Kaliwerke mußten erst wieder anlaufen nach der Besetzung. Außerdem waren keine Lagerstände gehortet. Früher waren Feierschichten eingelegt, weil zu viel Vorräte da waren, es war ja ein ausgesprochenes Saisongeschäft. Die letzten Jahre aber war der Kali immer weg. Die Vorräte, die 1944 angesammelt waren, wurden frei im Landabsatz abgestoßen, denn es waren keine Waggons da, um den Kali weiter zu transportieren. Es gingen täglich 2000 bis 7000 Doppelzentner weg. Es wurde beliefert in Hauptsache das nördliche Hannover und Schleswig-Holstein. Kali ist auch heute noch kontingentiert. Zwar ist es auf dem Papier für frei erklärt, aber die Lenkung erfolgt doch durch unsere Verbrauchsstelle. Auch jetzt nach der Währungsreform. Die Zwangsbewirtschaftung des Kali blieb nach dem Kriege aufrechterhalten, worauf die Besetzung streng achtete. Angesichts der zunehmend angespannten Ernährungslage wurde seitens der Besetzung bewußt auf Export verzichtet. Erst nach der Währungsreform und mit der Steigerung der Kali-Produktion sowie mit den zunehmenden Erleichterungen im Export und Import wird versucht, den Auslandsbedarf wieder zu berücksichtigen, jedoch daraufhin überwacht, daß die inländische Landwirtschaft ausreichend beliefert wird. Über die Auswirkung der Geldverknappung durch die Währungsreform und etwaiges Zurückhalten der deutschen Landwirtschaft in der Verwendung des Kali läßt sich noch nichts sagen. Die gute Ernte dieses Jahres ist zurückzuführen auf die bessere Kali-Belieferung in Verbindung mit Stickstoff und vor allem auf das gute Wetter. Der liebe Gott hat das Beste daran getan.

Die Produktion erreicht seit der Währungsreform wieder den Stand von 1944, d. h. 20000 Doppelzentner Rein-Kali pro Monat.

Die Belegschaft ist noch erhöht, um die notwendigen Unterhaltungs- und Aufsuchungsarbeiten im Grubenbetrieb zur Sicherung der Zukunft des Werkes nachzuholen, die durch die angespannten Kriegszeiten vernachlässigt wurden, es sind etwa 600 Mann Belegschaft mit Angestellten.

Beim bevorstehenden Einzug der Besetzung lockerte sich die Haltung der Polen, während die Kriegsgefangenen und die Zivilarbeiter am zweiten Tage nach der Besetzung schon fortgingen, blieben die Polen hier. Sie benahmen sich im ganzen ordentlich. Sie stellten Ansprüche in der Weise, daß sie den Deutschen nun zum mindesten gleichgestellt würden, obwohl sie aus unserer Belegschaft ausschieden. Die Franzosen gingen schon mit der Truppe fort.

Von den westlichen Arbeitskräften glaubte einer, in der Heimat keine rechte Basis für die Zukunft zu finden, indem er seinem Friseurberuf hier nachgehen wollte. Ein anderer glaubte, im Rahmen der erwarteten Unordnung eine führende Rolle mit den sich aus der Bevölkerung abhebenden

neuen Kräften zu spielen; beide wurden durch die Besetzung gezwungen, in die Heimat zurückzukehren.

Die erste Besetzung des Werkes selbst erfolgte durch ein amerikanisches Kommando des Kaliwerks Riedel, das bisher Munitionsanstalt war und daher wegen der großen Mengen dort lagernder Munition sofort besetzt und besonders scharf bewacht wurde. Es war der Besatzung bekannt, daß zwischen den beiden Schächten Riedel und Niedersachsen eine Verbindung besteht, so daß daher die Bewachung des Werkes Niedersachsen entsprechend scharf gehandhabt wurde.

Dies erste Kommando, geführt von amerikanischen Soldaten polnischer Nationalität, unterschied sich in seinem rigorosen Vorgehen wesentlich von dem Verhalten der einquartierten amerikanischen Frontruppe. Die Notquartiere der Angestellten in den Werksgebäuden wurden zwangsweise unter Drohungen geräumt, die vor der Einquartierung in den Wohnungen sichergestellten Sachen durchstöbert und teils geplündert. Als sie auf dem Werk freie Herren waren, ließ sich ihre Zerstörungswut an Büro, Einrichtungsgegenständen und Kassenschränken aus. Ebenso an wertvollen Zeichnungen. Es wurde jedoch kein wesentlicher Schaden angerichtet.

Andere Nachfolge-Kommandos vertrieben sich die Zeit durch spielerischen Einsatz der verschiedensten Betriebs-Einrichtungen: Mit Zylinder, Frack und Regenschirm bekleidet, fuhren sie stolz mit selbst angeheizten Lokomotiven auf dem Werkplatz umher. Trotz der Sperrung der Schachtfördereinrichtung bestand großes Interesse daran, in den Schacht und in die Grube zu gelangen. Die Besatzungstruppen mutmaßten unter Tage geborgenes Kriegsgerät und sonst sichergestellte Dinge. Die eingeweihten Polen glaubten zu wissen, daß sich unter Tage noch größere Vorräte an Bergmannsschnaps befänden. Da das letztere zutraf, nahm auch bald die zuständige Ortskommandantur Interesse an diesem für die Bevölkerung verbotenen Alkohol. Infolge Kohlenmangels und Unterbrechung der Stromzufuhr war die Grube längere Zeit nicht zugänglich. Einige mutige Polen versuchten, auf den Leitern in den Grubenbau vorzudringen. Sie bereiteten das Heben des Schnapses durch bereitgestellte Handwinden und Wasserkannen vor. Ohne Erfolg und stärkstens erschöpft kamen sie wieder zu Tage. Eine besonders ausdauernde Exkursion dieser Art drohte Schwierigkeiten zu bereiten, da sogar ein Angehöriger der Besatzungstruppe beteiligt war und vermißt wurde. Als der Kessel mit dem letzten Kohlenvorrat angeheizt wurde, um die Fördermaschine anzukurbeln, um die Suchaktion zu bewerkstelligen, kam er wieder zu Tage.

Die amerikanische Kommandantur in Wathlingen war durch einen sehr verständigen Offizier aus technischem Beruf besetzt, der alsbald mit der Werksleitung die Wiederaufnahme der Unterhaltungsarbeiten an den wichtigen Werkseinrichtungen und Maschinen besprach, so daß nunmehr auch eigene Belegschaftsmitglieder Erlaubnis, das Werk zu betreten, erhielten.

Auch wurde er von den Schnapsvorräten unter Tage von seinem Vorgänger unterrichtet. Der Schnaps mußte beschlagnahmt werden; abgestellt auf einer tieferen Sohle, die ohne Ortskenntnis von den voreiligen Vorgängern nicht erreicht werden konnte, lagerte der Schnaps bei 35 Grad Wärme. Ein amerikanischer Soldat, Rechtsanwalt, vermittelte die Verständigung, die dahin ging, daß der Schnaps zur Sicherheit der Besatzungstruppe an Ort und Stelle geprobt werden mußte, wozu die besseren Rauchwaren die Besatzungstruppe zu stellen habe.

Ob die kräftigen Amerikaner nun zu wohlherzogen oder zurückhaltend waren, sie dankten sehr bald, und die Kumpels meinten, sie seien punkto Alkohol doch die stärkeren. Beim Abtransport über Tage mit deutscher und amerikanischer Bewachung gingen doch noch einige Flaschen wohlwollend verloren. Die Hauptsache landete in der Kommandantur, und die Werksleitung hatte Ruhe. Kurz vor dem Abzug der Amerikaner und Ankunft der Engländer wurde der Belegschaft das wohlverwahrte Fäßchen Schnaps zur Verteilung zur Verfügung gestellt, während die Flaschen natürlich an die Truppe verteilt worden waren.

Obwohl die amerikanische Truppe mit allen erdenklichen technischen Einrichtungen und Bequemlichkeiten eingerichtet war, so traf man doch immer wieder auf das Erstaunen über die kulturellen Wohngelegenheiten der Belegschaft in der Werkskolonie, und die Soldaten wollten es nicht glauben, daß nicht etwa Angestellte, sondern der einfache Arbeiter in diesen Wohnungen sein Heim pflegte.

Unter der Truppe befanden sich des öfteren einige deutschstämmige Amerikaner, unter denen einige dadurch auffielen, daß sie, beeinflusst durch die Propaganda und die ersten Nachrichten über Belsen, ihren Abscheu gegen die deutschen Landsleute in nachdrücklichster Form zum Ausdruck brachten. Sie betrachteten all und jeden als „verruchten Nazi“ und beschimpften ihn, ohne allerdings tätlich Vergeltung oder Strafe zu üben, sie spuckten sie nur an.

Die Amerikaner kümmerten sich nicht um mich. Sobald ich dienstlich von ihnen angefordert wurde, befragten sie mich in durchaus fairer Weise. Wir durften Betten, Anzüge, Porzellan, Kristall, Silber, alles aus der Wohnung mitnehmen, als die zweite Truppe kam: „Bitte, dann haben wir keine Verantwortung!“ Allerdings, meinen Zirkelkasten, Rechenschieber, Zigarrettendose, diese kleinen netten Spielereien haben sie mitgenommen. Sie waren sehr ordentlich.

Die Partei hat sich nicht viel um das Werk gekümmert. Die DAF hat sich immer sehr anständig benommen. Der Kreisleiter ist gar nicht hier gewesen. Einmal bin ich bei ihm in Celle gewesen, als Werksleiter war ich nicht einmal Pg. Ich war im Osten vier Jahre, da fiel das nicht auf. Zur Nazizeit hatte jeder seine eigenen Sorgen, so daß ein persönlicher Konnex zwischen Dorf und Kolonie nicht bestand.

Die Zeit nach dem Kriege ist bestimmt meines Erachtens durch die Per-

son des Gemeindevorstehers, Mitglied der SPD, heute Gemeindedirektor, er ist ein derartig geschätzter Mann⁴. Seine Tätigkeit erstreckt sich zwangsläufig in der Hinsicht sozialer Betreuung wenig auf die selbständigen Landwirte, vor allem aber die Flüchtlinge. Da die Belegschaftsmitglieder durch Bergbau und Werk betreut werden, machen ihm diese keine über großen Sorgen.

Nach dem Kriege lebte die Geselligkeit in Sport und Tanz wieder auf. Sie spielt sich harmonisch ab zwischen den hierfür in Betracht kommenden Kreisen im Dorfe sowie in der Werkskolonie. Denn durch die annähernde Verdoppelung der Einwohnerzahl des Dorfes wie auch der Kolonie tritt der ursprüngliche Bauernstand in dieser oberflächlichen äußeren Erscheinung zurück. Innerlich ist auch jeder Bauer durch das Flüchtlingselend so mit den Gemeindegorgen verknüpft, daß Sonderinteressen daneben keinen Platz haben. Gerade unter der Führung des Gemeindedirektors Oberheide, der ausgleichend wirkt, besteht zwischen den alteingesessenen Bauern und der Industriebelegschaft und den sonst im Erwerb stehenden Zugezogenen eine angenehme Harmonie. [...]

Dokument 32

Wathlingen: Gerhard Berger, Lehrer, Flüchtling aus Brieg (Schlesien), angestellt an der Volksschule Wathlingen

15. Januar 1948

Ich bin so sehr enttäuscht von den niedersächsischen Bauern, vor allem von den Wathlingern. Wir Schlesier sind eine großzügige Gastfreundschaft gewohnt. Wir sind Grenzbewohner, und der Deutsche nahm den Deutschen mit einer ganz besonderen Herzlichkeit auf. Wir Deutsche waren ja dort aus allen Teilen Deutschlands zusammengewürfelt. Die Polen wurden weniger beachtet. Aber hier haben wir gar kein Entgegenkommen gespürt. Ein Bauer hat mich oder meine Frau fünf Mal vom Hofe geschickt, immer auf ein anderes Mal vertröstet wegen Kartoffeln, zuletzt hat er meine Frau unfreundlich vom Hofe gewiesen. Von da an hat sie diesen Bauern nicht mehr begrüßt. Zwischen Weihnachten und Neujahr hat der Bauer mich darauf angedet, daß meine Frau seinen Gruß nicht erwidere. „Sie haben ja meine Frau vom Hofe gewiesen!“ – „Das weiß ich gar nicht! Ich bin wohl sehr nervös gewesen! Lassen Sie uns einen Strich unter die Sache machen.“ Wenn ich nicht drei Jahre in Rußland gewesen wäre und dort den Kommunismus kennengelernt hätte, wäre ich jetzt sicher Kommunist. Aber nun kann ich das nicht.

⁴ Friedrich Oberheide, vgl. Dok. 30, Anm. 4.

Die Deutsche Partei, die ja ihr Schild umgedreht hat, sie hieß ja sonst ‚Niedersächsische Landespartei‘, gehört zu denen, die alles allein behalten wollen, wir Flüchtlinge sollen nichts abhaben. Das Ungerechteste ist die Verteilung der Nahrungsmittel. Es wird höchste Zeit, daß der hiesige Bauer auch mal lernt, was es heißt, Betteln zu müssen. Diese Ungerechtigkeit ist schrecklich.

Dokument 33

Wienhausen: Hans-Jürgen Baden, Pastor¹

25. Juni 1947

Zwölf Dörfer gehören zum Kirchspiel Wienhausen, es erstreckt sich von Nordburg bis Paulmannshavekost². Die religiöse Situation ist in den Dörfern verschieden. Am unkirchlichsten ist das Kirchdorf. Diese starke religiöse Entfremdung hat im Dritten Reich überraschend Ausdruck gewonnen in der Deutschen Glaubensbewegung³, die hier eine besondere Ortsgruppe bilden konnte mit Versammlungen und Kundgebungen im Vereinslokal Trumann. Diese Gegensätze im Dorfe zwischen Kirche und Glaubensbewegung bzw. Kirche und Partei schufen viel mehr Schärfe als in vielen anderen dörflichen Gemeinden. Es liegt mit an der eigenartigen Struktur Wienhausens. Es ist kein Bauerndorf, es hat nur wenige Höfe und nur eine Anzahl kleiner bäuerlicher Höfe. Es hat ein kleinbürgerliches Gepräge. Wo die bäuerliche Substanz noch deutlich den Ausdruck der Lebensform bestimmt, hat es die Werte des Christentums weit lebendiger bewahrt als in Wienhausen, wo der bäuerliche Charakter der Bevölkerung zurücktritt. Das tut er auch schon rein äußerlich. Es wird wenig Plattdeutsch gesprochen. Viel mehr auf den Außendörfern, wo ich es auch immer spreche. Die vielen Kirchenaustritte stehen im Zusammenhang mit

¹ Baden (1911–1986) war 1937–1951 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Wienhausen und 1951–1971 in Hannover-Waldhausen; seit Ende der 50er Jahre hatte er außerdem eine Honorarprofessur an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster inne.

² Zum Kirchspiel Wienhausen gehörten neben dem Kirchdorf Wienhausen die Dörfer Bockelskamp, Bröckel, Flackenhorst, Groß Eicklingen, Klein Eicklingen, Nordburg, Offensen, Oppershausen, Paulmannshavekost, Sandlingen, Schepelse und Schmachhausen.

³ Im Juli 1933 von Wilhelm Hauer und Ernst Graf zu Reventlow mit dem Ziel einer Massenbewegung gegründeter Zusammenschluß ‚völkisch-, deutschgläubiger‘ Bewegungen und Sekten, die das Christentum als dem Deutschtum fremd ablehnten und nach ‚arteigenem Glauben‘ strebten, zunächst von den Nationalsozialisten geduldet, seit Mitte der 30er Jahre jedoch zunehmende Behinderungen ihrer Arbeit, die zu raschem Mitgliederschwund und völliger Bedeutungslosigkeit führten.

der Deutschen Glaubensbewegung. Sie hat nur in Wienhausen eine solche Rolle gespielt. Es sind 60 bis 70 Kirchenaustritte erfolgt. In Bockelskamp sind es zwei gewesen. Es waren zwei Landwirte, der eine Ludendorff-Anhänger⁴, auch die Söhne, der eine ist gefallen, ich habe nun einen engen Kontakt mit der Familie und habe auch das Kind getauft. Auch in meine Bibelstunden in Bockelskamp kommen die Frauen dieser Leute. [..]

Nordburg ist vollständig konservativ, 90 Prozent haben bei der letzten Wahl noch NLP gewählt. Es gab jahrelang nur zwei Parteigenossen, keine Frauenschaft und erst sehr spät HJ und BDM. Es gibt noch rein welfische Familien wie A. W., die noch immer selbst in der Nazizeit ihre welfische Traditionsecke hatten. Dies Konservative ist zum Teil auch durch seine Lage bedingt. Aber sie kapseln sich ab, ohne enge zu sein, sie sind großzügig, sehr sympathisch. Die Laienspielgruppe von Nordburg hat neulich auf einer Jugendfreizeit hier in Wienhausen vor 700 Jugendlichen ausgezeichnet gespielt.

Klein Eicklingen sehe ich mit großer Besorgnis überfremdet. Die Situation der Flüchtlinge ist so: Sie sind anstatt in den einzelnen Häusern im ehemaligen Arbeitsdienstlager⁵ untergebracht, dadurch ist die Not konzentriert, die Stimmung weit gereizter, die Flüchtlinge gehen hamsternd durchs Dorf wie sonst die von außerhalb. Außerdem hat Eicklingen einen stark industriellen Einschlag, die Männer gehen entweder zum Kalischacht Wathlingen oder zum Ölschacht Nienhagen. Klein Eicklingen ist in der Umwandlung vom Bauerndorf zum Industriedorf begriffen. Das zeigt sich auch im Gemeinderat, aus dem die Bauern fast völlig verschwunden sind. Bürgermeister ist jetzt ein Postbote Backeberg⁶, ein netter Mann. Der Kampf um die Substanz der Dörfer ist aufs erschütterndste zu-

⁴ Erich Ludendorff (1865–1937): General, im Ersten Weltkrieg Generalstabschef Paul von Hindenburgs, seit 1916 als Erster Generalquartiermeister neben Hindenburg an der Spitze der Obersten Heeresleitung und zunehmend eine Art Militärdiktator mit faktischer Leitung der gesamten deutschen Kriegsführung und bestimmendem Einfluß auf alle Fragen der deutschen Politik, Ende Okt. 1918 verabschiedet, nach 1919 politisch auf dem völkischen Flügel der deutschen Rechten aktiv, schürte die Dolchstoßlegende, Nov. 1923 Teilnehmer am Hitler-Putsch in München, 1924–1928 MdR (NSDAP), 1925 Kandidat der NSDAP bei der Reichspräsidentenwahl, Schirmherr des 1925 als Dachverband der völkischen Wehr- und Jugendbünde gegründeten Tannenbergbundes, seit Ende der 20er Jahre Distanzierung von der NSDAP.

⁵ Lager des Reichsarbeitsdienstes, der 1931 eingeführt und zunächst auf freiwilliger Grundlage geleisteten, seit 1935 obligatorischen allgemeinen Dienstpflicht von männlichen (später auch weiblichen) Arbeitskräften im Alter von 18–25 Jahren zur Erfüllung gemeinnütziger Aufgaben, ursprünglich als Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit konzipiert, seit 1933 jedoch zunehmend als Instrument zur nationalsozialistischen Jugenderziehung und zur Vorbereitung auf den Krieg bzw. später seiner Unterstützung eingesetzt.

⁶ August Backeberg, Poststelleninhaber, März–Juli 1946 Bürgermeister von Wienhausen, Aug. 1946–Dez. 1947 Gemeindegeldirektor in Klein Eicklingen, SPD.

gespitzt durch den Zustrom der Flüchtlinge und durch die Vermischung mit ihnen. Irgendwie ist das niedersächsische Bauerntum auf dem Rückzugsgefecht, wie die Entwicklung auslaufen wird, weiß man nicht. Es gibt nur eine Lösung, die dem Bauerntum helfen kann: daß der Raum im Osten wieder zurückgegeben wird, daß man es den Flüchtlingen sagt: „Da ist eure einzige Chance, wir können räumlich und wirtschaftlich einfach nicht nebeneinander auf die Dauer auskommen.“ Die Dörfer hier haben wenige große Besitze. Hier ist das einzige das Engelbrechtsche Gut in Oppershausen, die anderen großen Höfe haben nur 300 bis 400 Morgen. Die meisten Landwirte sind kleine Besitzer, die auf ihrer eigenen Scholle nicht ohne Pachtung leben können. Jede Bodenreform ist hier sinnlos, denn wenn ich es einem gebe, kann der andere nicht mehr bestehen. Engelbrechts haben seit Generationen ihr Land nicht bewirtschaftet, und viele kleine Besitzer in Oppershausen haben dort davon Grundstücke in Pacht. So fehlt praktisch jede Möglichkeit, die Flüchtlinge hier sesshaft zu machen, einfach weil das Land nicht da ist. Darauf ist neulich eine Probe aufs Exempel gemacht: Alle Flüchtlinge, die hier sesshaft werden wollten, sollten sich melden, denn jeder sollte ein Grundstück von einem halben Morgen haben. Es herrschte natürlich große Freude, es meldeten sich sehr viele Flüchtlinge, etwa in Bröckel 60, in Wienhausen 30 bis 40 und in den kleinen Dörfern entsprechend modifiziert. Alle wollten gerne siedeln, aber es war einfach praktisch nicht durchführbar. Der gute Wille steckte wohl dahinter, aber nun spricht kein Mensch mehr davon. Es war wohl wirklich ein gut gemeinter Versuch, die Not der Flüchtlinge zu steuern. Aber verwirklichen ließ sich das Projekt nicht. Die Flüchtlinge sind natürlich erbittert und enttäuscht. Sie meinen, es sei nur eine billige Vertröstung gewesen, und es hätte kein guter Wille dahintergesteckt. Dazu kommt, daß die Flüchtlinge von Osten her meistens ganz andere bäuerliche Verhältnisse zugrunde legen. Sie bezeichnen unsere bäuerliche Situation mit Dürftigkeit und verstehen die Abplackerei der Bäuerinnen nicht. Natürlich verschärft sich die wenig erfreuliche Stimmung mit der Ausweglosigkeit ihres Schicksals. Ich betone immer in meinen Gesprächen mit den Flüchtlingen, daß man die augenblickliche Existenz nur als ein Provisorium auffassen kann. Das Verhältnis zwischen Bauern und Flüchtlingen ist verschieden gut. Überall da, wo die Flüchtlinge mit am Tisch essen und für den Hof mitarbeiten, gibt es keine Schwierigkeiten. Wesentlich schwieriger ist es dort, wo auf Grund städtischen Herkommens die Kräfte ungeeignet für die Landwirtschaft sind, wo die Bauern vergeblich gebeten haben, in der eiligen Zeit mitzuzufassen. Dem niedersächsischen Bauern haftet eine gewisse Sturheit an, er kann sich schwer in fremdes Schicksal hineindenken und wirkt daher oft lieblos durch seine große Zurückhaltung. Erst in einer wirklichen Arbeitsgemeinschaft taut er auf und ist dann zuverlässig und treu. Entscheidende Aufgaben liegen bei diesem Problem bei den Bürgermeistern und Flüchtlingsbetreuern. Die Bürgermeister haben sich große

Mühe gegeben, den Flüchtlingen gerecht zu werden. Die größte Delikatesse erfordert die Auswahl des Flüchtlingsbetreuers bzw. -vertreters.

Ein böses Beispiel erlebte man in Offensen, wo der Flüchtlingsbetreuer ein Demagoge war. Der versuchte, die Flüchtlinge geschlossen gegen die Bauern aufzuputschen. Es gab furchtbare Zusammenstöße trotz der vorbildlichen Geduld und Liebe des Bürgermeisters Santelmann⁷. Man hatte das Gefühl, als ob die Gemeinde in zwei Teile auseinanderspaltete. Man kann fast sagen, glücklicherweise kam man dahinter, daß diesem Demagogen Unrechlichkeiten in Bezugscheinen nachgewiesen werden konnten, und er deshalb abwirtschaftete.

In anderen Dörfern sind die Flüchtlingsvertrauensleute sehr bemüht, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Eine große Erleichterung würde es sein, wenn die sogenannte Schulspeisung reell durchgeführt würde. Sie ist so, daß Flüchtlingskinder mittags oder abends eine Mahlzeit bei den Bauern bekommen. Je nach der Größe des Hofes sind ein oder zwei Kinder vorgesehen. Die Kinder haben sich erstaunlich erholt. Leider ist keine einheitliche Regelung durchgeführt, es ist in allen Dörfern verschieden. Manche Bauernvorsteher sagten: „Ihr könnt ...“, manche sagten: „Ihr müßt ...“, manche sagten: „Ihr braucht es nicht ...“ Durch eine einheitliche Speisung der Flüchtlingskinder könnte man eine sehr haltbare Brücke zwischen Bauern und Flüchtlingen schlagen, aber so sehen die Dörfer, die die Speisung durchführen, scheel auf die, die sich nicht groß drum kümmern.

Die einzige Ebene, wo für Bauern und Flüchtlinge wirklich eine Begegnung möglich ist, ist die Kirche. Hier steht Besitz und Nichtbesitz in der gleichen Armut vor Gott, hier ist der Ort, wo es zu einer Einheit kommen kann, das habe ich auch immer in meinen Predigten betont. Der Kirchenbesuch der Flüchtlinge ist sehr rege geworden. Ich halte an neun Orten Bibelstunden. 50 Prozent der Besucher sind die Flüchtlinge. Es wird auch seitens der Kirche versucht, die Flüchtlinge zu unterstützen. Die evangelische Gemeindehilfe bringt pro Jahr 9000 RM im Kirchspiel. Davon werden Tausende von Mark an die bedürftigen Flüchtlinge zur Verteilung gebracht. Auch von den Wohlfahrtsverbänden gehen 50 Prozent an bedürftige Flüchtlinge, die einen solchen Antrag beim Pfarramt stellen.

Wienhausen assimiliert leichter die Flüchtlinge als die anderen Dörfer des Kirchspiels. Es leidet auch nicht in dem Maße an den Spannungen des Zusammenlebens wie die anderen, die das Nichtmitarbeiten und das bessere Essen ergeben.

Eine gute Verbindung zwischen Einheimischen und Flüchtlingen hat sich durch die Jugendarbeit ergeben. In 15 Kirchspielen sind Jugendgruppen errichtet, hier fühlen sich die Flüchtlinge stark angesprochen, die

⁷ Heinrich Santelmann, Landwirt, Mai 1945–1952 Bürgermeister und zeitweise auch Gemeindedirektor von Offensen, NLP/DP.

Mädchen und Jungen beteiligen sich gerade aus den Flüchtlingen sehr rege, merkwürdigerweise sind es mehr junge Männer als junge Mädchen, die mittun. Im Kirchspiel Wienhausen sind 100 junge Menschen so erfaßt. Aus diesem Jugendkreise sind schon ein Theologiestudent, ein Missions-Schüler und eine Gemeindegewerkin hervorgegangen.

Eine Schwierigkeit für die Flüchtlinge bildet unsere Liturgie, an die sie sich sehr gewöhnen müssen.

Je nach der Landsmannschaft verschieden, haben sich die Flüchtlinge hier eingewöhnt oder sind wohlgekommen. Am besten gewöhnten sich die Niederschlesier aus Glatz und Waldenburg, kirchlich sehr aufgeschlossene Menschen, sehr fleißig und sympathisch. Sie hatten es am schlimmsten, weil sie erst im Mai 1946 kamen und aller bester Wohnraum schon fortgegeben war. Auch die alteingesessenen Familien aus dem Warthegau sind sehr beliebt. Einen sehr wertvollen Menschenschlag lernten wir in dem Schwarzmeerdeutschen Mennoniten⁸ kennen, durch ihre Frömmigkeit und die Gesetzlichkeit ihrer moralischen Haltung.

Bei den Ostpreußen liegt die Sache anders, viele halten sie für falsch und unberechenbar. Am schwierigsten ist es für die Leute aus Berlin, Hamburg und den vorpommerschen Großstädten, sie kamen fast ganz ohne Kirchlichkeit und bringen großstädtische Voraussetzungen mit aufs Land, dazu die Unbereitschaft mitzuhelfen. Am schlimmsten in der Weise sind die Berliner, die ja sowieso bei unserer welfischen Bevölkerung auf keine große Sympathie stoßen. Die Tatsache, daß der Osten Hitler mehr unterstützt hat als unser Westen, daß aber die Ostflüchtlinge kein Belastungsmaterial durch ihre verlorengegangenen Papiere besitzen und ihre Entnazifizierung anstandslos vor sich geht, während unsere Leute in jeder Phase ihrer politischen Vergangenheit genau gekannt wurden, bringt natürlich auch viel Erbitterung mit sich.

Dokument 34

*Wienhausen: Leonie von Mackensen, Generalfeldmarschallswitwe
18. August 1949*

Auf Anraten des Oberkommandos der Wehrmacht siedelten wir aus Rüssow in der Uckermark nach hier in die Lüneburger Heide über, weil in Burghorn ein freies Landhaus vorhanden war. Außerdem war die Nähe der Russen um Stettin so bedrohlich. So kamen wir, mein Mann, General-

⁸ Vgl. Dok. 17, Anm. 10.

feldmarschall Mackensen¹, und sein Adjutant, Herr von Gersdorff², und ich nach Burghorn, es ist dies ein sehr schön, aber ganz einsam gelegenes Landhaus in der Nähe von Habighorst. Man hat von dort einen wunderschönen Weitblick über die Heide. Es war wunderschön eingerichtet mit alten französischen Möbeln, die ein württembergischer General Feuchtinger³ aus Frankreich mitgebracht hatte. Wir fanden es ja nicht schön, in den gestohlenen Sachen wohnen zu müssen. Das Anwesen gehört einem Fabrikbesitzer B. aus Osnabrück, der hier gern in absoluter Ruhe seine Wochenenden verleben wollte. Außer Möbeln hatten wir auch Glas und Porzellan und Hauswäsche zur Verfügung.

Wir haben oft Besuch gehabt, der uns Freude machte: So besuchten uns der Herzog von Braunschweig, Landrat Heinichen, General Tzschöckell⁴, der stellvertretende kommandierende General aus Hannover Lichel⁵, sie alle wollten sich nach dem Ergehen meines 96jährigen Mannes erkundigen und sehen, ob wir gut untergekommen seien. Wir hatten nur sehr wenig Sachen mitgenommen, wir fanden ja alles eingerichtet vor. Wir haben

¹ August von Mackensen (1849–1945): Generalfeldmarschall (seit Juni 1915), Teilnehmer am Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, seit 1880 im Großen Generalstab, im Ersten Weltkrieg Kommandierender General des XVII. Armeekorps in den Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen, danach Heeresgruppen-Oberbefehlshaber in Polen und auf dem Balkan, 1918 Militärgouverneur in Rumänien, 1920 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, stellte während der Weimarer Republik seine Popularität für Veranstaltungen der Verbände der nationalen Rechten bis hin zur NSDAP zur Verfügung, Ehrenmitglied des Stahlhelm, 1933 Ernennung zum preußischen Staatsrat, 1935 Verleihung der Staatsdomäne Rüssow bei Stettin durch Hitler.

² Hans-Henning von Gersdorff-Cunersdorf (1886–1965), Rittergutsbesitzer in Cunersdorf bei Berlin, Oberst a. D., seit 1935 Adjutant von August von Mackensen, kam mit ihm 1945 in den Landkreis Celle, später Mitarbeiter bei der Saatzuchtgesellschaft F. von Lochow-Petkus GmbH (vgl. Dok. 56, Anm. 1).

³ Edgar Feuchtinger, geb. 1894 in Metz, Generalleutnant (seit Aug. 1944), Kommandeur der 21. Panzer-Division, die am 6. Juni 1944 den in der Normandie gelandeten alliierten Truppen entgegengestellt wurde, seit Herbst 1944 Divisionskommandeur im Elsaß und im Saargebiet.

⁴ Paul Tzschöckell (1895–1971), zunächst Polizeioffizier in Berlin, 1935 Übertritt zur Wehrmacht als Hauptmann und Kompaniechef, 1938 zur Nebellehr- und -versuchsanstalt nach Celle versetzt, seit 1939 an der Westfront, Kommandeur verschiedener Werferregimenter bzw. -brigaden, 1944 während der Kämpfe in der Normandie zum General befördert, seit Nov. 1944 Kommandeur der Heeresgasschutzschule Celle (Generalmajor), im März/April 1945 als ranghöchster und dienstältester Offizier letzter Standortältester in Celle, Kampfkommandant von Celle und Uelzen („Kampfgruppe Tzschöckell“) hatte mit seiner Entscheidung, die Kampflinie zurückzuziehen, erheblichen Anteil daran, daß die Stadt Celle kampfflos an die Briten übergang, 1945–1947 Kriegsgefangenschaft, später u. a. freier Mitarbeiter bei der Celleschen Zeitung.

⁵ Walter Lichel, General der Infanterie, übernahm als Befehlshaber im Wehrkreis XI (Stellvertretendes Generalskommando XI Armeekorps), Hannover, die Führung beim Versuch der Verteidigung der Weser-Linie Anfang April 1945.

dann mit einem Lastauto noch einige Sachen bekommen. Möbel aber nicht, nur unsere beiden Schimmel hatten wir mitgenommen. Rittergutsbesitzer Thies in Habighorst hat sich unserer sehr freundlich angenommen, wir bekamen von dort Milch, und wenn geschlachtet wurde, wurde freundlich unserer gedacht.

Mein Mann war geistig sehr frisch und verhältnismäßig körperlich noch sehr unternehmend. So machte er vormittags auf Wunsch des Arztes einen halbstündigen Spaziergang, oft auch noch einen Gang am Nachmittag. Im März kam meine Schwiegertochter Marie Luise, geb. von Plötz, mit vier Kindern und mein Bruder, Rüdiger von der Osten, zu uns. Dieser ist Wetterkundiger, er hat sich von Kindheit an für das Wetter interessiert.

Mein Mann starb am 8. November 1945. Wir hatten aufregende Zeiten hinter uns durch die räuberischen russischen Arbeiter.

Die beiden Schimmel haben Thies in Habighorst bekommen. Nach dem Tode meines Mannes nahmen die Engländer mir sofort die Möbel weg, sie sollten nach Lüneburg und nach Frankreich⁶, doch interessierten sie sich sehr freundlich dafür, daß das Haus wieder eingerichtet wurde. Ich bin bis Februar 1946 in Burghorn geblieben.

Dann wurde mir durch das Landratsamt, durch Herrn Laring⁷, diese Wohnung hier bei Hoppes angewiesen. Das war gut, denn in Burghorn konnten wir ohne die richtige Feuerung die Zentralheizung nicht heizen, außerdem hatten wir keine Fahrgelegenheit, wirtschaftlich war es sehr schwierig in der Einsamkeit dort. Man versteht nicht recht, warum der Fabrikant B. sich hier anbaute, vielleicht wollte er Geld anlegen. Hier im Hoppeschen Hause hatten die Amerikaner gewohnt, nun war es im Februar 1946 frei. Hoppes durften doch nicht das ganze Haus bewohnen, so konnten wir nach hier übersiedeln.

In Burghorn hatten wir vielerlei Beschwerden von den plündernden Polen. So kamen sehr oft englische Offiziere auch nachts, um uns vor den Polen und Italienern zu schützen. Das Haus liegt etwas hoch, es hat eine herrliche Aussicht und wundervolle Luft, so konnten wir, weil es so frei liegt, auch die furchtbaren Brände in der Umgegend nach den Angriffen sehen, auch die Einnahme von Hannover. General Tzschöckell ist auch zu uns gekommen und hat uns sogar am letzten Morgen, als er von Celle kam nach der Einnahme, noch besucht für einige Minuten, wir schliefen noch,

⁶ Anfang Sept. 1945 hatte die britische Militärregierung für den Landkreis Celle bereits festgehalten, daß die in Frankreich erbeuteten Gegenstände sichergestellt und ihr Wert ermittelt werden sollten; am 22. Sept. 1945 wurden zunächst 13 Gemälde und eine Büste aus dem Landhaus abtransportiert und dem Bomann-Museum in Celle übergeben „to be stored, listed and valued“ (912 Mil Gov Det: Report for Fortnight ending 6 Sep 1945, Appendix H, sowie Report for Fortnight ending 30 Sep 1945, Appendix F, beide PRO: WO 171, Nr. 8101).

⁷ Hermann Laring (1894–1951), 1914–1951 beim Landkreis Celle tätig, seit 1926 Kreisbaumeister.

aber er hat uns schöne Sachen gebracht zur Pflege von meinem Mann. Auch einige Flaschen Sekt. Die letzte Flasche haben wir jetzt zu meinem 70. Geburtstag getrunken. Tzschöckell war da auf dem Wege nach Uelzen, er hat die Sachen nur rasch abgegeben, vier Wochen vorher war er sehr gemütlich bei uns.

Als die Engländer in Celle waren, kamen sie gleich den ersten Tag zu uns, gingen durchs ganze Haus, um zu sehen, ob Waffen versteckt waren, sie waren außerordentlich liebenswürdig. Sie veranlaßten meinen Mann, eine Petition an den Führer zu schicken, das Blutvergießen sollte aufhören. Mein Mann hatte keine große Lust dazu, denn er wußte, daß eine solche Petition beim Führer keinen Zweck haben würde. Später hat er doch eine aufgesetzt, aber da war es auch schon vorbei. Die englischen Offiziere haben sich alle ins Gästebuch geschrieben.

Doch zum Begräbnis meines Mannes verboten sie, daß Uniformen getragen werden durften, ein Ordenskissen dem Sarge vorangetragen und militärische Ehren erwiesen werden durften⁸.

Unser Gästebuch ist sehr interessant, es beginnt am 22. Oktober 1935 bei der Übergabe des Gutes Rüssow an meinen Mann. Hier hat Göring eingetragen: „Im Auftrage des Führers übermittle ich die besten Segenswünsche für das neue Leben! Hermann Göring.“ Auf der einen Seite steht nichts als der Namenszug Adolf Hitlers.

„Hoffen und vertrauen“ waren die letzten Worte meines Mannes. Für viele unserer Familien und unserer Freunde sind sie ein Leitspruch geworden. So steht auf der einen Seite des Gästebuches unter diesen Worten: „Wir, die Heimatlosen, wollen sie als sein Vermächtnis mitnehmen und unsere Zukunft darauf bauen.“

Es war zuerst nicht ganz einfach, sich an das Leben als Flüchtling zu gewöhnen, furchtbar beglückt war hier die Bevölkerung nicht über uns. Ich habe versucht, mich in das Dorfleben einzufügen, habe mich Pastor Baden⁹ zur Verfügung gestellt, sammle für das Evangelische Hilfswerk¹⁰, Fühlung mit den Bauern habe ich noch nicht bekommen, eigentlich nur mit den Arbeitern.

Pastor Baden gibt der Gemeinde sehr viel. Sehr besucht ist sein Bibelkreis. Es ist hier doch ein reges geistiges Leben, das Kloster mit seinen Da-

⁸ Schon vor dem Tod von August von Mackensen hatten die Briten entschieden, daß die Beerdigung ohne großes Aufheben vonstatten zu gehen habe; sie seien zwar „prepared to release on temp[orary] pass from Munster Lager a number of officers to act as pall bearers, but apart from this funeral is to be quiet“ (912/513 Mil Gov Det: Monthly Report for October 1945, Part I, PRO: WO 171, Nr. 8101).

⁹ Hans-Jürgen Baden, von ihm Dokument 33.

¹⁰ 1945 durch die EKID zur Behebung der Nachkriegsnot und zum Wiederaufbau des kirchlichen Lebens gegründet, 1957 mit der Inneren Mission zum Diakonischen Werk vereinigt.

men und viele Familien wie Kalthoffs¹¹ und von Streits sowie Struckmanns bilden einen anregenden Kreis, dazu ist auch der Reuter-Vorleser Rittergutsbesitzer Bunge¹² und seine Frau zu rechnen, ebenso Oppershansen mit seinem Erholungsheim des Roten Kreuzes unter der Leitung von Frau von Treuenfels.

Dokument 35

Langlingen: Luise Mylius, Rittergutsbesitzerin

28. Januar 1947

Es war abends gegen halb zehn am 12. April 1945, als die Amerikaner kamen. Wir waren gerade beim Rüsten, um zu Bett zu gehen. Sie stießen die Türen ein, wenn sie schon zugeschlossen waren, und sie gaben die Order: „Binnen zehn Minuten alle Bewohner raus!“ Sie würden am andern Morgen weiterrücken. Die Pastorin kam sofort, wir sollten bei ihr schlafen, so standen wir da, unsere Betten und Steppdecken unter dem Arm. Unsere 17 Flüchtlinge kamen in einen großen Raum im Nebenhause und durften da die Nacht zubringen. Die Amerikaner hatten große Blendlaternen bei sich, damit leuchteten sie uns immer ins Gesicht und leuchteten auch alle Räume ab. Sie hatten direkt ein Auge auf alle Einzelheiten, so hatten sie sofort eine Ofenklappe entdeckt, die ganz ins Holz eingelassen ist auf dem Gange, so daß sie kaum zu sehen ist. Aber sie fragten sofort, was hinter dieser Klappe sei? Sie fingen nun sehr energisch in unserer Küche zu kochen an. Es waren an diesem ersten Abend etwa 150 Mann, die sich bei uns einquartierten, alle Türen aufschlugen und alle Räume, vor allem den Keller, untersuchten. Was sie dort an Trinkbarem fanden, daran haben sie sich gütlich getan. Etwas hatten wir absichtlich dort gelassen, im übrigen hatten wir Wein, Silber und Porzellan zwei Meter tief im Gemüsegarten vergraben. Die Tochter unserer ostpreußischen Flüchtlinge, die selbst Gutsbesitzer dort waren, hat uns dabei geholfen.

Am 13. April früh zogen sie ab. Unser Haus stand auf dem Kopf. Sie hatten mit Stiefeln im Bett gelegen, der Einmacheschrank war geplündert, die meisten Gläser halb ausgegessen. In der Küche fehlte vieles, besonders die modernen Küchengeräte. Wie böse das Haus aussah, läßt sich daran ermessen, daß drei Flüchtlingsfrauen und drei eigene Hilfen acht Tage bis zum folgenden Freitag arbeiteten, um den Dreck wieder herauszukriegen.

¹¹ Fritz Kalthoff, Klosterverwalter, Mai 1945–Frühjahr 1946 Bürgermeister von Wienhausen.

¹² Axel Bunge, selbst aus Mecklenburg, veranstaltete regelmäßig Lesungen aus den Werken des mecklenburgischen Heimatdichters Fritz Reuter (1810–1874).

Am Sonnabend mittag kam ein Auto auf den Hof mit einem sehr anständigen Kapitän, er mußte für vier Tage Wohnraum für seine Leute haben. Wir wollten ihn gern in die Baracken der SS hineinkomplimentieren, aber das lehnten sie ab. Wir mußten bis Sonntag das Haus geräumt haben. Wir könnten alles stehen- und liegenlassen, sie würden sich auch ihre Betten mitbringen. Aber wir brachten doch die guten Möbel auf die Raucherzimmer, die ganz abseits liegt, auch die Ölgemälde, und rückten einen Schrank vor die Tür, das heißt, sie haben sie doch gefunden. Unsere Nachbarn stellten sich alle zur Verfügung und halfen uns räumen. Wir selbst zogen zu unserem Verwalter, den wir schon seit 23 Jahren haben. Zu ihm brachten wir auch einige der wertvollsten Möbel, unter anderem einen wertvollen Tisch, ein altes Empiresofa, auch Schreibtisch, Nähtisch und einige Sessel.

Am Sonntag abend um neun kamen erst wenige, dann mehr und mehr Truppen, die dann das ganze Haus besetzten. Wir behielten unsere Küche zur Benutzung. Sie blieben bis zum Mittwochmorgen. Ein Herr, der bei uns wohnte und aus Amerika stammte, vermittelte sehr gut zwischen uns und der Besatzung. Jedes Familienmitglied mußte einen Ausweis haben, um auf unsern Hof zu den Mahlzeiten zu gelangen. Diese Truppe schonte unser Haus. Sie ließen draußen im Freien kochen vor dem Saal. Sie zogen am Mittwoch ab, beladen mit Decken und Kissen, die sie auch zum Teil den Flüchtlingen entführten.

Noch am gleichen Tage kam eine neue Mannschaft, 168 Mann, sehr üble. Der Oberste, ein Herr S., wahrscheinlich Deutscher und nach Amerika ausgewandert, ließ seine Laune an uns aus und auch sein Feldwebel W. Sie wurden wütend, wenn wer ins Haus wollte. So wollte ich nach Celle fahren, einer mußte ja die Initiative ergreifen. Ich wollte zu Müller-Edzards im Landratsamt. Ich wollte mir nun gern meinen Hut aus dem Hause holen: Ich sollte machen, daß ich rauskäme, so wurde ich angeschnauzt. 70 Autos standen auf dem Hofe. Hier war auch eine Reparaturwerkstelle. Es war eine Pioniertruppe, die früh um halb sieben vom Hofe fuhren, um die Brücken wieder aufzubauen. Sie hatten große Apparate, um sich das elektrische Licht selbst zu machen. Aber im Haus waren die Leitungen alle kaputt. Wir hatten vorsichtshalber die Birnen alle ausgedreht. Es sah wüst im Hause aus. Die Tausende von Bänden aus der Bibliothek meines Schwiegersohnes Struckmann hatten sie aus dem Saal herumgestreut, aus dem Mahagonibuffet die Türen herausgerissen, sämtliche Schlüssel abgezogen und weggebracht, die Polen hatten alle Ansichten aus Krakau und anderen polnischen Städten aus den Büchern gerissen, alle Schiebläden waren auf den Saal gebracht und hier umgekippt. Drei Tage und Nächte durften die Polen hier räubern. Die Gardinen an den Fenstern nahmen sie als Handtücher, andere Gardinen nahmen sie mit. Im Plätt-saal, wo die Kisten mit Betten usw. standen, wurde sehr geräubert. Schließlich ließen wir die Türen durch die Amerikaner zunageln. Zweimal

mußten die Polen ihren Raub nach dort zurückbringen, das dritte Mal wurde es nicht bemerkt, und sie entkamen mit ihrer Beute. Die Wurstbüchsen unter den Dielen auf dem Gange haben sie nicht entdeckt. Speck und Schinken, den wir absichtlich auf dem Boden hängen ließen, wurde nicht angerührt. Der hohle Klang unter den Dielen hat sie wohl nicht auf die Büchsen aufmerksam gemacht.

Unser evakuierter Gärtner aus Aachen hatte von uns Land gepachtet, das er an Flüchtlinge weiterverpachten wollte. Er hatte eine kleine Versammlung für die Pachtlustigen anberaumt, mein Mann hatte sich von weitem dazugestellt. [...]

Nachtrag vom 22. Juli 1947

Als mein Mann von der Versammlung zurückkam, wo die Flüchtlinge Gartenland erhalten sollten, wurde er verhaftet, obgleich er nichts damit zu tun gehabt hatte, sondern sich das hatte bloß mal ansehen wollen. Aber er stand in dem Verdacht, daß er eine Versammlung einberufen hatte, und das war ja verboten.

Auch meine Nichte wurde verhaftet, die bei ihm gewesen war, sie mußte sich auf den Trittstein vor die Haustür setzen, dann brachten die Amerikaner beide zu Schöndube [Gastwirtschaft, Sitz des amerikanischen Kommandeurs]. Mein Mann wurde auf einem LKW nach Lachendorf gebracht. Unterdessen hatten die Amerikaner hier alles durchgeschnüffelt. Wir wohnten bei unserm Verwalter Harms und hatten auf dem Boden viel verstaut. Mein Mann hatte seine Waffen angegeben, sie auch zum Teil in die Aller geworfen. Leider hatte ein Flüchtling hier seine Waffen vergraben. Ferner wurde mein Mann beschuldigt, Polen schlecht behandelt zu haben. Alle diese Beschuldigungen aber waren wohl nicht stichhaltig, denn mein Mann kam zu Fuß am gleichen Abend wieder nach Hause.

Auf unserm Hofe waren wohl 70 Fahrzeuge in Reparatur. Es war eine Kolonne mit Brückenbaufahrzeugen. Sie kochten oben im Saal mit Benzinkochapparaten. Die Stuckdecken wurden vollkommen schwarz angeräuchert. Im Hause waren meistens 150 Amerikaner, die sich immer wieder abwechselten, im ganzen sind hier wohl 500 Amerikaner durchquartiert. Es ist viel weggekommen an kleinen Kunstgegenständen, wie geschnitzte indische Kästchen, eine Geige, obgleich wir sie in der Räucher- kammer versteckt hatten, kleine hübsche Kupferstiche. Wir hatten ja zum Räumen so wenig Zeit und konnten nicht alles retten in den 18 Stunden, hatten auch keinen Platz, um alles aufzubewahren. Unsere übrige Familie war im Pfarrhause untergebracht. Unser Plättsaal, auf dem wir viel Sachen untergestellt hatten, wurde in einem Tage fünfmal erbrochen. Man hatte vor, uns gar nicht wieder in unser Haus hineinzulassen, es sollten Polen hinein. So wollte es der neue Bürgermeister, ein Holländer, der dort nahe Beziehungen zur SS gehabt hatte, aber die hatte er inzwischen vergessen.

Er war sicher ein amerikanischer Spitzel. Einmal wurden eine ganze Anzahl Matratzen von uns weggeholt und auf dem Bahnhof hingestellt. Wir sollten unsere Schränke verschließen, aber sah man nach, saß sicher jemand dabei und brach sie gerade auf. Als ich den Bürgermeister fragte, wann wir wieder ins Haus dürften, sagte er, das käme gar nicht in Frage, solche Leute wie wir kämen nicht wieder ins Gutshaus, es kämen Polen hinein. Da bin ich zu Museumsdirektor Dr. Neukirch¹ gefahren und habe dem das vorgelegt. Ich bekam jenen berühmten langen Zettel mit von Neukirch, daß das Langlinger Gutshaus kulturhistorischen Wert habe und geschützt sei². Da machten die neuen Machthaber in Langlingen natürlich lange Gesichter. Einmal wurde ich gerufen: In unserer Stube bei Harms saßen Polen, Russen und Neger und zechten. Ich komme hin, da wälzen sie sich schon in unseren guten Sesseln und trinken Wodka. Man hatte ihnen schon Eierbecher geholt, damit es nicht so hastig ging mit dem Saufen. Aber sie fühlten sich da sehr gemütlich. Ich sagte ihnen, sie sollten da weggehen, sie hätten da nichts zu suchen, aber sie reagierten nicht darauf und gingen auch einfach an meine Schiebladen, ich kriegte sie beim Wickel, aber es nützte nichts. Da dachte ich an unseren Dolmetscher, den wir im Hause hatten, der viel in Amerika gewesen war, der kam und sagte ihnen, wenn sie nicht sofort machten, daß sie weggingen, würde der Kommandant geholt. Ein baumlanger Neger stand schwankend auf und machte, so gut er noch konnte, eine Verbeugung nach der anderen, wobei er lallte: „Kommandant von Langlingen! Kommandant von Langlingen!“ Zur Strafe bekam er ein Spießbrutenlaufen mit Schlägen vor die Schienbeine, das soll wahnsinnig weh tun, und er durfte nicht einmal das Gesicht dabei verziehen. Im ganzen hatte das Negerregiment sehr gute Zucht, sie haben sich besser benommen als die Weißen.

[...] Einmal fauchte mich eine Polenfrau an. Sie wollte Erbsen haben. Meinem Mann paßte der Ton nicht, und er sagte ihr, sie sollte mich zufriedenlassen. Das hatte sie dem Amerikaner gepetzt. Der kam mit ihr zu Harms und fuhr mich an: „Wo ist das Eingeschlachtete?“ Ich sollte den Speck herunterkriegen. Frau Harms tat es dann auch. Da wurde nun erst

¹ Albert Neukirch (1884–1963), Historiker und Museumsfachmann, seit 1913 am heimatkundlichen Bomann-Museum in Celle tätig, 1926–1949 als dessen Leiter, zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten vor allem zur Renaissancezeit in Niedersachsen.

² Neukirch führte darin aus, daß das Gutshaus um 1720 erbaut worden sei und die gesamte Anlage zu den bedeutendsten Barockanlagen der Heide gehöre mit wertvollen Innenräumen und einer großzügigen Parklandschaft. Mit Hilfe eines von Neukirch auf englisch abgefaßten Zettels, der an der Tür des Gutshauses angebracht wurde, konnte tatsächlich der Zutritt der Briten sowie vor allem der befreiten Zwangsarbeiter weitgehend abgewehrt werden. Zum Gutshof Langlingen siehe Die Kunstdenkmale des Landkreises Celle im Regierungsbezirk Lüneburg, bearbeitet von Joachim Bühring und Konrad Maier, Hannover 1970, Textband S. 216ff., Bildband Bilder 175–191.

mal ein tüchtiges Stück heruntergesäbelt und der Polenfrau gegeben. Mir wurde gesagt, die Polenfrau könnte fordern, was sie wollte, ich hätte in dieser Beziehung über nichts mehr zu sagen. Nun muß ich sagen, daß diese Polenfrau sich nun sehr anständig benahm, sie hat um nichts weiter mehr gebeten als um etwas Milch. Als sie dann wegkam, sagte sie: „Nichts für ungut, Frau Mylius!“ – „Sie haben mir schöne Ungelegenheiten gemacht, warum eigentlich?“ – „Sie waren doch alle so!“ Das war also der Grund.

Wir haben sechs Tage zu acht Personen das Haus rein gemacht, als die Besatzung abgezogen war, dann war das Haus voll Flüchtlinge, die wir zum Teil im Nebenhaus unterbringen konnten, viele sind in den Leutewohnungen, und nun fehlen uns die wieder wie das liebe Brot. Unser Schweizer ist Betriebsobmann bei der Gewerkschaft. Neulich Mittwoch nach Pfingsten war kein Mann auf dem Hofe, so etwas geht doch nicht. Neulich sind auf einer großen Gewerkschaftsversammlung alle Leute namhaft gemacht, an deren Milchverbrauch etwas zu bemängeln ist. [...] Wir sind auch zur Sprache gekommen, aber der Schweizer hat gesagt, daß wir unseren Flüchtlingen Milch geben.

Dokument 36

Ahnsbeck: Heinrich Lühr, Landwirt¹

23. Januar 1947

Aus der Anlage Ahnsbecks geht hervor, daß das Dorf schon öfter eine Vergrößerung erfahren hat, vielleicht durch ebenso wilde Zeiten wie wir sie jetzt erlebt haben. Denn seine Hufeisenform hat es im Umkreise noch zwei Mal wiederholt und ist der ursprünglichen Dorfanlage angegliedert.

Als die Engländer immer näher rückten, begann der Zuzug von Celle nach Ahnsbeck, weil die Menschen sich hier völlig sicher glaubten. Ich hatte hier 31 Menschen auf dem Fußboden schlafen, wo die Betten nicht mehr reichten. Unter andern auch die Großkinder von dem alten Gasdirektor Müller aus Celle², die waren aus Meißen gekommen. Sie waren mit ihrer Erzieherin da, die prima Englisch konnte.

Die Besatzung kam aus der Richtung von Nordburg [südlich von Ahnsbeck]. Bis sie zu uns gelangten, gab es eine Verzögerung, weil die schweren

¹ Lühr war Mai 1945 bis Sept. 1946 Bürgermeister von Ahnsbeck und gehörte Jan. bis Okt. 1946 dem ernannten Celler Kreistag an, SPD.

² Emil Müller, 1911–1933 Direktor der Celler Gasanstalt bzw. der ‚Städtischen Betriebsverwaltung‘ (der späteren Stadtwerke Celle).

Panzer auf den moorigen ‚[Aller-]Dreckwiesen‘ nicht weiterkonnten. Sie kamen da man schlecht weiter, und wir hörten die ganze Nacht das fürchterliche Wirtschaften der Motore. Unsere Truppenverbände zogen sich hinter Ahsnsbeck zurück, welche aber – es waren SS-Verbände – hielten sich noch auf der Allerheide [westlich von Ahsnsbeck]. Im Dorf waren keine mehr. Am Freitag, dem 13. April, sind die Amerikaner über Nordburg durch die Müsse [Niederungsgebiet] und Helmerkamp hier eingedrückt. Es waren keine Kämpfe, da hier in Ahsnsbeck ja keine Truppen mehr waren.

Hier vor mein Haus kam ein Polizei-Offizier, meine Bekannte aus Meiblen konnte gut Englisch; so forderten sie mir nur meinen Revolver ab. Sie sagte ihnen auch, daß ich Quäker sei, vor meinem Hause stehen ja auch die Quäker-Sterne³. Wir haben uns ja auch zu allen Hilfeleistungen im Kriege verpflichtet. Der Amerikaner tat daraufhin, was er nicht tun durfte als Besatzungssoldat, er trank bei mir Tee. Die Amerikaner haben sich im Dorfe durchweg gut benommen. Die Kriegsgefangenen haben sich auch ganz ordentlich benommen, wir haben sie hier aber auch immer als Menschen behandelt. Der Amerikaner gab ihnen das Arbeitsdienstlager⁴, in dem ein Depot für Gummimäntel war, zur Plünderung frei, sie brauchten die Sachen nicht für sich allein, sie gaben sogar auch noch den Flüchtlingen davon ab. Dann richteten sie sich in dem Arbeitslager häuslich ein.

In der Nacht vom 13. April auf den 14. April zog die amerikanische Besatzung sich aus Ahsnsbeck zurück. Am andern Morgen kamen sie wieder. Sie hatten wohl gefürchtet, daß in der Nacht das Dorf doch noch von der SS überfallen wurde. An diesem Tage entwickelte sich ein Gefecht zwischen SS-Panzereinheiten und den Amerikanern auf der Allerheide. Da das Dorf Ahsnsbeck von den Amerikanern besetzt war, schlugen sich die deutschen Truppen zwischen Beedenbostel und Ahsnsbeck durch. Verschiedene Häuser wurden hier bei dem Gefecht beschädigt. Ein Kind wurde schwer verletzt. Die Amerikaner brachten das Kind ins Lazarett nach Bückeberg. Das Kind ist gut wiederhergestellt. Eine Flüchtlingsfrau wurde im Dorfe erschossen, ein Amerikaner fiel. Ein deutscher Panzer explodierte zwischen Ahsnsbeck und Jarnsen [nördlich von Ahsnsbeck], dabei kamen zwei deutsche Soldaten zu Tode, und mehrere wurden schwer verwundet durch Verbrennungen. Am 14. April abends rückte der Amerikaner mit sämtlichen Wagen ab und nahm sämtliche Ausländer mit. Ahsnsbeck blieb die Nacht allein, es blieb alles ruhig. Am andern Tage rückten sie wieder ein.

Die Polen hörten nun auf zu arbeiten. Sie bewohnten das Arbeitslager.

³ Achtzackiger rot-schwarzer Stern, der die Quäker seit ca. 1870 als Erkennungszeichen bei ihrer Hilfstätigkeit begleitet, häufig auf der Armbinde getragen, hier offensichtlich an einem Schild am oder vor dem Haus von Heinrich Lühr befestigt.

⁴ Lager des Reichsarbeitsdienstes, vgl. dazu auch Dok. 33, Anm. 5.

Es waren etwa 100 Mann. Sie holten sich KZ-Leute zur Gesellschaft. Da wir in Ahnsbeck die Polen gut behandelt hatten, haben sie sich auch verhältnismäßig gut benommen. Ja, es ist vielleicht einmalig in Deutschland – sie haben mit uns gemeinsame Sache gemacht und nachts gewacht. Die meisten waren polnische Bauern und anständige Menschen, und mit ihrem Lagerführer war ich immer gut ausgekommen. Mit diesem verabredete ich, daß wir es nun nicht so machen wollten wie in andern Dörfern, sondern wir wollten ohne Mißtrauen gut miteinander auskommen. Wir wollten gemeinsam die Ordnung im Dorfe aufrechterhalten. Ich schlug vor, daß das Dorf zwei Mann zur Wache stellen sollte und die Polen zwei Mann und daß diese vier zusammen nachts die Wache des Dorfes übernehmen sollten. Die erste Nacht habe ich mitgemacht. Unsere Einheimischen sind auch stur, aber es ging dann doch ganz gut. Ich hatte das Wachbuch zu führen und hatte einmal vergessen, die Deutschen zur Wache zu benachrichtigen. Da kamen die Polen an und beklagten sich, daß sie allein wachen sollten. Ich sagte sofort, daß es meine Schuld sei, und ich wollte sofort mitgehen, aber das sollte ich nicht: „Wollen es heute allein machen! Hast Du etwas zu trinken? Wir besorgen Essen!“ Ja, ich hatte noch etwas zu trinken, da kamen sie zu mir und haben bei mir getafelt bis morgens um vier Uhr. Ich bin ganz gut mit ihnen fertig geworden.

Im Juli/August sind viele weggekommen von den Polen. Viele haben sich verabschiedet. Nun wurde das Arbeitslager, nachdem es notdürftig wieder in Ordnung gebracht war, mit Flüchtlingen belegt. Wir haben rund 700 Fremde gegen 460 Einheimische. 80 oder 90 Männer fehlen noch, sie sind noch in Gefangenschaft oder vermißt.

Dokument 37

*Lachendorf: Wilhelm Borck, Prokurist der Papierfabrik
23. Mai 1947*

Nach dem Ausbruch des Krieges wurde der Betrieb der Papierfabrik¹ außerordentlich belebt durch die Anfertigung des Generalstabskartenpapiers. Zum Stillstand kam die Fabrik 1944 und ist erst im August 1946 wieder angelaufen. Durch die heutige Rohstoffnot sind viele Schwierigkeiten zu überwinden.

¹ Georg Drewsen Feinpapierfabrik AG (seit 1952 GmbH): 1538 in Lachendorf gegründet, seit 1714 in den Händen der Papiermacherfamilie Drewsen, entwickelte sich aus handwerklichen Anfängen zu einem bedeutenden Industrieunternehmen, im April 1944 stillgelegt, im Aug. 1946 Wiederaufnahme der Produktion, 1948/49 modern ausgebaut.

Ein Teil der Arbeiter wurde teils zum Heeresdienst eingezogen, teils dienstverpflichtet, ein kleiner Teil kam nach Scheuen, ein anderer nach Dragahn [Landkreis Dannenberg]. Wir arbeiteten hier mit verstärkter Frauenarbeit, sie wurde aus dem Dorfe freiwillig geleistet, es waren meistens die Frauen der dienstverpflichteten Männer. Heute arbeiten teilweise Flüchtlinge, auch viele Frauen, sie sind froh, daß sie hier verdienen. Sie haben leichte und saubere Arbeit. Das Flüchtlingsproblem ist auf diese Weise für Lachendorf gut gelöst. Doch das Wohnungselend ist hier groß. Wir haben bei 900 Einwohnern 1200 Flüchtlinge. Es wohnen oft Frauen mit mehreren Kindern in einem Zimmer.

Durch die Bomben sind wir wenig behelligt. Alarmiert wurde oft genug, immer zugleich mit Celle. Einmal war ein Notabwurf in der Heide. Das einzige waren ein paar Fensterscheiben, die Lachendorf einbüßte.

Der Stillstand der Fabrik war bedingt durch die Einsparung des Rohstoffes. Es betraf dies mehrere Fabriken. Wir bekamen mehrere Monate vorher die Nachricht, daß die Fabrik stillzulegen sei. Die Frauen wurden nach Scheuen in die Muna dienstverpflichtet, auch in der Landwirtschaft, desgleichen viele der Männer. Die Fabrik ist der Lebensnerv des Dorfes, es war schwer, wenn die Leute nach außerhalb dienstverpflichtet wurden, sie konnten ja dann ihre Gärten nicht mehr bestellen. Alle haben aufgetan, als es jetzt wieder anfing.

In den Räumen der Fabrik wurden zwei andere Firmen einquartiert. Ernst Stock und Co., der Panzerflaschen mit Blechumhüllung fertigte für Apotheken, Essig usw.² Die Flaschen waren aus Pappguß, vor allem Ölflaschen fürs Heer. Später fertigten sie auch Pappdosen. Diese Firma ist im Frühjahr 1947 nach Herzberg im Harz übersiedelt. Seit 1946 ist eine dritte Firma hier eingebaut: Dr. Müller, sie macht Membrane für Lautsprecher.³ Alle diese Firmen haben nur unsere Räume inne, ohne unsere Maschinen zu benutzen.

Es ist die Absicht der Firma Drewsen, diese fremden Firmen so schnell

² Firma Ernst Stock & Co.: Herstellung von gewickelten Pappflaschen und Pappmaché-Umhüllungen für große Flaschen, in Hamburg ausgebombt und im Herbst 1943 Produktionsbeginn in den Räumen der Papierfabrik in Lachendorf; der Betrieb wurde im Frühjahr 1947 nach Herzberg/Harz verlegt, der Umzug zog sich allerdings bis Jahresende hin.

³ Firma Dr. Kurt Müller: Fabrikation von Pappenguß, in Berlin ausgebombt und nach Petersdorf/Riesengebirge verlagert, Aug. 1945 Umsiedlung nach Lachendorf, hier Herstellung von Lautsprechermembranen aus Papierfasern, größtenteils Altpapier, in den Räumen der Papierfabrik Drewsen, in der zweiten Jahreshälfte 1947 nach Krefeld verlegt. – Ab Herbst 1943 bis 1945 war in den Räumen, die dann von der Firma Dr. Kurt Müller genutzt wurden, die Firma Polycell (Hannover) untergebracht, die gewickelte Pappflaschen, u. a. auch für die Wehrmacht, herstellte (aus diesem Grunde spricht Wilhelm Borck vermutlich hier von einer ‚dritten‘ Firma). Außerdem waren bis Kriegsende eine ehemalige Scheune sowie ein Raum im Fabrikationsgebäude für Lagerzwecke vermietet gewesen.

als möglich loszuwerden, denn sie braucht die Räume selbst. Dr. Müller wird im August weggehen. Ernst Stock im Dezember 1947. Wir hoffen, dann die alte Leistungsfähigkeit der Fabrik wieder herzustellen. Auch die Prägerei, die wir abmontieren ließen, soll wiederhergestellt werden. Auch die drei fremden Firmen haben sehr viel Flüchtlinge in den Arbeitsprozeß aufgenommen.

Drewsen arbeitet heute viel geringere Sorten, bedingt durch Rohstoffschwierigkeiten. Sind diese behoben, wird Drewsen wieder Feinpapiere herstellen.

Die Amerikaner besetzten am 13. April [1945] Lachendorf. Die Spähwagen kamen ohne Widerstand heran, es fiel kein Schuß. Später mußte aus jedem Haus die weiße Fahne – Lappen – herausgehängt werden. Der Hauptaktionär der Firma ist Walter Drewsen⁴. Er stand früher bei den Lüneburger Dragonern und war im Weltkrieg Rittmeister, wurde jetzt im Kriege Oberstleutnant.

Nach der Besetzung wurde verboten seitens der Amerikaner, daß die Fabrik betreten wurde. Unten im Werkmeisterkontor wurden Betten für die Amerikaner aufgestellt. Die Fabrik wurde durchsucht, aber es ist so gut wie nichts weggenommen. Nur die Rechenmaschine. Die Fabrik sah nach dem Abzug wüst aus, alles war wüst durchsucht. Später wohnten Evakuierte in der Fabrik. Auch heute noch wohnen zwei evakuierte Familien auf dem Fabrikhof.

Der Engländer hat keinen Einfluß auf die Fabrik ausgeübt. Papiervorräte sind nicht beschlagnahmt, weil die Bestände so gut wie ausverkauft waren.

Die Partei hat nicht versucht, die Fabrik in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Die beiden Direktoren waren ja Pgs, nun sind diese Herren deswegen entlassen worden. Wir haben uns in der Fabrik nicht um die Partei gekümmert. Die Fabrik ist wirklich gut davongekommen bei all den Kriegswirren, wir können wieder arbeiten, kennen keine Kohlennot, bekommen Braunkohle genug. Leider können wir die Dampfheizung nicht ganz drosseln, so daß es jetzt fast zu warm ist. Wir bekommen die Kohle in jeder Menge. Einmal war der Kohlentransport für fünf Tage bei dem großen Frost und Schnee dieses Jahr unterbunden.

Die Polen und KZ-Leute haben sich in der Fabrik nicht mißliebig benommen. Kriegsgefangene Polen hatten wir nicht, sondern Zivilfremdarbeiter aus Belgien, Holland, Frankreich, die auf dem Fabrikhof wohnten. Sie waren zum Teil besonders tüchtige Leute. Diese freiwilligen Arbeitskräfte haben uns auch später keine Schwierigkeiten gemacht, wir haben immer in ihnen den Menschen gesehen und haben sie anständig behandelt. Einige von ihnen haben auch Urlaub gehabt für zu Hause. Es waren keine ausgesprochenen Facharbeiter.

⁴ Walter Drewsen (1882–1966), 1912–1958 Firmenchef, Hauptaktionär (95%).

1941 wurde unsere Eisenbahnbrücke [über die Lachte zwischen Bahnhof und Fabrik] durch Überschwemmung zerstört, auch das Wehr. Wohnhaus und Fabrik standen unter Wasser, dadurch ist viel verdorben.

1938 feierten wir das 400jährige Bestehen der Fabrik, die 1538 durch Herzog Ernst den Bekenner [von Lüneburg] gegründet worden ist. Da haben wir wirklich noch einmal eine schöne Feier gehabt. Das soziale Problem brauchten wir nicht erst durch das Dritte Reich lösen zu lassen, hier hatte jeder Arbeiter sein eigenes Haus, seinen Garten und kam zu bescheidenem sicheren Wohlstand. Jeder konnte sich durch Fleiß und Tüchtigkeit zu führenden Stellen hinaufarbeiten. Alle diese Ideen hatten wir längst durch die Tat vorweggenommen.

Dokument 38

Hohnhorst: Dora Suderburg, Landwirtin

16. Februar 1948

Meine Schwiegertochter, die Frau meines Sohnes Erwin, starb am 7. Mai 1945; sie hatte sich gewünscht, verbrannt zu werden, aber mein Sohn fand in Celle den Bescheid, daß die Gasanstalt kaputt sei und keine Verbrennungen stattfinden könnten. Wir konnten auch die Verwandten nicht benachrichtigen. Gerda sagte, als die Feinde einrückten: „Die rollen so schnell wieder weg, wie sie gekommen sind.“ Die Verstorbene war ein so großer Naturfreund. Am liebsten trank sie mit ihrem Mann und Otto aus Osterloh und Hertha ihren Kaffee im Walde.

Die Amerikaner verlangten, wir sollten räumen, aber wir sagten, daß wir eine Todkranke im Hause hätten, und die Krankheit wäre ansteckend. So nahmen sie nur ein Zimmer im Hause und legten in die Waschküche vier Mann. Die meisten Hohnhorster mußten aus ihren Häusern, so hatten wir so viele zu beherbergen, daß Vater und ich auf dem Sofa schliefen und die Flüchtlinge in unseren Betten. Ehe die Amerikaner abrückten, haben sie 85 Räder aus dem Dorfe mitgenommen. Sie wollten alle Augenblicke etwas anderes: „Du morgen 10 Eier! Du Pfanne! Du Pott! Kriegst wieder!“ Haben aber nichts wiedergebracht. Ich sah, wie sie abrückten, wie unsere Pötte mit aufgeluden wurden, aber wir durften ja abends nicht mehr vom Grundstück herunter. Die Möbel aus den Häusern sind viel ausgewechselt, wir fanden auch ein Sofa in der Scheune, aber mitgenommen haben sie davon nichts.

Einen Pastoren konnten wir nicht kriegen, als Gerda beerdigt werden mußte, aber ein Bekannter, ein Oberlehrer aus Hannover, der hat es getan. Der hat so schön wie ein Pastor gesprochen. Die Amerikaner machten

Honneur, als wir mit dem Sarg durchs Dorf fuhren. Von unseren Sachen hatten wir viel im Busche vergraben.

Als die Amerikaner weg waren, kamen Schwarze, die lagen alle im Gutsgebäude, es war bloß ein weißer Offizier dabei, sie waren drei bis vier Wochen hier bei uns, sie waren aber sehr anständig, nur einen Abend, als sie Schnaps gekriegt hatten, aber er hat sie doch gebändigt. Sie haben uns nicht belästigt. Die Amerikaner kamen von Hohne, sie gaben Befehl: „Innerhalb drei Stunden raus aus den Häusern!“ Sie haben dann die Häuser durchgesucht, haben bei uns eine wertvolle Geige fortgenommen und den Fotoapparat. Auch auf den Boden sind sie gekrochen. Man mußte überall mit hin und sehen, ob deutsche Soldaten sich da versteckt hatten. Oder ob Waffen versteckt waren. Bauer Ernst seinen Trecker haben sie genommen und dahinter den Dogcart von Dr. Drögemüller gebunden und dann gejohlt und damit den Mühlenberg hinuntergefahren. Die Deichsel war natürlich ab, so haben sie ihn stehenlassen. Die Schwarzen waren ganz ordentlich, die haben nichts gemacht.

Als sie die Räder wegholten, hielten sie vorher Haussuchung: „Rad heraus! Mehr Rad!“ Dann raufgesetzt und kaputtgefahren und gleich hinter dem Dorfe im Walde weggeschmissen, oder die Menschen fuhren auf den Felgen und schnitten die Bereifung kaputt, fuhren auf den Reifen, ob Luft drin war oder nicht. Die Polen haben sich die Räder wiedergesucht und haben sie, weiß der Deubel wie, wieder heile gekriegt. Opa und ich haben unsere Räder durch die Polen wiedergekriegt: „Oma hat für uns geflickt!“

Die erste Nachricht von unseren Verwandten kriegten wir auch durch die Polen. Marie aus Osterloh¹ schickte uns ihren Polen mit der Nachricht, daß sie noch lebten. Er war erst nach Ahnsbeck zu Hertha und kam dann zu uns. Nun wußten wir Familienmitglieder wieder voneinander Bescheid. Von Wolthausen und meiner Schwester Frau Lüßmann wurden wir erst den 10. Mai wieder etwas gewahr. Die Amerikaner hatten sämtliche Drähte durchgeschnitten, so daß wir ohne Strom waren. Sie selbst machten sich Licht. Gerade an Gerdas Beerdigung kam der Mann von der Überlandzentrale², der erzählte uns, was in Wolthausen los gewesen wäre. Die Amerikaner machten sich nicht nur ihr Licht selbst, sie beköstigten sich auch selber. Sie hatten schneeweißes Mehl.

Für uns war die Lichtlosigkeit bei der Krankheit sehr schwer. Wir hatten nur ein Talglicht, suchten alle Weihnachtsstummel zusammen. Die Amerikaner drangen in die Kammer ein, wo Gerda todkrank lag, rissen die Schiebläden auf und guckten alles nach. Den letzten Morgen klopfen sie an, daß es nur so dröhnte, sie hatte gerade einen Blutsturz gehabt, ich kam ihnen mit dem Blutbecken an der Tür entgegen und stellte es vor sie

¹ Gemeint ist Marie Wallheinke, von ihr Dokument 23.

² Vgl. Dok. 25, Anm. 1.

hin, damit sie sahen, was hier vor sich ging. Da kamen sie nicht rein, aber sie suchten dafür im Hause alles nach.

Unseren Lehrer seine Frau haben sie nachts um eins rausgebollert, haben verlangt, daß sie auf dem Boden in eine kleine Dachbutze vorankroch, und ein Soldat ist hinterhergekrochen, die haben sie schön in die Ecke gebracht.

Unsere Polen waren bei uns artig bis zur letzten Minute. Sie sind Jahre bei uns gewesen, es ist auch keiner von ihnen weggeholt worden. Sie haben uns noch öfter aus Fallingbostel³ besucht. Es hat kein Pole im Dorf geplündert. Nur den alten Lehrer Wilkens haben sie so vor der Ernte nachts mal ausgeräubert.

Dokument 39

Luttern: Adolf Bangemann, Landwirt¹

18. Mai 1949

[...] Wie die Besatzung kam, haben die Polen gut ausgesagt, die Amerikaner kamen gleich mit Listen. Der Wirtschaftsoffizier Bunkell wollte, ich sollte Kreislandwirt werden, aber ich habe mich dagegen gewehrt. Der Secret Service hat mich ausgefragt, was ich für eine Schulbildung hätte, ich hätte einen Posten gehabt, der nicht so einfach ausgefüllt werden könnte. Ich wußte gar nicht, wo sie hinauswollten mit ihren Fragen. Ich sagte, ich wäre dumm geboren und hätte nichts zugelernt. Aber schließlich rückten sie damit heraus, ich wäre Vertrauensmann für die Oberstaatsanwaltschaft und Sachverständiger in Lüneburg gewesen, für das Schwurgericht. Das sollte ich eingestehen. Na ja, sie meinten, wenn ich nicht mitarbeiten wollte, wer es denn sollte? Ich konnte mich schließlich nicht mehr retten. Ich sollte Kreislandwirt werden, sie hätten denn nur noch Brese in Marwede, den sie brauchen könnten. Schließlich stand ich noch allein auf der Liste, da brauchte ich Gewalt und sagte: „Nun nehmt Rehwinkel!“ Er hat es angenommen.² Nun bin ich Rehwinkel sein Stellvertreter. Das Land-

³ In Teilen des Kriegsgefangenenlagers Stalag XI B Fallingbostel wurden ab 1945 DP's untergebracht, um von dort aus repatriiert zu werden. Fallingbostel wurde nach der Auflösung anderer Lager zunehmend zum zentralen Auffanglager für DP's im Landkreis Fallingbostel; auch eine größere Zahl von DP's aus dem Landkreis Celle wurde hierhin überführt (vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 34f.).

¹ Bangemann gehörte zu den Mitbegründern der CDU im Raum Celle und war 1946 Mitglied des ernannten Celler Kreistages.

² Vgl. dazu auch den Bericht von Wilhelm Brese (Dok. 41) sowie den Bericht von Anna Rehwinkel (Dok. 29).

volk³ ist der Zusammenschluß aller bäuerlichen Betriebe, die ihre Wirtschaft vertreten und mit ihren Leuten allein fertig werden wollen.

Um auf die Umsturzeit zu kommen: Geplündert ist hier fast gar nicht. Wir haben in der letzten Zeit, ehe der Tommy kam, oft über 200 Gefangene, die vorweg geschickt wurden, hier bei uns auf der Diele gehabt. Wir hatten genug Kartoffeln und haben sie nicht hungern lassen. Dieselben Trupps kamen bald darauf allein zurück. Am anständigsten waren die Franzosen. Einen Tag, ehe die Besatzung kam, kam ein Bataillon von Schwarzmeerdeutschen. Ich sagte: „Verschwindet hier! Die Amerikaner stehen vor Lachendorf!“ Da sind sie abgerückt, und wir haben die Flinten ins Wasser geschmissen. Vor Eldingen unter der Brücke saßen 20 SS-Leute.

[...]⁴

Als der erste Treck kam, war ich bei Nachbar Grelle zum Geburtstag mit meiner Frau. Da kam Marwedel, der Ortsbauernführer war, ich kriegte einen Treck. Als wir auf den Hof kamen, war da ein Wagen mit Polen und Kindern. Marwedel hatte sie erst auf der Straße stehenlassen, da schimpften die Parteiweiber, und er brachte sie zu Thielen. Da luden die Mädchen gerade Rüben ab und lachten über irgendwas an dem Treck. Da sagten die Treckleute: „Hier bleiben wir nicht!“ Und dann kamen sie zu uns.

Nun hatte ich hinten auf der Diele Roggensäcke stehen, sie waren aber mit ihrem Wagen so weit auf die Diele raufgefahren, daß Roggensäcke in Gefahr waren, ich sagte deshalb ganz ruhig, so könnte der Wagen nicht stehenbleiben. Da fingen die Treckleute an zu schimpfen über die Aufnahme hier in Luttern. Ich sagte: „Hier auf meiner Scheune lasse ich mich nicht beschimpfen. Wir haben euch doch nicht hergeholt, wir haben doch keine Schuld, daß es so gekommen ist.“ Das alles wurde nun in Eldingen [Sitz des NSDAP-Ortsgruppenleiters] zu Protokoll genommen. Sie wollten mich eben weghaben. Nachbar Evers hat dagegen geredet und wollte das Protokoll wiederhaben, aber es hieß: „Was angezeigt ist, das ist angezeigt!“ Eines Tages kam die Gestapo und holte mich weg. Das war am 24. Februar 1945. Ich habe mich angezogen, habe Butterbrote eingesteckt und bin dann mitgegangen. Ich habe kein Wort mit den Leuten gewechselt, bin auch nie vernommen und habe kein Verhör gehabt.

³ Der Verband des Niedersächsischen Landvolkes wurde im Febr. 1947 von Edmund Rehwinkel, Friedrich Füllberg und August Kappey gegründet und faßte alle bestehenden Bauernverbände in einer Organisation zusammen. Als wirtschaftspolitische Interessenvertretung der Landwirte setzt sich der Verband die Förderung der Landwirtschaft, der ländlichen Gebiete und der Landbevölkerung zum Ziel. Sein erster Präsident war ab Juni/Juli 1947 Edmund Rehwinkel.

⁴ Bangemann berichtet hier über persönliche Auseinandersetzungen mit führenden Funktionären der NSDAP im Kreis Celle, die zu seiner zeitweiligen Inhaftierung führten.

[...]⁵

Als ich zu Haus ankam, waren auch bald Amerikaner da, die nach Waffen fragten. Nun war ja mein Sohn da, er war ja auf diese Art, daß er gerade auf Urlaub zu Hause war, nicht erst in Gefangenschaft gekommen. Ich wurde gefragt: „Ist das Ihr Sohn?“ – „Ja.“ – „Nix Soldat?“ – „Er ist auf Urlaub!“ Und zeigte sein Soldbuch. „Kommen Sie mit!“ Ich sagte, daß ich verhaftet gewesen wäre und mein Sohn deshalb hier den Hof geleitet hätte. Wir mußten also mit nach dem Kommandanten. Der sagte: „Gut!“ Wir wurden im Wagen wieder hergefahren. Es wurde meinem Sohn unter den Fuß gegeben, sich nicht so preislich an die Straße zu stellen, aber ihm passierte nichts, wurde uns versichert. Ich bestand darauf, daß ich für meinen Sohn Hermann etwas Schriftliches in der Hand haben wollte.

Am Sonntag, dem 22. April, kam ganz zerlumpt mit dem Rade der eine Major vom Generalkommando, der hier im Quartier gelegen hatte. Der hat mir dann einen Entlassungsschein für Hermann geschrieben. Der Bürgermeister von Hohnhorst kam und mit ihm zwei amerikanische Offiziere. Die sahen hier das Bild Wilhelms II. Sie sagten: „Hier weht anderer Wind!“ – „Ich bin kein Nazi gewesen!“ Sie durchsuchten doch das Haus und fanden in der Wäschelade in Hermanns Kammer seine Uniform. „Sohn?“ – „Ja!“ – „Sie waren verhaftet? You im Loch gesessen?“ – „Ja, sechs Wochen!“ – „Hier ist alles in Ordnung! Wenn You was hast, komm!“

Meine Polen haben für mich gutgesagt. Hier im ganzen Dorfe ist keinem Bauern was geplündert. Für die Amerikaner mußte ein kleiner Bauer Hildebrandt räumen, er durfte aber in der Scheune schlafen. Die englische Wache wurde bei ihm einquartiert. Mit ihnen poussierten Weiber von den Flüchtlingen. Ein solches Weib hatte Hildebrandts Koffer aufgemacht und seine Schuhe herausgenommen. Da schimpfte Hildebrandt mächtig, er kam gerade und wollte die Milchkanen wegfahren. Die Wache hatte ihn angehalten, aber er hatte es entweder von dem Wagenbollern oder vor seinem Schimpfen nicht gehört und blieb nicht stehen, da schießt ihn die Wache durch den Leib. Ich habe es dem Kommandeur in Lachendorf gleich gemeldet. Die englische Wache mußte das Haus sofort räumen und hat nachher immer im Chausseegraben sitzen müssen und kein Privathaus mehr betreten. Es ist wohl so, daß der Engländer und Hildebrandt beide geschimpft haben und sich nicht verstanden, sonst wäre das wohl nicht passiert. In Hohnhorst lagen Schwarze. Ich stand den ganzen Tag auf dem Hofe und paßte auf, daß keiner dem Hofe zu nahe kam. Das Laufen ging den ganzen Tag. Bunkell in Beedenbostel⁶, der englische Oberst, wollte von mir allerhand über die Nazis wissen. [...]

⁵ Geschildert werden hier das Verhalten der Gestapo sowie Bangemanns Entlassung aus dem Gefängnis unmittelbar vor dem Einmarsch der alliierten Truppen.

⁶ Bunkell bewohnte zusammen mit dem Leiter der britischen Militärregierung für

Dann wollten die Polen von mir Schweine holen. Welche rissen schon die Stalltür auf. Ich rief: „Bleibt davon! Habt ihr Scheine?“ Da holten sie sich bei Grellen Wäsche und Vieh! Ich ordnete an: „Schnell mit dem Rade nach Hohnhorst zur Wache!“ Als die Polen kamen, hieß es: „Habt ihr das Vieh bezahlt?“ – „Ja!“ Wäsche und Radio standen aber noch im Wagen. Das Mädchen nimmt das Radio aufs Rad und fährt wieder nach Luttern. Da liegen schon die Polen im Graben und warten auf sie. Sie dreht wieder um nach Hohnhorst. Ein Maschinengewehr auf den Jeep und los. 30 bis 40 Schritt legt der Engländer eine Ladung vor den Polen auf jede Seite des Grabens, laden das Mädchen in den Jeep und bringen sie nach Hause. Der schwarze Feldwebel hat sich vorzüglich benommen, er sprach auch perfekt deutsch.

Am Pfingstmorgen kamen zehn Mann KZ hier auf den Hof. Wir holten die Wache heran, der stellte die zehn Mann an den Zaun und sagte: „Sobald mir einer wegläuft, schieße ich!“ Sie blieben ganz fromm da stehen, aber einer hat es versucht; als der Wachmann anlegte, ist er aber wieder umgekehrt. Um zwei kam ein englischer Wagen und hat sie mitgenommen. Oberst Bunkell hat mich öfter hierher gefahren, wenn er mich unterwegs traf. Er interessierte sich sehr für den Viehstall, hatte selbst drüben eine Geflügelfarm.

Ich hatte noch immer ein Russenweib und einen Russenjungen und ein Ukrainermädchen auf dem Hofe, der Junge räuberte. Bunkell sagte: „Ich schicke Ihnen zuverlässige Leute und lasse sie wegholen.“ Ich wollte es nun dem Russenweibe verdeutschen, daß sie den anderen Tag wegkämen. Sie heulte wie ein Schloßhund, die sind hier ja erst Menschen geworden. In Rußland wurden sie wie Sklaven behandelt. Wir haben gesorgt, daß sie anständig im Zeuge wurden. Am anderen Morgen kamen zwei Mann mit dem Wagen, um sie zu holen. Der Bengel schleppte große Pakete herbei, die alle sehr schön verschnürt waren. Er sollte sie aufmachen, wollte das aber nicht gern. Da nahm der Engländer seinen Dolch und ritzte sie auf. Was kam da alles zum Vorschein: Bettlaken, Kopfkissen, ein Karton mit Eiern. Sie klebten ihm eine runter. Die Polen standen dabei und sahen sich das an. Der Engländer rief: „Polen, kommt hier mal her! Zum Räubern seid ihr nicht hier! Bangemann braucht bei uns nur anzurufen, dann werdet ihr in die Ecke an die Scheune gestellt und dann geht's ans Tot-schießen!“ Das hat doch geholfen. Die Polen sagten sich: „Donnerwetter, Bangemann ruft an, und dann werden wir alles los!“ Sie sind nun alle weg bis auf zwei, das sind eigentlich Deutsche. Der eine hat hier geheiratet, hat sich auch trauen lassen. Sein Vater hatte zu Hause auch eine Mühle und Landwirtschaft, der war in Ordnung. Der ist von 1940 an hiergewesen. Wie ich im Loche gesessen habe, hat der die ganze Wirtschaft gemacht

den Kreis Celle Hudson die zu diesem Zweck requirierte Zimmermann'sche Villa in Beedenbostel (südöstlich von Luttern).

und die Bestellung, tadellos. Wenn die jungen Polen etwas nicht ordentlich gemacht hatten, hat er sie vom Essen aufgejagt, bis es im Lot war. Auch die Mädchen waren prima. Die Eltern schrieben große Dankesbriefe an uns, die Mädchen sollten sich anständig betragen, daß wir Freude daran hätten, sie sind erst nach der Ernte 1945 weggegangen.

[...] Von den Flüchtlingen sind es nicht die besten, die wir hier haben. Sie sind aus dem Warthegau hier hängengeblieben. Vertragen konnten sie sich auch nicht. Sie waren bei Thielen auf der Scheune. Wir haben sie auseinandergenommen. Sie haben Kuh und Pferd und Schwein und Hühner, das füttern wir alles mit durch. Er hat sich früher Hengste gehalten, die Polen haben sein Land fertiggemacht. Wir haben ebenso viel Flüchtlinge als Einwohner. Meine beiden helfen auf dem Hofe. Der Melker hat eine prima Wohnung. Ich hatte zehn Jahre den Vorsitz vom Herdbuch⁷. Als die Nazis kamen, war ich nicht mehr zu gebrauchen. Teilweise gehen die Flüchtlinge zum Holzhausen. Ein Jude hat sich mit den Engländern in Verbindung gesetzt, alles, was herumliegt von Eisen und Blech und Schrott, das sammelt er, das liegt an der Bahn bei Lachendorf und heißt ‚Biskuppek‘.

Einmal sind in der Feldmark Bomben gefallen, ich weiß nicht, ob es der Straße gelten sollte, drei Stück, der Flieger wird wohl froh gewesen sein, daß er sie los wurde.

Um die Partei haben wir uns wenig gekümmert. Die Jungen vom Landjahrlager⁸ in Beedenbostel johlten während der Kirche auf der Straße herum, wir haben uns beschwert. Als an einem Sonntag ein Aufruf vom Landesbischof Marahrens⁹ verlesen wurde, verließen fünf Mann von den Oberbonzen die Kirche. [...]

⁷ In der landwirtschaftlichen Tierzucht, vor allem der Rinderzucht, buch- oder kar-teimäßig angelegte Zusammenstellungen aller wichtigen Angaben über die Zucht-tiere; die in das Herdbuch aufgenommenen Tiere werden besonders gekennzeichnet, z. B. durch Ohrmarken.

⁸ Landjahr bzw. Landschuljahr; im März 1934 in Preußen zunächst zur Behebung der Jugendarbeitslosigkeit eingeführtes Pflichtjahr für schulentlassene Jugendliche v. a. aus städtischen Gebieten, die während dieses Jahres in Heimen bzw. Lagern auf dem Lande wohnten und von Landjahrführern betreut wurden. Diese Einrichtung wurde von einigen Ländern noch übernommen.

⁹ August Marahrens (1875–1950): 1925–1947 Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover, 1928–1950 Abt von Loccum, 1935–1945 Präsident des Lutherischen Weltkonvents; gehörte im Frühjahr 1933 zu dem ‚Dreimännerkollegium‘, das mit der Hitler-Regierung über die Bildung einer Deutschen Evangelischen Kirche und die Wahl eines Reichsbischofs verhandelte, schloß sich nach dem Scheitern der Gespräche der ‚Bekennenden Kirche‘ an, 1934 Vorsitzender der ‚Vorläufigen Kirchenleitung‘, seit 1936 Repräsentant der ‚Gemäßigten‘ im Rat der Evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands; aufgrund seiner zeitweise lavierenden Haltung gegenüber dem NS-Regime nach 1945 als Person umstritten.

Dokument 40

*Eldingen: Werner de Weerth, Diplomingenieur, Flüchtling aus Wien¹
22. Januar 1948*

Ich kannte Eldingen gut seit 1908, meine verstorbene Schwiegermutter und ich waren Vetter und Cousine zweiten Grades. Ich kam mit meiner Tochter als Flüchtling sozusagen in deren zweite Heimat Eldingen zurück, da sie hier alle Ferien verlebte. Wir wurden aus Wien evakuiert. Das Gut hier gehört meiner Schwägerin, Frau von der Wense, der Eigentümerin des Rittergutes. Ich bin im letzten Augenblick aus Wien geschlüpft, weil ich glaubte, meiner Tochter hier beistehen zu können, nur mit meinem Handkoffer bin ich geflüchtet. Nun wohnen wir hier im Pfarrhaus in zwei Zimmern, einem schönen Wohnzimmer, in dem auch meine Tochter schläft mit ihrem Jungen, wo auch gekocht wird; ich habe eine kleine kalte Dachkammer. Aber ich kann mich ihr nützlich machen: Gemüse bauen, Holz hacken, Einkäufe machen und den Jungen pflegen. Damit ich geistige Tätigkeit habe, habe ich mich dem kirchlichen Männerkreis zur Verfügung gestellt und halte viel Vorträge. Sie werden vor allem in Bröckel [südöstlich von Wathlingen], einer Gemeinde, die ja kirchlich immer sehr interessiert ist, besucht. Hier in Eldingen ist das Interesse nicht groß, obwohl ich versuchte, durch den Titel dem Vortrag ein politisches Mäntelchen anzuziehen, um überhaupt die Leute zu locken, kamen sie nur sehr spärlich zu dem zweiten Abend.

In meinem Beruf versuche ich eine neue Existenz zu schaffen, augenblicklich verhandle ich mit der Versicherungsgesellschaft ‚Agrippina‘, die mir eine Generalagentur für einen großen Bezirk anvertrauen will, aber es melden sich keine Unteragenten trotz aller Annoncen. Am liebsten würde ich wieder in die Industrie gehen. Im Herbst 1945 habe ich die Studiengesellschaft für Trümmerverwertung und Trümmerbeseitigung in Hamburg mit gründen helfen, mit der sich viele Behörden in Verbindung setzen, wie etwa das Materialprüfungsamt. Es ist möglich, daß ich auch hier wieder eine Tätigkeit finde.

Das hiesige Gut, das einer jüngeren Schwester meiner Frau gehört, wird ihr Sohn übernehmen, wenn die Bodenreform es zuläßt². Das Schloß ist

¹ De Weerth (1886–1964) war 1938–1945 Direktor bei der AEG in Wien, zuständig für das Industriegeschäft in der ‚Ostmark‘.

² Mit ihrer Verordnung Nr. 103: Bodenreform, die am 4. Sept. 1947 in Kraft trat, setzte die britische Militärregierung den Rahmen für eine Umverteilung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes aus politischen (Verringerung des politischen und wirtschaftlichen Einflusses des Großgrundbesitzes) und sozialen (Verbesserungen der Möglichkeiten für Ansiedlungen auf dem Land) Gründen; die Länder wurden aufgefordert, entsprechende Durchführungsbestimmungen zu erlassen. Aufgrund unüberbrückbarer Gegensätze zwischen den Parteien, vor allem zwischen SPD und

an die Innere Mission als Altersheim verpachtet. Es ist bis zum Frühjahr 1946 zuerst von Amerikanern, dann von Engländern, dann von der UNRRA, dann von Letten, die in der deutschen SS mitgefochten hatten, belegt. Diese Letten werden von den Engländern nicht als Feinde betrachtet, weil sie ihr Land von den Bolschewisten befreien wollten. Die SS-Letten wurden hier, da sie meist Kriegsverletzte waren, umgeschult für Handwerk oder dergleichen. Meine Schwägerin konnte das Schloß mit seiner großen Halle und den 36 Zimmern nicht mehr halten, so war sie bemüht, es zu verwerten. Sie lebt noch wie in Friedenszeiten, sie kompensiert und hat alles, was sie braucht. Wehe, wenn hier der Kommunismus seinen Einzug halten sollte. Jetzt halten die Angestellten den Mund über Buttern und so weiter. Aber wer wie ich nichts bieten und bringen kann, ist bei ihr nichts wert. Ich bat sie um einen kleinen Flicker auf meine Reithose, von deren Stoff auch ihre Söhne Anzüge haben, sie hatte natürlich keinen. Der Schneider, der mich auch von früher kennt, setzte mir sofort einen drauf und wollte ihn noch nicht einmal bezahlt haben.

Der heute schon entbrannte ‚Kalte Krieg‘ zwischen Osten und Westen ist der Auftakt zum dritten Weltkriege. Ich glaube, daß er eine Erfüllung der Prophetie sein wird aus der Offenbarung. Die moderne Forschung ergab, daß die Gesetzmäßigkeit des Naturablaufs nicht durchaus stimmt. Wir haben durch die geringen Zeiträume, die wir ermessen können, nur nicht die Möglichkeit gehabt, diese scheinbare Gesetzmäßigkeit nachzuprüfen. Wir konnten die Veränderung nicht feststellen. Durch die Entdeckung der Energie der kosmischen Strahlen werden wir versuchen, auch diese Strahlen nutzbar zu machen. Bis jetzt ist unsere Erde abgeschirmt dagegen gewesen. Es ist aber möglich, daß durch die Aktivierung dieser Strahlen wirklich die Berge weichen und die Gestirne ihren Lauf verändern. Jedenfalls erhärtet diese Entdeckung unsern Glauben, daß über all dem Geschehen in der Natur Gott der Leiter und Lenker ist und daß nicht die Natur sich selbständig leitet.

Jeder verfolgt heute auch hier im Dorfe seine Interessen und ist so kurzzeitig, Augenblickserfolge mit einem schlechten Gewissen zu bezahlen.

DP, kam es in Niedersachsen jedoch nicht zu einer Verabschiedung der notwendigen gesetzlichen Maßnahmen. Am 17. Juni 1949 erließ die Militärregierung daraufhin schließlich die Verordnung Nr. 188: Bodenreform im Lande Niedersachsen und in der Hansestadt Hamburg, mit der sie die Angelegenheit selbst regelte und die maximale Besitzgrenze auf 100 ha bzw. 130 000 DM Einheitswert festlegte, allerdings den bisherigen Besitzern in der Frage der Entschädigung sehr weit entgegenkam. Es dauerte aber noch einmal bis Ende des Jahres 1949, bis in Niedersachsen die praktischen Voraussetzungen für die Durchführung dieser Verordnung geschaffen waren, und aufgrund der Finanzknappheit des Landes, der geringen Einteilungsbereitschaft aller Landesregierungen sowie des überaus wirksamen Widerstandes der Großgrundbesitzer gegen diese Reform blieb die tatsächliche Umsetzung außerordentlich begrenzt. Ausführlich dazu Günter J. Trittel: Die Bodenreform in der Britischen Zone 1945–1949, Stuttgart 1975.

Typisch für die Gewissenlosigkeit des Handelns ist folgende Tatsache. Der nächste Arzt für Eldingen ist der 70jährige Dr. P. in Steinhorst [Landkreis Gifhorn]. Eldingen hat jetzt doppelt so viel Einwohner als früher, es mußte also ein zweiter Arzt gesucht werden und fand sich in der Person eines Dr. S. aus Ostpreußen. Er war Chefarzt in einem Krankenhaus in der russischen Zone. Da er aber gegen die antireligiöse Erziehung der Jugend opponierte, mußte er verschwinden. Das Dorf ist froh, den Mann zu haben. Das Wohnungsamt stellte ihm zwei Zimmer im Schloß zur Verfügung, die meine Schwägerin aus dem Pachtvertrag ausbedungen hatte für eigene Zwecke. Aber da das für den Arzt sonst in Aussicht genommene Quartier nicht frei war, wurden diese beiden Räume erst einmal beschlagnahmt. Dies ist der Grund, weshalb meine Schwägerin den Mann verfolgt und gegen ihn hetzt, sie hat es fertiggebracht, ihn bei dem Pächter des Schlosses, Pastor W. von der Inneren Mission, zu verdächtigen, so daß der es wiederum fertigkriegt, daß das Military Government ihm keine Zulassung zur Niederlassung hier gibt. Die Lüneburger [Bezirks-]Regierung aber will keinen Arzt, der keine Niederlassungsbewilligung hat, deshalb kann er keine regelrechte Wohnung beziehen, deren bisherige Bewohner erst dann umquartiert werden können, wenn er seine Niederlassung hat. Der Bürgermeister gibt ihm jeden Tag ein Zimmer in seinem Hause, damit er seine sehr gut besuchte Sprechstunde halten kann. Er lebt in vom Dorfe zur Verfügung gestellten Sachen. Die Handwerker helfen ihm, denn er ist beliebt.

Es gibt aber auch menschenunwürdige Quartiere hier im Ort. So ein Ehepaar, das mit der tuberkulosekranken Tochter in einem Gelaß über dem Schweinestall wohnt. Die Tochter und der Mann sind nun gestorben, die Frau will nun dort wohnen bleiben, da an diesem Ort so viele Erinnerungen für sie hängen. Die meisten Bauern haben immer noch Wohnküche, Schlafzimmer, Wohnstube, die oft nur zu besonderen Anlässen geheizt wird. Wenn aber Leute noch so hausen müssen, wie dies eben geschildert wurde, dann müßten auch die nur wenig benutzten Wohnstuben hergegeben werden. Wir müssen eben zusammenstehen und von unserer wahnsinnigen Ichsucht herunterkommen. Es ist schwer für uns zu sehen, wie die Selbstversorger leben und im Fett schwimmen, da gibt es doch nur im Speck gebratene Kartoffeln, und wir müssen mit unsern wenigen Gramm auskommen an Fett. Wenn ich meine Schwägerin auf dem Gute mal um etwas Milch gebeten habe, sagte sie ganz entrüstet: „Wir haben doch auch nur Magermilch!“ Ja, weil sie den Rahm abnehmen und jeden Sonntag Schlagsahne essen, so wie wir Kartoffelsuppe essen. Sie braucht täglich für sich 20 Liter Magermilch. Da helfen alle Erfassungsversuche nichts. Die Menschen müssen sich durch das Christentum auf den sozialen Weg führen lassen, aber damit hat es noch weite Wege. Ich selbst habe keine Not, ich habe Kartoffeln und Gemüse, und wir sind noch immer satt geworden.

Es gibt aber auch rühmliche Ausnahmen. Da ist hier in der Umgegend ein Mann, der Schwarzwälder Uhren zu verkaufen hat. Er verkauft sie zu normalen Preisen wie im Frieden, aber nur an Flüchtlinge, die keine Uhr mehr haben. Die Flüchtlinge wurden neulich aufgefordert, sich an ihn zu wenden.

Das Verhältnis der Flüchtlinge zu den Bauern ist teils gut, teils sehr gespannt. Schwer ist für den Flüchtling, wenn alles notwendige Gerät nur gegeben wird mit dem Bemerkten: „Besser wird's da auch nicht von!“ Aber man kann doch einfach nichts kriegen! Es gibt auch Fälle, wo der Einheimische sagt, man muß eben aufeinander Rücksicht nehmen. Der Flüchtling nimmt sie vielleicht in diesem Falle, aber der Einheimische nicht, aber er meint, er täte alles. Es geht dem Heidjer eben noch viel zu gut. Er hat keinen Bombenschaden gehabt, hat nicht durch Besetzung gelitten, sie haben hier im Dorfe die Not noch nicht am eigenen Leibe gespürt. Sie haben keine Maßstab dafür, wenn sie selbst einmal in solcher Situation wie die Flüchtlinge sein müßten.

Bauer Ernst Klie sorgt vorbildlich für seine Flüchtlinge, auch Bauer Hamburg, beider Frauen sind ebenso hilfsbereit. Auch beide Bäckereien sind sehr hilfsfreundlich, Christmann und Hochbohm. Ich habe immer erlebt, wenn jemand gebeten hat, daß ihm gegeben wurde.

Wir haben zwei Geschäfte hier, der eine Inhaber ist sehr ordentlich, der andere sehr ‚geschäftstüchtig‘. Bei dem kann man alles ‚u. T.‘, unterm Ladentisch weg, bekommen. Natürlich alles gegen Kompensation. Auf Bezugsscheine bekommt man zum Beispiel die Kochtöpfe nicht, aber plötzlich haben alle Dorfeingewesenen solchen Topf, der eigentlich für die Flüchtlinge bestimmt war. Ja, wenn man Butter oder Sirup hätte, dann hätte man auch solchen Kopftopf. Natürlich hört man dann den Einwand der Geschäftsleute: „Wenn ich nichts dem Lieferant zu bieten habe, bekomme ich keine Ware!“ [...] Die Korruption geht so weit, daß hier ein Mann bei der Staatsanwaltschaft angezeigt wurde. Nach einiger Zeit hat er 60. Geburtstag, ein Auto aus Celle fährt vor mit vier uniformierten Polizisten, sie tafeln bei dem Angeklagten einige Stunden hervorragend, und von Stund an ist die Anklageakte beim Staatsanwalt verschwunden! Un auffindbar! Gegen solche Verhältnisse ist man machtlos.

Manche Flüchtlinge helfen auch beim Bauern. Man kann sich auf dem Lande doch mit manchem versorgen. Ährenlesen und auf der Kaffeemühle Grütze davon machen, man kann sich hier leichter helfen als in der Stadt.

Schwer ist es ja auch, wenn die Flüchtlinge aus Unkenntnis unachtsam mit den ihnen anvertrauten Sachen umgehen. Manche erlauben, daß die Kinder mit Nagelstiefeln auf dem Sofa rumtanzen, manche lassen die Kinder überhaupt nicht mit Schuhen ins Zimmer kommen.

Dokument 41

Marwede: Wilhelm Brese, Landwirt und Bürgermeister

5. Mai 1948

Die ersten Flüchtlinge kamen 1942 aus Hamburg, es waren 14 Personen, sie wurden hier gern aufgenommen. Ein Lehrer aus Köln kam mit, der konnte nun gleich unsere Schule übernehmen, die verwaist war, dadurch daß Lehrer Göbel eingezogen war. Von den Hamburgern ist keiner mehr hier, sie sind alle zurückgekehrt.

Der Hauptstrom der Flüchtlinge kam aus dem Warthegau mit den Trecks. Auch das verlief ganz reibungslos, die Trecks kamen über Eschede und wurden nach hier abgezweigt. Nun hatten wir bei 108 Friedenseinwohnern 145 Flüchtlinge. Vier der Treckbauern sind hier geblieben, sie sind alle in der Landwirtschaft beschäftigt, es sind alle ordentliche Leute aus dem Kreise Dietfurt. Alle Flüchtlinge haben eine angemessene Beschäftigung gefunden. Der Großgrundbesitzer Feyersänger aus Ostpreußen ist hier Gemeinderechnungsführer und außerdem noch in allen möglichen gemeinnützigen Funktionen beschäftigt. Frau von Siegfried aus Ostpreußen, bei der die Tochter von Landrat Heinichen zum Lernen war auf deren Gute, ist auch bei mir untergekommen, außerdem ist hier Frau von Bohlschwing aus Ostpreußen untergebracht, alle hatten großen Besitz in Ostpreußen, aber sie finden sich alle in vorbildlicher Haltung mit ihrem Schicksal ab, vor allem Frau von Bohlschwing mit ihren 75 Jahren, die so dankbar und zufrieden ist. Sie sagt: „Was habe ich in meinem Leben alles Gute genossen, ich habe nur Grund zum Danken!“ Sie ist eine gläubige Christin. Feyersänger wohnt auf dem Hofe der Brauerei Härke, mit dessen Besitzer er gut bekannt war. Wir haben versucht, daß sich alle Flüchtlinge, so gut es nur ging, einlebten. Und das hat sich sehr gelohnt, an Zufriedenheit und Frieden auf beiden Seiten.

Nach Ausbruch des Krieges hatten wir zuerst Polen, als die dann zu Zivilarbeitern werden sollten, nahmen wir für sie lieber Franzosen, als die dann in die Industrie gesteckt wurden, kriegten wir Russen. Das war im Januar 1944, sie kamen aus Fallingbostel. Ich war zur Salzsäule erstarrt, als die von dem LKW herunterstiegen, so verhungert waren diese armen Kerls. Wir haben ja systematisch in Fallingbostel und Wietzendorf die Russen verhungern lassen.¹ Ich rief gleich Dr. Blankenburg von Eschede an, damit er ihnen Vitaminspritzen verabreichte, es war nicht mehr menschlich, wie mit denen umgegangen war. In Wietzendorf hat man 5000 Russen verhungern lassen. Wir haben uns nun mit diesen Gefange-

¹ In Fallingbostel und in Wietzendorf (Landkreis Soltau) befanden sich große Kriegsgefangenen- bzw. Fremdarbeiterlager, in denen sehr viele, z. T. ausschließlich Sowjetbürger untergebracht waren; vgl. dazu auch Dok. 53, Anm. 1.

nen viel Mühe gegeben, daß sie erst mal wieder zu Kräften kamen, 14 Tage brauchten sie überhaupt nicht zu arbeiten. Leider sind uns trotzdem viele Russen gestorben.

Diese Russen haben es uns dankbar beim Einmarsch der Alliierten vergolten, sie haben dafür gesorgt, daß uns kein Schabernack zugefügt wurde. Man sollte doch in jedem Volke den Menschen ehren und achten. Sollte es noch einmal zum Kriege kommen, dann wird es aus Rache und Vergeltungsdrang eine Unmenschlichkeit ohnegleichen werden.

Eine Woche vor dem Einmarsch wurde hier eine Wehrmachtsreifenstelle² für einen größeren Bezirk eingerichtet. Diese lebte mit ihren Mannschaften in Saus und Braus. In den letzten Tagen kam noch SS hierher. Diese lebte in größter Spannung mit ihnen. Sie hatten sich ein Waldlager eingerichtet und benahmen sich sehr schlecht. Sie holten uns einfach die Fahrräder aus dem Hause, das zeigt folgende Episode: Ich hatte fürs Dorf eine Warenverteilungsstelle eingerichtet und verkaufte dort mit meiner Frau gerade an dem Tage die Sachen aus dem aufgelösten Wehrmachtsdepot, die für die Bevölkerung freigegeben waren an Cognac und Zucker usw. Ich hatte vorher einem SS-Mann mein Rad verweigert. Da kam ein SS-Mann mit einer Pistole zu mir, begleitet von einer Wehrmachts Helferin, einem richtigen Flintenweib, und fragte in einem arroganten Tone, warum ich das Rad nicht hergeben wolle. Wenn er das Rad nicht bekäme, würde er mich über den Haufen schießen. Das wurde mir denn doch zu bunt. Ich packte mir den Burschen und schmiß ihn einfach aus dem Hause. Die Wehrmacht von der Reifenstelle war durchaus auf meiner Seite gegen die SS, so wäre es fast noch zu einer Schießerei zwischen den beiden Einheiten an dem Abend gekommen.

Am Tage vor dem Einmarsch der Alliierten ließ mir der Kommandant telefonisch sagen: „Herr Brese, Sie haben so viel Ärger von uns gehabt, nun sollen Sie auch eine Freude haben: Ich möchte Ihnen das Depot unserer Einheit überlassen. Kommen Sie bitte heute abend und lassen Sie sich das Depot zeigen, das ganz versteckt hier im Walde ist. Am Kreuzweg im Walde wird Sie jemand erwarten und zu mir bringen.“ Meine Frau riet mir dringend ab, dahin zu gehen, sie witterte eine Falle und fürchtete, man würde mich dort verprügeln. Ich fuhr aber doch mit meinem Wagen zu der Wegkreuzung und sah auch schon im Walde ein Lagerfeuer, mein Freund, den ich rausgeworfen hatte, stand auch dabei. Es geschah mir aber nichts, der Kommandant war sehr freundlich und wies mir das Depot, in dem viele Mäntel und auch Lebensmittel aufgespeichert waren. Er zeigte mir, wie und wo die Sprengladungen gelegt waren, die umgangen werden mußten, wollte man ungefährdet an die Sachen heran. Er sagte,

² Anfang April 1945 war die Reichsreifenstelle, für die Versorgung der Wehrmacht mit Reifen zuständig, im Verlauf ihrer Absetzbewegungen nach Marwede gekommen.

vor ihrem Abgang würde man überall Schilder anbringen „Vorsicht! Minen!“, auch beim Zeuglager, hier aber würden keine Minen gelegt sein, das sei nur Tarnung und völlig ungefährlich. Das Lager stände dann zur Verfügung für das Dorf. Am anderen Tage kam der Engländer und entdeckte sofort das Depot. Ich mußte die Engländer begleiten und mit zum Depot. Ich mußte also vorangehen, da ich ja wußte, wo die Minen lagen. Ich ging also, die Engländer dicht hinter mir. Ich sagte: „Hier liegen also Minen vor den Lebensmitteln, da bei den Mänteln liegt zwar auch ein Schild ‚Minen‘, das ist aber nur Tarnung.“ Im gleichen Augenblick, als ich mich den Mänteln näherte, reißt mich der Engländer mit einer solchen Heftigkeit von hinten zurück, daß ich auf den Rücken falle, ich sehe vor mir die feinen Drähte, die die Minen auch hier zur Explosion bei der Berührung gebracht hätten. Es war mit Absicht von den Schweinehunden von SS so gemacht, damit wir bei der Bergung des Depots in die Luft gehen sollten.

Nach kurzer Zeit geht ein Flüchtling aus dem Dorfe, Markus, begleitet von einem Polenjungen und einer Frau Weißert mit ihrer kleinen Tochter hin, um Mäntel zu holen. Sie werden von einer Mine erfaßt, da der Polenjunge an einem der drei Sperriegel spielte. Ich bekam Nachricht von dem furchtbaren Unglück, fahre hin und finde Markus sterbend, die anderen drei tot und furchtbar zugerichtet. Ich habe Markus auf meinem Holzgastrecker noch nach Celle ins Krankenhaus gefahren, es war eine furchtbare Fahrt.

Bei Lachtehausen lag alles voll Munition und bis wir an der Celler Notbrücke über die Aller passieren konnten. Markus ist noch in der gleichen Nacht gestorben. Unser neu angelegter Friedhof um die rauhe Fuhr herum vor dem Dorfe, die unter Naturschutz steht, war gerade fertig geworden. Hier haben wir die vier Verunglückten dann selbst beerdigt. Ich haben ihnen eine Leichenrede gehalten. Markus Leiche hatte ich am anderen Tage schon wieder aus dem Krankenhaus geholt. Außerdem wurden zur gleichen Zeit drei junge Soldaten beerdigt, die bei dem Einmarsch vor dem Dorfe fielen, es waren junge 17jährige Flakhelfer, um die sich kein Mensch gekümmert hatte. Ich mußte zu einem höheren Stabe nach Endeholz [Nachbarort] und wurde auf einem Wagen dorthin gebracht, von ihm aus hatte ich etwas freiere Sicht. Und deutete darauf hin. Der Engländer sagte: „Das sind Ihre Toten! Für die müssen Sie sorgen!“ Zwei waren aus Wesermünde und einer aus dem Volkswagenwerk. Lehrer Köhn hat sie beerdigt. Es geschah unter der Teilnahme des Dorfes. Es war ein unvergeßlicher Eindruck: Wir beerdigten sie abends, und rundherum standen alle Wälder in Flammen, die Engländer hatten beim Einmarsch alle jungen Kiefernwälder angesteckt, da aus den Wäldern heraus geschossen wurde. Auch die Engländer hatten manche Verluste, das kam auf dem großen Verbandplatz bei Schelploh [nördlich von Marwede] zutage. Daß es Absicht von der SS war, uns diesen Schaden zuzufügen, glaube ich ganz

fest. Ich habe später noch einen Verwundeten von ihnen getroffen und danach gefragt. Der sagte allerdings: „Wir haben es vergessen, daß wir da keine Minen hinlegen wollten!“ Aber ich glaube, sie wollten uns hereinreißen.

Ich muß noch einmal zurückgreifen auf den Abend vor dem Einmarsch, da kam ein Oberstleutnant G., der müßte eigentlich noch vor ein Kriegsgericht gestellt werden, der kam noch mit 500 Mann zu all dem übrigen Kriegsvolke, den 60 Serben und den russischen Kriegsgefangenen, um Marwede zu verteidigen. Lehrer Ottens aus Lachendorf hatte sich auch schon durchgeschlagen und war schon in Zivil hier, der hat auch diese Nacht mit in unserer Halle durchwacht. Ich versuchte, dem G. die Sinnlosigkeit der Verteidigung klarzumachen, er aber ging auf nichts ein: „Sie denken nur an Ihr lächerliches Dorf. Ich habe größere Aufgaben!“ Er setzte also das Dorf in Verteidigungszustand, auch die Reifenstelle der Wehrmacht wurde mit ihren Mannschaften dazu angestellt, sie mußte Einmann-Löcher machen. Unsere Sprengladungen für die Brücken hatten wir zwar aus Eschede geholt, aber gleich im Moor eingekühlt. Als die nun gebraucht werden sollten, waren sie nirgends zu finden. G. gab nun den Befehl, daß alle das Dorf räumen müßten, die Hälfte aber kam nur dem Befehl nach, ich kümmerte mich auch nicht drum. Die Amerikaner kamen abends um halb neun, ich ging ihnen mit einem weißen Handtuch entgegen. Wurde sofort zum Kommandanten gebracht. Der fragte: „Wann deutsche Soldat fort?“ Ich zog meine Uhr, um dem Kommandanten die Zeit anzugeben, da riß mir in Gegenwart seines Obersten ein Amerikaner die Uhr weg. Ich sagte: „Dies ist ja wohl allerhand!“ Aber der Oberst sagte: „Gut! Gut!“ Ich ging nun nach Hause zurück. Die SS, die so groß angegeben hatte, hatte sich also zur rechten Zeit vom Feinde abgesetzt und die Wehrmacht ebenfalls. Ich holte meine Familie aus dem Keller heraus und sagte: „Kinder, ich habe mit einem Male eine ganz andere Einstellung, der gute Glaube an die Alliierten ist weg. So ist es mit meiner Uhr gegangen.“

Wir sind dann ruhig zu Bett gegangen, die anderen haben meist im Walde geschlafen. Am anderen Morgen kamen neue Truppen, nach meiner Schätzung sind wohl 2000 Nachschubfahrzeuge hier durchgekommen. Vor Uelzen waren ja dann die Kämpfe im Gange. Dem alten Tagelöhner hier haben die Truppen seinen besten Besitz, die alte Schlüsseluhr, weggenommen, einer Flüchtlingsfrau ihre sämtlichen Schmucksachen. Es kamen hier durch an Einheiten die ‚King’s Guards‘ und die ‚Red Barrets‘. Sie durchsuchten auch die Häuser nach deutschen Soldaten. Trotzdem sind wir im ganzen gut weggekommen.

Es kamen nun im Laufe der nächsten Tage viele Landser bei Nacht und Nebel, denen haben wir mit Zivilkleidern ausgeholfen, haben ihnen kräftig geholfen, ihre Heimat zu erreichen, haben ihr Soldbuch vernichtet, alle Uniformkennzeichen vernichtet, aus dem Soldbuch das Bild so herausge-

schnitten, daß nur der Kopf blieb, und dann eine Bescheinigung geschrieben, daß der Inhaber des Passes ein Arbeiter aus Marwede sei auf dem Wege zu seiner Familie. So haben wir wohl 500 Menschen fortgeholfen. Sie kamen als Soldaten hier an und gingen als Arbeiter verproviantiert und ausgeschlafen wieder weg. Neulich schrieben mir drei aus dem Rheinland, die sich da getroffen hatten von unseren Schutzbefohlenen, voll Dank über die gute Aufnahme und Hilfe in Marwede. Diese Bescheinigung wirkte immer Wunder bei den amerikanischen Posten: „Paß?“ – „Hier!“ – „Okay!“

Zwölf Tage nach dem Einmarsch hatten wir hier eine Gemeindeversammlung, da kamen spät noch drei Offiziere drauf zu, sie wurden von meiner Tochter gepflegt, der eine kam zu mir und sagte: „Ich will mich gefangennehmen lassen, ich kann nicht mehr!“ – „Legen Sie sich man erst mal hin, das kommt ja gar nicht in Frage!“ Am andern Morgen sagte ich zu ihm: „Ich habe mir 4 km vom Dorfe einen Erdbunker gebaut, wenn es mal ganz schlimm werden würde, wollte ich da mit meiner Familie hin, da bringe ich Sie hin.“ Er erzählte mir, daß sein Schwager der Panzergeneral Decker sei; auf Befehl des Führers hatten sie einen Durchbruch von Uelzen nach Fallersleben [Landkreis Gifhorn] und von da zum Harz machen müssen, und dabei wären sie restlos zusammengeschossen, da elf Tage vorher Fallersleben schon in der Hand der Amerikaner gewesen sei.³ Da hätten sie sich zu dritt verdrückt. Sein Schwager Decker ist erst nach drei Wochen im Walde bei Fallersleben aufgefunden, die Panzer hätten noch alle am Bahnhof gestanden. Nun blieb er einige Tage im Erdbunker, wurde gut gepflegt, sagte aber: „Ich halte die Einsamkeit nicht mehr aus!“ – „Ich bringe Ihnen jemand, der zu Ihnen paßt!“ Am nächsten Nachmittag kamen wieder drei Offiziere zu mir auf den Hof, ich fragte: „Ist einer aus Pommern bei Ihnen?“ Einer meldete sich. „Sie können gerne bei mir bleiben, wollen Sie?“ – „Ja, gern!“ Ich behielt ihn die Nacht im Pferdestall und brachte ihn dann auch in den Erdbunker zu dem Offizier, das war Brandt, ein früherer Gutsbesitzer und Fabrikant. Der neue Ankömmling war ein Lehrer, der gut kochen konnte, sie vertrugen sich prima, blieben drei Wochen zusammen im Walde, nachts holten sie sich Proviant von uns. Nun hatte ich im Winter von der Firma Raddatz⁴ durch

³ Auf Befehl des OKW unternahm das XXXIX. Panzerkorps unter General Karl Decker (1897–1945) Mitte April 1945 einen Gegenstoß aus dem Raum Uelzen in südlicher Richtung mit dem Ziel, die britisch-amerikanische Offensive gegen die Elbe zu stoppen bzw. zumindest durch eine Bedrohung der Flanke und der rückwärtigen Verbindungen in Unordnung zu bringen; es wurde in den Kämpfen aber schnell aufgegeben, ohne irgend etwas ausrichten zu können. Decker nahm sich am 21. April 1945 am Buchenberg zwischen Fallersleben und Wendhausen das Leben.

⁴ Der Kartoffelzuchtbetrieb Carl Raddatz-Hufenberg, 1918 von Carl Raddatz in Hufenberg/Pommern begründet, siedelte nach Kriegsende nach Habighorst (südlich von Eschede) um.

Vertrag mit dem Schwiegersohn von Frau von Bülow aus Hohne, Köhne, Kartoffelstämme hier gelagert für den Fall, daß es schiefgehen würde. Nun sollten die Kartoffeln ausgepflanzt werden. Ich sagte: „Dies ist der beste Augenblick, daß meine Leute aus dem Erdbunker sich ins Dorf einreihen.“ Ich gab ihnen Zivilzeug und tat so, als ob es die Leute seien, die von der Firma geschickt seien, um die Kartoffelstämme zu betreuen, beide waren nun als Landarbeiter hier, und es ist prächtig geglückt. Nun fehlte uns in Scharnhorst [Nachbarort] ein Lehrer, und da ich mit Schulrat Pröve⁵ gut bekannt bin, haben wir es fertiggekriegt, daß er in Scharnhorst Lehrer wurde; er wohnte bei meinen Eltern, mein Vater war dort Schmied, so war der erst mal gut untergebracht. Der Offizier Brandt war in großer Sorge um seine Familie, aber auch hier konnte die Verbindung hergestellt werden, seine Frau, drei Kinder und seine Mutter sind bei mir untergekommen. [...]

Eine furchtbare Sache passierte 14 Tage nach dem Einmarsch einem Landsler. Es explodierte im Walde eine Panzerfaust, sein Freund kam angerannt, wir gleich mit Verbandszeug und Wagen los, es war schrecklich, der Leib war dem armen Kerl aufgerissen. Die Amerikaner haben ihn nach Celle hingebracht ins Krankenhaus, aber er ist gleich gestorben.

Meine Konsequenzen aus all diesem Geschehen habe ich gezogen: Wir müssen alle anpacken, es müssen sich Männer finden, die mitarbeiten, wenn es heißt: „Ich bemenge mich nicht wieder mit Politik.“ So bin ich einen anderen Weg gegangen, der ist nicht bequem, ich weiß auch, daß Politik eine gefährliche Geschichte ist, trotzdem müssen wir zufassen, um die Karre wieder aus dem Dreck zu ziehen. Wir bilden in Frankfurt eine friedliche Arbeitsgemeinschaft CDU und NLP⁶, wir müssen vor allem mit den Flüchtlingen zusammenstehen, für sie eintreten, Lebensraum für sie schaffen, über die engen Zonengrenzen hinwegsehen und eine gesamtdeutsche Politik treiben. Edmund Rehwinkel, Adolf Bangemann⁷ und ich wollen unseren Landkreis dahin führen. Schon im Sommer 1945 habe ich mit Dr. Alpers zusammen einen Aufruf erlassen, und es bildete sich örtlich die ‚Niedersächsische Landespartei‘. Ich habe mich der CDU angeschlossen und habe sie im Landkreis durchorganisiert. Es ist wunderbar, wie die Sache sich über ganz Deutschland und über die Zonengrenzen hinweg aus-

⁵ Heinrich Pröve (1892–1967), Lehrer und Heimatforscher, 1930 Professor für Geschichtsdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Altona; 1934–1945 und 1949–1957 Schulrat des Schulaufsichtsbezirks Celle, entwickelte ein umfassendes Mittelschulkonzept für den Landkreis Celle; 1928 Gründer des Stadtarchivs Celle, 1934 Gründer der Kreisbücherei des Landkreises Celle und deren Leiter bis 1964.

⁶ Gemeint ist hier die Fraktionsgemeinschaft, die die Fraktionen der CDU/CSU und der NLP/DP im Wirtschaftsrat des Vereinigten Wirtschaftsgebietes (Bizone), der seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte, vom Juni 1947 bis zum Herbst 1948 bildeten.

⁷ Von Adolf Bangemann Dokument 39. Zu den Parteigründungen im Landkreis Celle vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 23 ff.

breitet und wir nicht von den Katholiken zurückgedrängt werden. Wir wollen uns nicht zersplittern, wir haben größere Ziele, nicht Klassenkampf, sondern positives Christentum! Pastor Albertz als Sozialdemokrat tut der Flüchtlings Sache einen schlechten Dienst. So gingen in Scharnhorst die Beziehungen zwischen Flüchtlingen und Einwohnern ihren guten Gang. Nun kommt Albertz und hält da einen Vortrag und hetzt das ganze Dorf durcheinander. Ich sagte ihm: „Herr Pastor, was tun sie? Sie säen Gift. Nicht Hetze, sondern Freiwilligkeit und Liebe können erträgliche Verhältnisse schaffen.“ Es ist so: In all den Orten, wo der Haß regiert, geht es nicht, beide Teile haben keinen Nutzen davon. Aber Albertz reißt einen tiefen Graben zwischen den Hiesigen und den Flüchtlingen.

Um auf die damaligen Verhältnisse bald nach dem Einmarsch zurückzukommen: Am zweiten Tage erschien ein bewaffnetes Polenkommando, die ziemlich unverschämt ein Schwein haben wollten. Nun hatte ich Sachen für das Bieneninstitut⁸ aufbewahrt, die Engländer kamen gerade in dem Augenblick und wollten diese Sachen abholen. Ich gehe ganz couragiert auf die Engländer zu, sage zu den Polen: „Einen Augenblick, da kommen gerade meine Freunde“, und gebe den Engländern auch ganz kordial meine Hand. Da drückten sich die Polen ganz sachte hinten raus und liefen mit langen Beinen weg. Ich habe dann in ähnlichen Situationen immer gesagt: „Wir haben hier besondere Rechte, ihr könnt es ja mal ausprobieren, ihr werdet es schon erleben!“ So wurden drei Tage nach dem Einmarsch amerikanische frühere Kriegsgefangene, die von den Engländern befreit worden waren, hier auf Lastwagen durchgeführt. Sie hielten an und verlangten zu trinken, ausgehungert waren sie auch. Wir haben sie versorgt, haben ihnen auch Wäsche, Hemden usw. gegeben, da aber wollten sie noch weiter plündern. Ich verweigerte das, der eine Amerikaner wollte mich zur Seite schupsen, als ich mich ihm entgegenstellte, gerade in dem Augenblick kamen zwei Engländer herein. Sie kamen in die Halle, wo der Auftritt war: „Was geht hier vor?“ Und dann sahen sie sich in der Halle um: „Ah, sportsman!“ Sie bewunderten den Elch und die sonstigen Geweihe, das Haus gefiel ihnen anscheinend besonders. Die Amerikaner fuhren wieder ab, ohne daß sie mich weiter behelligen durften.

Abends kommt plötzlich ein Motorrad in den Garten: Es sind die beiden Engländer, die fragen, ob sie die Nacht hier schlafen dürften? Wir sagten es ihnen zu und machten ihnen unsere Logierzimmer zurecht. Wir saßen in angeregtem Gespräch zusammen, dann wollten sie schlafen gehen. Im letzten Augenblick hatten sie einen lichten Moment: „Hier SS?“, fragten sie ganz ängstlich. Ich lachte und sagte: „Nein! Hier kein SS!“ Da sind sie ganz getrost zu Bett gegangen und am anderen Morgen unter

⁸ Gemeint ist das 1927 in Celle gegründete Landesinstitut für Bienenforschung und bienenwirtschaftliche Betriebslehre, eine Lehr- und Versuchsanstalt für Bienenzucht, der Europas einzige Berufsimkerschule angegliedert ist.

Dank wieder weggefahren. Und das war zu einer Zeit, als sie noch nicht fraternisieren durften.

[...] Auch das letzte Vermächtnis des Führers, die Schwarzmeerdeutschen, kamen im Januar 1945 nach hier, in die war keine Kultur hineinzukriegen, die krochen am liebsten zusammen, und Bettwäsche kannten sie überhaupt nicht. Alle Liebe, die auf diese Leute gewendet wurde, fiel auf schlechten Boden: „Wenn wir doch wieder in unsere Heimat könnten!“ – „Wo ist denn die? Ich denke, ihr seid Deutsche?“ – „Unsere Heimat ist Rußland!“ Fürs deutsche Volkstum waren sie restlos verdorben, sie waren faul und klauten in einer Fixigkeit, die verblüffend war. Sie waren durch ihren guten Boden so verwöhnt. Sie sind von den Russen im Sommer 1945 zurückgefordert. Sie hatten sich bei ihrem Abschied schon gut herausgemacht, mit nichts kamen sie an, und dann konnten sie ihre Habe schon nicht mehr auf einen Gummiwagen weiterbringen. Im Sommer 1945 kamen auch noch Letten, die so herumzogen und nirgendwohin wußten, die aber waren nur einige Tage hier.

Das Dorf hat wohl seine seligste Gemeinschaft in jenen Tagen nach dem Einmarsch erlebt, als alle Außenwelt abgeschnitten war, als die Milch nicht abgeholt wurde. Zwei Flüchtlingsfrauen backten Brot, Zucker hatten alle genug vom Verpflegungslager, jeder hatte fünf Pfund bekommen. Nahrungsmittel gab es zentnerweise, jeder hatte eine Flasche Schnaps erbeutet, es wurden Schweine geschlachtet und auch ein Rind, es ging uns so gut wie seit Jahren nicht. Kein Dorf im Landkreis ist so gut davongekommen als wir in Marwede. Einige kleine Episoden fallen mir noch ein von unserer Begegnung mit den Siegern. So wurden mir beide Weckuhren fortgenommen. Ich sagte: „Kein Deutscher würde einen Wecker klauen, so ein Ding für drei Mark!“ Nach einigen Stunden kam ein englischer Offizier und händigte mir die Weckuhren wieder ein. Besonders sympathisch war ein englischer Student, er sagte an jenem Abend, als die beiden Motorradfahrer bei uns schliefen: „Pappa slapen!“ – „Nee, mein Sohn, nee, ich schlafe nicht“, einer mußte ja schließlich die Augen aufhalten für das, was sich in der Nacht ereignen könnte. „Ich gehe nicht zu Bette.“ Aber es ist nichts passiert. Wir hatten ja auch nicht einmal Licht. Unseren Schinken, den wir in einem Drahtkorb in der Ecke stehen hatten, haben sie nicht gefunden, obwohl er nur mit Zeitungen zugedeckt war. Vom Vorratsboden aber nahmen sie eine dünne Speckseite mit, erst wollten sie sie nicht mal. Schinken war das Beliebteste. Sonst aber waren die Engländer sehr bescheiden, so baten sie um ein Spiegelei! Als meine Tochter Annemarie Gallenkolik hatte, holten die Engländer mit dem Auto die Ärztin. Mein Auto hatte ich schon am dritten Tage frei. Ich hatte eine amerikanische Bescheinigung für 30 km. Trotzdem bin ich damit nach Lüneburg gefahren, da sollte es mir allerdings weggenommen werden, aber ich bin ihnen durchgebrannt. Diese Bescheinigung wirkte Wunder, vor allem aber, wo sie vorgezeigt wurde, eine tiefe Verbeugung und ein befriedigtes „Okay!“

Je selbstbewußter man den Siegern entgegentrat, desto besser wurde man mit ihnen fertig.

1947 wurde hier unserem Lehrer sämtliche Wäsche gestohlen. Wir schnitten den Dieben den Weg ab und erwarteten sie vor Scharnhorst, wir nahmen ihnen zehn Gänse, sämtliche Wäsche und alle Räder ab. Leider bekam mein Landwirtschaftslehrling dabei einen bösen Schnitt in den Unterleib und ich drei Messerstiche. Leider sind die Täter nicht verurteilt.⁹

Dokument 42

Eschede: Heinrich Wrede, Landwirt

15. April 1947

Es war so: Wir bekamen Nachricht, daß Mitte Januar 1945 größere Trecks unterwegs seien, es sei bald mit ihrer Ankunft zu rechnen. Am gleichen Tage wurde ich zu dem Leiter der NSV in Eschede gerufen. Dort waren zwei Flüchtlingsquartiermacher, die uns hier helfen sollten. Wir konnten uns zuerst kein Bild davon machen, wie alles vor sich gehen würde, aber wir trafen unsere Vorbereitungen.

Im Lachmundschen Saale [Gasthaus] wurde eine Behelfsküche eingerichtet und mit Stroh Nachtlager für die Treckleute geschaffen, ebenfalls in Gottschalks Saale. Ich hatte die Aufgabe, für die Unterbringung von Menschen, Pferden und Wagen zu sorgen. Ich ging zunächst von Hof zu Hof, um festzustellen, wieviel Pferde jeder Bauer unterbringen könnte in Stall und Scheunen. Ich konnte bei den 20 Bauern rund 400 Pferde unterbringen. Am 20. Januar [1945] trafen die ersten Trecks ein. Es war eine gewaltige Menge: 1600 Menschen und 350 Pferde. Aber es ist alles in Ordnung gegangen, jeder Mensch und jedes Pferd hat seine Nahrung und seine Unterkunft gefunden. Die letzten bekamen allerdings kein warmes Essen mehr, dafür aber belegte Brote. Die Kartoffeln wurden aus dem Dorfe gegeben, das Fleisch wurde auf Bezugscheine geliefert.

Eschede war Auffangstation für die Kreise Celle und Burgdorf, deshalb wurde hier jeder Mensch registriert. Von hier kriegten alle ihre Anweisungen, wie und wo sie unterkommen würden. Wir hatten Listen geschickt bekommen mit der Unterbringungszahl für die einzelnen Dörfer. Für diese Organisation sorgte die NSV. Die Trecks kamen von Uelzen, das ist bis

⁹ Zum Bericht von Wilhelm Brese vgl. auch die von ihm später verfaßten Schriften: Erlebnisse und Erkenntnisse des langjährigen Bundestagsabgeordneten Wilhelm Brese von der Kaiserzeit bis heute, Marwede 1976, S. 54 ff.; Geschichte der CDU in Stadt und Landkreis Celle von der Gründung 1946 bis 1966, Marwede 1984; Marwede. Eine Perle der Südheide, Marwede 1986, S. 82 ff. (alle im Eigenverlag Wilhelm Brese). Zu Wilhelm Brese vgl. auch Kurzbiographie im Anhang.

Eschede eine Entfernung von 36 km auf der schnurgeraden Heerstraße. Wenn sie hier ankamen, waren sie so erschöpft, daß sie dann buchstäblich auch nicht mehr weiterkonnten. Sie fuhren also alle bis Lachmund, dann war stop. Von jedem Wagen stieg dann eine Person herunter und ging ins Registrierzimmer, hier mußte er alle Leute von seinem Wagen nach Namen und Geburt ansagen. Die beiden Quartiermacher, die vom Landratsamt aus dem Warthegau sie hier erwarteten, registrierten alle.

Wir hatten die Leute aus dem Kreise Altburgund [Wartheland] hier aufzunehmen im Landkreise. Jeder bekam dann einen Zettel mit dem Stempel der NSV, der diente zum Essenempfang. Ein zweiter wurde für die Pferdezahl ausgestellt. Mit diesen Scheinen kamen die Leute zu mir, ich stand vor Lachmund und hatte nun die schwere Aufgabe, Mensch und Tier zu trennen, denn es war nicht möglich, auch die Menschen da unterzubringen, wo die Pferde und Wagen untergebracht werden mußten. Es war unmöglich, daß diese Wagen, besetzt mit je 8 und 15 Personen, beim Bauern so, wie sie waren, auf den Gehöften Unterkunft fanden. Ich richtete es immer so ein, daß die Trecks, die zuerst kamen, am weitesten einquartiert wurden, denn in der frühen Dunkelheit und bei der Verdunkelung war alles ja so viel beschwerlicher. So mußten sie bis Klein-Habighorst etwa anderthalb Kilometer von hier. Natürlich wollten alle bei ihren Wagen bleiben. Manche Frauen fuhren ihren Wagen selbst, hatten kleine Kinder mit und waren ohne Mann, die ließ ich natürlich am dichtesten bei der Gastwirtschaft. Für Kranke war die Station des DRK freigestellt. Die ersten Trecks trafen meist um zwei Uhr ein, die letzten oft erst gegen Mitternacht. Ich schrieb auf die Pferdescheine die Namen der Quartierbauern, diese waren so unterrichtet, nahmen die Scheine an und gaben pro Pferd drei Pfund Hafer und das nötige Heu. Das Korn, das wir auf diese Scheine ausgaben, bekamen wir später von der Mühle wieder, weil unser Ablieferungssoll hier noch auf der Mühle lagerte. Bezahlen lassen hat sich kein Bauer das, was er für die Trecks ausgegeben hat. Die Küche war tadellos in Ordnung. Es kochten die Frauen von der Frauenschaft, sie haben sich wirklich große Mühe gegeben. Einige Frauen haben wir direkt angestellt zum Kartoffelschälen. Sie haben alle ihr Bestes getan, wenn abends um zehn Uhr noch Essen warm gemacht werden mußte, brauchte ich nur anzurufen, und sie waren alle wieder da. Sonst gingen sie so gegen acht Uhr nach Hause. Aber die Trecks konnten ankommen, so spät sie wollten, sie sind immer alle noch verpflegt worden, Menschen und Pferde. Das Schwierige war, daß wir nie aus Uelzen eine Auskunft kriegen konnten, wann und wieviel ankommen würden. Ich habe auch die Siedlung nach Uelzen zu von Dr. Neye mit belegen müssen, obwohl es mir sehr schwer wurde, die Treckleute so weit schicken zu müssen. Fast zwei Kilometer, aber was sollten wir machen?

In den ersten 14 Tagen ab 20. Januar kamen rund an jedem Tage 1600 Menschen und 350 Pferde hier an. Die höchste Zahl sind einmal 2400

Menschen und 500 Pferde gewesen. Wenn ich dann abends um neun Uhr zum Essen nach Hause kam, war ich einfach kaputt. Solange ich dazwischen war, war ich wie eine Maschine, die alles tat, was getan werden mußte. Um mich herum standen immer 15 bis 20 Menschen, die ihre ganz persönlichen Wünsche erfüllt haben wollten. Im Registrierzimmer war ja nichts weiter erfolgt, als daß die Scheine ausgefüllt wurden, bei mir aber kam nun die Praxis heran. Als Ortsbauernführer hatte ich die Verantwortung für das alles. In diesen ersten 14 Tagen bin ich nicht viel weiter gekommen als von Lachmund – das ist schräg gegenüber – bis zu meinem Hofe und zurück. Morgens mußte ich ja auch dafür sorgen, daß die Trecks wieder ordnungsgemäß wegkamen. Dann fehlte dem einen etwas am Geschirr, Räder waren kaputt, die Pferde waren abgetrieben und mußten hierbleiben. Es waren auch die uns zugeteilten Flüchtlinge im Dorfe unterzubringen. Aber einen Zwang hat es dabei nie gegeben, ich bin mit allen Leuten gut fertig geworden. Ein Bauer von hier hat mich mal gefragt: „Wie wird’s denn mit dem Gelde für den Hafer? Das kann ich doch nicht dazugeben?“ Da habe ich gesagt: „Otto, wenn du das nicht kannst, denn will ich es dir dazugeben!“ Damit war die Sache natürlich erledigt. Das höchste bei mir waren einmal 60 Pferde in Quartier. Heu gaben wir natürlich alle umsonst her. Das kam so, weil auf einmal zu meinen 30 Pferden, die bei mir standen, noch 30 aus Weyhausen kamen, die da nicht verpflegt worden waren. Erika¹ war immer ein bißchen langweilig. Etwas Heu haben wir auf Veranlassung der Kreisbauernschaft wiederbekommen. Es kam aus Bröckel ein Telefonanruf, zwei Wagen mit zusammen 80 Ztr. würden ankommen. Aber wo abladen? Am besten verteilen. Das ging natürlich nur mit Taxieren. Wir hatten die Zahl der auf den Höfen verpflegten Pferde ja auf den Listen.

In der ersten Zeit kamen die Trecks ziemlich früh am Nachmittag an, dann kamen sie immer später. Kamen sie sehr rechtzeitig, dann schickten wir sie noch bis Garßen [bei Celle], das hatte sich herumgesprochen: „Wir kommen spät, weil ihr sonst immer noch weiterschickt!“ Wenn ich dann sagte: „Morgen seid ihr an eurem Bestimmungsort!“, dann kriegte ich immer wieder zu hören: „Wir glauben da nicht mehr dran, das ist uns nun schon hundertfünfzig Mal gesagt, wir sollen einfach auf der Landstraße bleiben, bis wir umfallen!“ Vom 5. bis zum 23. Februar kamen dann rund 1000 bis 1200 Menschen mit den entsprechenden Pferden. Einmal hat mich Bauer Karl Schütze zwei bis drei Stunden vertreten, sonst habe ich alles ganz allein angeordnet. Zuerst hatte ich genug Jungen, die dabei herumstanden und die ich mitschickte, damit die Leute die Höfe fanden. Nach acht Tagen ließ sich kein Junge mehr sehen. Ich rief den Ortsgruppenleiter Linnewedel an: „Schicke mir doch mal die HJ her!“ – „Jawohl, sie sollen sofort antreten!“ Aber keiner ließ sich sehen, sie hatten vom

¹ Erika Michaelis, von ihr Dokument 43.

Bann andere Aufträge zu erfüllen, es war reinweg schlimm, wenn man abends so dazwischen stand und 300 Pferde sollten unter Dach und Fach. Schließlich hat sich mir die Feuerwehr zur Verfügung gestellt und treu die Leute durch das dunkle Dorf geführt.

Am 21. Februar kam die große Explosion, wo sechs beladene Munitionswagen auf dem Bahnhof in die Luft gingen, dadurch wurden vier Häuser total zerstört, vier Menschenleben sind zu beklagen gewesen, und einige Leute wurden schwer verletzt. Drei weitere Häuser wurden zu 50 Prozent beschädigt. Fast sämtliche Häuser des Dorfes hatten keine Fensterscheiben mehr und keine Dachziegel. Am gleichen Abend kam der Landrat mit dem Kreisleiter, sahen sich den Schaden an und sagten sofortige Hilfe zu. Vor allem sollten von nun an die Trecks umgeleitet werden über die Nachbardörfer. Es wurden von den Nachbardörfern Arbeitskräfte angefordert für das behelfsmäßige Eindecken der Dächer. Nach einigen Tagen kamen auch die ersten Dachsteine aus den Beständen, die noch im Kreise Celle lagerten. Bürgermeister Brockelmann² hat sich tatkräftig für alles eingesetzt, daß Dachziegel und Fensterpappe und ein Waggon Bretter auf dem schnellsten Wege herangeschafft wurden. Täglich kam ein Lastzug mit Dachziegeln an. Zuerst wurden die Wohnhäuser, dann die landwirtschaftlichen Gebäude, in denen Viehfutter und Korn lagerten, wieder eingedeckt. Aus dem Kreise wurden zehn Dachdecker herangeholt. Leider wurden sie nach drei Tagen schon wieder abgerufen, da in Celle der Güterbahnhof bombardiert worden war und auch der Bahnhof Uelzen. Die Gestellung der Ziegel stockte nun. Die letzten Häuser sind erst 1946 wieder eingedeckt. Auch das letzte Fensterglas ist erst in dem Jahre wieder eingesetzt. Höchstens die Hälfte der Fenster wurde gleich repariert, es ging doch sehr langsam.

Vier Tage nach der Explosion nachmittags um vier Uhr standen plötzlich zehn Treckwagen vor mir auf der Straße. „Wo kommt ihr denn her? Ihr solltet doch andersherum fahren?“ Ich war zuerst ratlos, da kam mir gerade der eine Flüchtlingsbetreuer und Quartiermacher in den Wurf. Ich sagte ihm, daß wir nun schnell wieder anfangen mußten, die Leute zu registrieren und unterzubringen. Er meinte, er habe keine Weisung, und die Leute hätten ja andersherum fahren können, außerdem habe er seine Listen schon eingepackt, und in dem Registrierzimmer säßen Soldaten. Ich sagte, er müßte die Listen wieder auspacken, und außerdem würden die Soldaten nichts dagegen haben, wenn er dort seine Arbeit täte. Er sagte, wo die Soldaten säßen, arbeitete er nicht. Schließlich ging mir der Hut hoch. Ich sagte: „Wenn Sie es nicht wollen, dennso lassen Sie es, ich kriege auch das noch fertig“, ging zu den Soldaten und fragte, ob ich wohl mal die Schreibmaschine kriegen könnte und ein bißchen Platz, was sie alles bereitwillig bejahten. Dann erboten sie sich von selbst, solange in die

² Erich Brockelmann, Tischlermeister, 1933–April 1945 Bürgermeister von Eschede.

Gaststube zu gehen. Dann erst war der Herr Flüchtlingsbetreuer bereit, seine Registrierung vorzunehmen. Nun kamen täglich wieder Trecks, bald täglich an tausend Menschen, sie wurden untergebracht, obwohl wir keine Dächer hatten. Schlimm war es, weil der Lichtschein durchdrang und die Flieger eine sehr rege Tätigkeit entfalteten. Wir haben oft eine heillose Angst gehabt.

Dann kam die Nachricht aus Uelzen: Nun kämen Schwarzmeerdeutsche, die hätten kleine Tiere unter ihren Pelzmützen, man könnte sie nicht mit den andern zusammenbringen. Wir müßten sie auseinanderhalten. Man konnte sie leicht kennen, sie hatten wattierte Jacketts und Pelzmützen wie die Russen. Wir nahmen noch zwei Klubzimmer bei Kuhlmann und bei Gottschalk dazu und mußten uns nun sehr geschickt durchwinden. Schwarzmeerdeutsche kamen in den Saal, die Reichsdeutschen in die Klubzimmer, leider war der eine Saal durch die Explosion abbruchreif. Aber zusammen schlafen wollten und konnten die beiden Parteien ja auch nicht. Vom 23. Februar bis zum 23. März kamen täglich diese Trecks in gleicher Zahl. Dann kamen auch Transporte außerdem, teils mit der Bahn, teils wurden sie geschleppt, es wurden täglich rund 20 pferdelose Wagen hinter einem Trecker hängend eingeschleppt. Das Weiterschaffen mit Pferden und Treckern hatten wir zu besorgen, bezahlt wurden natürlich diese Fahrten nicht. Das ging so bis zum 8. April 1945 bis kurz vor dem Einmarsch. Da kamen wieder Trecks mit 30 000 bis 40 000 Menschen. Was wir weiterbefördern mußten, fuhren wir aber meist aus Menschlichkeit nicht nur bis Garßen, sondern gleich nach Celle, so habe ich täglich 150 bis 200 Menschen weiterbefördert auch noch nach dem Einmarsch. Die Küche wurde mit Genehmigung des Military Government weitergeführt, sie hat weit über 100 000 Menschen verpflegt. Ich mußte dafür sorgen, daß sie weiterkamen; konnten sie es nicht allein schaffen, mußten wir die Fahrzeuge bereitstellen. Das war nicht so einfach, weil ja die Kartoffelpflanzzeit war, aber das half nichts, es mußte eben reihum gehen. Ich sagte den Flüchtlingen einfach: „Ihr müßt warten bis zwei/drei Uhr, dann können wir erst fahren!“ Den ganzen Sommer ist das so weitergegangen. Hier auf dem Hofe haben wir Unzählige verpflegt, am liebsten wollten sie auch noch immer ein Stück Speck mithaben. 1946 kamen aus Holstein neue Trecks, sie sollten dahin, wo es an Pferden mangelte. Als es im Rheinland mulmig wurde und der Rhein gefährdet, kamen auch einzelne Trecks von dort nach dem Osten in umgekehrter Richtung gezogen. Leute, die in Mecklenburg noch einen Hof hatten.

Späßig war, als wir das Heu aus Bröckel verteilten, zogen sich die Flüchtlinge für ihre Pferde aus dem stehengebliebenen Fuder etwas heraus. Wir ließen sie, als wir aber wiederkamen, waren gut 15 Ztr. vom Wagen herunter. Während dieser ganzen Zeit sind keine Streitigkeiten zwischen den Bauern oder den Flüchtlingen vorgekommen. Wir selbst konnten uns in unserm Hause, das so nahe dem Gasthause Lachmund an der

Straße lag, der Leute nicht erwehren. Alle versuchten, ob sie nicht doch bei uns unterkommen könnten, besonders Mütter mit kleinen Kindern, alle wollten gerne von ihren mitgebrachten Vorräten bei uns privat kochen. Unsere Wohnstube, unsere Küche, unsere Fremdenstube waren immer belegt. Daneben hatten wir ja auch unsere Landwirtschaft weiterzuführen. Bei den vielen fremden Gästen ging auch manches an Inventar mit weg, mancher Kochtopf, Löffel, Pferdeputzgeschirr, Leinen und so fort.

Einen Vorfall werde ich nie vergessen: Es war abends gegen neun Uhr, da kam eine ostpreußische Gräfin und fragte nach einem Privatzimmer bei uns an. Sie wäre eine Gräfin und hätte einen großen Besitz gehabt. Meine Frau sagte ihr, daß sie den letzten Raum, den wir noch gehabt hätten, vier Frauen mit kleinen Kindern eben eingeräumt hätte. „Was?“ rief sie ganz entsetzt aus, „so gewöhnlichen Leuten geben Sie Ihre Wohnstube, und mich als Gräfin lassen Sie hier auf dem Holzkasten in der Küche sitzen?“ Ich antwortete: „Ob Sie Gräfin sind oder nicht, ist in diesem Falle ganz gleichgültig. Sie sind alle Flüchtlinge, und die kleinen Kinder mit ihren Müttern gehen in diesem Falle vor, und wenn Sie nicht auf meinem Holzkasten sitzen wollen, so müssen Sie eben aufstehen!“ – „Wenn man mir das vorgestern noch gesagt hätte, ich würde kein Zimmer mit fließendem Wasser haben und müßte auf einem Holzkasten sitzen!“ Dabei blieb sie, aber ich konnte ihr nicht helfen. Dabei erfuhr ich, daß sie einen bequemen Wohnwagen hatte mit Betten, Ofen und allem, was dazugehört.

Die Unterbringung der Flüchtlinge im Dorf war nicht einfach, aber es wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Wir haben 2000 Einwohner auf 2000 Flüchtlinge, also hundert Prozent.

[...] Ein schweres Problem waren die ausländischen Kriegsgefangenen, die noch drei Tage vor dem Einmarsch in Eschede aufgenommen und gepflegt werden mußten. Es waren 3000 Gefangene, 170 Mann habe ich auf meinem Heuboden gehabt. Wie es hieß, für eine Nacht. Am andern Morgen fragte ich, wann sie weg wollten, das wußten sie nicht. Gerbode aus Rebberlah [Nachbarort] rief an: „Sieh bloß zu, daß die 3000 Serben aus Eschede wegkommen! In Hustedt sind schon Amerikaner!“ Ich ging zu dem Führer des Gefangenentransportes, einem Major, der noch bei Gottschalk auf seinem Zimmer schlief. Der sagte: „Wo sollen wir hin? Auf irgendeiner Stelle faßt er uns doch! Verpflegung haben wir auch nicht mehr!“ – „Wenn es weiter nichts ist? Satt sollen sie alle werden, wenn die Serben bloß heute noch wegkommen!“ Das wurde mir zugesagt. Ich setzte mich sofort mit sämtlichen Bauern in Verbindung, ließ die Kartoffeldämpfer in Gang setzen, die Kessel scheuern, und die Gefangenen halfen redlich mit, weil sie wußten, sie durften sich in Kartoffeln nun gründlich satt essen. Dann sagte ich: „Halten Sie sich nun bloß nicht mehr lange auf!“ Und wir wurden die Leute wirklich los.

Zwei Tage ehe der Einmarsch war, sollte der Wachholderhof – das Ma-

rinesperrzeugamt³ – gesprengt werden. Die Sirene sollte die Bevölkerung vorher benachrichtigen durch ein Heulen von fünf Minuten. Dann hätte jeder im Keller zu verschwinden. Ich wollte gerade in den Keller, als zwei Offiziere bei mir ankamen und zwölf Gespanne sofort verlangten; sie sollten die Soldaten bis Breitenhees [Landkreis Uelzen] weiterfahren, dann kämen die Gespanne wieder zurück. Ich hatte keinen guten Glauben daran, die Bauern waren schon alle im Bunker, die Gespanne im Stall, alle sagten: „Das geht nicht. Wir kriegen die Pferde nicht wieder.“ Ich sagte: „Was wollt ihr lieber, die Pferde behalten oder die Soldaten nicht weitertransportieren, dann ist die Folge davon, daß sie das Dorf verteidigen. Und was habt Ihr denn ...?“ Aber sie waren alle langweilig. Ich ging um ein Uhr zu Schütze, dort überraschte mich die erste große Sprengung, und ich saß bei ihm im Bunker. Um zwei Uhr war ich auf dem Gute, wo der Stab lag, und sagte, daß ich, so leid es mir täte, nur sechs Gespanne zusammenkriegen könnte. „Gut“, sagte man mir, „dann muß ich mit den 150 Mann am Ausgang des Dorfes eine Stellung beziehen und das Dorf verteidigen. Wenn Sie Interesse daran haben, daß es nicht passiert, dann sorgen Sie für die zwölf Gespanne!“ – „Gut“, sagte ich, „geben Sie mir zwölf Soldaten, die von den Höfen die Gespanne herunterholen, wo die Pferde nicht ausreichen, müssen Ochsespanne aushelfen!“ Um vier Uhr hatten wir alles zusammen, bei Schütze spannten sie gerade die Ochsen vor den Gummiwagen. Ich sagte noch schnell: „Nehmt doch bloß den Gummiwagen retour, wer weiß, ob der wiederkommt!“ Da haben sie denn die Ochsen vor den Ackerwagen gespannt, das war am Mittwoch, dem 11. April. Am 12. haben hier noch Leutnants übernachtet. Die Panzerfäuste hatten sie bei sich. Der Führer schlief gegenüber bei Netz. Ich unterhielt mich mit ihm und sagte: „Der Feind ist doch schon zu hören, und Sie übernachteten hier noch?“ – „Ja“, sagte er, „man müßte hier den Volkssturm mobil machen, alle uk-gestellten Männer hochkriegen und den Ort verteidigen!“ Um neun Uhr sind sie aber doch abgerückt, und um zehn Uhr war der Feind hier. Am Freitag, dem 13. April, wurden am Eingang des Dorfes weiße Fahnen herausgehängt. Ein Viertel vor zehn Uhr kamen zwei SS-Leute angerast und wollten die weißen Fahnen herunterholen. Sie wollten Misselhorn und den Bürgermeister Brockelmann totschießen. Sie kamen wirklich hier vorbei, Brockelmann in ihrer Mitte. „Sie werden jetzt umgelegt, kommen Sie mit zum Eingang des Dorfes!“ Brockelmann antwortete: „Um des Himmels Willen, das ist doch in meinem Dorfe nicht möglich!“ Als sie dann am Eingang des Dorfes waren, kamen ihnen schon die ersten Panzer entgegen. Die SS warfen ihre Räder weg, flüchteten durch unseren Garten, und weg waren sie.

³ Von der Marine unterhaltenes großes Waffen- und Munitionslager bei Starkshorn; für die dort Beschäftigten wurde zwischen Eschede und Starkshorn eine kleine Siedlung, die noch heute bestehende Ortschaft Marinesiedlung, angelegt.

Dokument 43

Weyhausen: Erika Michaelis, Landwirtin

28. April 1948

[...] 1943 hatten wir durch Brandplättchen große Gefahren für Wald und Hof. Es war starker Abwurf auch in der Nähe des Gehöfts, sie sind mit Hilfe von Schulkindern aufgesammelt. Einige kleine Waldbrände sind dadurch aber doch entstanden. Mehrfach sind Flieger abgestürzt, Flugzeugteile wurden gefunden, im Acker waren Bombentrichter, eine Luftmine im Walde vernichtete mehrere Morgen. 1944 hatten wir eine starke Luftschlacht bei Breitenhees–Hankensbüttel–Unterlüß. An dem Tage hatten wir starken Beschuß aufs Gehöft, auch auf die große Linde, aber es hat Gott sei Dank nichts gezündet. Außerdem war Tieffliegerbeschuß, aber es ist keiner getroffen. Zuletzt waren die Flieger eine ständige Beunruhigung. Die Bombengeschwader flogen ja jede Nacht nach Berlin über uns fort. Alarm kriegten wir nicht, aber wir stellten den Rundfunk an.

Im Februar 1945 ging die Sache mit den Trecks an. Der erste kam in den ersten Februartagen und fuhr von uns nach Sülze [bei Bergen] zu Harlings. Hier war die offizielle Haltestelle für die Trecks von der NSV eingerichtet. Außer Eschede die einzige zwischen Uelzen und Celle. Es wechselte zwischen 50 bis 200 Personen täglich. Pferde entsprechend. Ein Pferd, eine ermländische Stute, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, die haben wir mit vier Mann aufgerichtet und gegen die Stallwand gelehnt, sie ist heute durch gute Pflege eines unserer besten Pferde. Die Trecks hielten immer auf der östlichen Seite des Hofes. Meist waren sie mittags um elf Uhr hier. Leider waren dann auch meist die Tiefflieger da, meistens wurden sie schon bei Breitenhees [Landkreis Uelzen] beschossen. Zuerst waren die Trecks noch gut versorgt und ausgerüstet. Als aber die Schwarzmeerdeutschen kamen, mußte in großen Kesseln gekocht werden. Pferdefutter haben wir von unseren Beständen und unentgeltlich geliefert. Man hatte ja die Idee, es würde nur kurze Zeit sein, man machte sich eben ganz falsche Vorstellungen. Im Auftrag der NSV sind Flieger bis an die Elbe geflogen, um auszukundschaften, wieviel im Anmarsch seien, damit man sich mit der Verpflegung einrichten konnte. Jeden Tag kam ein Auto von der NSV und brachte mir Brot, Brotaufstrich und Suppenmehl, ich brauchte nur Frauen zum Kartoffelschälen stellen, natürlich auch Kartoffeln, und durch unsere Zutaten haben wir die Suppe erst schmackhaft gemacht. Viele Treckfrauen wollten auch selbst kochen. So waren immer viele Familien in meiner Küche zugange. Die letzten Trecks fuhren morgens so gegen zehn weg, und die neuen kamen meist um halb eins wieder, so daß man nur wenige Stunden frei war.

Viele schliefen hier in Betten, so viele wie frei waren, wir hatten ja nur eine Familie zu zwei Personen aus Hamburg hier. Die Trecks wurden

schlagartig abgestellt, wie die Front bei Hannover war, denn die Trecks gingen von hier in den Landkreis Burgdorf, und der war nun ja auch Front. Einmal war auch eine ganze Kreisleitung aus Eichenbrück im Warthegau hier, sie wollten von hier nach Bergen und dort eine selbständige Kreisleitung einrichten, etwa 13 Personen. Der Schöndubesche Hof kriegte prozentual Trecks wie wir. Auch das Braunsberger Gestüt [Ostpreußen] war eine Nacht hier. Einen Hengst mit seinem Wärter haben wir hier behalten, sie wollten die Pferde wohl unterstellen, auch bei Gieles, Schöndubescher Hof, ist ein Pferd aus dem Braunsberger Gestüt geblieben und auch ein Wärter. Später haben wir den Hengst in Westercelle abgegeben, da war das Gestüt untergebracht. Die Treckerei setzte später wieder bis zum späten Herbst 1945 ein. Das waren aber mehr Einzelpersonen, die aus Mecklenburg vor den Russen flüchteten, aber das waren nicht mehr so tragische Bilder wie zuerst. Während der Frühlingstreckzeit kamen auch Tausende von desertierten Soldaten hier durch. Die Straßen wimmelten von Soldaten, die in den Chausseegräben lagen. In den letzten acht Tagen steigerte sich das zu einer völligen Auflösung der Etappe. Alles zog in der Richtung West-Ost. Viele Soldaten hatten Gespanne, scheinbar hatten sie alle nur greifbaren Fahrzeuge beschlagnahmt. Hier im Hause hatten wir immer Massenquartiere auf dem Flur, in der Scheune und in der Küche. Auch verschiedene große Gefangenenlager kamen hier durch. Einmal ein französisches und einmal ein englisches zu je 1200 Mann. Die Deutschen wußten eben mit ihren Gefangenen nicht mehr wohin. Sie wurden hier im Kreise herumgeführt. Hier wurde abgekocht, und sie lagen in der Scheune, benahmen sich aber alle sehr nett.

Im Walde standen getarnt Tausende von SS-Fahrzeugen in den Dickungen, getarnt gegen Fliegersicht. Diese Sache wurde so geheim gehalten, daß selbst unser Förster¹ nicht davon unterrichtet war. Diese Sache war uns sehr unangenehm. Vom Bahnhof Unterlüß bis Lünsholz [Försterei zwischen Unterlüß und Weyhausen] standen abends immer der Sommerweg voll davon; wenn man abends ohne Licht fuhr, war das immer gefährlich. Der letzte große ‚Maybach‘ gehörte auch noch dazu, der auf dem Schelploh-Hösseringer Wege steht, ein Luxus-Cabriolet, an dem alles dran war! Der ist wohl bei der Flucht stehengeblieben und ist dann nach und nach ausgeschlachtet worden, der Motor war 1947 noch dran. Den konnte wohl niemand gebrauchen. Die Firma Maussner, Celle², hat die vielen Autos, die im Walde stehengeblieben waren, später abgeschleppt. Jetzt ist al-

¹ Albert Homuth, Förster, 1939–1945 Bürgermeister von Weyhausen; Homuth wurde im Mai 1945 von der britischen Militärregierung zunächst als Bürgermeister bestätigt und blieb nach der Besetzung noch kurze Zeit im Amt.

² Firma Friedrich Maussner, Celle, jetzt Maussner-Celle KG, gegründet 1896 als Handlung und Werkstatt für Brillen, optische Geräte und Nähmaschinen, später auch Fahrräder, seit 1925 Autohaus und Kfz-Werkstatt.

les verschwunden. Unser Förster fährt auch solchen Wagen, den er sich hier im Walde geholt hat, hat auch noch einen zweiten Motor dazu. Er hat es natürlich bei der Auflösungsstelle [der Wehrmacht] gemeldet. Man konnte sich durch einen Spaziergang durch den Busch hier alles mögliche verschaffen, angefangen beim Handtuch, Stiefel und Hemden, traf man in den Dickungen auf solch verlassene Lager, wo Soldaten gewesen waren oder andere Personen, die sich hier verborgen hatten; da lagen Koffer mit Gebrauchsgegenständen meist militärischen Ursprungs. Es war lukrativ, im hohen Holze umherzustreifen. Man fand auch immer wieder Flugzeugteile, einen Trecker, Benzinkanister, Fallschirme. Das alles fanden meine Hausbewohner, ich selbst hatte keine Zeit zu solchen Streifereien, es war ein derartiger Betrieb hier im Hause, ich konnte nicht heraus. Einmal lag die Wiese hier nahebei ganz voll von Werkzeugtaschen aus Filz, auch aus Heeresbeständen. Ein früherer hannoverscher Landrat, der sich in Weyhausen als Flüchtling aufhielt, war ganz glücklich, eine alte Hose im Walde zu finden, an der noch brauchbare Knöpfe waren, die er sich sorgfältig abschnitt.

[...] In den letzten Wochen vor der Besetzung wurde vom Volkssturm Unterlüß um den ganzen Ort herum Stellungen ausgebaut zusammen mit einer militärischen Einheit, ich glaube Pionieren. Sie machten ohne mein Wissen Besichtigungen auf meinem Gelände. Ich habe dann die leitenden Offiziere abgefaßt und gehörig angefaucht: Ich wollte wenigstens wissen, was hier gemacht würde. Sie haben sich dann entschuldigt. Am Tage vor dem Einmarsch kam General Tzschöckell³ zu mir und erklärte mir die strategische Lage. Die sämtlichen vier Straßen wurden gesperrt mit Panzersperren: Chausseebirken wurden in halber Mannhöhe umgelegt und über die Straße geworfen, die beiden Brücken über die Lutter und die über die Ahrbeck wurden gesprengt. Dann wurden Geschütze aufgestellt, Flak stand unter der Eiche an der Wegkreuzung. Diese Kreuzung war besonders wichtig, deshalb wurde hier nächst Hannover die erste große Verteidigungslinie ausgebaut. Zwei Geschütze standen gleich hinter den Häusern am Felde. Am Hasendamm standen zwei bis drei Abwehrkanonen, rings um das Dorf Maschinengewehre, alles mit der Zielrichtung auf der Chaussee Celle-Uelzen. Außerdem waren an allen Landwegen Stellungen für Einzelschützen ausgehoben. General Tzschöckell sagte mir, er rechne damit, daß sich hier um den Ort sehr starke Kämpfe abwickeln würden, sie würden besonders mit Flammenwerfern arbeiten. Es würde nötig sein, daß ich aus dem Hause ginge mit meinen Bewohnern und alles Wertvolle herausbringe. Dann wurde schon in der nächsten Nacht der Stab hier, mit einem Obersten an der Spitze, ins Haus gelegt, der General sagte, wenn ich Schutz und Rat bedürfe, solle ich mich an diesen Oberst wenden. Inzwischen hatten wir einen richtigen Treck zurechtgemacht. Vor allem

³ Paul Tzschöckell, vgl. Dok. 34, Anm. 4.

brachten wir unsere landwirtschaftlichen Maschinen in Sicherheit. Wir hatten hier östlich nicht weit vom Hofe am Walde zwei Bunker gebaut, einen für die Russen und einen für uns, dahin brachten wir die Maschinen und zwei große Gummiwagen beladen mit Koffern, Wäsche, Kleidung, Lebensmitteln und allem Wertvollen, was zu retten wichtig war. Es waren also die Vorkehrungen, zu denen mir General Tzschöckell geraten hatte. Die irregulären Truppen, die sich hier im Haus eingenistet hatten, mußten weiterziehen. Am 12. April 1945 morgens begannen die Kämpfe.

In den letzten Tagen vorher hatten sich auch noch drei riesengroße Feldpost-Autobusse hier angefundend, die in ihrem leuchtenden Rot ausgerechnet vor der Haustür Aufstellung genommen hatten und für die Flieger ein gutes Ziel boten. Auch diese Leute, die dazu gehörten, mußten alle im Hause untergebracht werden. Es waren Zahlmeister und weibliche Angestellte. Die Insassen blieben als Flüchtlinge noch lange hier in Weyhausen.

Am 12. morgens hatte sich die englische und amerikanische Truppe von Celle bis Schelploh vorgearbeitet und schossen nun auf die Flakstellung an der Kreuzung und auf meinen Hof mit Artillerie. Wir blieben in Unkenntnis der großen Gefahr, in der wir schwebten, bis Mittag im Hause trotz alledem. Der Stab, der uns hätte warnen sollen, war heimlich im Laufe des Morgens nach Schöndube übergesiedelt, aber dann kam ein Offizier des Stabes und sagte, wir müßten nun doch raus. Sehr viele Treffer gingen in die Rückseite des Wohngebäudes, hauptsächlich in das Hintergebäude quer durch die große Eiche übers Haus weg, auch in die Holzscheune wurde ein großes Loch gerissen. Ein Treffer kam in die große Feldscheune und in die Försterwohnung, hier wurde ein Zimmer oben im Hause stark beschädigt. Bei mir hier waren alle Einschüsse zu ebener Erde. Einen Augenblick vorher, als wir das Haus verließen, um in den Bunker zu flüchten, kam wieder ein Treffer ins Hinterhaus. Bei uns war eine Flakhelferin, die mit der deutschen Truppe gekommen war, noch am letzten Tage hängengeblieben. Unser Haus stand nun offen, sämtliche Fenster waren geöffnet. Ich habe keine Angst empfunden, einerseits hatte man das Gefühl, zu großen Kämpfen kommt es doch nicht. Ich habe mich nicht groß aufgeregt. Vorher war alles viel schwieriger, als man nicht wußte, wie man die Sache anfassen sollte, aber nun hatte ich das ruhige Gefühl, meine Pflicht in allem getan zu haben. So saßen wir im Bunker.

Die Schießerei dauerte bis in die Dämmerung, da sahen wir, daß die deutschen Soldaten ihre Stellungen verließen und in Richtung Breitenhees weiterzogen. Dann hörte man schon auf große Entfernung das Anrollen der feindlichen Panzer, die sich ihre Wege durch den Lüß und den Weyhäuser Forst suchten. Im Laufe des späten Abends erreichten sie Weyhausen, gesehen hat es niemand, wo sie eigentlich herkamen – sie waren da! Hier im Hause hatten augenscheinlich englische Offiziere gegessen; auf dem Frühstückstische, wo unsere Butterdosen noch standen, waren alle geleert. Aus dem Buffet waren Gläser genommen, aus denen sie ihren

Wein getrunken hatten. Wir blieben die Nacht im Bunker, weil noch geschossen wurde aus Richtung Breitenhees, uns sagte ja auch niemand Bescheid, ob wir zurückkehren dürften. Das Vieh hatten wir auf die Weide gebracht, die Schweine in den Schweinehof gelassen. Die meisten Hühner waren von der Artillerie getroffen und lagen tot auf dem Hofe. Als wir am Morgen zurückkamen, sahen wir die Zerstörungen, die unseren Hof zu einem traurigen Bilde machten. Sämtliche Leitungsdrähte lagen zerrissen am Boden, schwere Zerstörungen waren an den Gebäuden an Dächern und Fenstern. Im Hause war alles voll Kalk, der Putz war von den Wänden gefallen, das Haus war leer, es war nichts daraus entfernt, die Sieger hatten sich wohl nur ausgeruht. Dann aber kamen englische Posten und besetzten das Haus und verboten uns, das Haus zu verlassen. Wir wurden alle oben in den ersten Stock gesperrt mit allen Dorfbewohnern. Dann wurden die Ausländer aus Unterlüß auf uns freigelassen, um zu plündern. Sämtliche Männer wurden festgenommen, verhört und registriert. Unserem Förster, der sich dabei eine Zigarette ansteckte, wurde eine Backpfeife verabreicht. Die Häuser waren nun zum Plündern freigegeben. Ich hatte nie gewußt, daß das Ausländerproblem hier eine solche Rolle spielen würde. Wir waren mit unseren Russen immer tadellos ausgekommen, bald besser als mit den hiesigen Leuten. Unser Haus, Gieles und die Försterei durften geplündert werden, wie sich das dort abgespielt hat, weiß ich nicht. Wir durften ja das obere Stockwerk nicht verlassen. Hier unten wirtschafteten nun Holländer und Polen, kochten und aßen, schiefen die Nacht hier. Sie brachen den Keller auf, nahmen alles an Vorräten und Wein heraus – etwas aber hatten wir vergraben –, hausten hier übel, teilweise haben sie die Möbel kaputtgeschlagen und alles in den Zimmern umgewühlt. Was wir noch an Garderobe hier hatten, haben sie auch mitgenommen. Unsere Wagen standen noch am Bunker. Auf einmal rief ein Holländer, der wohl nicht ganz richtig war: „Amerikaners stickt de Bünkers an!“ Wer das Feuer angezündet hat, ob es noch von der Beschießung herrührte oder ob es durch Verrat angezündet ist, ob die Sachen geplündert und dann die Wagen und Bunker angezündet sind, wissen wir nicht. Wir sahen nur, daß in der Richtung der Bunker ein tolles Feuer brannte. Der Holländer aber zog mit einem ganzen Arm voll von der Garderobe unseres Gemeindevorstehers und Inspektors, Herrn Curtius⁴, ab!

Inzwischen sind wir heimlich doch immer mal nach unten gelaufen und haben den Polen etwas von den geraubten Sachen wieder entrissen. Es war ein unvorstellbares Durcheinander in dieser Plünderungsnacht. 24 Stunden waren dafür vorgesehen auf Anordnung der Engländer, wohl weil der Ort sich verteidigt hatte. Trecker und Gummiwagen waren inzwi-

⁴ Friedrich Curtius, Gutsverwalter, 1934–1939 Bürgermeister von Weyhausen. Curtius ist 1939 aus Weyhausen verzogen, so daß hier wahrscheinlich sein Nachfolger Albert Homuth (vgl. Anm. 1) gemeint sein dürfte.

schen draußen aufgebrannt, wir konnten ja aber nichts machen. Durch die Verteidigung war auch eine furchtbare Zerstörung in den Wäldern entstanden. Tagelang hat es gebrannt, 900 Morgen Wald sind ganz abgebrannt bei den Kriegshandlungen, durchgebrannt sind noch mal 900 Morgen, es war auf dem Hofe oft dunkel wie in der Nacht von Rauch. Denn es war genauso trocken wie jetzt. Löschen konnten wir nicht, es ist von allein ausgegangen.

Von da an lagen nun englische oder amerikanische Soldaten bei uns im Hause. Ich erinnere mich, als wir an dem Morgen heimkehrten, lagen ja noch unsere guten Tischtücher und Läufer auf dem Tisch, da stand fingerhoch das Fett drauf, an den Gardinen war auch alles voll Fett. Geflügel war auch abgeschlachtet, die Plünderungsleute haben sich ein paar hundert Eier in die Pfanne geschlagen. Hinterher kamen noch einzelne Plünderungen vor. Das waren Letten, die haben auch noch Garderobe mitgenommen.

Draußen herrschte noch immer eine große Unsicherheit, weil fortgesetzt Polen und Russen die Gegend unsicher machten. In unserer Feldscheune lagen 60 Russen, uns haben sie nichts getan, aber die ganze Umgebung streiften sie ab. Es wurden uns auch sämtliche Schweine abgeschlachtet. Ob die Russen mit dahintersteckten oder nur die aus Unterlüß, das wissen wir nicht, neun Schweine sind uns genommen. An Großvieh haben wir nur zwei Kopf verloren, eins ist auf der Weide geschlachtet und eins ist vom Amerikaner geschlachtet. Rund 50 Hühner, Gänse und Puten sind fortgekommen. KZ-Leute waren auch sehr oft hier auf Wanderschaft, sie wollten was zu essen haben oder eine Dose Wurst, sie reisten auf die Tour. Die englischen Soldaten benahmen sich sehr gut, sie waren für uns ein großer Schutz. Waren sie einmal durch Wechsel eine Nacht fort, so fühlten wir uns direkt unsicher.

Am fünften Abend nach der Besetzung wurde auf englische Anordnung ein großer Teil des Viehstalls gesprengt, weil damit die Löcher an den Brückenböschungen, die durch das Sprengen hervorgerufen waren, wieder ausgefüllt werden sollten mit den Steinen. Es wurden aber nur verschwindend wenig Steine abgeholt für diesen Zweck. Das andere lag als ein wüstes Gemisch von Heu, Stroh, Eisen, Balken, Steinen auf dem Hofe und mußte von uns abgefahren werden. Jetzt erst konnten wir den Viehstall wieder aufbauen. Nach der Sprengung waren erneut große Schäden an sämtlichen Dächern entstanden.

Im Juni hat sich nichts mehr ereignet, als daß erneut Trecks kamen, eine neue Inanspruchnahme des Hofes als Unterkunft. Es waren Leute aus dem Russischen, die ein gastliches Dach begehrt. Das kam jede Woche etwa drei Mal vor. Im Hause hatten wir fünf Flüchtlinge wohnen. Das ist wenig für das große Haus, aber es ist kein Laden, keine Gastwirtschaft weit und breit, kein Kino und keine Arbeitsmöglichkeit außer der Landwirtschaft. Treckbauern sind hier nicht hingengeblieben. Unsere zwei

Häuslingsfamilien, Deutsch-Russen, die von dort nach Brasilien auswanderten und von da wieder nach Deutschland kamen, sind nun wieder nach Brasilien. Unser Schweizer ist ein Deutscher, der in der Ukraine gelebt hat und von dort geflohen war. Wir haben jetzt Häuslinge aus Danzig, unser Förster hat Verwandte aus Pommern aufgenommen, die wohnen alle in den Wohnungen, die zum Hofe gehören. Außerdem hat der Staat eine Baracke für Forstarbeiter aufgestellt, in der acht Familien wohnen, deren Männer in der fiskalischen Forst arbeiten, dieses sind zum Teil Deutsche, die in Lettland und Estland wohnten, sie wohnten dann in der Danziger Gegend, und nun sind sie nach hier verschlagen. Zu den neuen Menschen in Weyhausen gehört auch ein pommerscher Knecht, der bei uns arbeitet. Auf dem Schöndubischen Hofe, jetzt Giele, sind nur ortsfremde Menschen beschäftigt.

Um noch einmal auf die Zeit nach der Besetzung zurückzukommen: Es war und blieb unsicher durch die Überfälle auf den Straßen, so wurde einem Arbeiter zwischen Unterlüß und hier sein Rad und 800 Mark bares Geld abgenommen. Und doch sagt man sich, das alles ist ein Kinderspiel, wenn man sich vorstellt, daß es noch einmal gegen den Russen losginge, der ja nur 30 km weit entfernt ist. Der kann ja in zehn Minuten ungefähr hier sein. Auf der Weide haben wir später kein Vieh eingebüßt. Aber in den Wochen nach dem Einmarsch waren wir nicht in der Lage, den Acker zu bestellen. Wir mußten unsere Pferde im Walde verstecken, damit sie uns nicht fortgenommen wurden von den Banden und Kriegsgefangenen.

Sie hatten bei den Behörden an der Trift⁵ gut reden, daß wir im Herbst nicht genügend produziert hatten, aber uns war auch zu viel abhanden gekommen: Sämtliche Ackerwagen, sämtliches Heu und Stroh war weg, sämtliche Maschinen entweder aufgebrannt oder demoliert. Auch die Trecks haben viel verschuldet, vor allem die Schwarzmeerdeutschen, die nahmen einfach die Räder von den Wagen oder eine Deichsel ab, wenn ihnen was fehlte. Solche zerstörte Wirtschaft wieder in Gang zu bringen, ist schon nicht einfach. Die Kühe mußten draußen gemolken werden, weil ja der Stall gesprengt war. Einen Melkstall hatten wir draußen nicht. Der Maurer hat dann schließlich eine Wand gezogen, wo wir im Winter die Kühe beherbergen konnten. Die Pferde mußten in der Scheune stehen. Die Folgen dieser Zeit zeigen sich heute noch. Die Feldstücke sind verunkrautet, weil sie damals nicht richtig gepflegt werden konnten, denn wir hatten keine Arbeitskräfte, wenn auch mal ein paar Landser bei uns geholfen haben, so waren ein Landmesser und ein Beobachter, Flieger, da für etwa ein dreiviertel Jahr. Aber sonst haben wir auch Reinfälle erlebt. Durch Hilfe eines netten englischen Oberst kriegten wir Anfang Juni die Russen aus der Feldscheune, diese 60 Mann wurden abtransportiert. Die

⁵ Gemeint sind die Behörden des Landkreises Celle, die seit 1896/97 an der Straße ‚Trift‘ in Celle ihren Sitz haben.

eigenen Russen arbeiteten nicht mehr, benahmen sich sonst aber ganz ordentlich, die kamen mit einem großen Transport weg.

Durch das wahnsinnige Durcheinander hat man es leider versäumt, aus dieser Zeit mehr aufzuschreiben, denn es war überwältigend viel Arbeit für uns alle. Nun haben wir seit einem Jahre Handwerker im Hause, damit wir den Stall wieder aufbauen.

Furchtbar ist der englische Holzeinschlag, 240 Morgen Kahlschlag vom allerbesten Holz, als Folge des Abtransportes wurde ein Brand verursacht, der 400 Morgen vernichtete. Ich habe an einem Waldbestand 5000 Morgen, zur Landwirtschaft gehören 360 Morgen, davon sind 50 Morgen Wiese. Solche wahnsinnigen Katastrophen hat wohl sonst kein Betrieb aufzuweisen. Wie es mir mit der Bodenreform gehen wird, weiß ich nicht, nach englischem Gesetz falle ich darunter, deshalb habe ich schon einen großen Teil Wald verkauft.⁶ Eine Zeitlang habe ich auch unter der englischen Beschlagnahme gestanden, mit mir sieben Betriebe im Kreise Celle, es war die Beschlagnahme der ‚large estates‘ nach Paragraph 52, ich hatte ein gesperrtes Konto und durfte nichts verkaufen, das ist aber nach einem halben Jahre wieder aufgehoben im Herbst 1947, ich hatte in dem halben Jahre keinerlei Verfügungsmöglichkeiten.⁷

⁶ Zur Bodenreform in Niedersachsen vgl. Dok. 40, Anm. 2. – Erika Michaelis hatte den größten Grundbesitz im Landkreis Celle; vgl. Verzeichnis vom November 1945, KA-Celle: 021-07-2 (Fach 98, Nr. 2).

⁷ Bezug genommen wird hier auf die Durchführung der Entnazifizierung in der Landwirtschaft. Die Grundsätze hierfür hatte die britische Militärregierung in dem am 15. Juli 1946 erlassenen Anhang D zur Zonen-Exekutiv-Anweisung Nr. 3 (Entnazifizierungsmaßnahmen in der britischen Zone) festgelegt. Um die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung nicht ernstlich zu stören, sollten nur diejenigen Landwirte überprüft werden, die a.) Besitzer von Höfen mit einem Einheitswert von mindestens RM 100 000, – waren oder b.) während der NS-Zeit den Rang eines Kreislandwirtes oder einen höheren Rang innehatten bzw. „berühmte Nazis“ waren. Darüber hinaus sollten alle Landwirte, die „der Wahrscheinlichkeit nach“ endgültig in Kategorie III (Minderbelastete) oder Kategorie IV (Mitläufer) eingereiht werden würden, auf ihren Höfen verbleiben; ihr Vermögen stand zwar bis zur endgültigen Kategorisierung „unter Kontrolle“, aber innerhalb der durch das Militärregierungs-Gesetz Nr. 52 vom April 1945 (Sperrung und Kontrolle von Vermögen) gesetzten Beschränkungen der freien Verfügungsgewalt konnten sie ihr Geschäft weiterführen. Bei endgültiger Einreihung in Kategorie III und weniger als 20 Beschäftigten, Kategorie IV oder Kategorie V (Entlastete) wurden dann das Vermögen und die gesperrten Konten wieder freigegeben. Die tatsächliche Durchführung dieser Entnazifizierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft begann auf ausdrückliche britische Anordnung erst sehr allmählich ab Spätherbst 1946, nachdem alle laufenden Erntearbeiten abgeschlossen waren.

Dokument 44

*Unterlüß: Heinrich Wilhelm Leifels, katholischer Pfarrer¹
13. November 1947*

Unterlüß ist kein Dorf wie Müden und Hermannsburg. Es ist 1847 durch den Bau der Eisenbahn entstanden. Dann bemächtigte sich die Industrie des Ortes, seit 1936 lebte das Dorf von der Kriegsindustrie, jetzt entstanden die Ortsteile Hohenrieth und der ‚Block‘. Mit dem Kriege kamen die Ausländer nach hier, ich habe 14 verschiedene Nationen gezählt. Vor allem waren Polen da, sie waren im Männer- und Frauenlager untergebracht.² Sie mußten auf dem Schießplatz arbeiten. Durch die Bombenwirkung in West und Ost und durch den Druck auf Berlin wurde die Leitung von Borsig-Rheinmetall von Düsseldorf, Breslau und Berlin nach hier verlegt.³ Zehn Tage vor dem Einmarsch wurde das Dorf durch einen zweieinhalbstündigen schweren Angriff auf den Schießplatz am 4. April 1945 zum Teil zerstört.⁴

¹ Leifels (1910–1977) war Nov. 1948–Febr. 1949 Bürgermeister von Unterlüß und Mitglied des Celler Kreistages (CDU); er mußte beide Ämter niederlegen, als er von seinem Bischof nach Hannover versetzt wurde.

² In Unterlüß waren zwischen 1939 und 1945 insgesamt 4015 ausländische Arbeitskräfte registriert: aus Polen (2230), aus der Sowjetunion (1002), aus Jugoslawien (506), aus Frankreich (160), aus Belgien (86), aus den Niederlanden (19) sowie aus weiteren Ländern (12); Unterlüß war damit während des Zweiten Weltkrieges der Ort mit der höchsten Zahl gemeldeter Fremd- und Zwangsarbeiter im Landkreis Celle; die meisten von ihnen waren im Werk der Rheinmetall-Borsig AG eingesetzt. Es gab in Unterlüß eine ganze Reihe von Lagern für diese Zwangsarbeiter, u. a. das hier erwähnte ‚Männerlager‘ (auch ‚Männerlager III‘ genannt) und ‚Frauenlager‘ (auch ‚Frauenlager II‘ genannt) sowie mindestens ein weiteres ‚Polenlager‘ und ein Lager ‚für stillende Ostarbeiterinnen‘. Außerdem gab es noch je ein Männer- und Frauenlager für dienstverpflichtete Deutsche (Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 2: Niedersachsen I, Köln 1985, S. 77 f.).

³ Rheinmetall-Borsig AG, entstanden 1935 durch Fusion der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik AG in Düsseldorf und der A. Borsig Maschinenbau AG in Berlin; seit 1896 Werk der Rheinmetall auf dem Schießplatz in Unterlüß als Munitionsfabrik, 1924 Verlegung der technischen Abteilung der Rheinmetall von Düsseldorf nach Unterlüß, 1934 Ausbau und Erweiterung der Rüstungsfabrik, während des Zweiten Weltkrieges Einsatz von ausländischen Zwangsarbeitern (vgl. Anm. 2), am 4. April 1945 bei einem Luftangriff zerstört, als Rüstungsbetrieb demontiert, auf ihrem Schießplatz 1948 Ansiedlung der Artos Maschinenbau Dr. Ing. Meier-Windhorst KG, in den 50er Jahren Wiederaufbau eines Werkes durch die Rheinmetall GmbH Düsseldorf. – Bei dem weiter oben erwähnten ‚Block‘ handelt es sich um einen Gebäudekomplex von Wohnungen für Beschäftigte bei der Rheinmetall-Borsig AG.

⁴ Durch den Luftangriff am 4. April 1945 wurden neben Teilen der Werksanlagen der Rheinmetall-Borsig AG auch 84 Wohnhäuser mit insgesamt etwa 120 Wohnungen sowie ein Lebensmittelgeschäft und ein Schuhmacher- und ein Bäckereibetrieb zerstört bzw. schwer beschädigt; die Gemeinde schätzte den entstandenen Schaden

Am 13. April 1945 war der Einmarsch der Engländer, am 14. April die Plünderung des Dorfes durch die Ausländer, meist Polen.

Am 1. Juli 1945 wurde Unterlüß von einem erneuten schweren Schlag getroffen: Bis auf wenige Ausnahmen wurden 4000 Leute aus Unterlüß evakuiert und auf die Landkreise Celle und Uelzen verteilt.⁵ Die Beschlagnahme erfolgte durch die Engländer und Polen. Nach Abzug der Truppen im Frühjahr 1946 war der Ort ziemlich ganz ausgeplündert. Die Möbel waren mitgenommen oder verbrannt. Erst im Herbst 1946 gelang es, die restlichen Häuser bis auf wenige frei zu bekommen. Der Ort hat unendlich gelitten durch Bombardierung, Plünderung und Evakuierung.

[...] Unterlüß hat wenig Flüchtlinge, der Ort war für Flüchtlinge gesperrt, da er als englischer Ort galt. Trotzdem gelang es manchen, sich Beschäftigung beim Engländer zu verschaffen und somit eine Wohnung im Ort zu bekommen, das war für die Ansässigen natürlich sehr bitter, da sie im Exil saßen.

Ich wollte von Unterlüß weg, da ich meine Mutter, die ausgebombt war, zu mir nehmen wollte. Da passierte mir das Unglück, daß ich bleiben mußte, aber meine Gemeinde ging mir weg. Es war ein schrecklicher Sonntag, als ich vor nur 60 Menschen stand, während sich sonst Hunderte bei mir in der Kirche gedrängt hatten. Ich bin dann die weiten Wege zu Fuß zu meinen Gemeindemitgliedern gelaufen, einmal begegnete ich 30 plündernden Russen in der Zeit, wo Pastor Hustedt in Hermannsburg erschlagen wurde⁶. Auch ich hatte den goldenen Kelch in meiner Aktentasche, sie haben mich ruhig gehen lassen. Dieselbe Horde überfiel dann Niederohe [nordwestlich von Unterlüß], nachdem sie mich ungehindert gehen ließ. Auf Grund meiner Haltung bin ich mit den zweitmeisten Stimmen in den Gemeinderat gewählt, obwohl ich als Geistlicher keiner Partei

1951 auf rund DM 800000, – (vgl. Oberkreisdirektor Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, Anlage 1: Unterlüß, 7. März 1951, KA-Celle: 035-10, Fach 18 Nr. 8).

⁵ Unterlüß mußte auf Befehl der britischen Militärregierung fast vollständig von der deutschen Wohnbevölkerung geräumt werden; die Räumung begann am 1./2. Juli 1945. In dem Ort wurden vor allem befreite polnische Zwangsarbeiter untergebracht, aber auch verschiedene Einheiten der Besatzungsmacht nahmen hier Quartier. Mit Beginn der Repatriierung der polnischen DP's im Oktober 1945 bzw. ihrer allmählichen Überführung zunächst nach Fallingbostal, später in das Lager Hohne (vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 35 f.) wurden die ersten Wohnungen wieder freigegeben; bis zum Frühjahr 1946 war der größte Teil der deutschen Bevölkerung wieder zurückgekommen. Die Besatzungsmacht behielt aber auch weiterhin eine Reihe von Häusern für eigene Zwecke beschlagnahmt und nutzte den Schießplatz zur Erprobung ihrer Geräte. Vgl. auch Dokument 45.

⁶ Karl Friedrich Heinrich Hustedt (1891–1945), zunächst Hilfsgeistlicher in Unterlüß, 1924–1933 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Fallingbostal, seit 1933 in Hermannsburg; am 6. Mai 1945 auf dem Weg zu einer Taufe in Beckeburg (bei Hermannsburg) von befreiten russischen Zwangsarbeitern überfallen und erschlagen.

angehöre⁷. In der Angelegenheit der Faßberger Evakuierten gehe ich mit dem dortigen protestantischen Pfarrer konform. Der Herr Bischof von Hildesheim hat sich an das Military Government in Bünde⁸ gewandt mit der Bitte, die angedrohte Evakuierung abzuwenden, bei der Wohnungsnot sei ein Ersatz nicht möglich, eine Beruhigung der Bevölkerung sei nötig, da sie unter der Ungewißheit leide. Es würde sehr zur Beruhigung beitragen, wenn gesagt werden könnte, daß kein Anlaß zu Befürchtungen mehr vorliegt.⁹

Nachtrag vom 11. Februar 1948

Nachdem schon Tiefflieger Unterlüß heimgesucht hatten, war am Mittwoch nach Ostern, am 4. April 1945, zehn Tage vor dem Einmarsch der Truppen, ein Angriff der Flieger auf Unterlüß, der um halb zehn begann und um zwölf noch nicht zu Ende war. Er richtete sich besonders gegen den Schießplatz und Hohenrieth. Die letzten 13 Flugzeuge suchten den Ort heim. 17 Deutsche kamen ums Leben, die Zahl der Ausländer steht nicht fest, da sie heimlich von der Partei ohne Geistlichen begraben wurden. Am Sonntag, dem 8. April, wurden die 17 Deutschen auf dem Unterlüsser Friedhof beigesetzt.

Gleichzeitig war in Faßberg eine große Beerdigung: Soldaten und Arbeitsmädchen und ein Zivilist waren von Splitterbomben im Walde getroffen. Vor der Beerdigung wurde uns inoffiziell mitgeteilt, daß das Erscheinen der Geistlichen bei der Beerdigung nicht notwendig sei. Die Partei hat erst geredet, dann Pastor Schaar.¹⁰

Am 13. April wurde Unterlüß vom Engländer eingenommen, dabei ging Bäckermeister Behn¹¹ in Flammen auf. Er kam von Faßberg, kam nicht in den Ort abends hinein. Unterlüß fiel am 13. April, Müden am 15., Faßberg am 16. April. Der Kampf wogte hin und her. Am Tage nach dem Einmarsch wurde auf Haus und Kirche geschossen, ein Tommy mit Maschinepistole legte auf mich an, ich schlug sie ihm aus der Hand. Der Einzug war eine große Enttäuschung. Er brachte Plünderung mit sich. Der Bür-

⁷ Leifels wurde über die Liste der CDU gewählt, vgl. auch Anm. 1.

⁸ Bünde/Westfalen gehörte zur Zonal Executive Offices (ZECO) Area, dem Sitz des Zonenhauptquartiers der britischen Militärregierung (Control Commission for Germany/British Element); in Bünde waren u. a. die Prisoners-of-War and Displaced Persons (PW & DP) Division sowie der Public Safety Branch untergebracht.

⁹ Zu Faßberg vgl. Dokument 47, Nachtrag. Im Frühjahr 1948 drohte eine erneute Räumung in Faßberg für Zwecke der Besatzungstruppen, die dann aber doch abgewendet werden konnte.

¹⁰ Walter Schaar (1896–1978), 1932–1964 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Celle auf der zweiten Pfarrstelle der Stadtkirche, daneben ev. Standortpfarrer in Faßberg.

¹¹ Gemeint ist der Bäckereibetrieb Behn, der beim Einmarsch der britischen Truppen zerstört wurde.

germeister übergab den Ort, dabei wurde ihm seine Taschenuhr gestohlen. Fotoapparate und Leicas waren abzuliefern. Die Polen erlaubten sich am Tage der Übergabe und in den zwei Tagen hinterher große Plünderungen, besonders bei Geschäftsleuten, aus Gehässigkeit. Ich bin durch die einzelnen Wohnungen und Geschäfte gegangen: Kostbarkeiten, Lebensmittel, Kleidung wurde fortgenommen. In Neulüß kam es oft zu schweren Schlägereien zwischen Polen und Deutschen. Polnische Zivilisten überfielen die, bei denen sie früher arbeiten mußten.

Drei Monate später wurden rund 4000 Einwohner zwangsweise in die Landkreise Uelzen und Celle evakuiert, u. a. der gesamte ‚Block‘ und ein großer Teil von Alt-Unterlüß, während ein englischer Offizier die Bevölkerung beruhigte, alle Möbel da zu lassen. Das Versprechen ist seitens des Military Government nicht gehalten. Da von den Unterlüssen in gutem Glauben viele Häuser geräumt wurden, mehr als benötigt waren, zogen in die freien Wohnungen, die der Engländer nicht benötigte, Polen ein.

Das Gesamtbild von Unterlüß hat sich durch die Evakuierung sehr geändert. Ein typisches Beispiel ist die Verstopfung der Kanäle, Ungeziefer, Ratten, die Sauberkeit ließ viel zu wünschen übrig. Ich sagte in der Predigt: „Die Deutschen müssen hungern, während Ratten und anderes Ungeziefer fett werden!“ Der Abfall, der aus den englischen Küchen weggeworfen wurde, hätte noch viele Hungernde satt werden lassen. Die Evakuierung dauerte vom Juli 1945 bis zum Frühjahr 1946.

Die Besatzung zog ab, und die Hälfte der Einwohner kehrte zurück, sie fand ihre Wohnungen in einem unglaublichen Zustande vor, die Möbel waren verschleppt, gestohlen oder mitgenommen oder aus den Wohnungen geworfen und mit Benzin übergossen und verbrannt. Es ist keine Familie ohne großen Schaden davongekommen. Erst im Herbst 1946 gelang es, die übrigen Häuser frei zu bekommen.

Die Polen waren von hier nach Fallingbostal gebracht. Die Leute, die polnische Besatzung in ihren Häusern hatten, fanden bei ihrer Rückkehr nichts vor, sie waren verwohnt und leer. Selbst die Öfen waren mitgenommen. Durch die Evakuierung hat der Ort ebenso schwer gelitten als beim Bombenangriff. Der Krieg begann hier erst, als er zu Ende war.

Kein Ort, der so viel Unbill erlitten hat als Unterlüß. Bis heute hat er sich von diesen schweren Schicksalsschlägen nicht erholt. Ein weiteres ist die Demontage, in Verbindung mit ihr verursachten die Sprengungen immer wieder Hausschäden. Der Wiederaufbau und alle Maßnahmen werden durch die leitenden Unterstellen immer wieder erschwert. Sehr schwer wird die Ausplünderungsmaßnahme unseres Waldes empfunden. Hierzu wurden im Herbst 1945 deutsche Kriegsgefangene aus Munster zu Arbeitskompanien nach Unterlüß und Faßberg gebracht. Auch diesen wurde die Heimkehr erschwert. Ich habe 22 mit Geld und Ausweisen ausgerüstet und ihnen zur Flucht verholfen. Ich denke da an einen Wiener Studenten, er ist gut nach Hause gekommen. Die Arbeitskompanien wurden eingerich-

tet, um Holz zu schlagen, dabei ist der berühmte Urwald¹² vernichtet, obwohl oft darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß die Wasserversorgung dadurch gefährdet würde. Es wurde nicht darauf eingegangen und ganze Waldstrecken kahl geschlagen. Auch heute erleben wir es, daß Ausländer wahllos Bäume abschlagen, um Brennholz zu erhalten. Die Arbeitskompanien sind heute Dienstgruppen auf freiwilliger Grundlage. 1947 wurden eine ganze Anzahl entlassen.

Nachdem die Polen aus den Häusern heraus und nach Fallingbostal transportiert waren, kam noch eine Wache in den Ort hinein ins Lager ‚Holding Camp‘ [Barackenlager]. Neuerdings sind Letten und Litauer im Maidenlager untergebracht.

Durch die Ausländer herrscht große Unsicherheit in der Umgegend, das zeigt die Zunahme der Einbrüche und Überfälle. Eine unangenehme Sache war, daß polnische Streitkräfte, die dem englischen Militär unterstanden, Polizeigewalt hatten und an gewissen Tagen die Einwohner belästigten und auf der Straße Ausweise kontrollierten. Nach Abzug der englischen und polnischen Truppen blieben nur noch wenige Einheiten in Unterlüß.

1947 brachte weitere Beruhigung, obwohl noch versucht wurde, Häuser zu beschlagnahmen. Doch wir haben durch den Einsatz der ganzen Persönlichkeit, ohne uns einschüchtern zu lassen, dies verhindern können.

Trotz der schweren Zeit rüstete Unterlüß am 29. Juni 1947 zur Jahrhundertfeier: Ein Festabend, Gottesdienst, Platzmusik, Belustigungen für die Kinder wurden Sonntag und Sonnabend durchgeführt. Vertreter der Behörden aus Celle und Umgebung waren erschienen. Im Saale des Männerlagers, der schön geschmückt war, wurde gefeiert und aus den Männern, die die Vorarbeiten für das Jahrhundertfest geleistet hatten, der Kulturring gebildet, um auch Unterlüß einzugliedern in die Kulturarbeit des Landkreises. Aus der Zeitschrift, die für dieses Fest geschaffen wurde, geht das übrige hervor. Am 1. Juni 1847 hielt zum ersten Male der Zug in Unterlüß. Lüß bedeutet ‚Wald‘. Lehrer Busse von hier schrieb die Festschrift¹³. Wir tauschten Papphüllen gegen das Druckpapier ein. Postkarten wurden zu diesem Tage herausgegeben, ein Künstler aus dem Lager zeichnete sie, er schmückte auch den Festsaal mit Gemälden aus, er war auch zum Holzschlag kommandiert, aber er hat meistens gemalt.

Nach dem Zusammenbruch konnte ich über den Vatikan manchen Familien die ersten Briefe zustellen aus Afrika und Frankreich von ihren an der Front oder in Gefangenschaft geratenen Vätern und Söhnen. Sie ka-

¹² Urwüchsiger Teil des Waldgebietes ‚Lüß‘ um Unterlüß, stand unter Naturschutz, während der Besatzungszeit abgeholzt.

¹³ Robert Busse: 100 Jahre Unterlüß 1847–1947. Ein Rückblick auf die Geschichte der Ortschaft Unterlüß, o.O. o.J. (Unterlüß 1947) (7 Seiten gedruckt mit mehreren Federzeichnungen, im Archiv des Landkreises Celle). Von Robert Busse Dokument 45.

men über den Vatikan nach Freiburg und wurden von da in die einzelnen Diözesen weitergeschickt, so daß ich diese Briefe über den Bischof bekam. 20 Briefe, die nach Faßberg, Müden, Unterlüß kamen, waren die ersten Briefe, die aus der Gefangenschaft überhaupt kamen. Ich durfte diese Briefe überbringen. Mehr als 200 Suchdienstmeldungen sind aufgegeben, die teilweise heute noch laufen beim Caritas-Suchdienst. Allerdings, bei Toten nützt die Suchmeldung nichts.

Ein großer Halt im kirchlichen Leben ist die Tradition, das erlebe ich in Hermannsburg und Müden, die ausgesprochen kirchlich geblieben sind, Faßberg ist gottlos, aus allen Teilen Deutschlands ist dort die Bevölkerung zusammengelassen, es ist kein Dorf, sondern eine Siedlung entstanden durch Kriegsrüstung. Es ist anders als Unterlüß, da ist auch kein Land mehr, sondern Industrie, während Müden seine Höfe hat und seine Tradition, wo sich alles um das Kirchlein schart, wo die Menschen noch religiös sind.

Der erste Grund zur Gottlosigkeit wäre vielleicht das Unterbrechen der alten Tradition, die Rüstung auf den Krieg, der geheime Kampf, die Abdrosselung des Kirchlichen durch den Nationalsozialismus, die Belastung der Dorfgemeinschaft durch den Krieg, alle jungen Leute wurden der Gemeinschaft von dem Elternhause und dem Lande entzogen, sie sind jahrelang fern geblieben, haben furchtbare Gefangenschaftserlebnisse gehabt. Ein weiterer Grund kann das Hereinfluten der ausgewiesenen Brüder und Schwestern aus dem Osten sein. Durch dies Hereinfluten der Ostvertriebenen bekamen die dörflichen Gemeinden ein anderes Bild, mit dem alten nicht unter einen Hut zu bringen. Nicht nur glaubensmäßig, sondern auch traditionsmäßig müssen die Unterschiede sehr groß sein. Der angestammten Heimat entrissen, fühlen sie sich nun heimatlos.

Ein wesentliches Moment gegen die Auswirkung kirchlichen Lebens durch die Zeit ist die Vergnügungssucht. Der Materialismus. Um meine kirchliche Jugend dem Fastnachtstrubel zu entziehen, habe ich hier in meinem Zimmer eine Fastnachtsfeier veranstaltet mit Kaffee, alle mußten sich kostümieren, jeder etwas anderes darstellen und auch so sein. Es wurde ein herrlicher Abend. Wir hatten im Radio gute Tanzmusik aus München und haben getanzt, ich mit, was ich seit meiner Studentenzeit nicht mehr getan habe. Wenn im Radio die Musik aufhörte, habe ich meine Platten aufgelegt. Es war eine herrliche Stimmung. Wir hatten auch eine kleine Festzeitung und haben uns herzlich miteinander gefreut. Um zwölf Uhr war Schluß – Aschermittwoch!

Advent habe ich ein schönes Krippenspiel aufführen lassen, war selbst als Liturg mitwirkend; die Kinder haben es so glänzend gemacht, daß wir auf Lastwagen nach Faßberg gefahren sind und es dort auch aufgeführt haben. Die Kinder hatten sich alles so nett und malerisch beschafft, daß es eine Freude war. Es war ein alter deutscher Text.

Dokument 45

*Unterlüß: Wilhelm Kröger und Robert Busse¹, beide Lehrer
2. Juni 1948*

In den schicksalsschweren Monaten Januar und Februar des Jahres 1945 wurde Unterlüß vielfach von Trecks berührt. Sie kamen von Uelzen, also die Chaussee von Weyhausen herunter, und kehrten meistens in der Oberförsterei ein. Die Flüchtlinge wurden im Kurhotel oder im Männerlager gepflegt. Der Lagerleiter dort hatte sich erboten, das Essen gratis zu verabreichen. Er unterstand der Rüstungsindustrie ‚Rheinmetall‘², konnte also aus dem vollen schöpfen. Unter den Vertriebenen aus dem Schwarzmeergebiet ist uns vor allem ein alter Mann in Erinnerung geblieben, der noch perfekt Deutsch sprach, ja etwas schwäbelte, er konnte sich noch auf seine Großeltern besinnen, die von Deutschland ins Schwarzmeergebiet ausgewandert waren.

Die Trecks hielten sich hier nur eine Nacht auf, schliefen im Kurhotel im kleinen Saal auf Stroh. Hiestermann³ und Meyer aus Lutterloh hatten Stroh gespendet, für Kaffee sorgte Frau Habermann, die Pächterin des Kurhotels. Die Trecks fuhren morgens um elf Uhr wieder ab, meistens bis Müden, von dort hatten sie dann am nächsten Tage den weiteren Weg nach Soltau zurückzulegen.

Einmal war von Uelzen eine fürchterliche Fehlleitung erfolgt, den Soltau-Fahrern hätte man den furchtbaren Umweg über Eschede ersparen können. Alle hofften auf eine neue Heimat, aber nur wenige glaubten an eine solche Verwirklichung, alle hatten nur den einen Wunsch, bald ans Ende der langen Reise zu kommen. Teilweise hatten die Trecks noch Proviant und auch Pferdefutter mit. Die Schwarzmeerdeutschen trugen die typische Kleidung der dortigen Gegend, auffallend war das schöne Pferdmaterial, obgleich manche Pferde schon lahmten nach der weiten Reise, indes war selbstverständlich, daß die Fuhrwerke sofort auf den Sommerweg einbogen, wo er sich ihnen bot. Im allgemeinen waren die Leute sehr abgestumpft durch das lange Hin und Her. Man konnte ihnen auch nicht viel sein, denn sie kamen abends müde an und waren froh, wenn sie die Pferde und ihre Wagen möglichst nahe bei ihrer Schlafstätte untergebracht hatten, sie fürchteten immer, ihr bißchen Hab und Gut noch zu verlieren. Keiner der Treckbauern ist hier hängengeblieben.

Ein Flüchtling aus der russischen Zone, ein Landwirt, hat sich hier eine neue Existenz gesucht: Auf dem Gelände der früheren ‚Rheinmetall‘ hat

¹ Busse (1896–1970) war 1957–1970 Bürgermeister von Unterlüß.

² Rheinmetall-Borsig AG, vgl. Dok. 44, Anm. 3.

³ Otto Hiestermann, von ihm Dokument 46.

sich eine Serum-Gesellschaft niedergelassen⁴, und zwar auf dem Teil, den sie ‚Mexiko‘ nannten, eine Abkürzung, die mit Marine zusammenhängt, weil dort die große, jetzt zerstörte Marine-Halle draufstand.⁵ Dieses Gelände und das um ‚Gut Mitte‘ – es liegt in der Mitte des Schießplatzes, der 18 km groß war und weit in den Kreis Uelzen hineinreichte – war schon früher urbar gewesen. Aber ‚Rheinmetall‘ konnte keine Landwirtschaft gebrauchen. Diese Serum-Gesellschaft – sie hat Schwesterunternehmungen in Bayern – wird eine neue Arbeitsmöglichkeit für viele Leute in Unterlüß bieten. Große Herden von Rindern, Pferden, Schafen und etwa 15000 Hühner sollen hier gehalten werden. Auch große Bestände von Mäusen, Ratten und Meerschweinchen sind nötig, um das Serum zu gewinnen und zu Forschungen zu verwenden. Hier wird ein gewisser Hesse, ein Flüchtling, die Landwirtschaft leiten.

Ein anderer Flüchtling führt heute die Landwirtschaft von ‚Rheinmetall‘ weiter zwischen Hohenrieth und Neulüß, das Gelände gehörte früher zu der Feldmark Altensothrieth, ein gewisser Hinz hatte dies Gelände ursprünglich von ‚Rheinmetall‘ gepachtet und unter großen Mühen urbar gemacht. Er hatte gehofft, eine Kiesgrube ausfindig zu machen, was ihm aber nicht glückte. Auf diesem Grundstück hat sich ein Flüchtling Wahl im Pferdestall von ‚Rheinmetall‘ eine neue Wohnung mit acht Ställen und Scheune eingerichtet. Er und sein Bruder haben beide ihre Pferde aus dem Warthegau mitgebracht. Er spricht Deutsch, aber mit polnischem Akzent, er ist von der Gemeinde verpflichtet, Fuhren zu unternehmen, und hält sich dadurch. Unterlüß hat drei neue Gärtnereien zu verzeichnen: eine an der Bahn, eine bei Hubachstraße, eine auf dem Gelände der Firma ‚Rheinmetall‘, südlich der Straße Hohenrieth–Neuensothrieth. Sie haben ihr Land, ebemals Waldgelände, alles erst urbar machen müssen. Alles ist vorläufig noch Pachtland. An der Bahn ist Lopata, ein Schlesier, er war früher schon in Unterlüß und dann wieder nach hier evakuiert. Die Gärtnerei an der Hubachstraße gehört Schön, und der auf dem Platz ist Frank, der wahrscheinlich am kapitalkräftigsten ist, er hat sogar ein kleines Treibhaus. Alle drei ziehen Blumen- und Gemüsepflanzen, in Hauptsache aber haben sie Kranzbinderei, sie fertigen die sogenannten Unterlagen und bringen sie meist nach Hannover an die großen Bindereien. Sie dürfen in der Forst zugewiesenes Grün schneiden, durch das Fällen fällt sehr viel ab.

⁴ Die Ansiedlung der Serum-Gesellschaft als Niederlassung eines entsprechenden Unternehmens aus München war lediglich im Gespräch gewesen, ist jedoch nicht über die hier beschriebene Planungsphase hinausgekommen und tatsächlich durchgeführt worden. Zur Rheinmetall-Borsig AG vgl. Dok. 44, Anm. 3.

⁵ Teil eines Barackenlagers auf dem weiten Gelände der Rheinmetall-Borsig AG, der höchstwahrscheinlich deshalb ‚Mexiko‘ genannt wurde, weil er so weit außerhalb lag und noch relativ wild und urwüchsig war, keine offizielle Lagebezeichnung.

Der Friedhof gehört der politischen Gemeinde, er wurde 1902 angelegt und ist über einen Hektar groß. Der Friedhof ist neuerdings sehr verschandelt durch zwei Denkmäler, von den Polen erbaut.⁶ Es liegen auf dem Friedhof sehr viele Polen, Russen, Ukrainer, Serben und Italiener, die hier bei der Firma ‚Rheinmetall‘ gestorben sind. Bei dem Bombenangriff am 4. April 1945 sind in dem Frauenlager, in dessen Abteilung für kleine Kinder, damals 50 bis 60 Kinder – wie man hörte – ums Leben gekommen. Diese Polen-Denkmale sind Backstein mit Beton überzogen und passen nicht auf den Waldfriedhof.

Auf dem Friedhof sind 13 deutsche Soldaten, die beim Gefecht am 13. April 1945 anlässlich des Einmarsches der Alliierten fielen, beerdigt. Auch ein Engländer hat hier gelegen, der ist aber umgebettet, wahrscheinlich auf den Ehrenfriedhof bei Soltau. Außerdem sind dort zwei gemeinsame Gräber der Toten des Bombenunglücks vom 4. April 1945, ungefähr 15 bis 16 Opfer. Sie wurden durch die Gemeinde in einer öffentlichen Feier begraben. Ferner sind auf dem Friedhof beigesetzt 13 Leichen, die in einem Bombentrichter hinter dem Polenlager gefunden worden waren. Keiner weiß, was das für eine Bewandnis mit diesen Polen und Russen hat, wie sie getötet sind und durch wen oder was, es herrscht Stillschweigen über diese Angelegenheit. Bei Sothrieth wurde ein italienischer Offizier von einem Kameraden erstochen und dort verscharrt. Der Vater hat von Italien aus Nachforschungen angestellt, auch der Italiener ist hier begraben. Ferner ein Holländer, der mit seiner Familie nach Unterlüß kam und der nationalsozialistischen Bewegung angehörte, und vier Soldaten der Arbeitskompanien: einer starb durch ein Autounglück, einer wurde durch Engländer bei einer Jagd tödlich getroffen, einer spielte mit einem Zünder und wurde dabei tödlich verletzt, einer erlag einer Krankheit. Ein Kind kam durch das Spielen mit einer Panzerfaust zu Tode, und ein junger Mann, der in Wietze Polen bei einem Einbruch überraschte, wurde von ihnen erstochen. Sie alle sind auf dem Unterlüsser Friedhof neben den Gemeindegliedern zur ewigen Ruhe gebettet.

Dem Einmarsch der Engländer ging ein Gefecht voraus. Ihre Panzerspitzen trafen gegen zwei Uhr mittags hier ein am 13. April 1945, gekämpft ist bis abends sechs oder sieben Uhr. Sie kamen nicht auf der Chaussee entlang, sondern auf dem alten Postwege von Eschede über

⁶ Heute befinden sich auf dem Gemeindefriedhof von Unterlüß drei Sammelgräber mit je einem Gedenkstein. Sie erinnern an vier Italiener und 23 polnische Kinder sowie an 19 Polen, 16 Russen, drei Serben, einen Kroaten, einen Franzosen und elf Unbekannte; der dritte Grabstein trägt die Inschrift: „Hier ruhen 34 Russen-Kinder 1941–1945“. Genauere Angaben über das Schicksal dieser Menschen lassen sich nicht mehr ermitteln, sicher scheint aber zu sein, daß auf dem Unterlüsser Friedhof noch mehr Ausländer begraben sind als auf den Gedenksteinen angegeben, u.a. auch Niederländer (vgl. Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 2: Niedersachsen I, Köln 1985, S. 77).

Schafstall-Siedenholz. Sie kamen aus dem Busch bei der Ausmündung der Siedenholz-Bahn auf die Chaussee Lutterloh–Hermannsburg–Unterlüß. Auf der Siedenholzbahn hatten schon ziemlich starke Kämpfe stattgefunden, die dortigen Eichen sind sehr lädiert. Auf allen Zufahrtsstraßen waren viele Sperren angelegt: Einmannlöcher, Brücken waren gesprengt, so bei Schöndube in Weyhausen, vor Altensothrieth und bei Lutterloh über den Lutterbach. Bäume waren abgehauen und über die Chaussee gelegt. Einmannlöcher waren sogar der Dorfstraße entlang gegraben. Sie waren mit 17- bis 18jährigen SS-Leuten besetzt. Die SS kam einen Tag zuvor nach Unterlüß, hat aber nicht in den Häusern Quartier gemacht.

Hier im Walde war einige Wochen vor dem Einmarsch eine Werkstättenanlage der SS untergestellt, gegen Fliegersicht getarnt, da war alles mögliche dran und darauf, was man in solcher Werkstätte gebrauchen kann an Ausrüstung; es waren Personenwagen, Kraftwagen, Raupenschlepper, Schneepflüge. Ein Teil ist später von den Engländern beschlagnahmt, die Feuerlöschgeräte hat Celle und auch Unterlüß bekommen, viele Autos sind wegorganisiert, andere sind geplündert, viele Wracks liegen heute noch im Walde, wer konnte, holte sich einen Wagen, allerdings mit Gefahr, denn es standen englische Posten im Walde. Es sind da Millionenwerte vernichtet.

Die SS schlug sich gegen die englischen Panzerspitzen ohne Artillerie. Es wurden Leuchtgeschosse und Explosivgeschosse verwendet, dadurch wurde das Haus von Bäckermeister Behn in Brand geschossen, gelöscht wurde während des Gefechts. Das Ziel der Engländer war: schnelle Besetzung der Rüstungsindustrie. Trotz des Angriffs am 4. April war noch viel erhalten geblieben und viel Rüstungsmaterial erhalten. Neulüß war gar nicht betroffen. Auf Neulüß wurden noch zwei Züge, gefüllt mit Munition, in die Luft gesprengt durch einen deutschen Hauptmann und einen Unteroffizier. Dies Material sollte noch weg. Fast sämtliche Männer des Ortes wurden später hier zu Ordnungs- und Entladungsarbeiten eingesetzt. In Neulüß wurde durch ‚Rheinmetall‘ die Munition gefüllt, das wurde natürlich mit Kränen gemacht, nun aber mußte die Arbeit mit der Hand geleistet werden. Das war nicht leicht bei den fünf Zentner schweren Kästen und langen Minen. Neulüß ist später vom Engländer wieder hergestellt und dient heute als Munitionsdepot für die Engländer, es ist eine der wenigen Arbeitsstellen, die wir in Unterlüß haben.

Auf dem Schießplatz, der auch von den Engländern besetzt wurde, wurden auch Deutsche zu Aufräumarbeiten eingesetzt. Die Leute bekommen zusätzliche Verpflegung durch die englischen Behörden und Zusatzkarten, zum Teil für die Familien mit, außerdem den üblichen Stundenlohn – Norm 72 Pfennig –, für Direktoren und Ingenieure ist der Lohn gestaffelt. Eine Reihe von Hallen, die aus Frankreich hierher gebracht wurden, sind inzwischen wieder abgebaut und Frankreich zur Verfügung gestellt. Unter anderem auch ein Geschütz, das Rohr hat allein ein Gewicht

von 18 Tonnen, die Chausseesteine haben bei dem Transport nachgegeben.

Durch die Firma ‚Rheinmetall‘ wurde eine ganze Reihe von Lagern gebaut: für die Fremdarbeiter und -arbeiterinnen, für die deutschen Dienstverpflichteten, das Männerlager, Polenlager und Polinnenlager, das Frauenlager und das Maidenlager für die Arbeitsmädchen⁷. Von diesen brannten das Frauenlager und Polinnenlager durch den Angriff ab. Die Baracken wurden wie Zunder weggesengt.

Es ist hier auch ein Jüdinnenlager in Sothrieth gewesen für ungarische und jugoslawische Jüdinnen, 4000 bis 5000 Personen.⁸ Es war das ‚Tannenberglager‘, sie wurden morgens zur Arbeit geführt und abends zurück unter SS-Bewachung. Die Mädchen haben uns leid getan, sie wurden nicht behandelt wie Menschen, sie trugen KZ-Kleidung und mußten schwer arbeiten, unter anderem Straßenarbeiten, Steine klopfen und karren, sie haben auch in Neulüß im Füllwerk gearbeitet. Sie kamen mit dem Dorf nicht in Berührung, das Lager war hinter Stacheldraht. Sie sahen sehr elend aus und machten einen niedergedrückten Eindruck, sie stammten wohl aus allen Bevölkerungsschichten, hatten geschorenes Haar und waren völlig von der Welt abgeschnitten, sie kannten nur den Weg vom Lager und zurück. Drei von ihnen haben sich mit Hilfe eines tschechischen Försters im Walde versteckt während des Angriffs, es waren zwei von ihnen Ärztinnen, sie sind nachher in Unterlüß gewesen, haben hier gewohnt. Die übrigen sind wohl nach Belsen kurz vor dem Einmarsch abtransportiert. Der tschechische Förster war hier dienstverpflichtet, er sollte hier wohl angeleitet werden. Die Lager sind nachher als Lager für die Polen benutzt. Heute liegen Letten darin, auch Ukrainer. Es heißt, sie könnten nicht zurück, auch ein Teil Litauer, die zum Teil in der SS gekämpft haben und verkrüppelt sind, auch sie können nicht zurück. Zum Teil sind hier Jugoslawen, die verrichten den Wachdienst, es sind schätzungsweise noch 500 bis 600 Fremde hier. Diese Belegung der Lager ist seit dem Einmarsch laufend gewesen.

Am 1. Juli 1945 mußte ganz Unterlüß geräumt werden. Diese Nachricht wurde am 27. Juni durch den Bürgermeister Müller⁹ verkündet auf dem

⁷ Zu den Lagern vgl. Dok. 44, Anm. 2.

⁸ Gemeint ist das ‚Lager Altensothrieth‘, ein konzentrationslagerähnliches Frauenlager mit SS-Bewachung, an der südwestlichen Ecke des Schießplatzes der Rheinmetall-Borsig AG hinter dem einzigen Heidebauernhof, aus dem Altensothrieth nur bestand, gelegen. Mitte Aug. 1944 wurde hier ein Transport jüdischer Frauen aus dem KZ Auschwitz zur Zwangsarbeit untergebracht, der zunächst in das KZ Bergen-Belsen geleitet worden war (Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 2: Niedersachsen I, Köln 1985, S. 78).

⁹ Erich Müller, Wäschereibesitzer, 1921–1933 Mitglied des Celler Kreistages, nach dem Einmarsch der alliierten Truppen im Mai 1945 kurzzeitig Bürgermeister von Unterlüß, Juli 1946 – Nov. 1950 Gemeindedirektor, SPD.

Spielplatz des Kindergartens, wohin die Bevölkerung gerufen worden war. Es sprach ein Engländer zuerst. Das Gerücht von der Räumung war schon länger umgegangen, nun war es traurige Gewißheit. Dann aber wurden doch noch Ausnahmen gemacht: Die Handwerker, Geschäftsleute und Leute, die hier schon beim Engländer arbeiteten, konnten hierbleiben. Nicht immer aber konnten die letzteren in ihren eigenen Wohnungen bleiben, sondern sie mußten in frei gewordene Wohnungen ziehen, die ihnen zugewiesen wurden, und in Straßenzüge, an denen dem Engländer nichts lag. Alles, was östlich der Bahn lag wie die Oberförsterei, wurde nicht davon berührt. Die Leute wurden evakuiert in den Kreis Celle und in den Kreis Uelzen. Teilweise sind sie heute noch evakuiert, weil noch eine Reihe Häuser besetzt sind durch die Engländer. Die Villa von ‚Rheinmetall‘ wurde gleich besetzt, auch das Haus Dr. Biermann, Schmiedemeister Renken, Kurhotel, Hubachs Hotel, August Behn, das Bürgermeisteramt, das Schlimmesche Haus¹⁰ in Hohenrieth, das Gästehaus ‚Waldfrieden‘, der ‚Block‘ und die Reihenhäuser, in Hohenrieth die ‚Blindgängerallee‘¹¹ – Häuser, in denen keine Kinder waren. Davon sind heute noch besetzt das Haus Renken, Biermann, Hubachs Hotel, ‚Blindgängerallee‘ und Gästehaus. Die ‚Rheinmetall‘-Villa ist seit 1946 Altersheim für Frauen, alles Flüchtlinge. Die Einrichtung ist primitiv.

Bei der Räumung hieß es, es müßte alles stehenbleiben, nur Betten und kleiner Hausrat durfte mitgenommen werden. Als die Leute in ihre Wohnungen zurückkehrten, waren diese fast ausschließlich leer. Selbst die elektrischen Lichtanlagen, Öfen und Herde fehlten. Die Wohnungen waren demoliert, Fenster und Türen zerschlagen. Am Süllweg haben die Bewohner ganz neu anfangen müssen. Die Leute konnten zwar Anträge stellen auf Ersatz, sie haben ihre Schäden auch in Geld ausbezahlt bekommen. Wer im Ort Arbeit bekommen konnte, bekam Zuzugsrecht, nach Aufhebung der Evakuierung konnte jeder wieder zurück. Oft mußte der Eigentümer warten, bis seine Wohnung von den Dienstverpflichteten wieder freigemacht wurde. Es kam zu häßlichen Auftritten: „Was darin ist, gehört mir!“

Drei Arbeitskompanien zum Holzeinschlag wurden dann im ehemaligen Männerlager untergebracht. Sie haben Holz eingeschlagen, auf fliegenden Sägewerken Holz geschnitten, verladen, verschoben. Diese Arbeitskompanien sind später aufgelöst, ein Teil blieb hier, Fremde kamen hinzu, die sich zur Arbeit verpflichteten. Es war die ‚Timber Control‘ unter Aufsicht des Engländers¹². Sie zogen ihre Familien nach, teilweise

¹⁰ Haus von Carl Schlimme, Fuhrunternehmer, 1904–1919 Gemeindevorsteher von Unterlüß (bis 1910 Försterei Siedenholz).

¹¹ Eigentlich: Neue Straße. Interne, scherzhafte Bezeichnung, weil in dieser Straße viele kinderlose Ehepaare wohnten.

¹² Gemeint ist die North German Timber Control (NGTC), die der britischen Militärregierung, der Control Commission for Germany/British Element, unterstand.

Flüchtlinge, teilweise aus der Ostzone. Die wurden erst unter Aufenthaltsgenehmigung im Lager untergebracht, später wurde eine Zuzugsgenehmigung daraus. Einige haben sich im Ort als Handwerker selbständig gemacht: Schneider, Polsterer, Maler.

[..] Der Alarm erfolgte zuerst durch Handsirenen. Der Heulton wurde durch Drehen erzeugt. Dann baute die Gemeinde eine elektrische Sirene auf das Schulhaus. Heute dient sie als Feuermelder. Zweimal ist der Schießplatz von einzelnen Flugzeugen angegriffen, auch von Tieffliegern, die aber wenig Schaden angerichtet haben. Zu den Angriffen auf Berlin wurde Unterlüß regelmäßig überflogen und hatte dadurch Stunden der Aufregung. 1944 war Tiefflieger-Beschuß der Bahn Celle–Uelzen. Ein Flüchtling aus Posen kam mit seinem Gespann – er hatte die lange Fahrt glücklich überstanden – hier bis zur Treppe in der Wohnung seines Bruders, er wurde hier von Tieffliegern getroffen und verblutete. In der Bahn wurde ein 16jähriges Mädchen aus Unterlüß getroffen und verstarb trotz Operation. Zwischendurch fielen Bomben an der Bahn bei Ausschachtungsarbeiten für ein Nebengeleise an der Strecke Unterlüß–Eschede, 800 Meter von Unterlüß entfernt östlich der Bahn. Diese Erdarbeiten wurden durch Italiener ausgeführt, dieser Platz ist später Schrottabladeplatz geworden. Hier sind etwa acht Bombentrichter. Zwei Italiener wurden tödlich getroffen und einige verletzt.

Am 4. April 1945 war der Großangriff auf Unterlüß. Eingeleitet wurde er durch den Angriff auf Faßberg. Hier ging es mittags zwischen elf und ein Uhr um. Es waren 13 bis 14 Teilangriffe. Die ersten Trichter lagen zwischen Neulüß und dem Polenlager und haben wahrscheinlich Neulüß gegolten, das keinen Schaden erlitt. Die übrigen Angriffe kamen auf ‚Rheinmetall‘, dabei wurde das Schießplatzgelände restlos zerstört. Der letzte Angriff war auf Unterlüß selbst in Hauptsache durch Brandbomben, die im besonderen die nördliche Ecke, die Waldfriedhofstraße, Heidkamp, Süllweg, sehr stark und den Ausgang des Dorfes nach Müden ebenfalls sehr stark trafen. 240 Wohnhäuser wurden total oder schwer oder leichter beschädigt. Die Löscharbeiten waren schwierig, da die Wasserleitung getroffen war. Es wurde Wasser aus den Handpumpen herbeigeht, aber es war nicht ausreichend. Durch das unermüdliche Eingreifen der Bevölkerung konnte manches Haus gerettet werden. Mit den Ausländern waren es circa 100 Tote, hauptsächlich von den ausländischen Arbeitern und Arbeiterinnen. Die Polinnen sind nachher in den übrigen Lagern untergebracht. Die Unterlüßer sind zu Bekannten gezogen.¹³

Am Tage nach dem Einmarsch wurde Unterlüß zum Plündern freigegeben durch die Polen. Diese haben ausgiebig davon Gebrauch gemacht, vor allem in den Geschäftshäusern so wie Kuhrmeyer (Gemischt-, Kolonial-, Textilwaren), Schlachtermeister Behn, Bäckermeister Behn; was diesem

¹³ Vgl. dazu auch Dok. 44, Anm. 4.

beim Brande gerettet worden war, wurde ihm nun noch geraubt. Auch die Privathäuser wurden geplündert, und jeder hat viel eingebüßt. Beim Einmarsch mußten Ferngläser, Fotoapparate und Waffen abgegeben werden. Dann wurden die Leute aufgefordert, für Belsen zu geben von der Unterwäsche bis zum Mantel, es ist viel zusammengekommen aus Angst, weil sonst mit einer Zwangsdurchsuchung zu rechnen war.

Die Reparaturen an den Häusern wurden nach der Aufhebung der Evakuierung begonnen. Die Totalschäden sind heute noch nicht behoben. Die Bausteine wurden aus den Trümmern der ‚Rheinmetall‘ geholt und abgeputzt.

Am 29. Juni 1947 war die 100-Jahr-Feier des Ortes. Am Abend vorher wurde sie eingeleitet mit einem Fest-Kommers, an dem der Regierungspräsident, Landrat Stolte¹⁴, Pastor Albertz, Rotermund vom Landratsamt¹⁵ und andere mehr teilnahmen. Die Herren überbrachten die Glückwünsche ihrer Behörden, Gemeindedirektor Müller¹⁶ hielt die Festrede, es folgten musikalische Darbietungen, Volkstanz und Turnerei. Am anderen Tage war ein gemeinsames Essen in der Volkskantine in Hohenrieth. Später fand ein humoristisches Fußballspiel statt mit Kinderbelustigung, und abends war Tanz. Morgens war in beiden Kirchen Festgottesdienst gewesen. Auf einen Umzug durch das Dorf verzichtete man wegen der Zeitumstände.

Am 3. April 1945 hatten wir zuletzt Unterricht in unseren Schulen. Am 13. September 1945 wurde der Unterricht neu wieder begonnen.

Dokument 46

Lutterloh: Otto Hiestermann, Landwirt und Gastwirt

11. August 1949

Unsere Gastwirtschaft besteht seit 360 Jahren. Dieser Hof wird wohl der Stammhof der Lutterlohs sein. Der Hiestermann, der hier bemeiert wurde, stammt aus Hiester.

1938 war die Landwirtschaft ganz in Ordnung. Uns wurden ausreichend Arbeitskräfte zugewiesen. Das hat keine Schwierigkeiten gemacht. Ich war

¹⁴ Friedrich Stolte (1889–1969), Landwirt in Eschede-Heeselohe, Mai 1945–Sept. 1946 Bürgermeister von Eschede, Jan. 1946–1956 Mitglied des Celler Kreistages, Okt. 1946–Dez. 1953 Landrat des Kreises Celle, 1951–1955 MdL, seit 1918 Mitglied der DHP, nach 1945 NLP/DP, langjähriger Kreisvorsitzender.

¹⁵ Wilhelm Rotermund (1891–1974), 1910–1956 bei der Hauptverwaltung des Landkreises Celle tätig, seit 1917 als Beamter.

¹⁶ Erich Müller, vgl. Anm. 9.

Ortsbauernführer und über alles gut informiert. Der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte war gesichert, und die Ware kam wirklich auf den Markt. Man brauchte keine Angst zu haben, daß man damit sitzenblieb. Selbst die Produkte der Heidschnucke konnte man loswerden. Die Wirtschaftslenkung war gut. Die Zwischenspanne zwischen Produzenten und Konsumenten, wie sie heute ist, existierte nicht. Das ist jetzt ein heller Wahnsinn. Heute bekommen wir 1,10 DM Lebendgewicht, und im Laden kostet das Schweinefleisch 3,40 DM. Früher kostete es im Laden eine Mark und Lebendgewicht 60 Pfennig. Dabei ist die Ausschachtung heute weit größer als früher, die Eingeweide kommen doch alle mit in die Wurst.

Im Kriege hatten wir als Ersatz für die hiesigen Arbeitskräfte Polen. Ich muß sagen, die waren in Ordnung bis auf einen. Die Polen haben mich geschützt. Nach dem Einmarsch kamen sie zu mir: „Chef, wir müssen weg ins Lager, aber die Kartoffeln pflanzen wir erst fertig.“ Das haben sie auch gemacht. Die fremden Polen haben mich aber ausgeplündert bis aufs Hemd. In Hermannsburg lagen in der Christianschule¹ solche Räuberbanden. Die hatten sich den Trecker von Missionshofe geschnappt. Mit diesem Trecker fuhren sie von einem Hof zum anderen und plünderten.

Wir waren gerade dabei, die Dächer auszubessern, die bei der Sprengung der Brücke über den Lutterbach abgedeckt worden waren. Wir hatten uns Ziegel und Fensterglas von ‚Rheinmetall‘ aus Unterlüß² geholt, und ich saß gerade mit einem Flüchtling aus Wilhelmshaven auf dem Dach. Da sah ich, wie ein Trecker bis vor den Lutterbach fuhr, herüber konnte er ja nicht. Bald darauf kamen sie zu uns auf den Flur, sie hatten rote Mützen auf und lange Messer und eine Axt. Und kamen gleich auf uns los. Wir hatten uns gerade darüber unterhalten: „Wie schützen wir uns?“ Denn tags vorher hatten sie schon andere Häuser im Dorfe ausgeplündert; ich hatte gerade gesagt: „Ich werde verschont!“ Nun kamen sie von hinten ins Haus und auf mich los und rissen mir gleich die Uhr weg. Dann mußte ich mich in die Ecke an die Haustür stellen und durfte mich nicht rühren, wenn ich nur den Kopf bewegte, wurde ich ins Gesicht gespuckt, oder man schlug mich mit dem Revolver ins Gesicht. Sie wollten absolut den schönen alten Schrank öffnen, der von meiner Ahnin Timme von 1826 ist, das ging aber nicht, nun sollte ich mit dem Schlüssel den Schrank aufmachen, mich aber nicht von der Stelle rühren. Das war eine schwierige Sache, ich war ja schließlich kein Schlangemensch. Aber dann ist der Schrank von irgend jemand aufgeschlossen, dem ich den Schlüssel zuwarf. So ist wenigstens dies schöne alte Möbel nicht beschädigt. Meine Frau lief mit dem Enkelkinde weg ins Dorf, und meine Tochter springt aus dem Fenster, um Hilfe zu holen. Sie war damals 23 Jahre alt und ver-

¹ Zur Christianschule vgl. Dok. 49, Anm. 8.

² Rheinmetall-Borsig AG, vgl. Dok. 44, Anm. 3.

heiratet mit Freikamp, einem Berufssoldaten, der Verwaltungsbeamter bei der Flugwaffe war. Gott sei Dank ist meine Tochter nicht getroffen, als mit dem Revolver hinter ihr hergeschossen wurde.

An diesem Tage, es war der 9. Mai 1945, wurden mir bar gestohlen 5300 RM. Meiner Frau aus der Kommode ein paar Hunderter, die gesamten Gold- und Silbersachen. Ich hatte nachher weder Hose noch Schuhe noch Anzüge noch Oberhemden und Hemden. Von dem Anbauer Schröder habe ich ein Hemd geschenkt gekriegt. Meine Uhr, Schlipfnadel und Wappenring hatte ich unter Kartoffeln im Keller eines Nachbarn versteckt. Die habe ich gerettet. Auf unserem Wappen ist ein Jagdhorn und im unteren Felde ein fließender Bach. Ich habe es mir malen lassen, und es hängt auf der Diele.

Trotz dieser Räubereien haben wir noch viel zu danken im Gegensatz zu denen, die alles verloren haben. So sitzen wir doch auf unserer eigenen Scholle und wollen nur hoffen, daß der Russe uns nicht überläuft. Trotz aller schlimmen Zeiten müssen wir Energie und Kampf nicht scheuen und wieder aufbauen.

An manche Episoden darf man nicht zurückdenken, so, wie etwa die Plünderer in den Schweinestall einbrachen und dann mit dem langen Degen die Schweine abgestochen haben, und man mußte dabeistehen und konnte nichts machen. Schließlich habe ich ihnen doch die Zähne gezeigt. So holten sie einfach alle Milch morgens weg, und die Leute in Unterlüß mit ihren kleinen Kindern saßen da und hatten nichts. Da habe ich angefangen, die Milch in zwei Hälften zu teilen, habe Papierzettel ausgegeben, so daß die Deutschen die eine Hälfte kriegten und die Polen und Russen die andere, so daß alle etwas hatten. Denn die waren imstande, tranken hier auf dem Hofe die Milch aus und gingen zum Nachbarn und tranken da weiter. „Ich lasse mir das einfach nicht mehr bieten, und wenn ihr nicht vernünftig werdet, dann ist hier beim Melken Schluß: Schweizer, hier aufhören mit Melken, und umsonst gibt es die Milch auch nicht mehr, sie kostet von heute an so und so viel!“ Erst haben die Räuber Spektakel gemacht. „Wenn du nicht bezahlst, kriegst du keine Milch!“ Ich gab einfach keine Milch mehr her, denn die hatten ja Geld genug. Und das Geld war ja doch nur geklaut.

Ich bin noch bis zum September 1945 Ortsbauernführer geblieben³.

³ 1933/34 war im Zuge der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik der Reichsnährstand als öffentlich-rechtliche Gesamtkörperschaft der Land- und Ernährungswirtschaft mit gesetzlicher Pflichtmitgliedschaft für alle in diesem Bereich tätigen Personen und Betriebe errichtet worden; die bis dahin bestehenden privat- und öffentlich-rechtlichen Vertretungen der Landwirtschaft wurden ihm entweder an- bzw. eingegliedert oder aufgelöst. Der Reichsnährstand gliederte sich einheitlich in Landes-, Kreis- und Ortsbauernschaften mit Landes-, Kreis- und Ortsbauernführern als jeweilige Vorsitzende; an der Spitze des Reichsnährstandes stand der Reichsbauernführer Walter Darré, der in Personalunion gleichzeitig Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft war. Zu den Aufgaben des Reichsnähr-

Man hatte mir in Celle gesagt: „Sie bleiben!“ Und wenn ich nach Unterlüß kam, wo ja keine Bauern, sondern kleine Landwirte mir unterstellt waren, hieß es immer: „Bleib bloß Ortsbauernführer, wie kriegt keinen bäteren wedder!“ Ich konnte dann immer bloß antworten: „Ich kann da nichts an machen!“ Im September 1945 wurde ich mit einem Dankschreiben für meine Dienste von [Edmund] Rehwinkel entlassen: „...für Ihre Leistungen im Interesse der Kreisbauernschaft und des Landvolkes, Sie sind auf Grund Ihrer politischen Zugehörigkeit zur NSDAP Ihres Postens enthoben!“ Mein Nachfolger war Bauer Heinrich Meyer, diesen sollte ich einweisen und ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Am 10. Mai [1945] stehe ich mit meiner Frau und dem Personal in der Küche, da heißt es: „Das ganze Haus ist umstellt!“ Sieben Engländer und ein Pole kamen herein, der Pole kam auf mich zu und rief: „Das ist das Nazischwein!“ Ich sagte: „Wenn ihr mich erschießen wollt, dann hier gleich auf dem Hofe, ich will auf meinem eigenen Grund und Boden sterben!“ Aber der Engländer sagte: „Kommandeur! Mitkommen!“

Ich mußte auf einen Wagen unter starker Bewachung, alle hatten Gewehre in der Hand, es war ein Jeep. Und nun nach Hermannsburg nach Völkers Hotel. Von da: „Komm mit!“, zur Volksbank. Dort wurde ich in eine Ecke gesetzt.

Da saß ich nun eine dreiviertel Stunde und konnte mir die KZ-Bilder an den Wänden ansehen, ein Posten stand neben mir. Dann kam der Kommandant rein. Wie ich heiße, ob Pg? „Jawohl, seit 1929!“ – „SA?“ – „Obersturmführer im Reservesturm!“ – „Beruf?“ – „Bauer, Gastwirt!“ – „Farmer“, erklärte der Dolmetscher. Dann hat der Kommandeur noch ein paar Worte gefragt und ging wieder weg. Der Posten kam und sagte: „Okay!“ Dann durfte ich auf einen Jeep steigen und bin ohne weiteres hier wieder auf den Hof gefahren, der Wagen fuhr wieder weg, und seitdem war meine Sache erledigt. Meine Frau hatte gedacht, ich käme nie wieder, und konnte es kaum glauben, daß mir nichts passiert war.

Als die Polen als Personal weg waren, haben wir nach und nach Flüchtlinge eingestellt. Vorher haben Leute von der Wehrmacht ausgeholfen, bis es sich wieder einrenkte. In ‚Rheinmetall‘ waren 10000 Menschen beschäftigt und brotlos geworden. Von diesen Leuten ist heute noch ein Knecht bei mir. Zwei Leute waren bei der Marine gewesen und wußten

standes gehörte vor allem die Erfassung und Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, und um die Versorgung der Bevölkerung nicht weiter zu gefährden, wurden nach der Besetzung mit der gesamten Organisation der Ernährungsverwaltung auch alle Einrichtungen des Reichsnährstandes zunächst weitgehend beibehalten bei einer in der Regel nur oberflächlichen und zudem häufig noch zeitlich verzögerten Entnazifizierung des Personals. Erst mit Gesetz des Wirtschaftsrates des Vereinigten Wirtschaftsgebietes (Bizone) vom 21. Jan. 1948 wurde der Reichsnährstand offiziell aufgelöst; seine Aufgaben wurden zwischen der staatlichen Ernährungsverwaltung sowie den in der Zwischenzeit wieder gebildeten Landwirtschaftskammern und Bauernverbänden aufgeteilt.

nicht wohin, die blieben auch. Leute aus dem Warthegau hatten abgemacht, daß sie sich hier in Schröderhof [südöstlich von Lutterloh] treffen wollten, wenn es mal schiefginge. Früher hieß es Theerhof, es war eine Teerschwelerei, es wohnen drei Abbauern und ein Forstarbeiter dort. Der eine kriegte Platz bei Abbauer Luhmann, die Frau saß noch bei den Polen. Da kriegte der Nachricht, seine Frau sei in einem Lager bei Berlin gelandet und käme in den nächsten Tagen. Er hatte immer ihr Bild auf der Kommode stehen und freute sich von Herzen auf ihr Kommen. Machte auch ein ‚Herzliches Willkommen‘ und kaufte Sachen und Kleider, so freute er sich. Ungefähr drei, vier Tage vorher erkältete er sich und blieb mittags zu Hause, weil er sich so schlecht fühlte, stand aber zum Abendbrot auf und legte sich wieder hin. Am anderen Morgen lag er tot im Bett. An die Frau wurde noch ein Telegramm geschickt, aber sie war erst drei Tage nach der Beerdigung losgekommen und hat ihn nicht mehr gesehen. Er hieß Paul Schmidt. Die Frau steht nun allein. Sie wird sich jetzt im Sommer wohl mit Beerenpflücken durchhelfen.

Bei der Besetzung des Dorfes wurde unser Nachbarhof von englischen Panzerspähwagen beschossen, und das Schweinehaus brannte halb ab. Die Feinde kamen von Celle aus über Starkshorn, sie hatten im Marinedepot wohl deutsche Truppen vermutet und auch wohl hier, deshalb schossen sie, um festzustellen, was hier los war. Aber die deutschen Truppen hatten sich zurückgezogen nach dem Raakamp, Richtung Weesen [westlich von Lutterloh]. Oberstleutnant Böhme aus Celle war der Kommandant⁴. SS war die letzte Truppe, die hier war, die haben auch die Brücke gesprengt. Ich ging vorher hin nach dem Sprengkommando und sagte: „Laßt doch den Unsinn! Mein ganzes Haus geht ja kaputt! Fahrt doch weg! Nehmt doch Rücksicht!“ Da haben sie einen siebzehnjährigen Bengel mit dem Rade nach Unterlüß losgeschickt, um festzustellen, ob die Engländer im Anmarsch seien. Der Bengel hatte natürlich Angst. Er kehrte bald wieder um und behauptete, die Engländer kämen gleich! Ich sagte sofort: „Das ist ja nicht wahr!“ Aber sie machten sich sofort ans Sprengen. Ich lief nach Hause, um Bescheid zu sagen, daß alle aus dem Hause gingen, aber unterwegs flog ich schon auf den Rasen. Die Dachzie-

⁴ Fritz Böhme (1908–1986), Offizier, 1938 Hauptmann, 1941–1943 Abteilungskommandant an der deutschen Ostfront, aus Stalingrad verwundet ausgeflogen, 1944 Kommandeur eines Werferregimentes an der Westfront unter General Paul Tzschöckel (vgl. Dok. 34, Anm. 4), seit Nov. 1944 Kommandeur des Nebellehrregimentes 2 in Celle, zunächst Major, zuletzt Oberstleutnant. In den letzten Kriegstagen Kommandeur der Regimentskampfguppe Böhme, die parallel zur Kampfgruppe Totzeck (vgl. Dok. 5, Anm. 1) die sogenannte ‚Allerfront‘ halten sollte und sich vor allem im Raum Hermannsburg – Unterlüß bewegte; ging bei Munster in Kriegsgefangenschaft, nach dem Zweiten Weltkrieg als kaufmännischer Angestellter tätig. Regimentsadjutant Böhmers war Oberleutnant Kurt Borchert (geb. 1921), seit Okt. 1944 beim Nebellehrregiment 2 in Celle. – Zu ‚Nebeltruppen‘ oder ‚Nebler‘ allgemein vgl. Dok. 1, Anm. 2.

gel flogen herunter, die Fenster heraus, die Bilder von den Wänden, es wurde ein schreckliches Durcheinander im Hause. Schon bei der ersten Bombe von zehn bis zwölf Zentner, und von der Sorte lagen vier Stück unter der Brücke. Zwei davon habe ich abends vorher mit Pferden weggeschleift und an Ketten in eine Sandkuhle hinter dem Hofe geschleppt. Oberstleutnant Böhme war sehr einsichtig und vernünftig. Er sagte selbst: „Es ist ja ein Wahnsinn. Was ich daran tun kann, wird nicht gesprengt.“ Er war Oberstleutnant bei den Neblern. Aber er war abends vorher abgezogen nach Munster über Müden.

Diese Zeiten sind einem so durch Mark und Knochen gegangen, daß man sie nie wieder vergißt. Aber ich habe Rückgrat behalten. Und es wird doch wieder Frühling!

Von der Truppe des Nebler-Majors [Böhme] haben die Soldaten hier drei bis vier Tage gelegen. Aber die Soldaten sind schon zum Teil abgehauen, von anderen Truppenteilen kamen Soldaten dazu. „Wir lassen die Waffen einfach hier, hier sind die neuesten Schnellfeuergewehre!“ Davon habe ich einige unter die Fundamentsteine des Speichers gesteckt. Wenn ich hätte aus der Tür kommen können, vor die ich gestellt war unter schärfster Bewachung, dann hätte ich die Plünderer, die mich anspuckten, mit diesen Gewehren erschossen, ich kannte mich ja in Militärgewehren genau aus. Ich habe sie nachher in der Heide einbuddeln lassen, auch die Munition in Konservendosen eingedreht. Der Engländer war schon hier. Aber die Stelle ist gefunden worden. Denn eins von meinen Jagdgewehren, was auch dabei war, ist später bei der Polizei in Unterlüß abgegeben worden, und ich habe es wiedererkannt.

Ich war Zugführer vom Volkssturm, 3. Kompanie, das zum Bataillon in Unterlüß gehörte. Ich wurde dahin befohlen, wir sollten Lutterloh verteidigen. Ich sagte: „Ich mache nicht mit. Machen Sie, was Sie wollen! Außerdem haben wir keine ordnungsmäßigen Waffen!“ Unser Bataillonsführer war Oberingenieur in Müden. Er sagte: „Hiestermann, bleiben Sie in Lutterloh! Sie bekommen telephonischen Bescheid!“ Ich sagte zu meinen Leuten, die draußen warteten: „Jetzt schnell, fahrt nach Hause, paßt auf auf euren Kram, bloß hier weg!“ Wir hatten Lutterloh in einen völligen Verteidigungszustand versetzen müssen mit Maschinengewehrständen, Panzerfaustgräben, es war ein richtig ausgebautes Nest, an den Höhenzug gelehnt. Aber wir haben es nicht gebraucht.

Die Engländer kamen von Starkshorn über Schröderhof. Das ganze Dorf war frei von Truppen, aber sie trauten sich nicht rein. Ein englischer Panzerspähwagen braust durchs Dorf: „Das ist ein Engländer!“ Er rast Richtung Hermannsburg, da knallt es, im Graben versteckt lag ein Soldat mit der Panzerfaust, brennend kommt der englische Wagen zurück und rast gegen das Haus des Abbauers Kothe. Der Engländer sprang raus, leicht verwundet, und lief in den Wald, jenseits der Brücke im Wald lag noch deutsche Wehrmacht, die hat den Engländer gefangengenommen. Es

waren wohl die Truppen des Oberstleutnant Böhme und seines Adjutanten Oberleutnant Borchert. Am Montag war der Engländer hier. Am Sonntag wurde die Brücke gesprengt.

[...] Nun eine ganz andere Sache! Die Leute, die von weit her kamen in den Hungerjahren, jedem habe ich eine Schaufel voll Kartoffeln gegeben, jedem eine, damit alle was kriegen konnten. Meine Frau warnte mich und sagte: „Du gibst so lange, bis wir selbst keine mehr haben!“ Und richtig ist es auch dahin gekommen. Ich mußte los und Kartoffeln suchen. Ich kam nach einem kleinen Bauern in Bonstorf, dieser Scheich wollte 50 Mark für den Zentner von mir haben. Ich sagte: „Du kommst mir mal wieder und willst Wolle für 1,50 haben!“ Ich ging zu Penzhorn in Hermannsburg vom Absatzverein: „Ich muß Kartoffeln haben!“ – „Fahr nach Sülze, da kriegst du welche!“ Es war gerade in der Heuernte, der Besitzer war nicht da. Abends um acht sind wir dann erst los und haben Kartoffeln aufgerodet. Um zwölf Uhr mußte ich von der Straße sein. Was ich für eine Angst gehabt habe. Mein Gaul mußte laufen, zehn Minuten nach zwölf war ich bei mir auf dem Hofe. Da stand es bei mir fest: „Nun kriegst du deine eigenen Kartoffeln aus, sie mögen noch so klein sein!“

Im großen und ganzen herrscht hier zwischen Flüchtlingen und Einheimischen ein ganz gutes Einvernehmen. Sie sind alle gut beschäftigt, sie gehören auch mit zum Sportclub. Sie haben auch ganz wie die Hiesigen das Schützenfest mitgemacht. Wir konnten ja bloß mit dem Luftgewehr schießen, das hat die alliierte Wehrmacht erlaubt. Das ist für alte Jäger kein Vergnügen. In Hermannsburg hat man dem Einzug der Engländer mit so großer Freude entgegengesehen, weil sie uns von der braunen Herrschaft befreiten. Aber nun sind sie auch nicht restlos glücklich.

Als sie hier einmarschiert waren, liefen sie immer noch alle Zimmer durch, was wohl noch mitzunehmen wäre. Ich schloß schließlich keine Tür mehr zu, denn nachts kamen die Polacken. Auf dem Nachbarhof bei Meyers war eine große Schlacht zwischen den Polen und den Russen, die haben sich mit Zaunlatten blutig geschlagen. Sie haben sich das wieder weggenommen, was sie in der Umgegend geplündert hatten. Einen Arbeiter, der vom Schießplatz Unterlüß nach Lutterloh gezogen war, wollten sie auch ausplündern. Der aber hatte noch einen Revolver. Seine Frau mußte laden, und er hat zwei Russen totgeschossen, und ein dritter ist auf dem Wege nach Hermannsburg gestorben. Die anderen suchten Deckung in einem Erdbunker hinter dem Hause, da hüpten sie immer umschicht hinein. Ich sagte: „Den Mann schlagen sie tot!“ Zufällig kam der Kommandant von Hermannsburg mit seinem Jeep angefahren, der hat den Mann in Schutzhaft genommen, er hat in Celle noch gesessen, ist aber dann freigesprochen. Der eine Russe hatte so viel Armbanduhren am Arm, den haben sie am anderen Tage wieder ausgekühlt, denn sie hatten die Totgeschossenen gleich hinter dem Arbeiterhause an einer kleinen Stelle Ödland vergraben. Da liegen sie noch. Dieser H. ist damit durchgekommen,

der Kommandant war den Russen wohl nicht gut gesonnen. Es hat ihm wohl gefallen, daß er so couragiert standgehalten hat. Diese Russenschlägerei war im Sommer 1945.

Die ersten Flüchtlinge kamen im Treck im Februar 1945. Vorher waren nur vereinzelt fremde Leute im Dorfe. Nach der Kapitulation sind mehrere hiergeblieben. Zwei haben sich im Dorfe verheiratet und haben sich gut eingefügt. Der eine ist beim Bauamt in Celle und fährt mit dem Motorrad nach Unterlüß an die Bahn, der andere arbeitet in Faßberg in seinem Beruf als Lithograph. Natürlich bringen sie einen anderen Zug in unser dörfliches Leben, sie sind beide geistig gut beschlagen und geben viel Anregung, wenn auch auf großstädtische Art, auch in bezug auf Flüchtlingsfragen, aber im großen und ganzen gesehen ist es doch ein gutes Zusammenarbeiten. Trotzdem stehe ich auf dem Standpunkt den hiesigen Flüchtlingen gegenüber: Klauen tun sie alle! Das ist nichts Schlimmes, und wie ich das so aus ihren Worten herausgehört habe, ist das da, wo sie herkommen, gang und gäbe. Da fährt der Nachbar auf dem Felde die Stiegen seines Nachbarn weg. Aber auch das ist verschieden bei meinen Flüchtlingen: Der eine bringt uns Eier, die die Hühner weggelegt haben, der andere hat die Hälfte davon schon geklaut. Obwohl meine Frau meistens sagt: „Nehmt man die Eier wieder mit!“ Ich habe 24 Flüchtlinge, aber von denen traue ich nur den Pommern, denen aus dem Warthegau nicht. Ich habe alle überführt und allen ihre Übergriffe vorgehalten. „Herrschaften, so was kennen wir hier nicht!“ Auf der anderen Seite sind sie katzenfreundlich, wenn sie was haben wollen. Aber geht so einer vom Warthegau nach dem Felde, so bringt er in seinen Rock eingedreht sicher was mit, sei es auch nur ein Kohlkopf oder Steckrüben, die er sich so im Vorbeigehen auszieht. Es muß so im Volksstamm drinliegen. Sie haben es mir selbst erzählt: „So genau nehmen wir es nicht!“ Ich habe ihnen auch gesagt: „Ihr geht die Woche 20mal zur Kirche, und dann klaut ihr wie die Raben?“ Ich kriege das nicht zusammen. Ich habe sie alle gestellt und ihnen gesagt: „Du kannst doch sagen, was du haben willst“, aber sie denken: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Wenn die Schafe geschoren wurden, haben sie drei bis vier Pfund Wolle gekriegt, Kartoffeln, soviel sie essen wollen. Aber wenn sie dies Jahr drei Pfund Wolle haben, wollen sie das nächste Jahr fünf Pfund haben. Strom wird von keinem, der auf dem Hofe lebt, bezahlt. Allerdings im Nebenhouse bezahlen sie das Licht selber. Holz wurde ihnen pro Haushalt vier Meter zugewiesen. Mein Tagelöhner hat für zwei Jahre im voraus Holz, ich habe Eichen geschlagen, und was in der Nähe seiner Wohnung lag, konnte er alles für sich zurechtmachen. Es ist aber schlimm: Wenn der eine was kriegt, will der andere auch was haben, der kommt bestimmt den anderen Tag von hinten herum: „Kann ich nicht..., der andere hat ja auch...“ Ich stehe deshalb auf dem Standpunkt: Alle kriegen was, dann habe ich Ruhe auf dem Hofe. Man muß oft beide Augen zudrücken oder überführen: „Warum hast du die Milch-

kanne hinter die Eiche gestellt?“ Mein Melker kriegt jeden Tag vier Liter Milch, davon buttert er, und die Butter verscheuert er. Wenn aber immer wieder die Bestmelk fehlt, dann weiß ich auch, daß er diese beste und fetteste Milch für sich verbraucht. Der eine Flüchtling ist bei mir Tagelöhner in voller Beköstigung, mit freier Wohnung, frei Licht, frei Feuerung. Milch kann er auf Marken beziehen, ab und zu kann er sich aber auch einen Liter extra holen. Die Leute, die nicht mit in unserem Betriebe arbeiten, kriegen Milch gegen Bezahlung, beim Schlachten kriegen sie Wurst, Fleisch und Brühe. Zwei von ihnen schlachten selber.

Die Flüchtlinge haben von uns zwölf Betten in Benutzung, es hat sich keiner von ihnen bis heute ein Bett angeschafft. Es waren ganz neue Hotelbettstellen, keiner bezahlt auch nur Abnutzung, trotzdem ich das verlangen könnte. Die Federbetten wollen wir auch gar nicht wieder zurücknehmen. Wir haben Gänsezucht und schaffen uns wieder Betten an.

Es waren schwere Jahre: Erst mal restlos ausgeplündert, dann Möbel schaffen für die Aussteuer von drei Töchtern, trotzdem habe ich keine Eichen vom Hofe geschlagen.

Dokument 47

Faßberg: Liselotte Bock, Oktober 1938 aus Lüneburg nach Faßberg gezogen 10. April 1947

Als wir hier 1938 in Faßberg einzogen, war es ein richtiges Paradies. Die Wohnungen waren alle neu, sie waren erst 1936/37 entstanden.¹ Zu jedem Zuge fuhr ein Autobus vom Fliegerhorst gestellt nach Unterlüß für 15 Pfg. pro Person. Jede Woche fuhr einer nach Celle und jeden Monat einer nach Hannover oder Hamburg. Hier waren wenig Geschäfte. Die Einwohnerschaft Faßbergs war zusammengewürfelt aus dem ganzen großen Reich. Es gab aber keine Juden hier. Jeder hatte seinen Garten. Am Wochenende fuhren die Menschen hinaus, zum Beispiel zum Theater. [...]

Die Einwohnerzahl war bei Beginn des Krieges 1482 Einwohner und 85 Besucher. Als alle anderen Dörfer 1943 Hamburger Evakuierte aufnahmen, brauchte Faßberg niemanden zu nehmen, weil man Spionage

¹ Der Ort Faßberg wurde ab 1934 von der Luftwaffe als Wohnsiedlung für den neu geschaffenen Militärflugplatz Faßberg angelegt, die in diesem Bericht genannten Einwohnerzahlen beziehen sich allein auf die Siedlung ohne die auf dem Fliegerhorst selbst untergebrachten Soldaten. Der Flugplatz blieb während des Krieges unbeschädigt und wurde 1945 von der britischen Royal Air Force übernommen. Während der Zeit der Luftbrücke war er eine wichtige Versorgungsbasis für die drei Westsektoren von Berlin. 1957 wurde der Fliegerhorst der Bundeswehr übergeben, Ort und Fliegerhorst bilden seitdem den gemeindefreien Bezirk Faßberg.

fürchtete. Wir durften kaum Verwandte zu Besuch haben. Fremde kamen seit Kriegsbeginn auch nicht mit ins Hallen-Schwimmbad oder ins Kino, was auf dem Horst war. 1944 hatten wir direkt von hier die Feindeinsätze für Holland. Wir sollten davon natürlich nichts wissen, aber wir merkten es an dem verstärkten Autoverkehr und daran, daß unsere Männer nicht vom Horst nach Hause kamen, denn an solchen Tagen kam kein Angestellter wieder vom Horst herunter. Das Tor blieb geschlossen, um keinerlei Spionage zu befürchten.

[...] Seit 1943 war man in den Kellern Faßbergs nicht mehr sicher. Man vermutete, daß der Feind Bombenteppiche legen würde. Wurde also Voralarm gegeben, so schickte man die Großmütter und die Kinder sofort in den Wald. Wir Mütter packten Verpflegung ein, schlossen Fenster und Türen und fuhren nach. Ganz Faßberg war dann auf den Beinen. In der Richtung Müden-Hankenbostel hatten wir uns alle splittersichere, abgestützte Bunker gebaut. Die Fahrzeuge aus dem Horst fuhren meist nach dem Badeteich bei den Kieselgurwerken von Ohe [Richtung Unterlüß]. Bei den ersten Bomben, die fielen, wurde kein Haus beschädigt, nur einige Fensterscheiben. 1944 fielen noch einmal Bomben, ein Toter war zu beklagen. Ein Zimmer wurde ausgebrannt. Unter den Soldaten waren einige Tote durch Tiefflieger, sie waren anscheinend unvorsichtig aus der Dekung gekommen. Die leichte Flak hat hier viele feindliche Flieger heruntergeholt. Als der Feind näher kam, hieß es, Faßberg wird verteidigt! Eine halbe Stunde vorher würden die Einwohner Nachricht erhalten. Viele Faßberger flüchteten auf diese Parole hin nach Müden, Hermannsburg und Eimke [Landkreis Uelzen]. Am Donnerstag, dem 12. April 1945, mußten alle Einwohner um sechs Uhr morgens in den Keller, da hinter dem Horst die großen Minen gesprengt werden sollten, ehe der Feind kam. Die Sprengung wurde so unvorsichtig gemacht, daß in dem sonst völlig unbeschädigten Orte die meisten Dächer abgerissen wurden, die Wände eingedrückt, die Türen herausgerissen. Nach den Berichten von Ausgebombten aus den Großstädten ist es dort nicht so schlimm hergegangen bei den Feindangriffen. In Baven [bei Hermannsburg] gingen die Pferde hoch. Die Ausführung der Sprengung hatte ein ganz junger neuer Offizier. Auf Warnung erfahrener Offiziere hatte er gesagt, sie wären wohl bange, daß an der Wand ein Bild schief hängen würde. Man kann heute noch nicht befragen, wie Deutsche auf ihrem eigenen Gebiet so hausen konnten.

[...] Am Sonntag, dem 15. April 1945, kam der Panzeralarm, alles flüchtete in den Keller, aber es kam kein Feind. Nur im Wald rundherum wurde gekämpft. Alle vier Brücken, die Faßberg mit der Außenwelt verbanden, waren gesprengt. Wir saßen fest. Die Kinder hatten keine Milch zu trinken. Dabei hatte es gar keinen Zweck, denn die Panzer kamen genauso schnell durch die Bäche als auf Brücken. Durch Faßberg lief die Parole: Faßberg finden sie nicht! Sie kamen aus der Richtung Müden, die Kanadier. Ein deutscher Offizier ging mit der weißen Fahne bis zum

Kreuzungspunkt zwischen Hankenbostel und dem Müdener Waldweg, da standen die kanadischen Panzer, dahin ging er mit der weißen Fahne. Sofort wurde das Schießen eingestellt. Es sind in diesem Gebiet viele gefallen. Viele Frauen gingen nachher in die Wälder, um die Verwundeten aufzusuchen, auch das DRK hat sich dafür eingesetzt. Dann rückten die feindlichen Panzer ein. Es waren einige deutsche Soldaten in Faßberg, aber sie wurden gebeten, weiterzugehen und nicht zu verteidigen. Sie gingen dann auch fort. Die Kanadier fragten, ob noch deutsche Soldaten da seien. Aber die meisten hatten schon Zivil an, sie fragten manchmal selbst solche Soldaten. Nun wagte man sich nicht mehr auf die Straße. Es wurde seitens der Ankömmlinge geplündert, vor allem der Schmuck. „Die deutschen Frauen brauchen keinen Schmuck!“ Eine Frau bat, sie möchten doch ihrer Tochter den Schmuck lassen, es sei das letzte Andenken ihres gefallenen Mannes, da sind sie weitergegangen.

Die Italiener, die im Horst wohnten und dort arbeiteten, freiwillig, da sie Angst hatten, in Italien von den Antifaschisten angefeindet zu werden, es waren auch Frauen dabei, plünderten den Horst. Vor allem waren sie scharf auf Getränke; in der Siedlung nahmen sie besonders Babywäsche. An den Kreuzungen der Wege waren Gasglocken aufgehängt, diese wurden bei Plünderungen angeschlagen und die Italiener von den Faßberger Männern in die Flucht geschlagen. Der Horst war völlig kaputt durch die Sprengungen, so daß die Kanadier in Zelten vor dem Horst geschlafen haben. Der Bürgermeister Hugo Weisner² hatte dann das Kommando über den Ort Faßberg übernommen. Wir waren sehr dankbar, daß wir nicht sofort aus unseren Wohnungen geworfen wurden.

Nachtrag zusammen mit der Nachbarin Gertrud Spremberg
12. Juni 1947

Ende Juni 1946 begann in Faßberg die große Aufregung mit der Räumung für englische Familien. Sie kamen so plötzlich, daß keiner Zeit hatte, seine Möbel in Sicherheit zu bringen, denn man mußte Möbel, Geräte, Geschirr und Wäsche alles drin lassen. Die Räumung ging straßenweise, und es wurden Posten davorgestellt, und Panzerspähwagen paßten auf, daß nichts aus den Wohnungen entfernt wurde. Nachts fuhren sie mit Scheinwerfern und konnten so gleich jeden schwarzen Möbeltransport beobachten. Nun kam endlich der Moment, wo die Deutschen zusammenhielten, wenn es auch doch noch einige gab, die die Leute verpetzten, die sich ihre eigenen Sachen herausholten. Einige Herren mußten denn tatsächlich wegen Diebstahls ihrer eigenen Sachen über Nacht in Haft sitzen, bei einem Oberstleutnant handelte es sich um eine Nähmaschine. Die Räumungs-

² Hugo Weisner, Installationsmeister, Mai 1945–1952 Bürgermeister, Dez. 1946–1956 Gemeindedirektor von Faßberg, parteilos.

kommission kam überraschend und notierte alles auf, was die Wohnungen enthielten. Trotzdem haben es einige Wohnungsinhaber fertiggebracht, ihre guten Möbel mit alten oder minderwertigen zu vertauschen. So stellten sie die von der Gemeinde gestellten Einheitsbetten auf und nahmen ihre guten Betten mit. Die von der Räumung Betroffenen wurden in der ‚weißen Siedlung‘ von Faßberg³ und in den Nachbardörfern untergebracht, inklusive ihrer eigenen geklauten Sachen. Das Klauen geschah über den Zaun, durch die Gärten, durch die Lücken der Kellerdurchbrüche, im Kinderwagen mit den Kindern oben drauf drapiert. So wurden etwa die Teppiche herausgemogelt. Einige standen und unterhielten sich mit den Posten, unterdessen wurde durch den Keller ins Haus eingedrungen. Wir hatten unsere Sachen sogar auf ein Auto verstaut; als plötzlich der Spähwagen auftauchte, machten wir, daß wir auf einen Waldweg kamen.

Es war eine fürchterliche Zeit. Nachher wurden Pläne veröffentlicht, welche Straßen in Frage kommen würden. Bevorzugt wurden natürlich die Häuser, in denen Bad und Heizung war. Einige Häuser wurden von ihren Besitzern vorsorglich geräumt, so taten auch wir es und brachten die meisten und wertvollsten Sachen in die ‚weiße Siedlung‘, nach Celle und in die Nachbardörfer. Bis heute sind noch viele Sachen draußen, denn wir sitzen hier noch immer auf dem Pulverfaß und wissen nicht, ob noch nach dem Ausbau des Horstes weitere Beschlagnahmungen erfolgen werden. Viele Häuser haben jetzt schon neue Möbel bekommen, und den Deutschen werden nun die eigenen Möbel wieder zur Verfügung gestellt. Heute stehen auch noch manche Häuser leer, die vor einem Jahr schon geräumt werden mußten.

Einige Familien mußten alles für vier Personen komplett drin lassen, aber die Gardinen durften sie mitnehmen, da die neuen Familien alles Einheitsgardinen kriegten, bunte, bedruckte. Die Ausgeräumten waren völlig auf Selbsthilfe angewiesen, da das Wohnungsamt auch keinen Rat wußte. Jedenfalls mußten alle, die nicht für den Horst oder die Gemeinde beschäftigt waren, Faßberg gänzlich verlassen. Viele haben sich dann nach Beckedorf und Hermannsburg aufgemacht.

1939 hatten wir in Faßberg 1482 ständige Einwohner und 85 vorübergehende, am 30. September 1945 waren es 2395 Einwohner, also fast 1000 mehr, denn nach dem Zusammenbruch kam noch manche Verwandtschaft

³ Faßberg bestand aus drei relativ klar voneinander abgegrenzten Ortsteilen: der ‚roten Siedlung‘, in der überwiegend Offiziere, Beamte und höhere Angestellte wohnten, der ‚grauen Siedlung‘, in der hauptsächlich untere Beamte, Unteroffiziere und Werksmeister wohnten, und schließlich der ‚weißen Siedlung‘, in der vor allem die auf dem Militärflugplatz beschäftigten Arbeiter wohnten. Die Briten beschlagnahmten 1946 einen Teil der ‚roten Siedlung‘; im Frühjahr 1948 drohte eine weitere Räumung, die aber weitgehend abgewendet werden konnte, vgl. auch Dokument 44.

hierher. Am 28. Februar 1946 waren es 2522 Einwohner durch die Flüchtlinge. Im November 1946 waren es 2304 Einwohner, weil die Räumung kam, waren es 200 Leute weniger; und am 1. März 1947 waren es 2247, also wieder 100 weniger, denn wer hier nicht beschäftigt ist, geht weg. Mancher will nicht wieder auf den Horst. Viele arbeiten für die Siedlung: Torfstechen, Holzhauen, Straßenarbeiten. Diese Arbeiten werden je nach dem Wetter vorgenommen. Ein SS-Mann mit goldenem Parteiabzeichen ist auch Torfmann.

Um die Entnazifizierung hatte sich in Faßberg kaum jemand gekümmert. Aber als nach dem Nürnberger Urteil viele Frauen und Mädchen in schwarzer Kleidung im Kasino zum Bedienen gingen und die Besatzung auf dies Verhalten aufmerksam gemacht wurde, wurden diese nicht nur fristlos entlassen, sondern der ganze Horst mußte entbräunt werden.

Gleich nach der Besetzung begannen hier auch wieder die Vergnügungen. In der Turnhalle wurde ein Ball für die Damen aus Belsen angesetzt. Sie wurden im Autobus geholt. Einige Deutsche gingen auch hin, weil es dort zu essen und zu rauchen gab und zu amüsieren, aber diese deutschen Damen wurden ausgeschlossen, weil die Belsener Damen dann sitzen blieben. Zu diesem Belsen-Tanz durften allerdings die englischen Offiziere nicht gehen, nur die Soldaten vom Sergeanten abwärts. Dann wurde der Belsen-Tanz zum Horst verlegt. Zu einem solchen Horsttanz wurden auch deutsche Frauen zugelassen, aber keine deutschen Männer, nur einige Geladene wie der Bürgermeister Weisner. Es gab da dann Torte, sehr viel Alkohol und Rauchwaren. Die Frauen gingen gern hin, und die Männer, die schon da waren, erlaubten es gern, weil die Frauen dann mit Zigaretten zurückkamen. Die meisten Männer aber waren ja noch in Gefangenschaft. Auch heute ist noch immer Engländerntanz, aber die deutschen Frauen gehen nicht mehr so zahlreich hin, weil die Verpflegung nachgelassen hat.

Deutsche Kriegsgefangene, sogenannte Dienstgruppen⁴, arbeiten für den Horst, sie haben die Brücken wiederhergestellt, Baukolonnen gebildet, sie sind Fahrer, reißen die Versuchsanstalt Trauen⁵ ab. Sie haben auch einmal die Woche Tanz, es hat aber oft Schlägerei um die Mädchen gegeben, deshalb darf kein Engländer mehr hin. Dieser Dienstgruppentanz ist bei August Röbbelings ‚August im Busch‘. Einmal die Woche veranstaltet er auch ein eigenes Tanzvergnügen, aber die Engländer dürfen nicht hin. Beim Karneval war noch alles dort zusammen, auch die Engländer waren maskiert. Allerdings wurde ein Deutscher denunziert, der sich eine An-

⁴ Dienstgruppen: Sondereinheiten, die in den westlichen Besatzungszonen von den Besatzungsmächten aus deutschen Kriegsgefangenen gebildet wurden, die Hilfsdienste für die Besatzungstruppen (u. a. Nachschub-, Werkstätten- und Wachdienste) leisten mußten; später durch Freiwillige ergänzt. Vgl. auch Dok. 14, Anm. 4.

⁵ Entwicklungs- und Versuchsstätte der deutschen Luftfahrt- und Raketenforschung.

spielung auf den Vorsitzenden des Entnazifizierungsausschusses erlaubt hatte, allerdings in harmloser Weise. Die Sache kam sogar vor Gericht, wo aber der Beleidigtseinsollende dem Übeltäter heftig die Hand schüttelte und sagte, er faßte die Sache wirklich nur als einen Scherz auf. Auch der Richter sprach den Angeklagten frei.

Kurz vor dem Zusammenbruch hat der Horst Fallschirme verkauft, das Stück zu 5 RM. Sie gingen natürlich reißend los. Die Frauen aus Faßberg verarbeiteten die starke schöne Seide zu Kleidern, Decken, Wäsche und Blusen. Das erfuhren die Engländer wahrscheinlich von Damen, die der Neid nicht ruhen ließ, und alle Fallschirmsachen mußten abgegeben werden, da es Eigentum des Horstes sei. Wo noch Sachen vermutet wurden, wurde Haussuchung gemacht. Waren aber die Sachen ausgelagert, dann brauchten sie nicht abgegeben zu werden. So ging es auch allen Sachen, die nicht aus Deutschland stammten, wie Teppiche usw. Wir haben dann in fliegender Eile überall die Schilder ausgetrennt. Doch sind sehr viele Sachen nach diesen Verordnungen fortgekommen. Auf dem Horst ist ein ganz internationales Leben: Kanadier, Belgier, Franzosen, auch ein Neger. Auch die Fotoapparate mußten wir abgeben, man hatte wohl Angst vor Spionage. Es heißt, wo in einem Hause nach einer bestimmten Frist noch Apparate gefunden werden würden, würde das Haus abgebrannt.

Wir sitzen auch heute noch immer in Faßberg auf dem Pulverfaß. Wir müssen auch eine hohe Miete nachbezahlen, rückwirkend 128 RM, anstatt wie sonst 78 RM. Die englischen Familien sind nicht gern hier, es ist ihnen zu langweilig. Sie haben wohl ein Kino, aber sonst nichts, wo sie ihren Tee trinken können. Von den Wohnungen sind sie begeistert. Es sind auch drei englische Lehrerinnen hier, die Kinder gehen im Horst zur Schule.

Dokument 48

*Hermannsburg: Hermann Petersen, Malermeister
15. Oktober 1946*

Hermannsburg war damals die Hochburg der Welfenpartei. Auf seine niedersächsische Heimat und zu seinem angestammten Königshause hält jeder echte Hermannsbürger. Viele verstehen das nicht. Aber es ist so. Wie hier die Partei an die Regierung kam, da fanden auch Entlassungen statt, sowohl bei den Behörden als auch im Gemeindeausschuß. Ich habe ihm seit 1909 angehört. Wie die Partei das Sagen hatte, wurden wir einfach stillschweigend nicht wieder eingeladen. Ernst Meyer, unser Bürgermeister, war Vorsitzender der Welfenpartei, war bei den Nazis Bürgermeister

und ist es auch jetzt noch¹. Die KPD hat gesagt, er müßte weg, denn so etwas wäre einfach nicht möglich. Ich war auch mit im Vorstand von der Volksbank, aber die Partei mußte die Vorherrschaft haben, und deshalb mußte alles gleichgeschaltet werden. Es gab aber auch vernünftige Leute dabei, und so holten sie mich wieder in den Aufsichtsrat. Das hat mich sehr gefreut. [...]

In der Zeit nach dem Einzug der Feinde blieben die Mitglieder des Aufsichtsrates auf ihren Höfen, denn sie wußten nicht, wenn sie weggingen, ob sie noch was wiederfinden würden. So wurde ich als Verwalter der Volksbank ernannt. Alle männlichen Angestellten waren weg. Die Bank war von oben bis unten von Engländern besetzt. Ich mußte hinkommen mit meinem Dolmetscher, erstmal wurden alle Parteikonten gesperrt. Wir hatten schließlich nur noch die Tresorschlüssel. Wollte aber jemand an seine Liegenschaften, dann ging ein englischer Offizier mit.

Unter unserer Brücke waren 25 Ztr. Dynamit eingebaut; damit sollte sie gesprengt werden. Missionsdirektor Elfers² und Prof. Schmidt³ haben alles getan, um es zu verhindern. Was hatte es denn für Zweck, wenn die Feinde über den Rhein kommen konnten, dann schafften sie die Örtze auch. Wir hatten hier den Kommandanten von den ungarischen Truppen, die hier überall verteilt waren. Dies Brückensprengen war ja doch nutzlos, und unser Heer stand ja doch nicht mehr fest. Wir hatten gedacht, daß die Feinde über Unterlüß kommen würden, aber sie kamen über Beckedorf. Auf der Lotharstraße waren Unterstände vorbereitet, wo mit der Panzerfaust gearbeitet werden sollte. Am 15. April 1945 hatten wir Gottesdienst. Er mußte abgebrochen werden, denn an den Schießsalven hörte man, daß der Feind näher kam. Mittags kreisten hier zwei Flugzeuge, die haben die Flakstände gesucht und gefunden. Gleich nach Mittag wurde in Beckedorf alles in Brand geschossen. [...]

In Bonstorf [nördlich von Hermannsburg] am Kriegerdenkmal liegen 18 Krieger in die Erde gebettet. Freund und Feind nebeneinander. Auf 100

¹ Ernst Meyer, Buchdrucker und Schriftsetzer, bis 1932 Angestellter bei der Druckerei der Hermannsburger Mission, 1932–1951 Standesbeamter, 1932–Sept. 1946 Bürgermeister von Hermannsburg, 1946–1949 Gemeindedirektor, Mitglied des 1933 gewählten Celler Kreistages, Jan.–Okt. 1946 Mitglied des ernannten Celler Kreistages, vor 1933 DHP, Kreisvorsitzender in Hermannsburg, nach 1945 NLP/DP.

² August Elfers (1879–1959), Pastor, 1926–1936 Pfarrei in Wriedel (Kreis Uelzen), 1934–1936 volksmissionarische Arbeit in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover, gehörte dort zum engsten Kreis um Landesbischof August Marahrens (vgl. Dok. 39, Anm. 9), 1937–1942 Inspektor am Missionsseminar in Hermannsburg, seit Febr. 1943 Vorsteher und Direktor der Hermannsburger Mission, zusammen mit Kurt Dietrich Schmidt (vgl. Dok. 49, Anm. 1). Initiator der 1946 gegründeten Evangelischen Akademie Hermannsburg, im Okt. 1946 auch an der Wiederbegründung der 1933 geschlossenen Niedersächsischen Lutherischen Volkshochschule beteiligt, Mitarbeit im Lutherischen Weltbund und der EKID.

³ Kurt Dietrich Schmidt, von ihm Dokument 49.

Meter Länge hier auf dem Heidberg lagen 25 Panzer-Volltreffer. Als um vier Uhr nachmittags der Tommy anrückte, ist er auf der Celler Straße rechts abgebogen durch Bäcker Alvermann seinen Garten und hat dann die Häuser Schöndube und Otte und jenseits der Örtze Hiestermann und eine Scheune von Wilhelm Becker in Brand geschossen. Durch das Dach des Postamtes ging ein Volltreffer und zerschlug dann bei Babatz die Wände. In der großen Kirche ging dann ein Volltreffer durch die Wand und nahm den Windfang mit. Von den schönen bunten Fenstern, die wir erst vor einigen Jahren gestiftet hatten, waren 150 kleine Scheiben entzwei, aber ein Glasmaler aus Hannover hatte sie schon wieder fertig gemacht, ich habe mich sehr darum gekümmert, daß es rasch wieder fertig wurde, auch für die Landeskirche soll es bald fertig gemacht werden. Es war an dem Sonntagabend ein furchtbarer Anblick, die brennenden Dörfer ringsum: Baven, Beckedorf, Bonstorf, Müden.

Die Tage vorher kamen die vielen Gefangenen hier durch und wurden weiter ins Land befördert. Wir haben diese Züge mit Bangen angesehen und sagten uns: „Wenn uns der Feind nicht kaputtmacht, dann werden die es besorgen.“ Ich hatte meinen Handwagen vor einer Tür stehen, der war sofort weg, sie konnten alles mitnehmen, auch die Räder.

Als Hermannsburg besetzt war, kamen die Polenbanden. Hermannsburg hat nicht so gelitten wie die kleineren Orte, weil die Ortschaft geschlossen ist. Die Polen kamen mit 40 bis 50 Mann aus Belsen, umstellten die Häuser und nahmen alles Wertvolle mit, so daß die Leute nichts mehr behielten, als was sie auf dem Leibe hatten. Ich habe mit mehreren gesprochen, die sagten, was sie versteckt gehabt hätten, das wäre alles gefunden. Sie hätten sich die Mühe gemacht, auf dem Heuboden das Heu an die Seite zu packen, und alles, was in Kisten und Kasten darunter gelegen, alles weggenommen. Am Sonntag darauf kamen viele in ihrem Alltagszeug zur Kirche, da alles Sonntagszeug geraubt war. Auch die Pferde und Kühe waren mitgenommen. Es traute sich keiner mehr vom Hof herunter, weil bei seiner Rückkehr nichts mehr vorhanden war.

Einmal waren Franzosen und Belgier hier, die kamen auf meinen Hof und wollten meinen Handwagen haben. Ich sagte: „Nein!“ Einen Handwagen hatten sie mir schon fortgenommen. Aber sie sagten: „Waggon brauchen! Nächste Tag wieder!“ Ich ging mit nach ihrem Lager in Grauen⁴, um meinen Wagen wieder mitzunehmen. Sie karrten damit vor mir auf, hatten aber bloß ein paar Brote darin. Eins verloren sie, ich machte sie darauf aufmerksam, und sie waren sehr dankbar. Aber den Wagen kriegte ich nicht mit: „Nein, brauchen!“ Aber am nächsten Mor-

⁴ Grauen liegt etwa 5 km westlich von Hermannsburg; hier war während des Zweiten Weltkrieges ein Kriegsgefangenenlager angelegt worden, das vor allem mit Kriegsgefangenen aus westlichen Ländern belegt war. In Hermannsburg selbst gab es weder ein Kriegsgefangenen- noch ein Zivilarbeiterlager.

gen haben sie mir wirklich den Wagen wiedergebracht. Ich habe ihnen vor Freude ein paar Eier gegeben, daß sie so ehrlich ihr Wort hielten.

Dann kamen die Amerikaner und besetzten viele Häuser am Heidberg. In zwei Stunden mußte alles geräumt werden. Um zehn bekamen wir den Bescheid, und um eins mußte das Haus leer sein. Meine Tochter kam zu uns, es wurde einfach von ihren Sachen alles auf unsern Flur geschmissen, sie waren Selbstversorger und hatten ja auch allerhand Lebensmittel. In diesen Trubel kamen die Amis und umstellten das Haus und wollten es durchsuchen. Mit vier Mann kamen sie herein. „Haben Sie Pistohl? Fotograff? Munition?“ – „Nein!“ Mein Enkel hatte Flugzeugschlosser gelernt, nun fanden sie alle seine Zeichnungen und durchstöberten sie, ich blieb hier unten mit ihnen. Zwei gingen nach oben, durchsuchten mein Vertiko und fanden darin Munition, die lag da noch vom [Ersten] Weltkrieg her, wo wir hier eine Bürgerwehr geschaffen hatten. Zweimal habe ich auch aus meinem Gewehr geschossen, und diese Munition hatte ich vollkommen vergessen. Das Gewehr war auch abgeholt. Meine Enkelin kam weinend herunter: „Opa! Dik gaht dat nu slecht!“ Ich beruhigte sie und sagte ihr, ich würde das schon richtigstellen. Am Freitag mußte ich beim Kommandanten deswegen erscheinen, da ich aber eine Sache für die Volksbank zu erledigen hatte, brachte ich gleich diese Sache auch mit vor. „Gewehr abgeliefert?“ – „Jawohl!“ – „Gut!“ Mir ist nichts passiert.

Am 9. Juli mußte ich mein Haus räumen, kriegte Freitag abend Bescheid, daß am Sonntagabend um sechs mein Haus geräumt sein müßte. Ich konnte alles mitnehmen, nur das Zimmer hier unten nicht, da es Büro werden sollte. Sie stellten auch Autos zum Abtransport großzügig zur Verfügung. So räumten wir die Werkstelle aus und brachten die auf den Schuppen am Bahngleis. Die Werkstelle wurde abgeteilt durch Schränke und spanische Wände, so daß wir eine Stube, zwei Schlafstuben und vorn eine Küche erhielten. Es war wirklich ganz gemütlich, alles dicht beieinander. Ich sagte, es ist ganz herrlich, wir können zu Bett gehen und doch noch miteinander klönen. Ich kriegte die eine Schlafstube und meine Schwiegertochter mit den beiden Kindern die andere.

Hier im Hause ging es doll her. Ein Spektakel war hier, als ob Wilde darin hausten. Es waren auch einige besonnene Leute dabei. Inzwischen hatten wir eine Werkstelle auf der Dreschdiele hier gebaut, hatten Türen und Fenster und einen Boden gezogen. Das Gemüse in unserm Garten gehörte alles auch der Besatzung: Gurken und Zwiebeln. Am 8. November 1945 kriegten wir die Nachricht: „Die Werkstelle räumen!“ Meine Schwiegertochter war ganz aufgeregt: „Nu wird's mir zu doll!“ Ich sagte: „Sei ganz ruhig! Es hat doch keinen Zweck, sich aufzuregen, und wir haben zwei Tage Zeit.“ Wir sind dann zu meiner Tochter gezogen, haben im ganzen in fünf Häusern gewohnt mit unseren einzelnen Sachen, hatten auch unsere Schweine und unsere Kuh bei guten Freunden. Am 14. November kam mein Sohn unvermutet aus der Gefangenschaft. Die Freude

war groß, den Tag werde ich nie vergessen. Wir haben dann den ganzen Winter bei meiner Tochter gewohnt, und ich kann nur sagen, einen solchen schönen Winter habe ich noch kaum erlebt, so ganz mit meinen Kindern zusammen. Wir haben alle aus einem Topf gegessen, und abends wurde Schafskopf gespielt. Am 29. März 1946 wurde unser Haus wieder geräumt. Wir wurden aus dem Fastengottesdienst geholt zur Übergabe. Es wurde uns ein Schriftstück vorgelegt, daß wir das Haus in ordnungsgemäßem Zustande wieder erhielten. Da aber das in keiner Weise zutraf, weigerte ich mich, dies zu unterschreiben. Außerdem gehörte das Haus meinem Sohne, ich bin hier Altenteiler. Aber das war doch keine Sache, die Öfen voll Benzin gegossen, daß sie platzten, und alle elektrischen Birnen herausgeschraubt. Ich unterschrieb also nicht. Aber mein Sohn hat unterschrieben, und es war gut, daß er es tat, denn sonst wären wir wohl nicht wieder ins Haus gekommen, und man hätte uns Flüchtlinge hineingesetzt.

Unsere Flüchtlinge habe ich richtig lieb gewonnen, es sind Tilsiter, wir haben sie den ganzen Winter mit am Tisch gehabt und haben sie, als sie allein zogen, mit allem ausgestattet, auch mit Holz und Kartoffeln.

Dokument 49

*Hermannsburg: Prof. Dr. Kurt Dietrich Schmidt, Hermannsburger Mission¹
2. Oktober 1946*

Von allen kirchlichen Einrichtungen ist die Mission von den Nationalsozialisten am freundlichsten behandelt. Sie galt als Aktivposten der Deutschen im Ausland. Selbst als die Devisenlage sehr schwierig wurde, erhielt die Mission noch Zuteilungen, die zwar nicht ausreichten, aber in Anbetracht der Schwierigkeiten als groß bezeichnet werden können, und bis in den Zweiten Weltkrieg hinein, wenigstens solange Abessinien noch nicht erledigt war², die Mission instandsetzten, ihre Arbeit fortzuführen. Die

¹ Kurt Dietrich Schmidt (1896–1964), Professor der Theologie, 1924–1928 Privatdozent in Göttingen, 1929–1935 Professor für Kirchengeschichte an der Universität Kiel, im September 1935 aufgrund seiner Tätigkeit in der Bekennenden Kirche amtsenthoben, April 1936–Juli 1949 Lehr- und Predigtaufgaben an der Hermannsburger Mission, Juli 1949–1952 Dozent an der Kirchlichen Hochschule Hamburg, ab 1953 Professor für Kirchengeschichte an der Universität Hamburg.

² Gemeint ist hier die Rückeroberung des 1935/36 von Italien annektierten ostafrikanischen Kaiserreiches Äthiopien (Abessinien) durch britische Truppen im April/Mai 1941. Äthiopien war 1927 ein neuer Schwerpunkt der Missionsarbeit der Hermannsburger Mission geworden; Pläne zu einer Missionierungsarbeit in Äthiopien hatte es bereits zu Zeiten der Gründung der Hermannsburger Mission Mitte des 19. Jahrhunderts gegeben (vgl. Wolfgang Marwedel: 60 Jahre Äthiopien – ein Stück Geschichte Gottes, in: Jahrbuch 1988 des Evangelisch-lutherischen Missionswerkes in Niedersachsen, S. 44 ff.).

Druckerei, Binderei, der Verlag und die Buchhandlungen arbeiteten weiter wie bisher. Selbstverständlich mußte neben dem bisherigen Verlagswerk auch das nationalsozialistische Schriftgut zum Verkauf angeboten werden oder vielmehr vorhanden sein, so ‚Mein Kampf‘ und ‚Mythus des 20. Jahrhunderts‘³.

Ein Eingriff erfolgte 1934 dadurch, daß die Niedersächsische Volkshochschule⁴ geschlossen wurde, sowohl in Hermannsburg wie auch überall die Volkshochschulen sonst. Ein Eingriff, der sich wirtschaftlich und geistig im Hermannsburger Leben sehr fühlbar machte. Ein einfaches Rechenexempel: 50 Schüler, die im Monat 50 RM bezahlen, macht nach Abzug der Ferien rund 30000 RM, die im Umsatz Hermannsburg verloren gingen. Dazu kamen noch fünf Lehrer mit ihren Familien und die Hausmutterchule⁵. Wichtiger noch sind die geistigen Kräfte, die die Volkshochschule trugen und durch sie geformt wurden, die nun fehlten. Manche Hermannsburger Bauernsöhne besuchten die Volkshochschule und wurden so Ausstrahlende ihres Geistes. Die Volkshochschule stand nicht neben dem Dorf, sondern der Menschenkreis, der von der Volkshochschule geformt wurde, durchdrang das Dorfleben. [...]

1939 wurde der Versuch seitens der Nationalsozialisten gemacht, das Missionsfest⁶ zu verbieten. Doch das Verbot rief einen solchen Widerstand in weiten Kreisen hervor, daß eine Abhaltung an einem anderen Termin gestattet wurde. Es war eine solche Flut von mündlichen und schriftlichen Beschwerden bei der Kreisleitung eingelaufen, daß das Verbot schon nach drei Tagen zurückgezogen wurde. Das Missionsfest mußte aber fortan nur auf kircheneigenem Grund und Boden gefeiert werden. Es fand deshalb nicht mehr wie sonst auf einem der großen Bauernhöfe in der Umgegend statt. Es wurde im Garten des neuen Missionshauses abgehalten. Dies bedeutet natürlich einen gewissen Einbruch in die Verbundenheit der Mission mit dem Hermannsburger Bauerntum. Die Mission wird durchaus von dem Bauerntum der Lüneburger Heide getragen, die Verlegung hatte aber auch den Vorteil, daß die Besucher nun wirklich durch Hermannsburg und seinen Missions-Festplatz geschleust wurden. Während des Krieges ist das Missionsfest nur in kleinem Rahmen und im wesentlichen mit

³ Adolf Hitler: Mein Kampf (1925 und öfter); Alfred Rosenberg: Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit (1930 und öfter).

⁴ Niedersächsische Lutherische Volkshochschule in Hermannsburg, 1919 von Georg Haccius, dem damaligen Direktor der Hermannsburger Mission, gegründet, 1933/34 geschlossen, Wiedereröffnung am 22. Okt. 1946, erster Leiter war Pastor Rudolf Grote.

⁵ Hauswirtschaftsschule für junge Mädchen, bestand seit 1926, Ableger der Niedersächsischen Lutherischen Volkshochschule.

⁶ Hermannsburger Missionsfest, seit 1850 ohne Unterbrechung jährlich gefeiert, der zweite Tag des Festes wurde regelmäßig unter den Eichen eines benachbarten Bauernhofes begangen.

der Hermannsbürger Gemeinde allein gefeiert worden, es war dies so wie im Ersten Weltkrieg. 1945 ist es mit ca. 6000 Besuchern auf dem Platz vor dem Ludwig-Harms-Haus⁷ gefeiert, 1940 mit 10000 bis 12000 Besuchern vor dem neuen Missionshaus gegen 15000 bis 18000 Besuchern in dem letzten Jahr vor dem Kriege. Auch im letzten Jahre wäre der Besuch weit größer gewesen, wenn nicht in letzter Minute viele Autobusse anderweitig gebraucht worden wären, gerüstet zum Besuch waren einige tausend Menschen mehr.

Das Missionsseminar mußte während des Krieges geschlossen werden, da alle Insassen Soldat wurden. Es konnte im Herbst 1945 seine Arbeit wieder aufnehmen in der gewohnten Form. Die Insassen des Missionsseminars haben immer enge persönliche Beziehungen zu den Bewohnern des alten Kirchspiels gehalten. Sie sind außerdem durch die kirchliche Jugendarbeit in den Bereich des Kirchspiels eingebaut durch den Kindergottesdienst, durch die Zusammenkünfte mit der Jugend in den Dörfern.

Ein weiterer Einbruch in die Mission ist erfolgt dadurch, daß die höhere Schule Hermannsburgs, die eine Privatschule der Mission war, 1940 zunächst verboten wurde. Ursprünglich gab es zwei solche Schulen: die Christianschule für Knaben und die Hacciusschule für Mädchen⁸. Letztere mußte in der Deflation, als viele Eltern das Schulgeld nicht mehr zahlen konnten, besonders die von außerhalb, mit der Christianschule vereinigt werden. Der lebhafte Protest besonders der Väter, die im Felde standen, führte dann dazu, daß zunächst die Weiterarbeit gestattet wurde. Im Verlauf der Verhandlungen ist die Schule dann vom Kreis als ‚Kreismittelschule‘ übernommen worden. Landrat und Schulrat waren sich darüber einig, daß die Schule im alten christlichen, bodenständigen Geiste weitergeführt werden sollte, und sie haben es bis 1944 durchgesetzt. Zwar mußten die täglichen Andachten unterbleiben, aber der Religionsunterricht wurde in sämtlichen Klassen bis zum Schluß erteilt. Entscheidend war, daß kein

⁷ Benannt nach Ludwig (Louis) Harms (1808–1865), seit 1849 Pastor in Hermannsburg, bedeutender Erweckungsprediger und Gründer der Hermannsbürger Mission (1849).

⁸ Christianschule, 1817 als evangelische Privatschule für Jungen von dem Hermannsbürger Pastor Hartwig Christian Harms gegründet, trägt seit 1904 seinen Namen; Hacciusschule, 1893 als höhere Mädchenschule von dem Hermannsbürger Missionsdirektor Georg Haccius gegründet, trägt seit 1926 seinen Namen; 1930/31 vereinigt, 1940 von den Nationalsozialisten als Privatschule der Mission geschlossen und in die Trägerschaft des Landkreises Celle überführt, der sie unter dem Namen ‚Hermann-Billing-Schule‘ als öffentliche grundständige Mittelschule weiterführte, tatsächlich erst 1948 wieder als private Schule in die Trägerschaft der Hermannsbürger Mission zurückgekehrt, Erweiterung um einen Oberschulzweig, 1956 endgültige Übernahme durch den Landkreis bei gleichzeitiger Aufteilung in eine selbständige Mittelschule und ein selbständiges (neusprachliches) Gymnasium (vgl. Karl Habenicht: Geschichte der Christianschule, Hermannsburg 1955, S. 72 ff., insbes. S. 80 ff.).

Einbruch in die Lehrerschaft stattfand. Die alten Lehrer unterrichteten weiter. [...] 1946 besteht die Absicht, die Schule wieder zu einer Privatschule der Mission zurückzuwandeln. Sie soll bewußt zu einer christlichen Schule gestaltet werden, in der der Gesamtunterricht in christlichem Geiste erteilt wird. Grimme⁹ sagt: „Wir brauchen das!“ Die Schülerzahl ist während des Krieges gestiegen. Zwei Drittel der Kinder sind aus dem Kirchspiel Hermannsburg, ein Drittel sind auswärtige Schüler, die in Hermannsburg in Pension sind.

Während des Krieges erging die Bitte an die Mission, die Ausbildung von Gemeindehelferinnen zu übernehmen. Denn es wurde immer deutlicher, daß der Religionsunterricht nicht mehr lange durch die Schulen erteilt werden würde. Die Kirche mußte den religiösen Unterricht selbst in die Hand nehmen. Es drohte starker Pfarrermangel, jedoch waren weibliche Kräfte genügend vorhanden, die bereit waren, in den Dienst der Kirche zu treten. Die Schwierigkeit war insofern vorhanden, als viele der Mädel nur Volksschulbildung hatten und deshalb in die Gemeindehelferinnen-Seminare [der Landeskirche] nicht aufgenommen werden konnten. Die Erfahrung, die die Hermannsburger Mission mit der Ausbildung der Volksschüler als Missionare gemacht hatte, veranlaßte die kirchlichen Kreise, die Ausbildung von Volksschülerinnen zu Gemeindehelferinnen der Mission in die Hand zu geben. Das Seminar sollte Ostern 1943 eröffnet werden, aber der Aufruf zum totalen Krieg und ein Eingreifen der Gestapo verhinderte das. Im Januar 1946 konnte es nach Überwindung großer äußerer Schwierigkeiten eröffnet werden. Für 35 Plätze meldeten sich 100. Das Gemeindehelferinnen-Seminar wurde untergebracht in der ehemaligen Hacciussschule. Wie sich das Gemeindehelferinnen-Seminar auf das Dorf Hermannsburg auswirkt, ist noch nicht sichtbar. Wirtschaftlich ist es ein beachtlicher Faktor im Gemeindeleben. Im Herbst 1946 soll auch die Volkshochschule ihre Pforten wieder öffnen. Zum Leiter ist Pastor Grote¹⁰ ausersehen. Alle diese Schulen sind genehmigt vom Military Government.

Die Druckerei der Mission ist nur für kurze Zeit stillgelegt worden. Ge-

⁹ Adolf Grimme (1889–1963), Lehrer, später Schulrat, seit 1918 SPD, gehörte zu den religiösen Sozialisten, 1930–1932 preußischer Kultusminister, 1942–1945 inhaftiert, 1945/46 im Oberpräsidium der Provinz Hannover zuständig für den Bereich Schule und Wissenschaft, 1946 Minister für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft des Landes Hannover, 1946–1948 niedersächsischer Minister im gleichen Ressort (bzw. Kultusminister, ab 1947), 1948–1956 Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR), danach Präsident der Studienstiftung des Deutschen Volkes; trat als engagierter Schulreformer hervor.

¹⁰ Rudolf Grote, Bauernsohn aus der Südheide, Mitglied der Bekennenden Kirche, in den letzten Kriegstagen als Panzerhauptmann im alten Missionshaus in Hermannsburg einquartiert, 1946–1954 Leiter der Niedersächsischen Lutherischen Volkshochschule in Hermannsburg.

lagert wurden in ihrem Gebäude die Gemälde von König, Unterlüß¹¹, und das Archiv der Bürgermeisterei Cuxhaven. Einen Vertreter in der Gemeindeverwaltung hat die Mission nie gehabt. Doch da der Bürgermeister Ernst Meyer vordem ein Angestellter der Mission war, waren Mission und Gemeindeverwaltung aufs engste verbunden. Ernst Meyer war immer Welfe, er war Schriftsetzer in der Missionsdruckerei. Ohne die Mission würde Hermannsburg ein Dorf wie andere Dörfer sein. Doch die von Ludwig Harms ins Leben gerufene Mission mit ihren großen Anstalten gibt dem Dorf sein besonderes Gepräge. Sie bedeutet wirtschaftlich und geistig sehr viel: durch die Menschen, die hier dauernd ihren Wohnsitz nehmen, durch die Veranstaltungen, die Missionsstunden, das Missionsfest, die Aussendungsfeiern, bei denen vor allem die enge Verbindung des Dorfes mit den Missionszöglingen hervortritt, ferner sei erinnert an den großen Warenumsatz von Hermannsburg nach Afrika.

Die Besatzung bis April 1946 berührte die Mission insofern, als ihre großen Häuser belegt wurden: das neue Missionshaus, die Christianschule, die Hacciuschule, das frühere Röbbelensche Haus¹². Nach den Potsdamer Beschlüssen steht zwar Missionseigentum unter internationalem Schutz. Doch hat die Missionsdirektion darauf verzichtet, da die 700 Mann Besatzungstruppen sonst dem Dorf zur Last gelegen hätten. Sie hat diese kommunale Last auf sich genommen und bewußt auf die Geltendmachung des Schutzes verzichtet, um das Dorf zu entlasten.

Eine Spannung zwischen den Interessen des Dorfes und der Mission ergab sich, als die englischen Truppen wieder abrückten und die Mission zugleich in die Lage versetzten, ihre Ausbildungsstätten wieder zu eröffnen. Eine Spannung insofern, als die Flüchtlinge und das volle Dorf auf eine weitere Entlastung verzichten mußten. Einzelne Einheimische sahen die Berechtigung, ja Notwendigkeit, die Erziehungsstätten wieder zu eröffnen, nicht ein, natürlich auch viele Flüchtlinge nicht. Das Dorf des Ortes war mit 120 Prozent Flüchtlingen belegt. Von diesen wurden wegen Überfüllung des Ortes 500 Flüchtlinge in den Kreis Nienburg [Weser] umquartiert. Allerdings ließ man die Mütter mit vielen Kindern im Dorfe. 150 Flüchtlinge wohnten in der Volkshochschule.

Nach Abzug der Truppen waren die Räume leer, die Möbel zum Teil verheizt, aber nach Abzug der Flüchtlinge aus der Volkshochschule war

¹¹ Albert König (1881–1944), gebürtig in Eschede, Kunstmaler: Zeichnungen, Holzschnitte und Gemälde, zahlreiche Ausstellungen, seit 1911 wieder in Eschede, seit 1927 in Unterlüß ansässig, seitdem vor allem malerische Gestaltung seiner heimischen Landschaft; seit 1986 Albert-König-Museum in Unterlüß.

¹² Wohnhaus von Karl Röbbelen (1853–1933), 1903–1932 theologischer Lehrer am Missionsseminar in Hermannsburg, Mitglied des Missionsausschusses, widmete sich neben seiner Lehrtätigkeit vor allem der Hilfe für die nestorianische Kirche in Persien.

diese auch leer, war eben alles und jedes weg. Bis jetzt ist es gelungen, das Gemeindehelferinnen-Seminar sehr schön, das Missionsseminar teilweise wieder einzurichten. Die Volkshochschule wird hoffentlich auch wieder zu einem angemessenen Inventar kommen.

Dokument 50

Beckedorf: Heinz Sander, Landwirt
9. Mai 1947

Wir sind in meinem Hause vier Familien mit zusammen 26 Personen, darunter eine einzelne Dame, wir selbst sind zehn Menschen. Wir sind wohl etwas eingeengt durch die Flüchtlinge, die Möbel sind etwas zusammengesoben, aber es geht. Lange hat meine Frau mit den drei fremden Familien in unserer Küche zusammen gekocht. Sie hat ihnen viel Freiheiten gegeben, wir selbst haben zurückgestanden und später gegessen. Nun haben alle eigene Herde, die mit in den Zimmern aufgestellt sind, und eigene Kochtöpfe. Es ist alles in Frieden gegangen. Nur die einzelne Dame isst bei uns. Es ist die Frau von einem Intendanturrat aus Thorn, über den Verbleib ihres Mannes weiß sie nichts. Die ersten Tage nach der Besetzung waren hier 70 Personen, die meistens in der Scheune logierten; die Frauen mit den kleinen Kindern haben wir natürlich ins Haus geholt. Es waren Leute aus Beckedorf, die Engländer hatten einen großen Teil der Häuser dort beschlagnahmt. Das Gewühl in der Küche war natürlich unbeschreiblich. Aber auch das ist gut gegangen. Sie sind dann wieder nach Beckedorf zurückgezogen.

Von unsern Flüchtlingen hat jeder sein Bett, und sie sind wohl ganz zufrieden. Nur mit den Oberschlesiern hacken wir uns wohl mal, aber das frischt die Liebe auf. Lange Zeit war ich der einzige Mann zwischen den 33 Frauen und Kindern. Da gab es manches in die Reihe zu bringen, mußte auch wohl mal Krach machen. Dann kam der Hauptmann zurück, ein Ritterkreuzträger, der war den Russen ausgerissen, ist durch die Elbe geschwommen. Dann kam der eine Familienvater aus Frankreich, und der andere wurde aus Oberschlesien ausgewiesen, kam mit nichts hier an. Nun ist der Hauptmann Gattersäger im Sägewerk in Hermannsburg, der andere ist Ofensetzer in Hermannsburg, und der dritte ist in einer Wäscherei bei den Engländern, so hat jeder seine Arbeit. Jeder hat auch seinen Garten und erzeugt sein Gemüse selbst. Das Land dazu hat Nachbar Bauer Albrecht Otte ihnen gegeben. Jeder hat etwa 50 Quadratmeter, das ist genug für Früchte und Frühkartoffeln. Otte ist sehr großzügig. Es ist der frühere Ortsbauernführer, er läßt keinen Bittenden ohne Erfüllung, von ihm

können die Flüchtlinge alles haben: etwas Korn fürs Brennen, etwas Hafer für die Kaninchen. Jeder hier hat zehn Kaninchen. Manchmal lassen wir ihnen einen Auslauf im Kükenzaun. Soweit es uns möglich war, haben wir jedem Flüchtling ein Heim gegeben. Es ist ja nicht das, was sie gehabt haben.

Schlimm sind nur hier oben die Wasserverhältnisse, so viel Leute verbrauchen viel Wasser. Ich habe zwei Brunnen, einen, der fünf Meter tief ist, und einen, der 15 Meter tief ist. Es gibt aber zur Zeit nur etwa 14 Eimer Wasser, dann müssen wir erst einige Stunden warten. Wir sammeln deshalb auch Regenwasser zum Waschen und Spülen. 1945 haben wir das Wasser unten aus dem Dorfe heraufgeholt. Die Flüchtlinge haben teils im Dorfe gewaschen. Es ist das nicht leicht, vor allem die nasse Wäsche heraufzubringen. Das Trocknen geht hier in unserer luftigen Höhe spielend leicht.

Die Möglichkeit, hier selbst zu siedeln, hätten die Flüchtlinge schon. Bauplätze würden die Bauern verkaufen, aber keine Ländereien. Bauer Otte hat hier oben 40 Morgen Land urbar gemacht, davon würde er bestimmt verpachten. Wir haben in Beckedorf rund 400 Flüchtlinge auf 480 Einheimische, das kommt, weil kurz vor der Besetzung zwei Trecks hiergeblieben sind, die nicht mehr wegkonnten vor den Engländern. Natürlich sieht jeder Ortseingesessene am liebsten, wenn die Flüchtlinge auch wieder in ihrer Heimat wären. Beengt ist man doch. Ich hatte zwei Zimmer für meine Sammlungen, diese habe ich nun in ein Zimmer zusammengepackt, habe aber auch meine landwirtschaftlichen Sämereien darin. Meine große Schmetterlingssammlung wage ich gar nicht anzusehen, weil ich nicht dran kann, sie muß auf Schädlinge und Milben durchgesehen werden. Außerdem schlafe ich auch noch in diesem Zimmer. Mehr Ellbogenfreiheit hätte man gern.

Wir essen in unserm Hausflur, der ist aber im Winter fürchterlich kalt, trotzdem da der Heizungskessel drin steht. In diesem Jahre hatten wir noch Kohlen. Auch die Flüchtlinge hatten Holz und Kohlen. Es ist so, daß hier auf den Bahngleisen immer vollbeladene Kohlenwagen stehengelassen werden. Da ist dann abends immer eine Völkerwanderung nach den Bahngleisen. Wir wissen, daß manchmal auf solchem Waggon, wenn er an seinem Bestimmungsort ankommt, nur noch zwei, drei Zentner Kohlen drauf sind. Vor allem werden die Waggons, die für das Judenlager Belsen bestimmt sind, tüchtig geschröpft. Die Waggons mit anderen Aufschriften werden viel glimpflicher behandelt. Es muß doch einen Grund haben, weshalb die Wagen immer hier erst abgehängt werden: „Kinnerns, nehmt euch erst mal Kohlen hin!“ So scheint uns das sein zu sollen. Nie hat Polizei dabeigestanden, weder deutsche noch englische. Erst den andern Morgen werden die Wagen weiter nach Bergen transportiert. Auch der Bahnhofsvorsteher ist immer weit weg.

Das Klauen ist hier überhaupt wieder an der Tagesordnung. Bei Bauer

Niemeyer¹ war es auch die Hälfte der Hühner, es müssen Bekannte mit darunterstecken. Es werden ja unheimliche Preise von den Juden aus Belsen dafür bezahlt. Soviel Großviehdiebstähle wie im vorigen Jahre sind es nicht mehr. Da konnte man ja kaum das Vieh auf die Weide lassen. Aus meinem Hause ist bis jetzt nichts gestohlen. Ich habe meinen scharfen Hund im Kuhstall. Manchmal konnte man die Spur des gestohlenen Viehs direkt bis Belsen verfolgen. Aber ins Lager darf ja keiner, selbst die Engländer gehen nicht hinein.² Das Eingeschlachtete ist hier viel aus den Kellern verschwunden. Selbst da, wo die Leute ganz in der Nähe der Speisekammern und der Keller schlafen.

Bei Bauer Peter Niemeyer ist neulich eine schlimme Geschichte passiert: Über dem Schweinestall schläft eine Flüchtlingsfamilie, die aber bestimmt mit der Geschichte nichts zu tun hat. Da sind nachts die drei Schweine, unter ihnen der große Eber, herausgeholt, ohne daß sie etwas gehört haben. Dann sind die Tiere durchs Feld getrieben zu dem Schafstall, da sind sie geschlachtet, von da sind sie weggetragen bis zur Celler Straße und in Schützenlöcher gelegt. Nach zwei Tagen sind die geschlachteten Schweine von Wilhelm Lückert, der Wirtschaftler bei Peter Niemeyer war, in den Erdlöchern gefunden. Das Fleisch konnte noch verwertet werden. Wie Lückert das Fleisch herausgekriegt hat und aufgeladen, will er nun selbst mit dem Rad hinterher, bei ihm sind nur seine Jungen. Da kommt ein Lastauto, ein kleinerer deutscher Wagen, angefahren und hält direkt auf die Fußgänger zu, die beiden Jungen von Lückert, dann aber biegen sie um und fahren direkt auf Lückert zu, der ganz an der rechten Seite fährt und überfahren ihn. Das war zwei Tage vor Ostern. Das war kein Verkehrsunfall, das war vorsätzlicher Mord. Lückert war ein ausgezeichnete Mensch und ein treuer Wirtschaftler für Niemeyer. Die Leichenrede von unserem neuen Hermannsburger Pastoren war so, wie wir noch keine gehört haben, nicht nur Hermannsburg und Beckedorf, die ganze Umgebung war zu dieser Beerdigung gekommen. „Ein treuer Knecht wird viel gesegnet!“ Nachmittags war Lückert noch bei mir und fidel und munter, abends um neun Uhr war er schon tot.

Im allgemeinen vertragen sich die Flüchtlinge gut mit den Bauern. Größtenteils arbeiten sie auch auf den Höfen mit. Zank und Streit hört man wenig. Doch ein richtiges Vertrauensverhältnis kommt nicht auf, da sind unsere Bauern nicht zu gemacht. Beckedorfer Bürger werden unsere

¹ Peter Niemeyer, 1934 bis Mai 1945 Bürgermeister von Beckedorf.

² Die Verwaltung des Lagers Hohne (Belsen) war Angelegenheit des Jüdischen Komitees, dem lediglich die britische Militärregierung Anweisungen erteilen konnte; die deutschen Behörden hatten keinerlei Amtsbefugnisse im Lager oder über dessen Bewohner. Zu den vom Jüdischen Komitee unterhaltenen Einrichtungen im Lager Hohne vgl. Aufstellung in: Belsen, Tel Aviv 1957, S. 197, sowie entsprechende Vorgänge in PRO: FO 945, Nr. 723. Das Jüdische Komitee hatte auch eine eigene Lagerpolizei (Jewish Police Force) aufgestellt.

Flüchtlinge nicht, und doch muß es mal dahin kommen, denn an eine Rückführung ist ja nicht zu denken.

Zuerst dachten wir, daß vielleicht Krieg kommen könnte im Jahre 1938, da wurden die gedienten Leute eingezogen und in einer Landeschützenkompanie in vier Wochen in Bergen einexerziert. Dann kamen sie wieder zurück. 1939 löste die Mobilmachung keinerlei Begeisterung aus. Alles war bedrückt. Die Verdunkelung setzte gleich ein. Wir hörten die Alarme von Bergen vom Truppenübungsplatz her. Wir konnten von hier oben alles herrlich übersehen. Wenn die feindlichen Flugzeuge kamen, gingen wir hinaus und sahen am Horizont den Lichtschein von Hamburg aufblitzen, sahen die Flakgeschosse gleich Perlenketten, konnten sehen, wenn es in Bremen, Hannover oder Braunschweig brannte. Wir waren immer draußen, einen Bunker hatten wir nicht gebaut. Wir sagten uns, die Bomben sind zu wertvoll, als daß sie auf ein einzelnes Haus abgeworfen werden. Doch 1941 wurden nur 400 Meter von uns Bomben geworfen, die wohl dem Bahnhof gelten sollten. Der Splitter sitzt noch im Scheundach, es ist das einzige Haus in Beckedorf, das von einer Bombe getroffen wurde. Es war gerade, als unser jüngster Sohn geboren war, am 2. August 1941. Die tollsten Gerüchte liefen um: Wir hätten Licht gemacht! Wir wären mit einem beleuchteten Gespann hier heraufgefahren. Ich fragte den Wachtmeister, ob er auch schon von meinem Verbrechen gehört hätte: Es läge so nahe, da wir ja nur mit Kühen fahren.

Die Partei hatte gar keinen Einfluß auf das dörfliche Leben in unserm Ort. Es gab wohl nur drei bis vier Pgs. Die Ortsgruppe war in Hermannsburg, hier war nur ein Stützpunkt. NSV und NSKOV hatten mehr Mitglieder. Es gab keine fanatischen Parteiangehörigen hier. Und die Pgs schimpften genau wie die anderen auch über die Partei. Es gab aber auch keine direkte öffentliche Opposition. Jeder hatte Angst vor dem KZ, obgleich keiner was davon wußte. Von Belsen sickerte Anfang 1945 durch, daß dort Flecktyphus herrschen sollte. Wir sahen auch die Judentransporte durchfahren von Auschwitz. Dadurch wurde erst die schlimme Lage in Belsen geschaffen. Belsen soll für 10 000 eingerichtet gewesen sein, und zuletzt waren es doch wohl 50 000 Menschen. Wir sahen sie, wenn sie oben aus dem Viehwagen guckten. Manche fuhren auch in offenen Loren. Die Leute, die dicht am Bahnhof wohnten, brachten Kaffee und Wasser an die Züge, das wurde ihnen erlaubt. Ich bin oft in Belsen gewesen, habe aber von der Existenz des Lagers, wie es wirklich war, nie etwas gewußt. Ich habe nur Leute auf dem Lagerbahnhof mit ihren gestreiften Anzügen gesehen.

Später waren nur einmal zwei Mann hier, als sie frei geworden waren. Ich gab ihnen die letzte Zigarette, die ich hatte, als sie zu rauchen baten. Sie wollten mehr haben und drohten: „Wir kommen wieder“, als ich ihnen nicht mehr geben konnte. „Es soll mich freuen, wenn Sie mich wieder besuchen!“ Sie kamen aber nicht wieder.

Die Bauern, deren Höfe durch das Gefecht bei Beckedorf abbrannten, kriegten ihre Bausteine aus dem KZ Belsen. Die Dachsteine sind aus den geräumten Dörfern des Truppenübungsplatzes Bergen. [...]

Mit den Engländern haben wir uns nach der Besetzung gut gestanden. Wir hatten ein Pflichtjahrmädel³, die hat die Engländer oft geholt, um uns die Polen vom Halse zu halten. Sie kamen dann angesaust, kriegten hier oben ein Glas Most, das mochten sie gern, aber gekriegt haben sie die Polen nie. Ich habe auch manche Zigarette bekommen.

Am 15. April 1945 wurde Beckedorf besetzt, am 16. hielt hier ein Panzer vor dem Hause. Ich war gerade zu Bett gegangen, weil ich die ganze Nacht gewacht hatte. Ich mußte schnell aufstehen, weil alle Männer zur Stelle sein sollten. Es war ein dicker Kommandant, mit dem meine Frau englisch verhandelte. Er fragte: „Wieviele Männer?“ Sie hatte gesagt: „Vier Männer!“ Wir standen denn da auch, aber es kamen immer mehr Männer aus dem Busche, die da kampiert hatten, mit eins waren es zwölf Stück. Der Engländer konnte gar nicht begreifen, wie das kam, und wurde furchtbar mißtrauisch, bis wir ihm begreiflich gemacht hatten: „In forest logiert!“ Schließlich sauste er wieder ab. Am zweiten Tage kamen Engländer und suchten nach deutschen Soldaten mit gespanntem Gewehr, und bei der Gelegenheit nehmen sie den Wecker mit, meine Schwester nimmt ihn ganz ruhig dem Engländer wieder aus der Tasche: „Das geht nicht!“ – „All right!“ Im Garten sind sie rücksichtsvoll immer über die Beete gesprungen. Später kamen sie mit Polen: Wir sollten alle Fotoapparate hergeben. Leider gab meine Frau den neuesten her, ärgert sich heute noch darüber. Mein Prismenglas, meine Markensammlung hatte ich auch vergraben. Sie ist leider dadurch stark beschädigt. Den Wein hatte ich im Walde vergraben und Bäume darauf gepflanzt. Aus der Münzensammlung hatte ich die Taler entfernt und in einen Schuhwischkasten unter einen Johannisbeerbusch geworfen, da haben sie alle Aluminiummünzen abgeschleppt. Auch meine weißen Oberhemden sind alle abhanden gekommen, aber da bin ich noch nicht einmal böse drum, denn mit den losen Kragen konnte ich mich sowieso nicht vertragen. Die ersten 14 Tage nach dem Einzuge der Alliierten haben wir hier oben nichts gemerkt. Es kam keiner. Dann kamen welche, die was zu essen haben wollten, wir haben immer was gegeben. Dann ging es mit einem Male los. Den Tag vor Himmelfahrt kamen die letzten gleich mit Pferd und Wagen. Die Russen waren insofern anständig, die machten die Schiebläden, wenn sie sie durchwühlten hatten, wieder zu, die Polen aber kippten sie aus.

³ Pflichtjahr: 1938 für alle weiblichen Jugendlichen unter 25 Jahren eingeführte Dienstpflicht in der Land- und Hauswirtschaft, von der nur diejenigen ausgenommen waren, die einen land- oder hauswirtschaftlichen Beruf bereits hatten oder anstrebten; in der eigenen Familie oder bei Verwandten durfte das Pflichtjahr nur dann abgeleistet werden, wenn der betreffende Haushalt mindestens vier Kinder unter 14 Jahren umfaßte.

Den Kartoffelkäfer haben uns auch die feindlichen Panzer mitgebracht, wahrscheinlich aus Frankreich. Die hatten den flandrischen Dreck noch an den Reifen und den Kalkstaub. Man fand die Käfer oft da in der Nähe, wo die Panzer geparkt haben. Sie sind nicht ausgesetzt von ihnen, sondern unfreiwillig mitgebracht. 1946 hatte der Kartoffelkäfer sich noch mehr ausgebreitet. An unserer Flora ist keine Veränderung durch den Krieg festzustellen.

Dokument 51

*Bergen: Wilhelm Niebuhr, Lehrer
4. August 1947*

[...] Das KZ im Lager Belsen ist jetzt dem Erdboden gleichgemacht. Lange stand noch der Rest des einen Verbrennungsofens. Es sind große gärtnerische Anlagen gemacht, und ein Denkmal wurde gebaut von zwei Berger Firmen. Es ist ein Sockel mit einer Sandsteinsäule, die auf einer Platte eine große Kugel trägt. Die Inschrift ist auf der einen Seite englisch und auf der anderen jüdisch, sie ist den dort umgekommenen Juden gewidmet, ich entzifferte ein Wort, das hieß „nazimurderer“.¹ Das Denkmal wurde von zwölf Mann gebaut durch die Firma H. Borchardt, Bergen, es ist drei Meter hoch, ein jüdisches Komitee ist Träger der Arbeit gewesen. Ich habe am Denkmal mitgebaut. Unser Bauführer sagte immer: „Es wird nicht die Arbeit bezahlt, sondern die Zeit!“ Wir bekamen pro Tag eine Büchse Fleisch, eine Büchse Milch, eine Dose Marmelade, was zum Rauchen, ein Brot. Wir haben die Arbeit lange hingezögert. Haben hinter unserem Windschirm gelegen, ein Feuer angemacht und nichts getan. Ich war Beifahrer beim LKW. Wir sagten uns: „Einer muß es ja doch bauen, denn können wir uns ja auch die guten Sachen verdienen!“ Als das Denkmal fertig war, sollte der Platz noch eingeebnet und mit Sand bestreut werden. Wir sagten, daß das nicht unsere Arbeit sei. Der Jude fragte: „Was verlangt ihr außer der täglichen Ration?“ So bekamen wir für diese einstün-

¹ Gemeint ist das im Frühjahr 1946 errichtete jüdische Mahnmal, dessen genaue Inschrift lautet: „Israel and the world shall remember / Thirty thousand Jews / Exterminated in the concentration camp / Of Bergen-Belsen / At the hands of the murderous Nazis. / Earth conceal not the blood / Shed on thee! / First anniversary of liberation / 15 th April 1946 / 14th Nissan 5706 / Central Jewish Committee / British Zone.“ (Israel und die Welt seien daran erinnert, daß im Konzentrationslager Bergen-Belsen 30000 Juden durch die Hände der mörderischen Nazis ausgerottet wurden. Erde, verdecke nicht das Blut, das auf dir vergossen wurde! Am ersten Jahrestag der Befreiung, 15. April 1946.)

dige Arbeit noch einmal eine Büchse Fleisch, ein Brot, eine Tafel Schokolade, eine Büchse Milch, eine Büchse Marmelade und Zigaretten und noch mehr. Wir luden Sand auf unseren LKW, streuten ihn dünn über den Platz, und die Sachen waren schnell verdient. Jetzt wird ein noch größeres Denkmal geplant².

Als wir am 15. April 1945 Bergen räumen mußten und in einer Stunde aus der Schule weg sein mußten³, schlossen wir uns Nachbarn an, die mit Wagen fahren nach Hoope [nördlich von Bergen]. Wir fanden Aufnahme auf einem großen Bauernhof, aber auch da kamen die Polen hin, die KZ-Horden rissen alles aus den großen Schränken, ich stand zuletzt bis zu den Knien in Leinen und Wäsche. Meine Frau und Tochter waren hinter die Scheune geflüchtet. Ein Pole rannte mit einem Dolch auf mich zu und stieß ihn aufs Herz, doch der Dolch prallte auf der Briefftasche ab. „Wo die Uhr?“ Die Uhr hatte ich schon längst nicht mehr. Ich flüchtete nun auch hinter die Scheune zu meiner Frau und Tochter, die froh waren, daß ich noch lebte. Unsere Koffer, die wir auf einem blauen Handwagen mitgenommen hatten, wurden wir gleich los, sie enthielten unsere besten Sachen. Ich behielt nur, was ich auf dem Leibe trug. Mein jetziger Anzug! Hemd, Schlips ist alles geliehen. Von Pastor Ubbelohde⁴ habe ich das erste Paar Strümpfe wieder bekommen.

Im Belser Lager ist es bestimmt nicht schlecht gewesen, solange dort noch ruhige Zustände herrschten. Schlachter Kruse und Schlachter Bade haben viel Ärger mit ihren Lieferungen gehabt. Paßte den Abnehmern dort irgend etwas an den Lieferungen nicht, so wurde die ganze Annahme verweigert. Sie haben dort gut gelebt. Auf der Leine hing immer die feinste Wäsche.

Ich bin 14 Tage vor dem Umsturz in Belsen gewesen, ein Freund hatte dort eigene Kohlen und wollte die gern abtransportieren. Ich fuhr mit ihm, gleich stürzten zehn Mann auf mich zu, um mir mein Rad zu halten, weil ich einem eine Zigarette gegeben hatte. Ich verteilte sofort mein Brot und meine Zigaretten unter diese Menschen, und es entstand eine Schlägerei. Ein ungarischer Posten stand immer mit dem Gewehr im Anschlag. Der schlug nun blindlings mit dem Gewehrkolben auf die Radhalter ein.

Ich hatte einen Ausweis für den ganzen Truppenübungsplatz und durfte überall hin, selbst in die Schießstände, aber ein Stacheldraht trennte mich von dem KZ-Lager, dort hatte selbst General Schünemann, der Platzkom-

² Gemeint ist hier das zentrale Mahnmal der Gedenkstätte Belsen, der Obelisk und die Inschriftenmauer; Baubeginn hierfür war Mitte 1947. Vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 33.

³ Am 15. April 1945 wurde Bergen von britischen Truppen besetzt, und am 22. April mußte der Ort dann von der deutschen Bevölkerung geräumt werden; vgl. dazu auch Dokument 53 sowie die dortige Anm. 1.

⁴ Eduard Ubbelohde, vgl. Prolog, Anm. 4.

mandant⁵, nichts zu suchen. Hier herrschte die SS. Die Depots der Wehrmacht waren überfüllt, sie wurden nun kurz vor dem Einmarsch für die Bevölkerung freigegeben. Ich fuhr mit der Pistole in der Hand, um Plünderer abzuwehren, die ungeheuren Vorräte, die Hunderte von Zentnern an Zucker, Kaffee, Militärdecken, Bettwäsche, die Kisten mit je 24 Dosen Fleisch nach Bergen in die Geschäfte, habe auch eine solche Kiste Fleisch bekommen, habe sie am Museum vergraben, aber sie ist auch gefunden.

[...] Ich habe in diesen bitteren Jahren das [Bergener Heimat-]Museum wieder instandgesetzt und habe Privatstunden gegeben, obwohl ich ja das auch nicht durfte. Ich habe sie im Judenlager gegeben, an junge 19- bis 21jährige Burschen in Algebra, Geometrie usw. Sie wollten mich immer mit „Professor“ anreden. In Belsen ist ein Gymnasium eingerichtet durch ein internationales Komitee, es waren ausgezeichnete Lehrkräfte dort aus Frankreich, der Schweiz und Kanada, es wurde sehr viel verlangt⁶. Ich habe mir manchmal die Aufgaben geben lassen, sie waren gut gestellt und gut erklärt. Das Gymnasium war in einer Kaserne eingerichtet. Es gingen etwa 150 junge Leute dort zur Schule. Die Kleinen hatten eine Extrapraxis, auch einen Kindergarten. Ich bin zum Unterricht hinausgefahren, meine Schüler wollten Kaufmann und Ingenieur werden. Ich bekam 30 Mark für den Unterricht, Kaffee und Zigaretten.

In dem Zimmer von dem jungen E. sah es ganz saumäßig aus, ich mußte den Stuhl abwischen, bevor ich mich hinsetzte. Auf dem Tische waren leere Konservendosen und Heringsschwänze, das wurde dann heruntergefegt. Hingegen war es bei Herrn G. pieksauber, der hatte Ordnung. Diese Burschen standen alle allein. Die Eltern waren im KZ umgekommen. E. hatte immer sehr viel Brot, er hatte die Karten noch von all seinen umgekommenen Angehörigen, vier Stück hatte er. Er konnte damit handeln von den Zuteilungen, bekam vier bis fünf Brote extra.

Der junge G. hatte keine Angehörigen im KZ verloren, hatte also nicht soviel zum Handeln. E. war klug und fleißig. G. hatte kein jüdisches Ansehen, auch kein jüdisches Benehmen, ihm war die Hauptsache, daß ich mit meinem Salair zufrieden war. E. hingegen rechnete auf Heller und Pfennig. G. sagte: „Sie müssen doch auch was für den Weg haben!“ – „Sie sind kein Jude, jedenfalls nicht dem Charakter nach!“ E. machten die Loga-

⁵ Otto Schünemann (1883–1945), General, 1935–1938 erster Kommandant des Truppenübungsplatzes Bergen, seit 1937 Generalleutnant, 1939–1942 Kommandeur einer Infanteriedivision, dann aus dem aktiven Dienst ausgeschieden.

⁶ Gemeint ist die ‚Jewish Brigade Hebrew Secondary (High) School‘, die im Dezember 1945 vom Jüdischen Komitee im Camp Hohne (Belsen) eingerichtet worden war. Daneben gab es dort außerdem noch eine Grund- und Hauptschule (‚Jacob Edelstein Hebrew Primary School‘), zwei Mädchenschulen, einen Kindergarten, religiöse Erziehungsstätten, eine Handelsschule sowie verschiedene Weiterbildungsstätten; vgl. M. Lubliner: Jewish Education in Belsen, in: Belsen, Tel Aviv 1957, S. 156–161.

rithmen sehr viel Spaß. Hatte seine Aufgaben immer prompt erledigt. Sch. wollte in Hauptsache immer Prozente rechnen.

Zuletzt habe ich Fräulein K. gehabt, sie ist 17 Jahre, die kam und wollte Chemie, Physik usw. bei mir lernen. Nach der Währungsreform bekam ich 2 Mark 50 die Stunde, weiter nichts. Ich habe den Chemie-Unterricht nur kurze Zeit gegeben. Sie hatte mich angeflunkert, kam in einem prächtigen Sechssitzer vorgefahren und wollte in drei Wochen Abitur auf dem Gymnasium in Frankfurt machen, und ich sollte nun alles mit ihr durchpauken, das konnte man mit den unzureichenden Büchern nicht. Sie war aber ein sehr anständiges Mädchen, hielt ihr Zimmer sehr sauber, hatte sehr viel kostbares Kristall, Porzellan, ein wertvolles Radio, sie war sonst auch alleinstehend.

Die Juden bekommen monatlich ein bestimmtes Geld von den Deutschen, wohl als Ausgleich für ihre Leidenszeit. Der Vorsitzende der Palästina-Kommission ist hier in Belsen⁷, es ist das Zentrum für die Ausreisenden⁸. Ungefähr jeden Monat gehen drei größere Transporte ab nach Marseille. Es ist unsagbar, was alles mitgenommen wird. Kisten so hoch wie ein Zimmer, vollgestopft mit deutschen Waren, Maschinen, Einrichtungen, Büfets, sogar Handwerksmaschinen, Lastautos, da standen mindestens 50 bis 60 Wagen eingepackt durch Handwerker in Bergen. Sogar ein vollständiger Bagger. Ein Jude hat schon aus Kanada geschrieben, es seien in der einen Kiste Steine statt Waren gewesen, sie werden betrogen, wo es nur geht. Der eine war auf Draht, als die letzten Bretter zugenagelt werden sollten, sah er sich seine Kiste noch einmal an, und die Steine mußten hierbleiben. Aber die Batterie an der Lichtmaschine hat er doch nicht mitgekliegt.

Mein Rad durfte ich nie während des Unterrichtes auf dem Flur stehenlassen. Untereinander bestehen sich die Juden aber nicht. Sie können deswegen ruhig die Wäsche auf der Leine hängen lassen. Sie sind sehr mißtrauisch gegen die Deutschen. Erst sollte ich verhaftet werden, als ich zum Unterricht hinfuhr. Halbwüchsige Juden paßten am Tor auf: „Wohin

⁷ Gemeint ist Josef (Yossl) Rosensaft (1911–1975), geboren in Będzin (Polen), Schrottmetallhändler, seit seiner Jugend Zionist, während des Zweiten Weltkrieges in deutschen Konzentrationslagern inhaftiert, zunächst Auschwitz, dann Dora, seit Anfang April 1945 Bergen-Belsen, 1945–1950 sowohl Vorsitzender des Jüdischen Komitees des Lagers Belsen (Bergen Belsen Camp Committee) als auch des Zentralkomitees der Juden in der britischen Besatzungszone (Central Jewish Committee in the British Zone), blieb im Lager Belsen (Camp Hohne) bis 1950, lebte danach vor allem in den USA, Finanz- und Geschäftsmann, Begründer und 1950–1975 Vorsitzender der World Federation of the Bergen-Belsen Associations.

⁸ Über das Lager Hohne (Belsen) erfolgte der größte Teil der jüdischen Auswanderung aus den Westzonen nach Palästina bzw. Israel; vgl. dazu auch Josef Rosensaft: *Our Belsen*, und Norbert Wollheim: *Belsen's Place in the Process of „Death-and-Rebirth“ of the Jewish People*, beide in: *Belsen, Tel Aviv 1957*, sowie Einleitung zu dieser Edition, S. 30f.

willst du?“ – „Zu E.!“ – „Dann kannst du passieren, den kennen wir!“

Was der Jude nicht selbst hat, wird ihm durch Komplizen beschafft. Durch die Fahrbereitschaften meistens, Hauptsache, der Jude bekommt die Sachen.

Dokument 52

Bergen: Dr. Ernst von Briesen, Amtsgerichtsrat¹

16. Februar 1948

[...] An dieser Stelle, nachdem die Belgier und Franzosen gekommen waren, wurde hier ein Lager eingerichtet für 400 bis 600 Mann in den guten Steinbaracken. Dieses kleine Lager war mein Lieblingskind. Es wurden hübsche Anlagen hergerichtet, Wege und Bänke angelegt, auch einen Vergnügungssaal gab es, die Gefangenen fühlten sich hier sehr wohl. Aus alledem entstand 1941 das russische Kriegsgefangenenlager². Es war für etwa 12000 Russen bestimmt. Es kamen aber dauernd Russen, sie vermehrten sich unheimlich. Meistens kamen sie schon entkräftet hier an nach den 18 Tagen Bahnfahrt, da sind gleich viele gestorben, sie brachten auch Flecktyphus mit. Wenn wir über Platzmangel klagten, hieß es von oben: „Baut

¹ Von Briesen (1879–1966) war 1919–1947 Amtsrichter in Bergen, zuletzt als Amtsgerichtsrat, 1919–1934 Ortsgruppenleiter des Stahlhelm in Bergen, in beiden Weltkriegen Reserveoffizier, zuletzt im Rang eines Oberstleutnant, während des Zweiten Weltkrieges kommandierte er ein Landesschützen-Bataillon.

² Das Kriegsgefangenen-Mannschaftsstammlager Stalag XI C (311) bestand im Kern aus dem Barackenlager, das 1935/36 für die Bauarbeiter des Truppenübungsplatzes Bergen-Belsen errichtet und nach Beendigung der Bauarbeiten von der Wehrmacht als Waffenlager genutzt worden war. 1940 wurden hier zunächst französische und belgische Kriegsgefangene untergebracht, die das bestehende Lager ausbauen und nach Süden erweitern mußten. Ab Aug. 1941 wurden dann in den noch im Ausbau befindlichen Teil des Lagers sowjetische Kriegsgefangene in riesigen Zahlen eingewiesen, die bei völlig unzureichender Ernährung zum größten Teil im Freien bzw. in selbstgegrabenen Erdhöhlen leben mußten. Von Anfang an herrschte eine Ruhrepidemie, und im Nov. 1941 brach auch noch eine Fleckfieber-epidemie aus. Insgesamt starben hier im Winter 1941/42 nach Schätzungen zwischen 30000 und 50000 Menschen, die in einem Waldgebiet in einiger Entfernung vom Lager, dem sogenannten ‚Russenfriedhof‘, begraben wurden. Die südliche Hälfte des Lagers war nach diesem Massensterben so gut wie leer; im Sommer 1943 wurde hier von der SS das ‚Aufenthaltslager‘ Bergen-Belsen errichtet. In der nördlichen Hälfte bestand das Stalag XI C (311) bis Mitte 1943 zunächst noch weiter mit einer ständigen Belegung von etwa 2000 bis 3000 sowjetischen Kriegsgefangenen; außerdem gab es hier bis Sommer 1944 ein Kriegsgefangenenlazarett für Gefangene aller Nationalitäten (vgl. Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 2: Niedersachsen I, Köln 1985, S. 68 ff.).

doch Baracken noch und noch, die Heide ist ja groß!“ Aber das dauert natürlich auch seine Zeit bei unserem Bürokratismus. So kam es, daß eine Quarantäne über den Platz verhängt worden ist, es sollen in dieser Zeit etwa 12000 Russen gestorben sein. Dann erlosch die Seuche. Die Leute waren zufrieden und wurden zur Arbeit geschickt. ‚Stalag 311‘ blieb bestehen bis August 1943. Die Lage dieses Lagers – völlig getrennt vom Truppenlager – erstreckte sich die Belser Chaussee entlang auf drei Kilometer. Hinter dem Lager begann die Heide, in der ein Munitionslager [bei Hörsten] lag, und dann mindestens zwei Kilometer vom Ende des Truppenlagers entfernt begann das Russenlager, es stieß nur mit der Spitze des Vorlagers, dem Verwaltungsgebäude, bis in die Nähe der Straße vor. Das eigentliche Lager lag mindestens 500 m abseits der Straße und erstreckte sich tief in die Heide hinein. Die nur einstöckigen Baracken entzogen sich völlig der Sicht. Große Schilder verboten jeden Zutritt zum Lager, das ganz mit Stacheldraht umzogen war und durch Posten gesichert. Das war überall so, um zu verhüten, daß die Gefangenen auskratzen oder sonst mit der Außenwelt in Verbindung kamen. Wer herkam, konnte totgeschossen werden.

Im Herbst 1943 ging dies Kriegsgefangenenlager von der Wehrmacht in die Hand der SS über. Die russischen Kriegsgefangenen wurden abtransportiert, und das Lager wurde ein KZ-Lager.

Von alledem erfuhr die Bevölkerung weder in Belsen noch in Bergen irgend etwas, das Lager blieb streng abgesperrt. Jede Annäherung ans Lager wurde mit der Schußwaffe bedroht. Da es sieben Kilometer von Bergen an der von Bergen kaum besuchten Chaussee Bergen-Winsen lag, so kam ohnehin nur höchst selten jemand in diese Gegend. Tatsächlich hat denn auch kaum jemand in Bergen irgend etwas von dem Vorhandensein dieses Lagers geahnt. Das kann ich jederzeit beschwören. Nun habe ich von zuverlässigen Leuten gehört, meist Handwerkern, die von der Gestapo zum Stillschweigen verpflichtet waren: Im ersten Winter 1943/44 wurden vorwiegend Juden hier untergebracht, die nach Amerika ausgetauscht werden sollten, sie kamen mit viel Geld und ganzen Koffergebirgen und wurden schon aus Propagandagründen sehr zuvorkommend behandelt.

Später kamen die KZ-Insassen. Von Frühling bis Sommer 1944 an bin ich als Richter verschiedentlich dort in amtlicher Eigenschaft tätig gewesen. Auf Ersuchen auswärtiger Gerichte mußte ich dort die Insassen vernehmen – Anerkennung von Testamenten, Ehescheidungssachen und ähnliche Dinge. Ich habe dort dabei nie das eigentliche Lager besucht. Die Leute wurden mit zur Vernehmung in die Baracke des Vorlagers geführt. Ich habe dabei die Leute fast jedes Mal in Abwesenheit des SS-Postens gefragt: „Wie ist denn die Behandlung hier?“ Die Leute zuckten die Achseln und sagten dem Sinn nach: Es sei eben ein KZ-Lager, besondere Klagen hätten sie nicht.

Nach meinem Eindruck sahen die Leute weder mißhandelt noch ver-

hungert aus. Besonders fiel mir auf, daß die Umgangsformen zwischen ihnen und den SS-Männern keineswegs frei und ungezwungen waren. Keineswegs daß man sah, daß sie sich vor den SS-Leuten nicht fürchteten. Die Leute waren durch besondere Abzeichen an der Kleidung als Juden, ernste Bibelforscher und als Kriminelle verschiedener Art bezeichnet. Die letzte derartige Vernehmung hatte ich am 16. Dezember 1944, wo ich eine Jüdin in einer Ehescheidung vernahm. Auch diese Frau hatte keine Klagen, obwohl sie mir offenbar vertraute hinsichtlich ihrer Behandlung. Sie sagte nur, sie hätte solche Angst. Wovor habe ich nicht gehört und nahm an, daß sie von ihren Mitgefangenen verängstigt war. Im Vorlager sah ich bei diesem Besuch Familien, offenbar jüdische, die mit ihren Kindern spazierengingen. Aus der Badeanstalt-Entlausungsanstalt hörte man Lachen und Kreischen von Frauen, die mir dort Spaß zu machen schienen. Nichts von alledem hat mich je auf Mißhandlungen, Quälereien schließen lassen. Um Weihnachten 1944 hörte ich, daß über das Lager Quarantäne verhängt sei, weil Seuchentyphus oder Ruhr ausgebrochen sei. Von da an wurden meine Ersuchungen, zu Vernehmungen ins Lager gelassen zu werden, unter Hinweis auf Seuchenquarantäne abgelehnt.

Ich habe keine Ahnung gehabt, wie stark das Lager belegt war. Ich habe stets angenommen, es seien dort 1500 bis 2000 Menschen untergebracht. Erst etwa eine Woche vor dem Einzug der Alliierten in Bergen hörte ich zu meinem Entsetzen, daß dort über 50 000 Menschen seien³, davon die Mehrzahl gefährliche Verbrecher, von denen man sich, falls sie aus der Haft entlassen würden, schwerster Plündereien versehen müsse.

Wir Berger Einwohner hatten hiervon keine Ahnung, selbst die wenigen nicht, die überhaupt von dem Dasein des Lagers eine Kenntnis hatten.

Ich habe in den ersten Monaten 1945 ein- oder zweimal Transportzüge auf der Entladerampe der Lagerbahn, die den Bahnhof Bergen und das Dorf Bergen nicht berührte, gesehen, aus denen Leute ausgeladen und mit LKW in Richtung KZ abgefahren wurden. Mir schien die Zahl der Ankömmlinge nicht so erheblich, daß ich danach auf einen hohen Stand der Lagerbelegung hätte schließen können. Von dem ungenannten Handwerksmeister erfuhr ich in dieser Beziehung folgendes:

Die Höchstbelegungsfähigkeit des Lagers habe sich auf 15 000 bis 18 000 Menschen belaufen. Seit Anfang 1945 seien dauernd so starke Transporte dem Lager zugeführt, daß es schließlich rund um oder über 50 000 Menschen gefaßt habe. Die Neuankömmlinge hätten Seuchen, Ruhr, Typhus, Fleckfieber eingeschleppt. Der Kommandant Kramer, der mir als ordentlicher, auf das Wohl seiner Lagerinsassen bedachter Mann geschildert wurde, habe schriftlich, fernmündlich und persönlich dieser Überfüllung des Lagers widersprochen, habe sogar die Übernahme ankommender

³ Bei der Befreiung durch die Briten am 15. April 1945 befanden sich etwa 60 000 Häftlinge im KZ Bergen-Belsen.

Transporte in das Lager verweigert, damit aber nichts erreicht, als daß die Leute auf der Rampe und im Zuge an Schwäche und Kälte gestorben seien. Worauf er sie dann wohl oder übel hätte aufnehmen müssen. Zimmer und Betten seien über und über belegt. Die Gefangenen hätten sich den hygienischen Vorschriften nicht gefügt. Die Befolgung sei nicht mehr zu erzwingen gewesen. Die Sterblichkeit sei erheblich gestiegen, man habe die Leichen zu verbrennen gesucht, was nur unvollkommen gelungen sei. Zu allem Unglück habe im März die Wasserleitung versagt, und schließlich seien sogar die gesamten Abwässer zurückgestaut. Als diese unbeschreiblichen Verhältnisse ihren Höhepunkt erreicht hatten, sei der Engländer eingerückt. Es sollen insgesamt etwa 35 000 Menschen in diesen Monaten den Seuchen erlegen sein.

Die Engländer haben nach ihrem Einrücken die Kranken in die Lazarette geschafft. Nach Mitteilungen einer dortigen Pflegerin sind noch sehr viele von ihnen gestorben, weil sie entgegen der bekannten Ruhr- und Typhusnachbehandlung mit kräftigen Lebensmitteln überfüttert seien, dadurch Rückfälle erlitten haben und diesen erlegen sind.

Alle Behauptungen feindlicherseits, die Leute seien in Gaskammern getötet, aufgehängt oder durch Genickschuß beseitigt, fanden später ihre Erledigung durch einen Leitartikel überschrieben ‚Belsen‘ in der Nummer vom 1. Mai 1946 in der ‚Welt‘⁴, die mit englischer Leitung erscheint. Dort wird ausdrücklich festgestellt, daß die Leute nicht mit Gaskammer, Galgen, Genickschuß und dergleichen erledigt sind, sondern daß sie durch Hunger und an Seuchen gestorben seien.

Die Engländer selbst warfen uns in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit in Bergen vor, wir seien Mörder, hätten die Belser Insassen ermordet. Unser Hinweis, daß von dem Dasein eines solchen Lagers noch nicht zehn Prozent von Bergen es geahnt hätten, daß auch diese von den näheren Verhältnissen nichts hätten wissen können und daß sie, wenn sie es gewußt hätten, selbstverständlich ohne jeden Einfluß gewesen wären, begegnete stets Unglauben und Ablehnung⁵.

⁴ Tatsächlich erschien der Artikel bereits in der Ausgabe Nr. 5 der ‚Welt‘ vom 16. April 1946 auf der Titelseite. Nachdem darauf hingewiesen wird, daß die Untaten im KZ Bergen-Belsen den deutschen Namen in der Welt über Jahrzehnte hinweg belasten würden, heißt es dort: „Vom 1. März bis zum 31. März 1945 sind in Belsen 17 000 Menschen gestorben. Vom 1. bis 15. April, dem Tag der Befreiung, waren es weitere 18 000. Nach der Befreiung sind, trotz aufopferndster Pflege, noch 13 000 Menschen gestorben. Das sind fast 50 000 Tote in zwei Monaten. Sie sind nicht in Gaskammern umgekommen, sie sind nicht erschossen oder erhängt worden. Sie sind verhungert, sie sind an Seuchen zugrunde gegangen, sie sind gestorben vor Entsetzen und Verzweiflung. [...] Wird der Name Belsen auch Anlaß sein, Einkehr zu halten? Noch scheint es nicht so. Noch immer wird von allzu vielen einfach beiseite geschoben, was doch Tatsache, bewiesene Tatsache ist.“

⁵ Zum Bericht von Ernst von Briesen vgl. auch seine schriftlich niedergelegten Ausführungen „Das KZ-Belsen“, KA-Celle: 019-01 (Fach 3 Nr. 3 f).

Dokument 53

Bergen: Erna Pieper, Gemeindegeschwester

1. April 1948

In der Zeit, als Bergen geräumt werden mußte¹, blieb ich hier, ich war zwar am ersten Tage bei einer Kranken mit Lungenkrebs und so nicht in meiner Wohnung, ich kehrte erst dahin zurück, bis die Angehörigen der Lungenkranken daraufhin zurückkehrten. Hier vor meiner Tür hielt ein Wagen mit einem Mädchen, das Diphtherie hatte, und in dem Raum, wo viele Kinder zusammengepfercht waren, nicht bleiben konnte. Die nahm ich in mein Zimmer, zog vor meine Bücher eine Leinwand und zog mein Harmonikabett aus und legte die Kranke hier hin. Ich schlief im gleichen Raum auf meiner Chaise, während auf dem Sofa eine Frau nächtigte, die für die Franzosen, die alle sonstigen Räume des Hauses in Benutzung hatten, kochte und reinemachte. Bergen war von französischen und italieni-

¹ Auf Befehl der Briten mußte Bergen am 22. April 1945 von der deutschen Wohnbevölkerung geräumt werden, in dem Ort wurden vor allem italienische, aber wohl auch französische Kriegsgefangene aus Lagern in Wietzendorf (Landkreis Soltau) und Fallingbostal einquartiert. Die deutsche Bevölkerung wurde auf die umliegenden Dörfer verteilt, in Bergen bleiben durften (und sollten) nur der Bürgermeister, alle Schlachter und Bäcker sowie alle sonstigen mit der Herstellung und Verteilung von Lebensmitteln befaßten Personen, der Apotheker, die Angestellten der Bank und zwei Schuster (vgl. HQ 8 Corps, Civil Affairs: War Diary 22 April 1945, PRO: WO 171, Nr. 4041). Die meisten der einquartierten Kriegsgefangenen verließen Bergen bereits nach zwei bis vier Wochen wieder, um in ihre Heimat zurückgeführt zu werden; ein Teil der deutschen Bevölkerung mußte allerdings bis zu sechs Monaten warten, bis sie in ihre Häuser zurückkehren konnten. Die Gemeinde schätzte den entstandenen Schaden 1951 auf rund DM 3 279 000,- (vgl. Oberkreisdirektor Celle an den Regierungspräsidenten Lüneburg, 7. März 1951, sowie Angaben der Gemeinde Bergen, beide KA-Celle: 035-10, Fach 18 Nr. 8). – Von einem Gefangenenlager für französische Offiziere in Wietzendorf ist nichts bekannt. Es gab dort allerdings ein Lager für sowjetische Kriegsgefangene (Stalag X D Wietzendorf), in dessen Nähe 16 000 dieser Gefangenen begraben sind, sowie ein weiteres Lager (Oflag 83 Wietzendorf), in dem zwischen April und Sept. 1944 etwa 3000 italienische Offiziere registriert waren. Die erwähnten französischen Kriegsgefangenen dürften zum Teil aus dem Lager Stalag XI B Fallingbostal gekommen sein; in diesem Lager waren zwischen 55 000 und 95 000 Kriegsgefangene registriert, davon bis zu 40 500 Franzosen und bis zu 30 000 Sowjetbürger, ab Oktober 1943 auch zunächst 28 000 italienische Militärinternierte (vgl. Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 2: Niedersachsen I, Köln 1985, S. 98 ff.). Eine größere Gruppe französischer Kriegsgefangener dürfte aber auch aus Nienburg/Weser gekommen sein (vgl. unten, Nachtrag vom 7. April 1949). In Nienburg/Weser gab es sowohl das Kriegsgefangenenlager Stalag X C, in dem die Franzosen die größte Gruppe darstellten (zwischen 31 300 Gefangenen im Herbst 1941 und 15 800 Gefangenen im Dez. 1944), als auch ein Lager für etwa 1400–1700 kriegsgefangene Offiziere (Oflag X B), in dem fast ausschließlich Franzosen untergebracht waren (vgl. Heimatgeschichtlicher Wegweiser ..., Bd. 3: Niedersachsen II, Köln 1986, S. 87 f.).

schen Offizieren, die bis dahin im Lager Wietzendorf gefangen gewesen waren, besetzt. Die Franzosen hier im Hause waren äußerst höflich und hilfreich mir gegenüber. Der Capitain, ein baumlanger, breiter Mann, begleitete mich auf meinen Berufswegen, meine Räder konnte ich ja nicht benutzen. Er ließ mich nicht allein gehen, da er fürchtete, es könnte mir etwas zustoßen. Da wir sonst keine ärztliche Betreuung hatten, mußte ich von Dorf zu Dorf, wo überall Krankheiten dringende Hilfe brauchten. Zuerst hatte ich in meiner Wohnung auch eine ruhrerkrankte Halbjüdin aus Belsen, eine deftige Frau aus Oberbayern, aber sie klaute, und ich war froh, als sie von mir weg wollte, da sie es nicht haben konnte, daß ich sie einschloß. Aber das mußte ich, da sie sonst die Franzosen beklaut hätte.

Eßwaren für mich habe ich nie von den Franzosen angenommen, nur für meine Kranke, vor allem Milch. Zuerst hatten die Franzosen viel Mitleid mit den Leuten aus Belsen, dann aber wurde ihnen die Bettelei auch zu viel: „Raus! Ich habe keine Geduld!“ Die anständigen Leute aus dem KZ machten ja auch bald, daß sie wegkamen, die anderen klauten.

Ich weihte die Franzosen ein, daß ich eine Kranke hier oben liegen hatte, denn es war ja verboten. Der Franzose kam hinauf, sah sich unter der Tür das junge Mädchen sehr genau an und sagte: „Es ist verboten, Kranke zurückzuführen!“ Daraufhin war meine Kranke sanktioniert.

Die Italiener haben unendlich gehaust wie die Schweine, überall setzten sie ihre Haufen hin: auf den Tisch, in den Eisschrank, in Einmachgläser und Kochtöpfe, sie häuften Kleider zusammen und leerten Nachteimer darüber aus. Bekannte sind später nur erst mit einer Gasmasken in ihre Wohnung zurückgegangen, weil sie es sonst nicht ausgehalten hätten. Bei Amtsgerichtsrat von Briesen² wurde furchtbar geklaut, vor allem Kunstsachen, die besten Aquarelle, die Perser, die Blutkorallen, die Brücken, alles war weg. Später boten die Italiener die Sachen wieder zum Tausch an gegen Eßwaren. Einmal riefen mich die Italiener vor dem Dorfe an, aber ich war so wütend, daß ich in gebrochenem Italienisch sagte: „Die Italiener sind Schweine, sie setzen ihre Haufen auf den Tisch!“ Da schimpften sie hinter mir her.

Um Tabletten für meine Kranke zu kriegen, die in der deutschen Apotheke nicht mehr zu haben waren, ging ich zu der französischen Ambulanz, ich sollte durchaus den Mund aufmachen, damit sie sich von der Wahrheit überzeugen konnten, aber ich hatte ja keine Diphtherie, und von der Anwesenheit des Mädchens durften sie ja nichts wissen. Ich bin sogar noch gut weggekommen und habe die Tabletten doch gekriegt.

Meine Franzosen haben ein Huhn zwei Tage mit zusammengebundenen Füßen liegenlassen, als ich sie darauf aufmerksam machte, sagten sie kalt: „Es ist ein deutsches Huhn!“ Sie zeigten mir auch die Italiener und ihre Schweinereien und sagten: „Das sind Ihre Freunde!“ Sie erzählten mir,

² Ernst von Briesen, von ihm Dokument 52.

wie schön ihre Uniformen bei den Kolonialtruppen seien, die weißen weiten Hosen! Hier hätten sie ja die grauen Einheitsuniformen an, die Offiziere der Kolonialtruppen bekämen nur die besten und fähigsten Leute, für die Offiziere der Kolonialtruppen würden nur die besten und fähigsten Leute ausgewählt. Aber die Kolonialtruppen seien besser als die eigenen.

Nachtrag vom 7. April 1949

Als ich an dem Schwarzen Sonntag von Bergen Ende April 1945 von einem Patienten kam, riefen mir zwei Mädchen auf der Straße entgegen: „Bergen muß geräumt werden!“ Einige Männer bestätigten es. Eine Kommission von den Siegermächten ging mit dem Bürgermeister Brammer³ zum Rathaus.

Ich alarmierte hier das Haus und ging in die Kirche zu Organist Paul Bauck: „Bergen muß geräumt werden!“ Da wurde der Gottesdienst sofort abgebrochen. Ich nahm meine Sachen, die für den Luftschutz immer gepackt waren, und mein Rad und ging zu einer Schwerkranken, einer Flüchtlingsfrau aus Hannover, mit dem festen Vorsatz, sie nicht zu verlassen. Die Leute aus dem Hause waren schon alle fort. Sie lag allein. Man sah alle mit Kind und Kegel abziehen, wir hatten nur eine Stunde Zeit, um zehn Uhr mußte alles geräumt sein. Dann zogen die Italiener und Franzosen ein. Ehe man es sich versah, war alles voll von den Fremden aus Wietendorf. Alle Häuser standen offen. Ich ging zum französischen Quartiermacher und fragte, ob ich ein Zimmer behalten dürfte. Das wurde mir erlaubt. Als ich zurückging, richteten sich schon 13 französische Offiziere hier häuslich ein. Sie machten Feuer, wuschen, kochten und brieten. Der erste der Offiziere machte mir einen förmlichen Besuch mit Handschuhen, ich gab ihnen Bettwäsche, Decken, und zwischendurch versorgte ich meine Kranken. Der französische Oberleutnant war ein Rechtsanwalt im Zivilleben. Er war ein großer Bachverehrer und bewunderte vor allem unsere Backsteingotik. Er hat mir immer geholfen.

Abends stand vor meiner Tür ein KZ-Mädchen elend an Ruhr, die nahm ich auf. Sie war Halbjüdin, sie wollte am anderen Tage fort, das war auch gut, denn sie hätte sonst doch trotz ihrer Krankheit geflirtet. Aber raus aus dem Zimmer kam sie nicht, ich schlief auf meinem Schlüssel. Sie hat meinen Teppich sehr beschmutzt. Am anderen Tage konnte ich sie am Auto abliefern, das sie mitnehmen wollte. An dem anderen Tag kam eine Diphtheriekranken aus Nindorf [nördlich von Bergen], der Wagen stand vor der Tür – ich nahm auch diese auf. Obwohl ich die Weisung hatte, keinen Kranken und keinen Zivilisten aufzunehmen. Aber die Franzosen

³ Willi Brammer, Landwirt und Gastwirt, nach der Besetzung kurzzeitig als kommissarischer Bürgermeister von Bergen eingesetzt, bereits am 9. Mai durch den Tierheilpraktiker Albert Repke ersetzt, der dieses Amt bis zum 31. Okt. 1945 wahrnahm.

steckten mit mir durch. Die englische Kontrolle kam erst gar nicht bis zu mir hinauf. Sie hatten eine bebende Angst vor ansteckenden Krankheiten.

Die Franzosen schleppten ganze Schinken, Gläser mit Fleischklößen, Eimer voll Milch heran, sie kochten den ganzen Tag.

Dann kam noch eine Flüchtlingsfrau, die in den umliegenden Dörfern kein Quartier gefunden hatte, die nahm ich auf mein Sofa, und sie hat für die Franzosen reingemacht. Nachmittags bin ich mit dem Capitain auf die Dörfer gegangen und habe da gedoktert. Vor allem mit Spritzen zu den Diphtheriekranken. In der Siedlung Hasselhorst lag so ein armer Kerl, da das Haus sieben- oder achtmal durchgeraubt wurde, haben sie ihm auch seine Hose genommen, obwohl er darauf lag. Der hatte auch Diphtherie.

Hier im Hause blieb immer ein Franzose zur Wache zurück, denn es wimmelte von Russen, die Russen hielten am meisten Disziplin. Das KZ-Gesindel war am schlimmsten. Zwei Mann von ihnen haben im Salzmoor [bei Bollersen] einen Topf Schmalz aufgeessen, wurden natürlich todkrank. Das KZ war damals überfüllt. Die paar SS-Leute konnten keine Ordnung zwischen den Massen halten. Die Wasserleitung versagte. In die Kloake hatten sie einen Erschlagenen gestopft, deshalb funktionierte das auch nicht mehr. Ich habe ein Telefongespräch angehört von einem Transportführer, ehe noch die Alliierten hier waren, mit der Lagerleitung: „Wir haben hier Typhus“, hieß es, „aber wir können nicht weiter, Sie müssen uns aufnehmen!“ Es handelte sich um einen KZ-Zug. Belsen soll früher das beste Lager gewesen sein.

Wir haben hier keinen Todesfall an Ruhr gehabt, auch nicht, als die KZ-Leute sich überall an den Straßen hinsetzten und mit ihrem Ruhrkot alles verunreinigten, das hätten leicht die Fliegen übertragen können. Wir hatten hier zwar als Ärztin Frau Dr. W., aber die ließ uns im Stich. Durch Vermittlung einer Schwester aus einem Lazarett bekamen wir Medikamente und konnten tausendfach helfen. Vor dem Lazarett stand eine englische Wache und hinten packte mir ein Sanitärer die Aktentasche voll Medikamente.

Es war natürlich immer noch zu gefährlich, mit einem Motorrade zu fahren, denn Schwester Lina hatten sie das Rad weggenommen, die Polaken, und sie bedroht. Überhaupt die Unsicherheit, und wie viele Leute wurden erschlagen. An einem Tage hatten wir in Bergen vier Selbstmorde, dem alten Apothekerehepaar, das alles in Hannover verloren hatte und nun auch ausgewiesen war, hatte man das letzte Brot weggenommen, das sie sich geholt, da verübte es auf dem Friedhof Selbstmord.

Auch bei mir im Hause sollte geplündert werden, man schlug schon seitens der KZ-Leute die Fenster ein, aber der Franzose scheuchte sie zurück. Auch die Engländer haben versucht, die Fenster einzuschlagen. Ich bin auch immer energisch geworden, zwei KZ-Weiber, die sich eine Pfanne durchs Fenster angeln wollten, habe ich auf die Hände geschlagen. Am

schlimmsten waren die Zigeunerfrauen, die holten sich die Blumenzwiebeln aus den Gärten und aßen sie auf. „Zwieb, Zwieb“, das war ihr höchstes.

Eigentlich ging es den ganzen Sommer so weiter. Nach drei Wochen kamen die Bewohner langsam wieder zurück. Die beiden Gemeindegewerksamerinnen waren mit nach Dohnsen [östlich von Bergen] zu einem Bauern geflüchtet, aber auch dieser mußte räumen, und sie hatten neben der Familie im Schweinestall keinen Platz mehr. Da kamen sie heimlich nach Bergen zurück und versteckten sich im Läuteturm, nachts wickelten sie sich in den Teppich vor dem Altar, der alte Kirchendiener, Vater Buhr, brachte ihnen zu essen und manchmal auch Wasser zum Waschen. Einmal bat die eine mich: „Kann ich mit Ihnen kommen und mich einmal richtig waschen?“ Na, da habe ich sie sich mal richtig waschen lassen. Es wurde auch kein Brot mehr gebacken für die Bergener, die dageblieben waren. So mußten wir uns das Brot aus Hermannsburg holen. Ich habe es meist von den Franzosen geholt, bis die Bäcker wieder die Erlaubnis kriegten. Die Italiener mußten zur Strafe nach Wietzendorf zurück, weil sie sich so schweinemäßig aufgeführt hatten. Sie durften pro Kopf einen Zentner Gepäck mitnehmen. Sie zogen ab wie eine Plündergarde mit Fahrrädern, Kinderwagen, und wieviel Decken gingen mit! Nur in einem Falle hat eine Frau aus Bergen ihren Pelzmantel wiedergekriegt, er wurde von dem Italiener, der ihn geraubt hatte, bei dem katholischen Pfarrer deponiert, es war Frau O. Die Franzosen durften nur zehn Pfund mitnehmen. Der katholische Geistliche las den ganzen Tag in der Leichenhalle, die er als Kapelle eingerichtet hatte, Messe. Die französischen Offiziere gingen viel zur Messe, sie hatten in Nienburg im Lager ein volles Jahr keinen Gottesdienst gehabt. Die Franzosen gingen auch zum Abendmahl. Der französische Gottesdienst war auch viel im Laden bei Wisner.

Die ärztliche Betreuung Bergens wurde besser, als Dr. Stührmann als Arzt herkam. Der französische Capitain ging mit einem Minensucher systematisch durch Gärten und Häuser und gruben nach, wo dieser Metall anzeigte. 14 Tage hatten wir überhaupt keine Kartoffeln. Die Franzosen aßen mittags gebratenen Schinken mit Bohnen, dann baten sie mich, ihnen einen Kuchen zu backen, das konnten sie nicht, davon kriegte ich für meine Kranken etwas ab. „Toujour tartes!“, das hätten sie am liebsten gehabt. Manchmal wollten sie kein Deutsch verstehen. Sie hatten ein Huhn einen Tag gebunden am Boden liegen. Ich sagte: „Pauvre poule!“, Antwort: „Das ist ein deutsches Huhn!“ Sie haben es erst am nächsten Tage geschlachtet.

Dokument 54

Bergen: Rudolf Habermann, Landwirt¹

14. Juni 1949

Unser Ort wurde in dem verhängnisvollen Nachkriegsjahre durch das KZ in Belsen mit heftigem Widerwillen immer wieder in der Weltpresse genannt. Er war aus früheren Jahren bekannt als kleiner Heideort, von einer friedlichen, ehrbaren Landbevölkerung bewohnt, aber durch die Errichtung des Truppenübungsplatzes Belsen-Bergen hatte er ein vollkommen anderes Gesicht bekommen. Verhängnisvoll wurde dieser Platz aber erst, als im Zuge der nationalsozialistischen Weltanschauung im Jahre 1942 das berüchtigte Judenlager, KZ, dort eingerichtet wurde.

Im April 1945 wurde Bergen durch die alliierten Truppen besetzt, und somit wurden auch die noch verbliebenen jüdischen Insassen des Lagers Belsen befreit. Bis dahin wußte fast kein Berger etwas davon, daß in Belsen ein KZ bestand, und erst recht ahnte man nichts über die Vorgänge, die sich im Lager abspielten. Die Verfehlungen, die vor allem in der letzten Zeit sich im Lager abspielten, sind teilweise darauf zurückzuführen, daß die Regierung den Fehler beging, die Insassen der sonstigen KZ-Läger mehr ins Innere des Landes zu verlegen, um den vorrückenden feindlichen Streitkräften keinen Einblick zu geben von den Zuständen, die darin herrschten.

So kam es, daß das KZ-Lager Belsen, welches für 3000 bis 4000 Insassen eingerichtet war, mit 35 000 Häftlingen belegt wurde, eine Zahl, die verbürgt sein soll. Die Versorgung wurde vernachlässigt, die hygienischen Einrichtungen reichten nicht aus, die Wasserversorgung versagte zuletzt. So kam es, daß die erbarmungswürdigen Geschöpfe, die schon völlig zusammengesunken ankamen, beim Eintreffen der Besatzung zu Tausenden verendet herumlagen. Auf dem Bahnkörper des Truppenübungsplatzes lagen die Leichen stapelweise aufgeschichtet.

Dieses Bild machte einen verheerenden Eindruck bei dem englischen Kommandanten. Er hatte natürlich den Verdacht, daß Bergen von diesen Zuständen unterrichtet sei und zur Rechenschaft gezogen werden mußte. Die friedliche Bevölkerung Bergens konnte sich beim Augenschein dieser entsetzlichen Tatsachen des Schauderns und Grauens nicht erwehren und war entsetzt über die furchtbaren Folgen der Maßnahmen der damals verantwortlichen nationalsozialistischen Regierung. Alle arbeitsfähigen Männer und Frauen wurden von den alliierten Truppen sofort beauftragt, im Lager Belsen Gräber für die Toten des jüdischen Lagers Belsen auszuschaufeln. Da ist es meine Pflicht, eine Persönlichkeit zu nennen, die das

¹ Habermann, zunächst Angestellter beim Katasteramt, nach 1933 Kirchenrechnungsführer, war Mai 1948–1957 Gemeindedirektor von Bergen, DP.

größte Verdienst für Bergen hat, das Ansehen des Ortes wieder hergestellt zu haben, und die Alliierten dann überzeugt hat, daß Bergen daran schuldlos sei, das ist Pastor Ubbelohde².

Das gesamte Barackenlager wurde daraufhin von englischen Flammenwerfern verbrannt, um eine Epidemie zu vermeiden. Die Kranken wurden sofort in das große Wehrmacht-Lazarett befördert oder in Soldaten-Baracken gelegt und kamen in ärztliche Behandlung. Trotzdem sind noch viele an Unterernährung gestorben. Da aber trotzdem noch genügend Platz nicht vorhanden war, wurde plötzlich an einem Sonntagmorgen Ende April 1945 von den Engländern der Befehl erteilt, daß der ganze Ort Bergen freizumachen sei, dieser Befehl war innerhalb zwei Stunden auszuführen.³ Hier im Ort blieben nur einige ernährungswichtige Betriebe und einzelne Herren der Gemeindeverwaltung.

Was sich während dieser Zeit abspielte, ist wohl das schrecklichste seit dem Dreißigjährigen Krieg. Zu Tausenden strömten die KZ-Häftlinge und polnische und russische Kriegsgefangene⁴, Italiener und Franzosen in unser friedliches Dorf, raubten und plünderten, was sie an Habe vorfanden.

Die Bevölkerung konnte nur einige notwendige Sachen mitnehmen, und das auch nur unter Lebensgefahr. Wer sich wehrte, wurde von den Unholden niedergemacht oder erschossen. Die Berger flohen teils in die Wälder oder zu Freunden und Verwandten in den weiteren Dörfern des Kirchspiels. Was ihnen nun nicht in Bergen verlorenging, mußten diese Unschuldigen sich nun unterwegs rauben lassen in den Kirchspielgemeinden, wo sie Zuflucht suchten, denn auch dort kämten die Banden jedes Haus durch.

Am schlimmsten waren nicht die KZ-Leute, die waren schon dankbar, wenn sie etwas Nahrungsmittel bekamen, am meisten wüteten die russischen und polnischen Kriegsgefangenen. Dieser Zustand dauerte zwei bis vier Wochen, bis endlich der Befehl zurückgenommen wurde und unsere Bevölkerung ihre Häuser wieder betreten durfte.

Aus dieser Darstellung kann sich jeder ein klares Bild machen, welche eine trostlose Lage für die Bevölkerung Bergens bestand. Nur durch zähen Fleiß und herzliche Religiosität hat sich Bergen in den darauffolgenden Jahren wieder etwas erholt.

Daß das oftmals nicht mit Gesetz und Vorschriften der Zeit im Einklang stand, wird jedem Sachkundigen klar sein. Durch die Not der Zeit gezwungen, konnten die Kompensationsgeschäfte nirgendwo so stark sein als in Bergen. Das spielte sich so ab:

Die Juden des Lagers bekamen reichlich viel Unterstützung durch Ras-

² Eduard Ubbelohde, vgl. Prolog, Anm. 4.

³ Zur Räumung Bergens am 22. April 1945 vgl. auch Dokument 53 sowie die dortige Anm. 1.

⁴ Gemeint sein dürften hier, wie auch weiter unten, wohl auch befreite russische und polnische Fremdarbeiter.

segenossen aus aller Welt, vor allem aus USA. So wurden sie in ganz kurzer Zeit mit allerlei Produkten erfreut, die für die hiesige Bevölkerung schon seit langem nur noch ein Begriff waren. Es begann ein lebhaftes Geschäftstreiben. Obwohl es heute wohl noch nicht an der Zeit ist, alles zu Papier zu bringen, so soll doch der Nachwelt die Wahrheit übermittelt werden und allen Gerüchten vorangehen.

An diesen Dingen hat sich wohl ganz Bergen ohne Unterschied von Stand und Beruf beteiligt. Es wurde kompensiert mit allen möglichen Artikeln, landwirtschaftlichen Produkten: Eiern und Butter. Ein Ei wurde mit 15 bis 20 RM bezahlt oder mit Zigaretten eingetauscht. Die Schachtel Zigaretten kostete 200 RM. Dieselben wurden bei den hiesigen Gastwirten abgesetzt. Butter wurde umgetauscht für Textilien von den Juden. Einige Betriebe, die ihr Kapital oder ihre Maschinen verloren hatten, beschafften sich Geld für Maschinen, indem sie eine Kuh oder ein Schwein umsetzten. Anders konnten sie ihren Betrieb nicht aufrechterhalten. Eine Kuh wurde mit 15000 RM bis 35000 RM bezahlt je nach Güte. Ein gutes Schwein je nach Gewicht bis zu 15000 bis 20000 RM gehandelt. Zum Vergleich: Für einen Herrenanzug wurden von den Juden Preise verlangt von 11000 bis 12000 RM.

Daß dieses Treiben stark ausgenutzt wurde, war höheren Orts nicht unbekannt geblieben. Die Staatsanwaltschaft in Lüneburg setzte einen verschärften Fahndungsdienst ein, und so mußten oft sonst ehrbare Landwirte verurteilt werden. So wurde mein Nachbar, der während der Räumung all sein Hab und Gut an Maschinen verloren hatte und auf natürlichem Wege seine Dreschmaschine nicht in Gang setzen konnte, da er keinen Treibriemen hatte und ihn erst kompensieren mußte, mit Strafe belegt, die ihm im Laufe der sachlichen Begründung zum Teil erlassen wurde. Bauer K. wurde zu schwerer Strafe verurteilt, weil derselbe mehrfach Großvieh kompensiert hatte, um seinen ausgeplünderten Hof wieder in Gang zu bringen, der durch eine nicht einwandfreie Bewirtschaftung eine größere Schuldenlast trug. Er bekam ein halbes Jahr Gefängnis und seine Frau und seine Tochter wegen Hehlerei ebenfalls die gleiche Strafe.

Unser Ort wurde daraufhin überall verschrien. Die Not der ersten Nachkriegsjahre auf dem Gebiet der Ernährung war derartig verhängnisvoll, daß die Menschen aus der gesamten britischen Zone, vornehmlich aber aus dem Ruhrgebiet, hierherzogen und bei jüdischen Familien eine Arbeit aufnahmen auf dem Truppenübungsplatz. Hier waren 8900 jüdische Familien zu etwa 20000 Personen insgesamt. Der jüdischen Verwaltung wurde von den Engländern der dritte Bauabschnitt des ehemaligen Truppenübungsplatzes als ihr souveräner Besitz übereignet.

Auf sittlichem Gebiet trat nun eine ungeheure Verwahrlosung in Erscheinung. Bergen bekam durch den Zuzug der fremden Elemente wieder neue Schwierigkeiten, diese Fremden hatten ja keine Anmeldung und bekamen keine Aufnahme, überdies war es streng verboten von der jüdi-

schen Lagerverwaltung, Deutsche im Lager zu beherbergen. Sie durften nur, während sie arbeiteten, im Lager sein.

So vegetierten diese Menschen im Sommer in den Wäldern um Bergen und Belsen. Es mußten des öfteren große Polizeistreifen herangeholt werden, um diese Elemente endlich zurückzutransportieren. Aber alle Mühen und Maßnahmen der Polizei reichten nicht aus, da nicht genug Gefängnisräume zur Verfügung standen, um die Leute dingfest zu machen. Zwei bis drei Tage nach solcher Fahndungsaktion waren die Abtransportierten wieder da, und wenn sie selbst hinter Soltau, in der Raubkammer [Waldgebiet nördlich von Munster], abgesetzt wurden. Die Invasion hatte solche Ausmaße angenommen, daß selbst die jüdische Lagerverwaltung sich dieser Eindringlinge nicht mehr erwehren konnte und eine eigene Lager-Polizei ausbaute. Obwohl diese sich in der ersten Zeit grundsätzlich weigerte, mit den deutschen und englischen Polizeikräften zusammenzuarbeiten, so ist sie doch im Laufe der Zeit zu einer anderen Einstellung gekommen.

Auch auf kriminellem Gebiet mußte dieser Zustand ausarten. Es ist allgemein bekannt, daß der Jude nicht selbst zum Diebstahl greift. Aber aus den Reihen dieser Fremden fand er genug Mittelsmänner. Diese taten sich zu Räuberbanden zusammen, um in der hiesigen Gegend Einbrüche zu veranstalten, um Schweine und Rindvieh den Juden in die Hände zu spielen. Bis zum heutigen Tage kann man sein Vieh nicht auf der Weide belassen, da die Weidediebstähle überhand nehmen. Das schreckliche Bild, das den Bergern noch immer in der Erinnerung stand, das Bild der Räumungszeit, wurde von diesen fremden und deutschen Elementen noch übertroffen an Schrecklichkeit.

Die Szenen, die sich in Belsen zwei Kilometer von hier abspielten, kann sich nur der ausmalen, der selbst mal den Anblick gesehen hat. Tausende von jungen Frauen umlagerten die Zäune des Lagers der Winser Straße und ließen sich da anheuern, um für schmutziges Geld dort zu arbeiten oder sich mit den dreckigen, schmutzigen Juden in eine Liebschaft einzulassen. Dies Treiben ging so weit, daß auch die Bewohner der Ostzone illegal über die Grenze kamen und sich in dies verhängnisvolle Treiben einmischten, sie kamen aus noch viel größerer Not und warfen sich mit offenen Armen in den Strom. Es bildete sich in Belsen eine große Schar von Höhlenbewohnern, die keine Hoffnung hatten, je durch die Flüchtlingslager Uelzen⁵ oder anderen den Zuzug von der Gemeinde zu erhalten. Sie nahmen das ihnen im Judenlager Gebotene hin, ohne sich Gedanken zu machen, wie der Weg enden würde.

⁵ Das Flüchtlingslager Uelzen-Bohldamm, im Oktober 1945 auf Befehl der Militärregierung eingerichtet, war eines der fünf niedersächsischen Flüchtlingsdurchgangslager, von denen aus die Flüchtlinge in die Aufnahmebezirke verteilt wurden. Uelzen-Bohldamm entwickelte sich neben dem Lager Friedland bei Göttingen zur zentralen Auffangstelle in Niedersachsen, es bestand bis März 1963.

Auch unsere Jugend in der hiesigen Gemeinde wurde durch diese Schwarzmarkt-, Tausch- und Kompensationsgeschäfte angelockt und in sie verwickelt, teilweise sogar unterstützt von den Eltern, so daß sie vollkommen von der ehrbaren Arbeit abgelenkt wurde. Das hat auf Sitte und Moral in den jugendlichen Kreisen eine verheerende Wirkung gehabt. Sie hatten kein Interesse mehr an dem Guten, das noch aus der guten alten Zeit überkommen war, sie konnten sich auch nicht mehr zurechtfinden in all dem, was um sie vorging und wie die Zeiten jetzt geworden waren. Diese Unsicherheit fand ihren Ausdruck in der ungebührlichen Art der jungen Gäste auf dem Tanzboden und in der Nichtachtung der älteren anscheinlichen Bevölkerung gegenüber. Dies war vielfach nicht nur die Schuld des Elternhauses, sondern auch Schuld der Erzieher in den Schulen. Die Gesetze hatten noch keine genügend bindende Kraft. Insgesamt gesehen hatte jeder deutsche Staatsbürger, jeder ehrbar Denkende und Handelnde durch den Zusammenbruch und die Maßnahmen der Besatzungsmächte fast alles verloren.

Durch den Verlust der Ostgebiete kamen in den Jahren 1944 bis 1946 über 2000 Personen in unseren Ort hinein, und durch die unverständlichen Maßnahmen der Alliierten, unterstützt von deutschen Kräften, wurde die unheilvolle Entnazifizierung eingerichtet, bekannte, fähige Bürger, Lehrer, Verwaltungsbeamte usw. wurden ihres Postens enthoben und in den meisten Fällen durch nicht geeignete und nicht vorgebildete Kräfte ersetzt, so in unserem Ort allein im Lehrerkollegium sechs Flüchtlinge und nur zwei einheimische Lehrer belassen. So wie in der Erziehung, so hat es sich auch auf allen anderen Gebieten nicht segensreich ausgewirkt zum Schaden der Allgemeinheit. Denn es liegt auf der Hand, daß langjährige erfahrene Kräfte nicht zum Vorteil der Gemeinde durch andere ersetzt werden können.

Als Beispiel dafür sei unser Heimatmuseum genannt. Die fremden Gestalten, die nach der Kapitulation unser Dorf durchstöberten, machten noch nicht einmal hier vor dem Altertum halt, das mit unbeschreiblichem Fleiß, Mühe, Liebhaberei und Interesse durch Präzeptor Römstedt⁶ und seinen Schwiegersohn, Lehrer Niebuhr⁷, aufgebaut worden war, um für die Gegenwart das Leben unserer Vorfahren in den Sammlungen des Museums wieder erstehen zu lassen. Die gesamte Münzsammlung wurde gestohlen, teils zerschlagen, und in der niedersächsischen Dönzen-Einrichtung⁸ großer Schaden angerichtet durch Polen, Russen, teils auch durch die Besatzung.

⁶ Friedrich Römstedt (1849–1930), 1891–1921 Lehrer in Bergen, zuletzt Rektor, 1911 einer der Gründer des Heimatvereins Bergen, der 1912 den Heinshof kaufte und 1913 als Heimatmuseum Bergen eröffnete; der Heinshof wurde 1929 in Römstedt-Haus umbenannt.

⁷ Wilhelm Niebuhr, von ihm Dokument 51.

⁸ Dönze: heizbare Wohnstube im Bauernhaus.

Die Gegensätze zwischen der einheimischen Bevölkerung und dem ungeheuren Zustrom der Ostvertriebenen wurden sehr verschärft, da Persönlichkeiten aus den Flüchtlingskreisen sich gegen die Bevölkerung rücksichtslos Vorteile zu verschaffen suchten. Die Gemeindeverwaltung hatte anfänglich einen schweren Stand, um der mutwillig hervorgerufenen Schwierigkeiten Herr zu werden. Das galt für Wohnungen, Vorteil bei Bezugscheinen usw., obwohl doch die Flüchtlinge wußten, daß unser Ort hundertprozentig gelitten hatte und daß unsere Leute ebenso bedacht werden mußten. Es erwies sich später, daß diese fraglichen Personen nachher wegen unehrenhaftem Handeln durch Eigennutz und Bevorzugung ihrer Person oder von Freunden ihres Postens enthoben werden mußten.

1947/48 trat eine allgemeine Beruhigung ein. Die Flüchtlinge sahen ein, daß die Mitglieder des [Gemeinde-]Ausschusses einwandfrei zum Nutzen aller ihre Arbeit erledigten. Inwieweit unser Ort, der bis zum Zusammenbruch 2700 bis 2800 Personen zählte, seinen Anstieg auf augenblicklich 5300 Personen bevölkerungspolitisch meistern wird, wird die Zukunft zu beantworten haben.

Wir haben augenblicklich noch nicht allzu große Sorge vor dem Gespenst der Arbeitslosigkeit, aber wie wird es werden, wenn der Truppenübungsplatz, wo noch 8000 bis 12000 jüdische Personen wohnen, in der nächsten Zeit leer sein wird, weil diese Juden repatriert werden sollen. Die Repatriierungskommission hat in den letzten Monaten einzeln jede jüdische Familie gefragt, wohin dieselbe auswandern will. Die meisten haben sich entschieden, in ihr neu gegründetes Staatenwesen Israel zu gehen, andere nach Kanada, ein kleiner Teil nach Frankreich und einige wollen Deutschland als ihre Heimat wählen. Die ersten Transporte haben bereits das Lager Belsen verlassen und ihre neue Heimat aufgesucht. Man weiß noch nicht, wie sich das für uns auswirken wird, da sie vielen Familien Bergens Arbeitsverdienst gegeben haben.

Möge unser Ort davor bewahrt bleiben, wie es manchen Industriezentren geschah, daß hier keine allzu große Not eintritt, daß das heimatgebundene Charakterbild unserer Gemeinde nicht vollständig zerschlagen wird. Bergen war immer beliebt durch seine Gastfreundschaft und seine Biederkeit, Tugenden, die von altersher hier traditionell waren. Möchten auch die Kräfte, die durch das Kriegsschicksal nun zu uns gekommen sind, sich unserer Art anpassen und den Tugenden, die Niedersachsen eigen sind. Dazu ist die Voraussetzung, daß die Ansässigen den neuen Bürgern diese alten überlieferten Stammestugenden vorleben, damit die Fremden genötigt sind, sich ihrer Umgebung anzupassen, wenn sie hier lebensfähig sein wollen.

Wenn auch endlich unter den Fall Belsen ein Schlußstrich gezogen werden soll und wenn auch die Juden nun unsere Gegend verlassen, so hat doch eine harte Anordnung der Engländer uns alle sehr stark beunruhigt. Es ist beabsichtigt, nach Abtransport der Juden das Lager auch fernerhin

als DP-Lager für Verschleppte zu lassen, wo hauptsächlich polnische, jugoslawische und russische Emigranten ihre Aufnahme finden. Diese Elemente werden unseren Ort, der Gott sei Dank etwas in Ruhe gekommen war, stark gefährden. Alle Verwaltungsbehörden haben vergebens beim Engländer interpelliert, aber diese Stimmen wurden nicht gehört, sondern der Befehl wurde ohne Anhörung der deutschen Stellen durchgeführt.⁹

Was dies Lager in den letzten Jahren durch die Besitzergreifung des jüdischen Komitees an materiellem Sachschaden aufweist, ist unbeschreiblich. Jeder, der das Lager in Augenschein nimmt, glaubt, daß das Lager Belsen durch Bombenangriff in diesen Zustand versetzt worden ist. Das ist aber nicht der Fall. Diese Zerstörung wurde in den Jahren 1946 bis 1949 im vollsten Frieden angerichtet. In den Gebäuden wurde alles, was nicht niet- und nagelfest war, abmontiert, die Steine verkauft, Fenster und Fußböden herausgerissen und verheizt, die Pferdeställe abmontiert, die Dachstühle eingerissen und verbrannt oder verkauft. Zuletzt wurden die Straßensteine aufgerissen und verkauft, man machte auch nicht halt vor den Anlagen und der Umzäunung. Die Bäume wurden abgerissen, und so entstand ein Bild der schlimmsten Verödung und Verwüstung. Das mit allem Komfort eingerichtete Offizierskasino wurde ein Raub dieser Unholde. Dort entwickelte sich ein Leben und Treiben, das im wahrsten Sinne abscheulich war.

In den Wohnungen der Arbeiter, Angestellten und Beamten wurden diesen Personen Wohnungen angewiesen, und den Deutschen wurden Behausungen zugesprochen, die heute schon, da es sich um Barackenwohnungen handelt, baufällig sind, es sind Elendsquartiere in Gudehausen und Neu-Hohne¹⁰, es sind 200 Familien, die ein schweres Problem für den Kreis Celle und Bergen bedeuten. Gudehausen gehörte mit zum Truppenübungsplatz. Es herrscht dort große Not. Es liegen hier 36 Wohnungsanträge vor, ohne daß man helfen kann.

⁹ Das Lager bestand bis August 1951 und wurde dann aufgelöst, vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 31.

¹⁰ Gudehausen und Neu-Hohne: zwei der acht Flüchtlingslager im Landkreis Celle, vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 43 f. Neu-Hohne lag wie Gudehausen am Rand des Truppenübungsplatzes.

Dokument 55

Belsen: Hermann Schulze, Landwirt

21. April 1948

[...] Das berüchtigte spätere KZ-Lager war früher Arbeitslager, dann Russenlager, da war alles in Ordnung. Wo das Lager stand, war fiskalischer Wald, zwei Kilometer vom Dorf an der Chaussee Belsen-Winsen. Ungefähr 1942 wurde das Russenlager erweitert, teils durch Übernahme der Baracken, teils durch Neubau, es sollten hier durch Arbeit Leute gebessert werden. Es kam auch eine Ladung von alten Schuhen, Uniformen und Holz, das teils fertig, teils roh war. Die Bewachung war SS. Klagen sind bis Ende 1944 hier nicht gehört. Ich habe aus eigener Anschauung, indem ich Spediteur des Truppenübungsplatzes war, noch im Frühjahr 1945, wie die Russen endgültig aus dem Lager entfernt und nach Fallingbostal verlegt wurden, den sogenannten ‚Bauhof‘ leer fahren müssen: Fenster, Türen, Barackenteile. Ich hatte damals vier bis fünf Pferde. Zum Aufladen und Beladen der Wagen wurden mir immer KZ-Leute gestellt. Ich hatte manchmal Männer-, manchmal Frauentrupps gestellt bekommen. Schlagen habe ich nie bemerkt. Man konnte sich auch mit den Leuten unterhalten. Ich sagte zu meiner Frau: „Es sind Leute dabei mit so guter Robe, die man hier kaum kennt!“ Nach meiner Ansicht ist das Chaos erst entstanden, wie die Bahntransporte von Unterlüß, Bergen, Soltau, Fallingbostal, Wietze, Winsen, Celle alles nach dem KZ-Lager Belsen zufließ.

Da sind die Baracken nach meiner Ansicht nicht durch die SS belegt, sondern die Häftlinge krochen rein, solange noch ein paar Beine mehr drinstehen konnten. Deutschland wurde immer kleiner – wo wollte der Lager-Kommandant Kramer mit denen allen hin, die hatten sechs bis acht Wochen im Zuge gesessen und krochen unter, wo nur eine Tür offenstand. Bis Anfang 1945 war alles in Ordnung. Im Januar 1945 fuhr ich noch 80 Ztr. Zucker auf meinem Rollwagen ins Lager. Acht Tage später wurde meinem Gespannführer, ein Franzose, der Zutritt durch SS verwehrt, die Ladung und die Pferde wurden ihm am Tor abgenommen und später wieder rausgebracht. Seitdem habe ich jeden Transport abgelehnt. Kasernenwärter Thies sagte mir in der Zeit: „Es wird immer voller!“ – „Wieviel sind in den Baracken?“ – „7000 bis 8000 Mann!“ „Ich will da nichts mehr mit zu tun haben.“ Man sah da Abgemagerte, man sah aber auch Gutgenährte. Das ganze Chaos entstand erst durch die Überbelegung, durch das Zusammenfluten der vielen Transporte aus den vorher erwähnten Bahnhöfen.

Die Engländer kamen nach hier am Sonntag, dem 15. April 1945. Wir hörten tagelang vorher das Schießen von Schwarmstedt [Landkreis Fallingbostal], Winsen und Wolthausen. Es wurde am Sonnabend und Sonntagmorgen noch aufgerufen zum Abfahren von Hufeisen und zum Einla-

gern von Korn und Mehl aus den Kasernen. Ich kam mit meinem Gespann um drei Uhr nachmittags von diesen Fahrten auf den Hof, da setzte der Einmarsch von Panzern der Engländer ein bis abends ununterbrochen um elf Uhr. Die gefangenen Russen und Franzosen jubelten ihnen zu. Ich konnte diesen Jubel nicht mit ansehen und setzte mich mit meiner Frau ins Zimmer. Wußten wir doch nicht, was uns aus dieser Besatzung noch alles bevorstand. Tags darauf kam abends ein Engländer mit einem meiner Russen um neun Uhr in die Küche und hielt mir einen Revolver vor die Brust und verlangte Alkohol. Sie stiegen in den Keller und holten alles, was sie an Kognak fanden. Auch ist mir nachher mein Radio von einem Engländer abgeholt. Er brauchte den Vorwand, es wäre für das Hospital. Es sollte nach fünf Tagen zurückgebracht werden, diese fünf Tage sind bis heute noch nicht um.

Die erste Arbeit der Sieger bestand darin, die KZ-Leute vom KZ-Lager in die Kasernen zu legen. Da ich mit meinem Hof direkt vor dem Kasernenhof lag, flutete alles auf meinen Hof. Mir haben die KZ-Leute mit Russen und Polen zusammen 19 Schweine, 18 Rinder und Kälber, zwei Schafe, alle Gänse, Enten und Puten sowie 100 Hühner in drei Nächten durch Einbruch und Zerschlagen der Türen und Fenster gestohlen (Normalstand an Großvieh 28 Kopf).

Mein Nachbar, Bauer Grünhagen, wurde von Russen erstochen, seine Frau buchstäblich totgetrampelt. Sie hat zwei Stunden geschrien und ist gequält. Sie hat ihrem Mann beispringen wollen, da haben sie ihr das Gesicht zertreten. Die Russen warfen die Leichen am andern Morgen in einen Splittergraben und luden alles, was zu fassen war, auf einen Gummiwagen, spannten die Pferde des Hofes davor und fuhren in Richtung Hannover ab. [...] Sie hatten keine Kinder. Er war 50, sie 27 Jahre alt. Der Hof ist seiner Schwester, Frau Brockmann, geborene Dageförde, die in Holstein lebt und einen Jungen hat, zugesprochen. Er ist jetzt an einen Schöllner verpachtet, einem Flüchtling aus Mecklenburg.

Ich hatte meinen Posten als Ortsbauernführer 1938 niedergelegt. Als einziger Bauer im Dorfe, der in der Partei war, mußte ich immer für die Befolgung der Anweisungen sorgen, und darüber lächelten die andern, ich mußte mich ärgern, und das paßte mir nicht. Legte ich aber den Posten nieder, brauchte ich das nicht mehr.

Die Russen und Polen sind nicht in meinem Zimmer gewesen, meine Zimmer sind auch von KZ-Plünderern verschont geblieben. Das verdanke ich nur meinem Ukrainermädel Olga mit ihrem Verlobten, einem Russen Gregori, sowie meinem Russen Michel. Wenn die Russen und Polen bei mir in Trupps von 15 bis 20 Mann kamen und sagten: „Bauer, essen!“, dann saßen sie in der Küche und aßen stundenlang. Wenn sie dann Miene machten zum Plündern in den Zimmern, dann standen die Olga und Gregori dabei, und ich hörte dann von Zeit zu Zeit das Wort ‚Bauer‘, sonst sprachen sie ja russisch oder polnisch. Dies Wort ‚Bauer‘ trat wohl zutage

auf ihre Frage: „Wie ist Bauer?“ Und dann waren Olga und Gregori wohl auf meiner Seite, da ich sie gut behandelt hatte. Wenn die beiden die Trupps dann nicht halten konnten, so trat einmal der Michel durch die Tür und sagte: „Was? Du comme çi comme ça? Du ein Russe? Ein Russe nie comme çi comme ça!“ Das war der Ausdruck für klauen. Sie schlichen dann wie begossene Pudel ab. Wir hatten wenig vergraben. Michel wußte alles, er hat nichts verraten. Michel ging auch nicht weg, als die Engländer die letzten Russen zusammensuchten. Auf meine Frage, wo er sich denn versteckt gehalten hätte und warum, sagte er nur, er müsse erst kucken, wie die Geschichte lief. Er ging nachher allein nach Fallingbostel¹ und brachte mir mein Fahrrad obendrein wieder zurück, das er behalten sollte.

Die Franzosen wurden hier 1942 weggenommen und kamen nach Burgdorf. Meinen Franzosen hat das Arbeitsamt wieder nach hier verpflanzen müssen. Am Tage vor dem Zusammenbruch hat ihn eine Bombe auf Rodehorst Hof in Bergen begraben, ich habe ihn begraben in Bergen, mitten zwischen den Deutschen, der arme Junge, weil er ein guter Mensch war.

Rodehorst hat aus Gram von den Plünderungen einen Schlaganfall erlitten. Ich habe dafür gesorgt, daß er einen Sarg bekam, keiner mochte mehr hin nach Bergen. Ich spannte an. Nahm meinen Rollwagen und fuhr los. Ich habe ihn auch einlegen helfen. In der Nacht, wie Rodehorst im Sarge lag, schlachteten die Banden auf seiner Diele seine beste Kuh ab. Ich bin zweimal in Unterhosen durch die Wiesen gelaufen zum Bürgermeister und wollte die Engländer holen. Der Engländer nahm den Spähwagen und fuhr mit mir auf meinen Hof, da kriegten wir schon Feuer aus dem Schweinestallfenster, da schossen die Engländer auf die flüchtenden Banditen 20 Schuß. Da konnten sie erst laufen. Kohrs ist nicht ein Huhn geklaut. Er hatte die Engländer bei sich liegen, ein Schwein haben sie mal ihm weggenommen, das habe ich ihm wieder hingetrieben. Kohrs ist noch Bürgermeister.² Im KZ-Film marschiert er als erster Bürgermeister über die Bühne.

Mein einziger Sohn ist bei Stalingrad vermißt. Wir haben nun eine unsichere Nachricht bekommen, daß er in einer Tischlerei in Rumänien arbeiten soll. Wir geben die Hoffnung nicht auf. Wir haben einen Sohn unserer Tochter aus Offen, Frau von der Kammer, angenommen, kommt Hermann nicht wieder, so bekommt der den Hof, er soll nun auf dem Thaer-Seminar³ lernen.

¹ Gemeint ist das DP-Sammellager in Fallingbostel, vgl. Einleitung, S. 34f.

² Karl Kohrs, Landwirt und Maurer, 1938–1964 Bürgermeister von Belsen, schloß sich nach 1945 zunächst der SPD an, später DP.

³ Albrecht-Thaer-Seminar Celle: im Nov. 1926 als höhere Lehranstalt für Landwirte der Landwirtschaftskammer der Provinz Hannover eröffnet, zurückgehend auf Albrecht Thaer (1752–1828), Professor der Landwirtschaft, der Verbesserungen des landwirtschaftlichen Betriebes einführte, die er auf seinem Hof in Celle erprobte, und später in Celle die erste landwirtschaftliche Hochschule Norddeutschlands begründete.

Dokument 56

Hasselhorst: Dr. Hildegard von Funke, Saatzuchtleiterin, Angestellte der Firma F. von Lochow-Petkus GmbH¹

11. September 1947

Ich bin erst im November 1945 hier angekommen. In den Häusern hier wohnten Platzarbeiter [vom Truppenübungsplatz Bergen-Belsen], es ist dies Willenbockelsche Haus nicht mehr das alte ursprüngliche Bauernhaus, die Skizze des alten hängt von der Hand des Regierungsrats Fleck, Celle², im Zimmer des Chefs. Diese Platzarbeiter wurden nun vor die Entscheidung gestellt, ob sie für uns oder gegen uns arbeiten wollten. Zum Teil wurden die Frauen mit Kindern bis zum Äußersten hier gelassen. Das Willenbockelsche Haus war schon kein richtiges Bauernhaus mehr, sondern zu Wohnräumen umgebaut. Wir haben zuerst in den Einzelzimmern dicht gedrängt gewohnt. In allen Büros waren zugleich Schlafstätten. Da der Haushalt keinerlei Vorräte hatte, waren alle bestrebt, etwas heranzuschaffen, Preiselbeeren und Kartoffeln war damals ein beliebtes Abendbrot. Unsere ersten Hühner bekamen wir von der Stader Saatzuchtgenossenschaft, sie brachten sie uns eines Tages im Auto her. Das eine hatte sogar unterwegs ein Ei gelegt. Wir lebten völlig aus der Hand in den Mund, aßen das, was es auf Lebensmittelscheine gab, restlos auf, aber es hat ja noch immer geklappt.

Es mußte stark mit Traktoren gearbeitet werden. Laube jun. und der Sohn des Inspektors saßen ununterbrochen auf den Traktoren und brachen den harten Boden um. Wir hatten ja das Zuchtmaterial mitgebracht, und der Winterroggen mußte in den Boden. Leute aus Bergen kamen nach und nach zu uns in Arbeit, auch Leute, die früher auf dem Platz gearbeitet hatten.

Die Post verkehrte noch nicht wieder, und anfänglich hatten wir noch keinerlei Verbindung geschäftlicher Art. Aber es sprach sich allmählich herum, wo wir abgeblieben waren, und die Vermehrer aus dem Osten er-

¹ Die Firma F. von Lochow-Petkus GmbH, eine bedeutende Saatzuchtgesellschaft, hatte ihren Sitz in Petkus (Mark Brandenburg). Der Leiter des Betriebes, Dr. Walter Laube, verlagerte Anfang 1945 nach dem Vordringen der sowjetischen Armee über die Oder die Hälfte des Zuchtmaterials und der Betriebseinrichtungen nach Dunsen (Landkreis Alfeld/Leine); Anfang August 1945 ließ sich die Firma dann auf einem geeigneten Gelände in Hasselhorst am Rande des Truppenübungsplatzes Bergen nieder und nahm dort die Zucht wieder auf. In Hasselhorst befanden sich drei evakuierte Bauernhäuser, von denen das erste Mitte Oktober 1945 bezogen werden konnte. Hildegard von Funke arbeitete nach halbjähriger Inhaftierung in einem tschechischen Lager wieder ab Mitte November 1945 in dem Betrieb mit.

² Johannes Fleck (1876–1955), Regierungs(ober)baurat und Kunstmaler, Mitglied des ‚Celler Kunstkreises‘ und der ‚Celler Bauhütte‘, u. a. Architekt des Neubaus für das Celler Gymnasium.

führen es schließlich auch. Dann richteten wir uns in Bergen ein Schließfach auf der Post ein, und einer von unsern Petkusern wurde der Bote für uns. Im November/Dezember meldeten sich schon wieder Vermehrer. Im Januar kamen schon sehr oft Bewerber um Stellen, es waren dies meist Flüchtlinge aus dem Osten, die nicht wußten, was sie machen sollten. Herr von Simson, unser zweiter Geschäftsführer, kam auch auf Besuch und wurde irgendwo in ein Büro zum Schlafen hingelegt. Besuch hatten wir überhaupt viel, aber es war schon schwerer, die Menschen in den Arbeitsprozeß wieder einzugliedern. Viele Petkuser fanden sich auch aus der Gefangenschaft kommend wieder ein. Unsere Petkuser Lehrlinge hatte Dr. Laube schon lange vor der Katastrophe nach Hause geschickt, drei von ihnen sind wieder hierhergekommen. Jetzt sind es im ganzen zehn Lehrlinge, in Petkus waren es sechs. Die in Petkus gebliebenen Familien möchten am liebsten auch hierher, aber sie können es nicht recht.

Da in Belsen sehr viele Polen im Lager waren, wurden auf unsere Häuser viele nächtliche Raubzüge unternommen. Wir hatten ununterbrochene Nachtwachen arrangiert in dreistündigen Schichten. Eines Nachts sollte mein Rad dran glauben, aber die Wachen steckten einen Stock zwischen die Speichen, und so wurde es gerettet. Wir hatten überall Pflugscharen aufgehängt auf unserm Willenbockelschen, auf dem Marquardtschen und auf dem Peetshofe. Letzterer ist wunderbar geeignet für nächtliche Raubüberfälle, da es am Walde liegt, das Gehöft. Georg Klaus wollte seine Kameraden für die Nachtwache ablösen, als ihm eine Kugel um die Ohren pfeift. Sie fanden keine Polen, aber einen Engländer, der sich angstvoll bei diesem Schuß unter ein Bett verkrochen hatte. Beim englischen Überfallkommando war einer, der darauf brannte, die räuberischen Polen zu fangen, aber das war nur schwer, denn wenn sie uns nachts aus Bergen mit ihrem Wagen zu Hilfe eilen wollten, dann verrieten die Scheinwerfer ihr Kommen, und die Polen türmten rechtzeitig. Dann hat einfach das englische Überfallkommando hier mehrere Nächte geschlafen; als einmal dann die Gänse auf dem Peetshofe furchtbar schrien, sind sie dorthin gelaufen und haben richtig einen Polen erschossen, das war im Anfang 1946.

Im vorigen Jahr haben wir lange unter dem Damoklesschwert eines Räumungsbefehls gelebt. Es hieß, über den Versuchsgarten sollte eine Schußbahn gelegt werden. Es wurde also ernstlich ein erneuter Umzug erwogen, wir erließen ein weit verzweigtes Rundschreiben an viele Kreisbauernschaften und Vermehrer, wer uns raten könnte, ein Gelände für unsere Zwecke zu finden. Schließlich waren wir fast entschlossen, das Schützenhaus bei Bevensen [Landkreis Uelzen] zu nehmen, aber durch eine Petition, die bis Minden vordrang³, konnten wir die ganze Umquartierung noch abbiegen. Es war fast an jedem Freitag, daß eine solche Schauermär

³ Gemeint ist hier das Zonenhauptquartier der britischen Militärregierung; Minden gehörte zur Zonal Executive Offices (ZECO) Area.

uns erreichte, entweder durch den Bürgermeister uns übermittelt oder durch die Engländer direkt.

Die hiesige Bevölkerung kam uns zuerst sehr mißtrauisch entgegen. Auch die Behörden verhielten sich sehr abwartend. Jetzt unterstützen uns alle nach Kräften.

Sehr schwierig war es, das Inventar zu beschaffen. Wir hatten ja auch keine Handwerker an der Hand, vor allem keine Tischler. Wir spannten quer durchs Zimmer eine Strippe, um unsere Kleider aufzuhängen. Wir hatten keine Besen und keine großen Kochtöpfe, es fehlte eben an allem. Wir hätten bei der Packung der Trecks eben an noch mehr denken müssen und uns auf mehr Leute einrichten, als es geschehen war. Wir hatten nur auf 20 Leute gerechnet, aber es wurden bald viel mehr. Es gab auch nur sehr wenig Gemüse in dem Winter 1946, wir konnten nur Möhren und Schwarzwurzeln bekommen. Fräulein Wrede, die ja den Gutshaushalt von Grund auf gelernt hat, führte anfangs den Haushalt. Schwer war es, so viel Besuch ohne Marken durchzuschleifen oder so lange, bis die Zuzugsgenehmigung da war. Auch Heizung hatten wir nicht, später bekamen wir kleine, primitive Öfchen, in die wir das klitschnasse Holz steckten. Ein Mann war dazu da, nur immer Holz in die Büros zu schleppen. Aber auch das hat alles geklappt, und wir sind auch durch diesen ersten Winter gekommen.

Dokument 57

*Hagen: Anna Margartha Kuhlmann, Gutsbesitzerin
4. Mai 1948*

[..]¹ Zuerst hatte ich zur Arbeit 39 Slowaken, 1939, bin sehr gut mit ihnen fertig geworden, sie kamen als freie Arbeiter, Saisonarbeiter und blieben bis Dezember 1939. Dann kamen Italiener, die haben mir das Leben schwergemacht. Es waren nicht etwa Landarbeiter, sondern Schlosser, Musiker, Bäcker, Friseure, die waren alles gescheiterte Existenzen, sie kamen mit ihrer Kochfrau, auch als freie Arbeiter, der eine hatte einen Split-

¹ Frau Kuhlmann, zugezogen aus der Göttinger Gegend, berichtet zunächst von der Anlage des Truppenübungsplatzes Bergen 1938 und den damit verbundenen Zwangsumsiedlungen der Bauern, deren Höfe auf dem Gebiet des neu entstehenden Übungsplatzes lagen, sowie von den Veränderungen der wirtschaftlichen und sozialen Infrastruktur der Umgebung von Bergen durch den Zuzug neuer Arbeitskräfte und der Soldaten; die bisherigen Landarbeiter nahmen immer mehr lukrativere Arbeitsstellen auf dem Truppenübungsplatz an. Frau Kuhlmann bewirtschaftete ihren Hof mit Hilfe eines Verwalters und ihres Vaters, nachdem ihr Mann 1939 als Soldat eingezogen worden war.

ter im Kreuz vom Spanienfeldzug her. Wenn ich sie ins Heu schickte, dann fingen sie Frösche und aßen sie bei lebendigem Leibe auf. Auf dem Tische in der Polenkaserne² hatten sie große Schüsseln voll Frösche. Fielen aber drei Tropfen Regen, waren sie nicht draußen zu halten. Dann waren sie wie der Wind im Hause, ich kriegte sie weg mit Zigaretten. Sonst meinten sie, es war zu kalt! Bettwäsche kannten sie nicht. Die Polizei hatte ihnen verboten, Messer zu tragen. So nahmen sie Zwillen und schossen damit nach den Vögeln. Ihre Kopfkissen stopften sie mit Spatzenfedern, kochten von Spatzen Suppe. Beim Kartoffelroden zerkratzten sie dem Fahrer die Backe, weil er den Trecker nach ihrer Meinung zu schnell fuhr. Fußballspielen war bei ihnen sehr beliebt. Der eine war ein Schnellläufer und lief mit einem galoppierenden Pferd um die Wette. Das war im Sommer 1940, sie blieben bis Dezember des Jahres.

Auch die deutschen Mädchen gingen zum [Truppenübungs-]Platz. Drei hiesige Frauen waren noch da zu unserer Hilfe. Dann schickte ich den Hofmeister nach Kalisch und Wieluń, um eine Kolonne Polen zu holen, es kamen 16 Mann, sehr ordentliche Leute, mit einem Vorarbeiter. Die SS hatte ihn von seinem Hofe vertrieben. „Solche Kolonne habe ich noch nie gehabt“, sagte mein Mann, als er auf Urlaub kam, anerkennend. Unser Oberschweizer blieb. Im Schweinestall hatte ich einen Ukrainer vom Arbeitsamt, der war auch sehr ordentlich, aber schmierig, sonst fleißig und geschickt. Wie oft habe ich ihm gesagt: „Michel, so eine Wirtschaft! Das ist unmöglich!“ Dann sagte er: „Fegen?“ Oder ich kündigte ihm den Besuch meines Vaters an. Dann hieß es: „Chef Vati kommt? Ich putzen!“ Dann wurde Ordnung. Mein Vater war eine Persönlichkeit, wenn der nur die Leute ansah, dann wirkte das. Durch die Schwerhörigkeit meines Schwiegervaters war sehr viel versäumt worden. Das mußte ich nun ausbaden.

Der Hof hat keine Bombenschäden erlitten. Wir haben in den letzten Tagen erst einen Bunker gebaut, einen vor der Polenkaserne und einen für uns hinten im Garten, es waren aber eher Mausefallen als alles andere. Die Polen haben bis zur letzten Minute gearbeitet trotz Aribeschuß und Tiefflieger, sie waren sehr ordentlich. Sie haben mir nie ein böses Wort gesagt und keine Arbeit verweigert.

14 Tage vor dem Einmarsch schickte man uns Kriegsgefangene aller Nationen; von Wesel im Rheinland kamen sie zu Fuß, nach Hagen kamen 5000 Mann. Sie lagen überall. Wir hatten 1000 Russen und 600 polnische Gefangene, größtenteils Aufständische aus Warschau. Sie haben uns das Leben schwermgemacht. Diese Gefangenen kochten in Gruppen auf dem Hofe. Überall stieg blauer Dunst auf, es war wie ein Lager im Dreißigjährigen Krieg. Sie kriegten ihre Verpflegung roh: Kartoffeln und Mehl. Der deutsche Hauptmann hatte vor ihnen Angst. Ich ging hin zu ihm und

² Gemeint sein dürfte ein Barackenlager für polnische Zwangsarbeiter in Hagen.

sagte: „Das geht unmöglich so: der ganze Hof voll Stroh, dazwischen wird gekocht! Warum nehmen Sie nicht die Waschkessel?“ Bis ich das durch hatte! Der Spieß hatte eine feine Laune: „Sie machen dem Alten die Hölle heiß!“ Da bin ich zu den polnischen Vertrauensleuten gegangen, denn da sie bereits alle Zäune um den Hof herum verheizt hatten und alles Brennholz, so fingen sie nun an, die Ständer aus den Scheunen zu hacken. Denn wo 1600 Mann kochen, ist das Brennholz bald alle. Kerkmann und ich mußten erst in den Busch nach Wolthausen und uns von dem angebrannten Holze neues Brennholz holen. Die Engländer kleckerten Phosphorstreifen durch die Heide, es brannte genug Busch und Heide ab. Das holten wir uns. Kerkmann und ich waren noch die einzigen Deutschen auf dem Hofe. Aber ich hatte es doch erreicht, daß durch das vernünftige Kochen im Kessel jeder Kriegsgefangene einmal am Tage warmes Essen bekam. Ich hatte kurz vorher 20 Ztr. Salz eingekauft. Die Kinder kamen mit allerhand Spieldingen, und dafür wollten die Russen gern etwas Salz eintauschen. Ich habe ihnen dann zwei Sack Salz abgegeben, dafür waren sie mir so dankbar, daß sie mir den Hof nicht demoliert haben. Die Russen und Polen vertrugen sich nicht gut. Die Polen warfen sich zu unsern Beschützern auf, sie bildeten sich ein, sie ständen über den Russen. Die Polen waren ausgezeichnet im Anzuge. Dann kamen aus dem ‚Offlag‘ [Offiziersgefangenenlager] Osnabrück noch die Bewachungsmannschaften, die Gefangenen hatten sie schon laufen lassen. Die Wachmannschaften waren völlig in der Auflösung begriffen, 100 Mann. Sie kamen in großen Autobussen, vollkommen betrunkenen Oberst, der mir meinen Trecker beschlagnahmte. Ich klage ihn jetzt aus. Er suchte ihn für drei Tage. Jetzt habe ich ihn erst wiedergefunden, ich bin hinter meinem Trecker hergefahren in alle möglichen Lager mit meinen Pferden. Man ist sich der Gefahr gar nicht so bewußt gewesen, ich habe wohl drei Schutzengel mitgehört. Ich bin bis Heide in Holstein gefahren. Weihnachten 1946 habe ich ihn gefunden. Ich hatte ihn gemeldet im Ersatzteillager in Hannover, Klöckner-Deutz³, und im Suchdienst.

Die Engländer kamen am 15. April 1945 am Sonntagnachmittag. Sie nahmen die deutschen Wachmannschaften mit. Ich dachte: „Wenn dies man gut geht.“ Die Russen sangen im Chor Befreiungslieder – die Polen schmückten die Panzer der Engländer. Die Engländer kamen über den Zaun, nahmen die Wachmannschaften gefangen, ich sehe noch immer einen schwerverwundeten Unteroffizier, die Brust voll Auszeichnungen, ein großer, schöner, blonder Mensch, der gab seine Waffen ab und hob die Hände hoch. Die Polen hatten Bettlaken in die Eichen gehängt. So waren

³ Klöckner-Humboldt-Deutz AG, Unternehmen der Maschinen-, Fahrzeug- und Landmaschinenindustrie, Teil des Klöckner-Konzerns, bestand unter diesem Namen nach mehreren Fusionen seit 1938, Hauptsitz war Köln-Deutz.

wir vor Beschuß sicher. Der Hof war schwarz von Menschen. Die Polen sorgten nachts für Ruhe, sie hatten sich mit den russischen Vertrauensleuten geeinigt. Nachts mußten hier Spiegeleier für 40 Mann gebraten werden, dazu wurden meine letzten Flaschen Wein getrunken. Am nächsten Morgen ging's in den Keller. Die 40 Mann tafelten auf der Diele bei einer Petroleumlampe. Meine Tante und ich saßen hier im Wohnzimmer bei einer Kerze. Bei uns ein 20jähriger englischer Musketier: „Have you wine?“, er hatte eine entsetzliche Angst vor den Polen. Ein polnischer Sergeant spielte: „It is a long way to Tipperary ...“ Sie wollen sich wohl bei dem Engländer anbiedern.

Die Polen sagten: „Frau immer gut gewesen! Nicht plündern!“ Aber den Keller mußten sie doch preisgeben. Die Aufständischen hetzten sie auf. Sie wurden unten wütend, weil sie meistens in saure Gurken faßten. Dann schmissen sie voll Wut das Glas weg. Ich sehe noch die schwarzen Pfoten der Russen in den offenen Birnentöpfen wühlen. Die Russen haben 477 Hühner und 30 Hähne, drei Brutgänse, den Ganter und einen Stamm Puten – sechs Hennen und einen Puter – in einer Stunde abgeschlachtet. Die Federn lagen kniehoch im Stall. Dazwischen lagen die Felle von den zwölf Schaflämmern und alte Klamotten. Dann zogen die 1500 Mann plündernd durch Bergen in die Kaufläden und Schlachterläden. Ich dachte: „Nun brechen sie auch bei dir ein und schlachten alles ab.“ Aber sie fragten sehr ordentlich und haben es bezahlt. Sie nahmen 68 Schweine. Sie sengten sie hier auf dem Hofe ab, auch wenn sie noch nicht ganz tot waren. Großvieh haben sie gar nicht genommen. Ich hatte meine 52 Rinder auf die Weide gejagt. Die 40 Kühe blieben hier im Stall. Keiner hat danach gefragt. Der Keller war gänzlich leer. Unten drin war ein unbeschreiblicher Matsch. Ausgerechnet die Weckkeller, mein ganzer Stolz, ich war immer mit meinen Vorräten ein Jahr im voraus. Die Büchsen hatten die Polen in den Teich geschmissen, wenn kein Fleisch drin war. Ein paar Kisten mit Fleischdosen hatten wir eingegraben unter dem Hühnerstall. Das hatten die Polen aber nicht gesehen. Den Wein hatten wir da auch eingegraben. Ich hätte es nicht erleben mögen, wenn sie den Wein gefunden hätten, den haben wir jetzt erst ausgebuddelt. In den Milchkannen hatten wir Speck und Wurst vergraben hinter dem Schweinestall, sie sind völlig gut geblieben. Auch das Silber hatten wir so eingegraben, es erst mit Paraffin eingerieben. Auch Zucker, Mehl und Erbsen und Zwiebeln hatten wir eingegraben, es ist nichts gefunden. Aber eine Kiste mit Wein hat unser weiblicher Lehrling an deutsche Soldaten verraten, die haben mit ihr eine Kiste Wein ausgegraben.

Am 22. April wurde Bergen geräumt für französische Offiziere, da kriegten wir halb Bergen hierher: ich hatte 17 Flüchtlinge. Die Kinder kamen zu zweit in ein Bett. Ich habe die Nächte auf einem Sessel gesessen und gewacht. Tierarzt Müller hatte vor seinen kleinen Opel Panjepferde gespannt und mit einem Perser überspannt. Darauf Koffer und Gepäck.

Das sah so komisch aus, daß ich lachen mußte, und so blieb das Weinen weg.

Frau Dr. Müller kam mit zwei Milchschaafen an der Kette hier an, auch das war urkomisch, weil sie sich sonst nie mit einem Paket abschleppte. Hähnchen mochte sie ganz gern essen, aber nicht nach Bergen tragen, die wurden durch das Mädchen geholt. Nun stand das zierliche Persönchen zwischen den beiden dämlichen Schafsgesichtern und hatte die großen blauen Augen voll Tränen. Der Assistent von Dr. Müller, ein Holländer, schob im Kinderwagen seine letzte Habe von hier nach Holland. Die ganze Diele stand voll von Kisten und Körben und Betten. Die Berger Leute blieben 14 Tage hier.

Aus Belsen, das die Engländer entdeckt hatten, wurde die SS weggeschickt. Der englische Oberst verlangte erst, daß so viel Deutsche dort eingesperrt würden, als er dort Häftlinge vorgefunden hatte. Manche der Häftlinge gingen vor Entkräftung auf vieren. Die Häftlinge kamen in offenen Loren sechs bis acht Tage im Schlackerschnee von Auschwitz, es waren furchtbare Bilder, die man nie wieder vergißt. Es war traurig, diese jammervollen Frauenzüge zu sehen mit Kinderwagen, eskortiert von SS mit Maschinenpistolen. Aber Oberst Harries, Kommandant von Bergen-Belsen⁴, hat es abgesehen, daß die Deutschen in Belsen inhaftiert wurden.

[...]

Dokument 58

Offen: Frieda Degener, Frau des Lehrers Karl Degener
20. Juni 1949

Mein Mann hatte, schon ehe der Engländer kam, das gesamte nationalsozialistische Schriftgut aussortiert, in einen Karton verpackt und neben den Bücherschrank in der Schule gestellt. Am Sonntag, dem 15. April 1945, wurde Offen besetzt. Am 28. April mußten wir aus dem Hause heraus und fanden bei Bürgermeister Lange¹ Unterkunft. Ehe wir herausgingen, fragte

⁴ Karl Harries (1896–1978), Oberst der Wehrmacht, stellvertretender Kommandant des Truppenübungsplatzes Bergen, Unterzeichner der Vereinbarung über einen lokalen Waffenstillstand zur kampflosen Übergabe des KZ Bergen-Belsen an die Briten vom 12./13. April 1945 (vgl. dazu Einleitung zu dieser Edition, S. 27), führte die deutschen und die ungarischen Wehrmichtsangehörigen bei dem mit den Briten vereinbarten freien Abzug noch bis über die Elbe und ging bei der deutschen Kapitulation in Schleswig-Holstein in Kriegsgefangenschaft.

¹ Karl Lange, Schuhmachermeister, 1919–1952 Bürgermeister von Offen, 1947–1952 auch ehrenamtlicher Gemeindedirektor, April 1946–1961 Mitglied des Celler Kreistages, nach 1945 zunächst NLP/DP, dann UWG.

mich mein Mann: „Was mache ich mit den Büchern?“ Da kam ihm ein Gedanke: Auf dem Laufboden über dem Nebengebäude lag Stroh von unserem Nachbarn, da hinein stellten wir den Karton. Denn wenn die Schule Mannschaftslager wurde, dann hätten die Soldaten ja alles versucht und untersucht. Am 3. Mai waren wir schon wieder zu Hause. Dann fing die Plünderung an. Am 1. Juli sieht mein Mann, daß die Schlösser von den Stalltüren aufgebrochen sind. In diesem Stall lag sehr viel von dem Material, das die deutschen Soldaten hiergelassen hatten, als sie vor dem Feinde wegliefen: Uniformen, Waffen, Rucksäcke, Munition usw. Dies alles war auf Anordnung des Bürgermeisters dort hineingelegt, und von ihm wurde es dann gleich dem Alliierten gemeldet. Wir konnten es nicht beantworten, daß das da alles auf dem Platz vor der Schule liegenblieb, und stellten es so sicher. An diesem Sonntag – gerade als ich aus der Kirche komme – findet mein Mann die Schlösser aufgebrochen, geht hinein und findet in dem Stall alles durchwühlt. Auch der Bücherkarton war aufgemacht, die Bücher lagen verstreut. Es mußte in der Nacht zum Sonntag passiert sein. Mein Mann meldet das sofort dem Bürgermeister. In der Nacht zum Dienstag will mein Mann gerade die Jalousien von unserem Schlafzimmer runterlassen, da sieht er einen schon älteren, großen, schlanken Mann direkt auf das Stallgebäude, in dem auch die Garage lag, zusteuern. Mein Mann zieht sich wieder an, und ich telefoniere dem Bürgermeister, damit er der Wache Bescheid sagen konnte. Mein Mann findet den Stall unten zugeriegelt, sieht aber, daß innen Licht brennt. Er ruft „Aufmachen!“ Das Licht erlischt sofort, aber es antwortet keiner. „Ich hole die Wache!“ ruft mein Mann. Da springt der Einbrecher aus dem Garagenfenster hinten heraus und entflieht. Mein Mann steht hinter einer Eiche, und er läuft an ihm vorbei, und mein Mann sagt ganz laut: „Aha!“, ohne aber den Menschen zu erkennen. Dieser Mensch hat meinen Mann wohl angezeigt, daß er nationalsozialistische Bücher versteckt hätte. Am 5. Juli kommen fünf Engländer schwer bewaffnet an, hämmern an die Haustür und wollen den Lehrer sprechen, sie wollten die Bücher holen. Mein Mann war gleich nach Entdeckung des Einbruchs hingegangen und hatte die Bücher wieder sauber in den Karton gepackt und wieder an den alten Platz in der Klasse neben den Bücherschrank gestellt. Er geht also harmlos mit den Engländern in die Schule, die immer rufen: „Bücher! Bücher!“ Er händigt ihnen die Bücher ein, die sehen schon an der Aufmachung, daß es Hitlerbücher sind, und freuen sich, er holt ihnen noch welche aus dem Lehrmittelzimmer, sie nehmen alles und hauen ab. Mein Mann ist die Bücher los.

Am andern Morgen halb zehn wieder ein Auto: Fünf Engländer wollen den Schulleiter sprechen, stehen und rütteln an der Schultür; da da natürlich keiner öffnet, gehen sie zum Bürgermeister. Dort war mein Mann, da sie eine Bodenerhebung machten. Beide sind dann mit den Engländern zur Schule gekommen, die hatten inzwischen die Schule aufgebrochen,

den Bücherschrank aufgebrochen. Sie fauchen meinen Mann an: „Ausweis zeigen!“ Er hatte als Kriegsbeschädigter natürlich einen Ausweis, den zeigt er vor. Sie sagen: „Mit! Mit! Nix rein!“ Mein Mann mußte, so wie er war, ohne Schuh und Hut ins Auto, und sie fahren mit ihm ab. Unterwegs macht er sich Gedanken, was wohl los sein könne und wo sie ihn hinbringen werden. Sie biegen in Celle mit ihm in den Weißen Wall ein, ins Gefängnis. Mein Mann fragt, was er verbrochen habe? Sie geben keine Antwort. So saß er denn drei Wochen fest. Pastor Janssen² hat ihn besucht. Aber er kam doch seelisch sehr herunter.

Der Bürgermeister gab mir inzwischen den Rat, zum Schulrat³ zu gehen. „Alles hätte ich für möglich gehalten“, sagte Schulrat Prüve zu mir, „nur nicht, daß man Ihren Mann einlochen könnte!“ – „Ob es die Bücher verschuldet haben?“ – „Nein, in allen Schulen liegen ja noch die Bücher, die aussortiert worden sind!“ – „Das Rundschreiben haben wir auch erst jetzt bekommen, daß sie aussortiert bereitzuhalten seien!“ Ob der Einbrecher meinen Mann denunziert hat? „Vielleicht ist es ein Flüchtling?“ – „Wir wissen nicht, wer es sein kann!“ – „Gehen Sie sofort zum Rechtsanwalt!“

Rechtsanwalt [Jürgen] Mülder, der noch einige von den sieben Insassen der Zelle, in der mein Mann saß, verteidigte, übernahm auch die Verteidigung meines Mannes. Er stellte einen Antrag auf Haftentlassung. Diesem Schreiben lag ein Gutachten bei, wie mein Mann sich in der Gemeinde geführt hat. Außerdem wurde darin gesagt: „Der Lehrer Karl Degener ist aus dem Kriege 1914–18 erwerbsbeschränkt. Ein Granatsplitter beschädigte das Steißbein, und ein Teil des Kreuzbeins ging verloren. Er trägt große Operationsnarben, er leidet besonders unter der Haft, weil er ständig beim Sitzen und Liegen behindert ist.“ Der Eingabe des Rechtsanwalts Mülder an die Militärregierung war beigelegt die dienstliche Stellungnahme Schulrat Prüves, zweitens die eidesstattliche Versicherung der Ehefrau über die Maßnahmen, um den Mißbrauch des nationalsozialistischen Schriftgutes zu verhindern, drittens die Stellungnahme des Bürgermeisters und des Ortsbauernführers in Offen zur Persönlichkeit des Angeklagten und die Bitte um Befragung der drei genannten Personen.

Das geschah am 17. Juli 1945, d. h., der Antrag wurde abgesandt. Die Anklageschrift warf dem Inhaftierten „Ungehorsam einer Verfügung der Militärregierung gegenüber und dadurch Verstoß gegen die Verordnung 1, Abschnitt 21“ vor⁴. Diese war am 19. Juli datiert.

² Tido Gerhard Janssen, 1922–1931 Pastor der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover in Marcardsmoor (Ostfriesland), 1931 bis Nov. 1947 an der Strafanstalt Celle.

³ Heinrich Prüve, vgl. Dok. 41, Anm. 5.

⁴ Militärregierung – Deutschland, Kontroll-Gebiet des Obersten Befehlshabers, Verordnung Nr. 1: Verbrechen und andere strafbare Handlungen (Crimes and Offenses), Artikel II, Abschnitt 21: Verstoß gegen jede eine ausdrückliche Strafandrohung nicht enthaltende Proklamation, jedes derartige Gesetz, jede derartige Verord-

Mein Mann fand die Zelle schrecklich dreckig und mit Läusen vor. Er hat die Matratze erst einmal saubergemacht. [...] Mein Mann kam am 27. Juli wieder frei. Im Beruf hat es ihm insofern geschadet, daß er nicht mehr Hauptlehrer sein darf⁵, vielleicht ist das auch wegen der NSV, wo mein Mann hier Leiter war, das heißt, ich habe eigentlich die Sache gemacht, weil mein Mann keine Zeit dafür hatte. Auf seinem Fragebogen stand ‚Kassenwart der NSV‘, da hat der Engländer gefragt, was das bedeute? Und was der Orden bedeute, den mein Mann dafür bekommen hatte. „Ich habe gewissenhaft das Geld abgeliefert und angeschrieben, und es hat immer gestimmt!“ Das hat der Engländer verstanden. Das Gerichtsverfahren hat uns aber doch viel Unangenehmes gebracht, erstens wurde unser Vermögen sofort gesperrt, dann hatten wir die Gerichtskosten und den Rechtsanwalt zu bezahlen.

[...] Bei den vielen Alarmen waren wir immer im Keller, auch an dem Tage, als die Alliierten einzogen. Schon am Sonntagvormittag standen früh die acht Panzer auf dem Taubenberg zwischen Sülze und Offen. Die haben da den ganzen Tag gehalten, die englischen Panzer. Um das ganze Dorf herum standen etwa 30 englische Panzer. Trotzdem kamen immer noch deutsche Soldaten aus der Richtung von Winsen, sie waren schon alle ganz kopflos. Seit Freitag war hier bei der Schule ein Autobus mit älteren Soldaten, die haben hier in der Schule geschlafen. Sie machten, daß sie wegkamen, als die Front immer näher kam. Im Laufe des Sonntags kam ein Siebzehnjähriger noch in seinem Arbeitsdienstanzug⁶, dem stand die Angst in den Augen, wir gaben ihm Milch zu trinken, er war ganz ausgedurstet. Mit ihm kam ein Abiturient aus Chemnitz, die beiden lagen dann auf dem Hofe von der Kammer. Sie sind gefallen, wir stehen noch mit den Eltern in Verbindung. Der Tag verlief erst ruhig, essen konnten wir nicht wegen der Aufregung.

Ehe die Amerikaner hier aus unserem Hause gingen, kamen sie sehr anständig zu unserem Quartier beim Bürgermeister und sagten, wir möchten doch schnell einziehen, ehe die Banden in das leere Haus dringen könnten. Wir hatten noch die Koffer in der Hand, da kamen auch schon Polen in englischer Uniform, schlugen die Türen ein und riefen, ob hier Radio, Foto oder Waffen wären? „No, no, alles abgegeben!“ Sie sprachen sehr gebrochen englisch.

nung, Bekanntmachung oder Anordnung der Militärregierung oder deren Vertreter oder gegen jeden von deutschen Behörden in Ausführung solcher Anordnungen erlassenen Rechtssatz [wird nach Ermessen eines Gerichtes der Militärregierung mit jeder Strafe, mit Ausnahme der Todesstrafe, bestraft] (Military Government Gazette, 21 Army Group Area of Control/Amtsblatt der Militärregierung Deutschland, Kontrollgebiet der 21. Armeegruppe, Nr. 2, 1944/45, S. 3).

⁵ Karl Degener bekam am 22. Nov. 1946 von der Militärregierung in Lüneburg den Bescheid, daß er zwar wieder als Lehrer beschäftigt werden dürfe, jedoch nur in „nachgeordneter Position“.

⁶ Zum Reichsarbeitsdienst vgl. Dok. 33, Anm. 5.

Die Amerikaner, die hier im Quartier gelegen hatten, hatten zwar sehr gehaust, aber sich anständig benommen, die guten Decken und eine schöne Holzschale vom Tische genommen und oben auf den Bücherschrank gesetzt. Anstandslos durfte mein Mann jeden Tag ins Haus und nach dem Rechten sehen. Einmal hatten sie sogar gefragt: „Wo Besen?“

Nun aber waren sie fort, und die Polen in englischer Uniform standen vor uns: sie müßten Haussuchung machen. Sicher waren sie sich ihrer Sache nicht, denn der eine ging immer wieder hinaus und sah nach dem Auto. Als er wieder heraufkam, kriegte meine Nichte einen Fußtritt, daß sie an die Wand flog. Nun mußten wir alles aufmachen, alle Schiebladen. Ob da Waffen wären. „Auf! Auf!“ und „Gut! Gut!“

Sie haben gar nicht richtig nachgeguckt. Ein paarmal haben sie in die Schiebladen hineingefaßt und unsere Füller herausgenommen. Dann stellten sie meinem Mann die Pistole auf die Brust und sagten: „Wo Uhr?“, und tasteten ihn ab, rissen ihm die Uhr aus der Tasche, daß der Haken hängen blieb, brachen die Schlafzimmerschränke auf und das Kofferchen mit Schmuck, das ich noch in der Hand hatte, auch von meiner Tochter die Handtasche, sie weinte, aber sie nahmen das Beste heraus, wollten es nur mal ansehen, stopften es aber in die Tasche. Vor allem tat es uns leid um ein schönes altes Medaillon von meiner Großmutter. Wertlose Kettchen ließen sie drin und zeigten ihr, sie könne damit zufrieden sein. Dabei schrien sie immer: „Hitlerschweine, Nazischweine, Frauen und Kinder totgemacht!“ Unsere Koffer wurden mit Füßen aufgetreten. 280 Mark wurden herausgestohlen. Das Ganze dauerte etwa eine halbe Stunde. Dann lief wieder einer und sah unten nach dem Auto und stieß mich zur Seite, als er wieder heraufkam. Als sie endlich abzogen, schimpfte mein Mann sie aus bis unten an die Haustür. Auf dem untersten Absatz der Treppe zog einer die Pistole, richtete sie auf meinen Mann und schrie: „Trüch! Trüch!“ Das sollte wohl heißen: „Zurück!“ Wir standen oben und zitterten. Wir können Gott danken, daß es so abgegangen ist, denn unsere Tochter Ursel, damals 16 Jahre, war schon ein sehr ansehnliches Mädchen, und sie hielt ihre Tasche immer fest, als man sie ihr wegreißen wollte. Wir persönlich haben ein ganz großes Glück gehabt.

In der alten Schule war ein Serbenlager. Einen Tag kamen 40 Banditen an mit einer Kutsche und Rädern, Polen und Russen. Wir hatten immer das Gefühl, als ob wir nun bald wieder dran kämen, denn das Plündern im Dorfe ging immer weiter. Deshalb hatten wir auf dem Boden auf einer Abseite, die so schmal und eng war, daß nur unsere Kleinste durchkriechen konnte, Silber und Wäsche hineingezwängt. An einem Morgen ging es auch wirklich los. Ein Krach draußen, sie verhauchten eine Frau, die Polen, die sich ihnen wohl zur Wehr gesetzt hatte. Ich sagte: „Wir bleiben hier nicht! Ich habe eine solche Angst!“ Wir zogen uns mehrere Kleider übereinander an, denn sie waren jetzt so frech, daß sie alles mitgehen ließen. Irgendwo im Dorfe hatten sie sogar nasse Wäsche mitgenommen.

Wir wollten aus dem Fenster springen. Da sagte mein Mann: „Wir wollen es doch abwarten, aufmachen tue ich nicht! Ich gehe nicht runter und öffne, sie werden die Tür schon kaputt kriegen!“ Zwanzig Minuten dauerte der Krach. Auf einmal war es ganz ruhig. Wir hatten schon lange keine Gardinen mehr an den Fenstern, es sah aus, als wenn hier keiner wohnte. Aber sie wußten ja doch, daß wir hier wohnten. Wir sahen vorsichtig hinaus: Die Polen standen und guckten rauf, und dann zogen sie ab unter lautem Wagengerassel. Mein Mann traute sich runter und erkundete, wieso sie abgefahren waren. Die Serben waren unsere Schützer gewesen. Sie hatten an der Schultür gefragt: „Was wollt ihr da?“ – „Lehrer!“ – „Hat nix, gutter Lehrer! Nix da Skola!“ Sieben, acht Serben haben auf die Plünderer eingeredet, schließlich haben sie es geglaubt, und unsere Schule ist im weiten Umkreis die einzige Schule, der nichts passiert ist.

Einige Wochen vorher kam auch eine Bande. Der Anführer hatte eine Kieler Matrosenuniform an mit einem Schleppsäbel an der Seite, er sah zum Totlachen aus mit seiner Matrosenmütze. Sie hatten sich alles Zeug zusammengestohlen und sich dann ausgestattet. Diese Bande nun stellte ihre Räder an die Mauer der Schule, und mein Mann stand hinter der Gartenpforte, die natürlich zugeschlossen war, lehnte sich über den Gartenzaun und verhandelte mit ihnen in aller Ruhe: „Was wollt ihr?“ – „Skola!“ – „Ich schließe auf! Ihr braucht die Tür nicht erst kaputt machen! Aber in Skola nix essen. Ich armer Lehrer. In Skola nur Tische und Bänke und Tinte! Schreiben!“ Dann haben sie zusammen getuschelt, und der Führer hat das Zeichen gegeben, und sie sind abgefahren. Mein Mann hatte schon den Schlüssel herausgekriegt. Aber wir waren froh, daß sie nicht eindringen, denn wir hatten doch große Werte in der Schule, wir denken nur an unseren schönen Lichtbildapparat.

Beim Neubau der Schule wurden die beiden Klassen so verbunden, daß durch zwei Sperrholzwände eine Doppelwand gebildet wurde, aber falls aus den beiden Räumen ein Raum geschaffen werden sollte, diese Wände zusammengeschoben werden konnten. Der Hohlraum war so groß, daß man knapp darin stehen konnte. In diesem Hohlraum hatten wir das Silber von meinem Bruder aus Hamburg untergebracht, und als wir merkten, daß das Versteck sicher war, schließlich auch unsere Werte alle darin aufgestapelt. Die mehrmals schon erwähnte Silberkiste hatten wir auch mit beim Bürgermeister, wir sollten sie auf seine dringende Bitte wieder mit ins Schulhaus nehmen, baten aber, sie erst am Abend holen zu dürfen. Das geschah am gleichen Tage, wo uns unsere anderen Sachen geraubt wurden, so war die Kiste an jenem Tage gerettet. Nun sahen wir eines Tages wieder aus dem Küchenfenster Räder mit Banditen ankommen. Wohin nun mit der Kiste, in unserer Angst schleppten wir sie in die Schulklasse, und da fiel uns der Hohlraum ein. Über das Schlüsselloch hängten wir eine Landkarte. Da war wirklich nichts zu merken, wenn man nicht durch Klopfen feststellte, daß es ein Hohlraum war. Wäre dies viele Silber

gefunden, hätten die Banditen sich nicht damit zufriedengegeben, sie vermuteten immer noch mehr und hätten dann fürchterlich gehaust. So hatten wir auch den Wein, den wir von der Konfirmation übrigbehalten hatten, ausgegossen und die Flaschen mit Buttermilch nachgespült, sonst hätten sie uns auch wegen Wein gelöchert. Wenn ich noch daran denke, wie die Polen auf ihren Rädern schon im Anrollen waren, und wir mußten das Schlüsselloch tarnen: „Lauf schnell und hole Hammer und Nägel!“ Das alles war ein Werk von Minuten.

Später sollten die Russen aus den Lagern in kleinen Trupps zusammengefaßt werden und sollten sie auch zu uns in der Schule einquartiert werden, etwa 20 bis 30 Russen. Bürgermeister Lange meinte, wir müssen welche aufnehmen! Ich bat: „Wir haben doch die Silberkiste in dem Hohlraum, wenn sie da wohnen, entdecken sie bestimmt das Versteck!“ Und es ist Herrn Lange geglückt, das Unheil von der Schule abzuwenden. Offen ist überhaupt, gegen andere Dörfer gerechnet, gut davongekommen. Bei Otte Nr. 7 ist sehr viel Wäsche und viel Silber gestohlen. Bei einer Taufe erzählte mir die junge Bäuerin, daß sie von zwölf Dutzend Silbersachen nur noch ein Dutzend gerettet hätte. Sie bekamen ja bei den großen Hochzeiten so viel geschenkt.

Den Alarm hörten wir immer von Belsen. Durch die Angst meiner Schwester angesteckt, die 1943 in Hamburg alles verloren hatte, gingen wir in den Keller, die Angst übertrug sich auf uns alle.

Nachtrag vom 27. Juni 1949

Jakob war ein Jude aus Belsen, wir kannten ihn nur hier unter diesem Namen. Er war ein tadelloser Mensch. Er kam viel ins Dorf, nachdem das KZ befreit war. Er hat vier Jahre dort gegessen. Seine Frau und seine vier Kinder sind in Auschwitz durch Vergasung umgebracht. Er ist wohl zu irgendeiner Arbeit verschleppt, nach Belsen gekommen und so dem Tode entgangen. Er war furchtbar unterernährt, als er hier zuerst auftauchte. Später hat er sich in Belsen wieder mit einer Jüdin verheiratet. Nun ist er Anfang Mai nach Palästina ausgewandert. Nach seinem Aussehen und seinen Angaben hatte er recht, über schlechte Verpflegung und die Beanspruchung durch zu schwere Arbeit im KZ zu klagen.

Nach der Befreiung handelte er hier, er kaufte Lebensmittel und tauschte durch Tausch mit Zeug usw. Er kam zu uns wegen Eiern, dafür bot er – das Geld hatte ja den Wert verloren – Seife, Kakao, Schuhe, Kaffee, fertiges Zeug und Stoffe. Sonstige Lebensmittel bekamen sie ja genug vom Ausland. Am allerliebsten tauschte er Eier ein, Fett nahm er später auch, sehr gern aber lebende Hühner. Ich hatte den Eindruck, er machte das Tauschen ganz reell. Hier hieß es allgemein von ihm: „Ein anständiger Jude!“ D.h., Bürgermeister Lange sagt: „Angeschmiert hat er doch welche, manche bekommen noch hundert Mark von ihm!“

Von denen, die aus dem KZ freigelassen wurden, sind die Juden am anständigsten gewesen. Das hatten wir nicht erwartet. Mein Mann sagte: „Wenn Belsen freigelassen wird, dann rächen sich die Juden bitter.“ Aber es waren nur die Polen, die es taten.

Pastor Ubbelohde⁷ erzählte, daß gleich nach der Befreiung des Lagers ein englischer Geistlicher zu ihm gekommen wäre und gesagt hätte: „Ich möchte vorweg bemerken, daß ich keine Freundschaft mit einem deutschen Geistlichen wünsche! Kennen Sie die Zustände in Belsen? Wir Engländer hätten nie gedacht, daß so etwas möglich sein würde!“ Pastor Ubbelohde hat nur geantwortet: „Ganz wie Sie wünschen!“

Die KZ-Leute hatten die Erlaubnis, auf die Dörfer zu gehen und sich zu holen, was sie brauchten. Sie waren furchtbar anzusehen, Beine wie Stöcker. Viele sind unterwegs dann verendet. Es herrschte dort Flecktyphus. Mancher konnte sich kaum von der Stelle bewegen.

Zu uns kam mal ein Wiener Professor Singer von einer Höheren Schule, er kam mit einem Juden aus Glatz [Niederschlesien], sie baten um Essen. Er hatte auch vier Jahre in Belsen gesessen. Er war Führer einer Gegenpartei gegen Hitler gewesen. Er ist dann verhaftet und nach Belsen gebracht⁸. Die beiden waren auch sehr weit herunter. Ich hatte ihnen Erbsengemüse und Braten vorgesetzt, aber das konnte Singer nicht mehr herunterkriegen. Aber ich hatte eingeweckte Birnen, wie dankbar war er dafür: „Das ist Blut für unseren Körper!“ sagte er. Vier Jahre hatte er kein Obst gegessen. Er war ganz übergücklich.

Einmal habe ich auch zwei jüngere Juden bewirtet, einer war aus Schlesien, mit Eiern und Bratkartoffeln. Ich teilte es ihnen aus auf die Teller, da fing der Schlesier an zu weinen: „So wie meine Mutter früher verteilte.“ Jahre hatten sie da im KZ gesessen, von keiner Hand betreut. Er war in einer Fabrik verhaftet wegen Äußerungen auf den Führer, war von einem Kameraden angezeigt. Der Jude machte einen netten Eindruck. Auf meine Frage, warum er ins KZ gekommen sei, antwortete er: „Weil Jude!“ Dann zeigten sie mir ihre Unterarme, in diese war je eine Nummer gebrannt. „Wie Vieh! Wir haben es alle!“ Da habe ich mich doch furchtbar erschrocken.

Die die erste Zeit kamen, waren die anständigsten, die sind auch bald abgereist zu ihren Familien. Der Wiener sagte: „Ich weiß nicht, ob Frau und Kinder noch da sind!“ Er hoffte auch, in der Heimat seinen Posten wiederzubekommen. Sie bekamen alle einen Ausweis. Die Jüdinnen haben

⁷ Eduard Ubbelohde, vgl. Prolog, Anm. 4.

⁸ Näheres ließ sich nicht ermitteln. Die gesamte Lagerregistratur (einschließlich Häftlingslisten) wurde vom SS-Kommandanturstab vor der Übergabe des Konzentrationslagers an die Briten vernichtet. Die Angabe ‚vier Jahre in Belsen‘ kann allerdings so in keinem Fall stimmen, da das Konzentrationslager Bergen-Belsen erst im Frühjahr 1943 errichtet wurde.

nur zu Anfang gebettelt. Das hat bald aufgehört, dann haben es wohl die Männer für sie gemacht. Viele haben auch geheiratet im Lager, als sie frei waren. Wir wußten gar nicht, daß auch Frauen da waren. Aber mein Mann ist einmal da mit dem Rade vorbeigefahren und hat die Jüdinnen hinter dem Zaun gesehen. Ein paar Tage vor der Kapitulation kam immer nach Bergen der Leichenbrandgeruch herüber! Es starben wohl zu viele. Zuletzt wollten noch die aus dem Zuchthaus in Nordhausen [Thüringen] nach Belsen, die sind dann in den Bombenangriff am 8. April [auf Celle] gekommen. Dem Lagerkommandanten Kramer ist bestimmt Unrecht getan. Die sind ihm alle über den Hals eingeliefert.

Um auf die Flüchtlinge zu kommen: Die beiden Familien, die mit dem Treck gekommen sind, sind wirklich sehr feine Menschen und sehr wohlgeleit in Offen. Die eine Familie Brauer ist nun nach Kanada ausgewandert. Ich lieh ihnen meine Sachen so gern, aber die Frau war so empfindlich, sie mochte nicht leihen, weil sie selbst alles gehabt hatte. Sie hatten noch vieles von ihren Sachen mitbekommen, zwei Wagen voll, auch Stoffe, die haben sie zum Tauschen benutzt. Sie werden es drüben bei den Verwandten bestimmt zu etwas bringen. Sein Bruder ist schon vor dem Ersten Weltkrieg ausgewandert, der hatte kurz vorher auf polnischer Seite eine militärische Übung mitgemacht. Zu Hause sagte er: „Ich haue ab! Das gibt hier bald Krieg!“ Nun hat er dies Elend hier nicht zu erleben brauchen.

Dokument 59

Katensen: Ella Hoopmann, Abbäuerin
27. April 1949

Wo im Felde die Birken stehen, da ist unser Haus. Wir wohnen da mit drei Nachbarn. Wir haben viel aushalten müssen von den Banditen. Sie kamen zu 20 bis 30 Mann auf einmal, und dann wurde alles umgewühlt. Die Wäsche hatten wir metertief in der Erde vergraben, sie haben alles gefunden und alles mitgenommen. Wir haben schließlich uns jeder einen Löffel in die Tasche gesteckt, damit wir wenigstens den behielten. Brot hatten wir nie mehr. Schließlich habe ich unser Brot in der Weide und im Roggen versteckt, aber auch da ist es gefunden. Ich hatte, wie mein Mann im Felde war, einen Polen und eine Polin, das Mädchel hat mir gut zur Seite gestanden. Als der Pole schon ins Lager sollte und nicht mehr zu arbeiten brauchte, kam er wieder: „Frau ist gut, ich mache die Arbeit fertig. Frau Rad verstecken!“ Wir haben es unters Heu gesteckt, aber das hat auch nichts genützt. Die Banditen hatten meist KZ-Zeug an. Am 20. Mai [1945] sind sie nachts eingebrochen und haben alles umgewühlt von Mitternacht

bis halb fünf. Meinen Schwiegervater, der jetzt 82 Jahre ist, haben sie im Bett verprügelt, daß er sich nicht mehr rühren konnte, und haben ihm das Bettzeug abgezogen. Meine Schwägerin, 32 Jahre alt, ist ungesund, sie kann nicht sprechen; die schrie immer, weil sie merkte, daß die Banditen ihr die Kleider wegnehmen wollten. Unser Opa hat in der Nacht zuviel gekriegt. Jetzt sagt er noch oft: „Ganz still! Sie kommen!“

Am 26. Juni 1945 um halb drei kamen sie von allen Seiten durch die Fenster. „Hilfe!“ schrie mein Mann nach den Nachbarn herüber, und ich stand neben ihm am Fenster, da kriegte er einen Schuß in die Seite unter die Rippen. Mein Junge kriegte Schüsse ins Gesicht. Mein Mann rief: „Ella, bring mir bloß einen Schluck Wasser!“ Ich durfte aber keinen Schritt gehen und Wasser holen: Der Bandit hielt mir immer einen Karabiner vor und schrie, ich sollte ihn angucken. Meinem Mann lief das Blut aus der Seite und meinem Jungen vom Gesicht, aber ich durfte mich nicht rühren und mußte immer die Räuber angucken. Um halb vier kam ein englisches Auto und brachte meinen Mann und den Jungen nach Belsen ins Lazarett. Der Arzt kam erst am Nachmittag um halb vier, um nach meinen Kranken zu sehen. „Wie kommen hier Deutsche hinein! Die müssen raus!“ – „Herr Doktor, wir wollen ja gern woanders hin, aber wo?“ Da sind wir um halb fünf nach Soltau ins Krankenhaus gekommen, meinen Jungen konnte ich mit nach Bergen nehmen, damit er von den Splintern im Gesicht operiert wurde. Mein Mann ist vier Wochen in Soltau geblieben und kam dann nach Bergen ins Krankenhaus. Ich habe viel Angst um ihn gehabt, denn es gab doch weder Post noch Telefon.

Ein ganzes Jahr bin ich jeden Tag mit meinem Vieh nach Offen gezogen zu meiner Mutter, ich bin eine geborene Michaelis. Die Kühe habe ich vor den Wagen gespannt und drei hintergebunden. Das Schaf lief nebenan. Das Schweinefutter habe ich immer für die Schweine abends mitgenommen. Dann wurden mir von den Banditen auch die Schweine weggenommen, die stachen sie mit Forkenzinken, die sie abbrachen, tot. Meine 85 Hühner waren auch weg. Einmal kamen sie um halb elf, ich sollte ihnen ein Huhn kochen. Ich wollte das Huhn abbrühen, damit ich die Federn schnell herunterkriegte. Die Banditen erlaubten es nicht: „Auf die Erde setzen und jede Feder einzeln ausziehen.“ Nach drei Tagen nach dem Einzug der Alliierten hatte ich kein Huhn mehr. Wir sind jetzt so ein bißchen über die Sachen weg, aber wir haben sonst immer noch stundenlang gelegen: „Kommt da nicht irgend was?“

In unserer Kammer sind 15 Löcher, von da wo mein Mann in die Seite geschossen wurde. Der Bandit stand direkt vor dem Fenster auf dem Hofe. Das Feuer kam uns direkt so entgegen, als mein Mann rief: „Heinrich! Hilfe!“ Das war unser Nachbar Dehning. Wir durften nicht um Hilfe schreien, dann hätten sie auch wohl nicht geschossen. Sie wollten nur ungestört räubern.

Mein Junge ist heute 17 Jahre alt und hat diese Angst noch nicht über-

wunden, weil sie ihm immer den Karabiner vorgehalten haben. Er geht heute abends noch nicht weg. Sie hatten so lange Stangen, alte Sensen, lange Offiziersäbel und so mit, damit haben sie nachgegraben. Beim Biennaun haben sie alles Vergrabene gefunden. Aber eine Kiste, die ich ganz flach vergraben hatte, die haben sie nicht spitzgekrigelt. Darin war ein Anzug, ein Kleid und ein Mantel. Einen Sack mit Sachen habe ich hinter die Immenkörbe geworfen, den habe ich auch behalten, da waren Kissenbezüge drin.

Wenn die Männer vom Kriege sprechen, dann sage ich: „Wir haben ihn noch dichter vor uns gehabt.“

Am scheußlichsten war es, wenn sie die Frauen mitbrachten und bei uns tanzten. Durch die Küche und Stube, durch alles durch. Wir mußten dann stehen und gegen die Wand gucken, sie hatten eine Ziehharmonika mit, und wenn die einen sich ausgetanzt hatten, kam denn schon wieder eine neue Horde. In der Kammer hatte ich einen Beutel mit Flickern, darüber haben sie meines Mannes Zylinder gestülpt und einen Beutel Kartoffelmehl darüber ausgeschüttet. Über anderes Zeug wurde Sirup geschüttet. So schikanierten sie uns. Die Milch haben wir schließlich auf dem Hofe ausgeschüttet, wo sollten wir damit hin, die Kannen wurden ja doch nur vom Milchwagen heruntergerissen. So behielten wir wenigstens unser Geschirr.

Früh um sieben schlich ich mich weg in den Busch, meistens stand dann bald ein Lastwagen vor unserem Hofe, ich konnte immer alles beobachten. Wenn dann mal eine Pause war, bin ich hereingeschlichen und habe gemolken. Unsere sämtlichen Türen waren aufgebrochen. Ich hatte auch keinen Kamm mehr; den ich nun noch habe, hat mir eine Frau gegeben, von der ich Holzpantoffeln gekauft habe. Meinen Mann im Krankenhaus in Bergen habe ich in Filzpantoffeln besucht. Einige Fleischbüchsen hatte ich im Holzstall versteckt und da weggenommen und in den Roggen gelegt. Da machten sie eine Razzia durch den Roggen, und am anderen Morgen waren wir die auch los. Den Gehrock von meinem Mann habe ich in den Kafklumpen¹ gesteckt und habe ihn auch gerettet, habe aber zwei Tage zu tun gehabt, bis ich alles Kaf wieder heraus hatte. Das war eine Puhlerei. Aber wir sind am Leben geblieben, und unser Hof ist nicht aufgebrannt. Das ist die Hauptsache. Wir haben uns nun auch wieder erholt und haben zu essen, und es geht wieder weiter.

Als mein Mann weg war, hatte ich einen Soldaten, der sich nach hier entlassen hatte, zum Schutz und zur Arbeit. Den haben sie auch so verprügelt, daß er ganz dicke Arme hatte. Der besucht uns noch öfter, aber er wollte gern mehr verdienen und arbeitet nun auf dem [Truppenübungs-] Platz, das war auch ein Bauer von Posen weg, seine Frau und seine Kinder sind noch bei den Polen, aber auf ihrem Hofe sind sie nicht mehr. Ich

¹ Kaf (oder Kave): ausgedroschenes Stroh, Spreu.

glaube nicht, daß mir unsere Polin was weggenommen hat, sie weinte, als sie weg mußte von uns ins Lager: „Du besser als meine Mutter, Frau!“

Mein Junge sagte damals immer, als wir so in Angst leben mußten: „Laß mich doch in Offen bei Oma bleiben, aber wenn sie dich totschiagen, will ich doch man lieber bei dir bleiben!“

Mein Mann merkt die Verletzung in der Seite noch immer, vor allem beim Mähen. Wir haben 32 Morgen zu bearbeiten. Aber wir haben schon seit drei Jahren ein gutes Mädchen aus Pommern.

Unsere Kälber haben die Banditen uns auch weggenommen und fünf Schweine, das Schaf haben sie auch geschlachtet. Einmal holten sie zu sechs Mann ein Schwein aus dem Stalle und machten es beim Nachbarn fertig. Es war eine schreckliche Zeit, die man niemals vergessen kann.

Als sie auf meinen Mann schossen in der Nacht, haben sie uns eine Kuh aus dem Stalle geholt, wir haben eine wieder gekauft, aber acht Tage später war die auch schon wieder weg. Einmal hatte ich einen Topfkuchen gebacken, ich versteckte ihn im Ausziehtisch, aber er wurde doch gefunden. Mein Mann hat was davon abgekriegt, ich aber nicht. Auch der Soldat mußte essen, aber immer schneller und schneller, das war alles Schikane. Einmal haben sie über meinen Mann Zucker ausgegossen. Ihr KZ-Zeug zogen sie aus und zogen sich mit den Sachen von meinem Mann um, aber am anderen Tage kamen sie mit KZ-Zeug wieder. Wenn Frauen dabei waren, waren die sehr frech. Kamen die Frauen allein, waren sie bescheiden. Unserer Flüchtlingsfrau ihre Tochter ist mal vor Angst aus dem Fenster gesprungen, sie war bei Bauer Becker in Dienst und wollte zu uns laufen, die haben sie gezwungen, wieder in das Fenster reinzusteigen. Eine Nacht haben wir im Keller sitzen müssen, nur weil wir baten, sie möchten doch die kleine Färse nehmen und nicht die große Kuh. Da hieß es: „Rein in den Keller!“

Bei den Nachbarn haben sie Ferkel in den Sack gesteckt und mit Füßen totgetrampelt, dann haben sie ein Bund Stroh auf den Weg geschmissen und die Ferkel abgebrannt.

Nachbar Wrogemann hat meinen Mann im Krankenhaus besucht und gesagt: „Hermann, sei ruhig, wenn Gott will, wirst du wieder gesund!“ Vier Wochen später war er [Wrogemann] schon auf Evers Hofe totgeschossen und zugleich Evers und Riechel in die Seite geschossen und ein Landser von der Treppe gestoßen und dem Landser von Dehnings durchs Bein geschossen, das war im Juli 1945. Da kamen die Banditen bei Theilmanns zu mehreren und banden Mutter und Sohn mit der Plättschnur zusammen, das 18jährige Mädels hat Hilfe bei den Nachbarn gerufen. Da wollte Evers ihnen zu Hilfe kommen, und dabei ist das passiert.

So einfach ist das alles nicht. Aber wir müssen denken, wir haben den Krieg verloren. Ich habe ja auch gedacht, als mein Mann im Felde war, ich schaffte es allein, aber dann kam der totgeborene Junge, alles vom Übernehmen, da bin ich zum Ortsbauernführer gegangen, und Evers

wurde Hofpate, von da ab ging es besser, ich konnte es auch nicht mehr schaffen, das Kartoffelaufladen und nach der Bahn Bringen. Ich sagte, als mein Mann auf Urlaub kam: „Jetzt mag ich nicht mehr weiter!“ Wie manchen Sonntag bin ich rumgefahren, ob ich Leute kriegte, und hatte dann bis um eins noch nichts gekocht.

Ich mußte ja auch für die ungesunde Schwägerin aufkommen, die mit 33 Jahren sich noch nicht aus- und anziehen kann und nicht allein essen, aber wir halten alle viel von ihr, und sie soll auch auf dem Hofe bleiben.

Dokument 60

Bollersen: Adolf Redderberg, Lehrer

13. Mai 1949

[...] Beim Einzug der Engländer passierte nichts. Die Engländer begrüßten die Franzosen, die Russen guckten sie wenig an. Wir hatten sehr viele französische Kriegsgefangene hier, unter ihnen einen französischen Pastoren, ein sehr tüchtiger Mann, der auch beim Bauern gearbeitet hatte, der hatte Autorität über die Leute. Die Übergabe des Truppenübungsplatzes und des KZ geschah durch Oberst Harries, den KZ-Arzt, den Leiter des KZ, Kramer, als Dolmetscher fungierte Prof. Dr. Bohnenkamp, jetzt Leiter der Pädagogischen Akademie Celle, ein schneidiger Soldat, Ritterkreuzträger, Oberstleutnant und Artillerielehrer¹. Sie hatten wohl vorher

¹ Zur Übernahme des KZ Bergen-Belsen durch britische Truppen vgl. Einleitung zu dieser Edition, S. 27 ff.; ausführlicher dazu Eberhard Kolb: Bergen-Belsen. Geschichte des „Aufenthaltslagers“ 1943–1945, Hannover 1962, S. 157 ff., sowie Willy Klapproth: Kriegschronik 1945 der Stadt Soltau und Umgebung mit Beiträgen zur Kriegsgeschichte der Süd- und Mittelheide, Soltau 1955, S. 59 ff.; siehe auch Aussagen des britischen Offiziers Derek A. Sington und des Lagerkommandanten Josef Kramer während des Belsen-Prozesses, PRO: WO 235, Nr. 13 und 14. – Oberst Karl Harries war stellvertretender Platzkommandant des Truppenübungsplatzes Bergen (vgl. Dok. 57, Anm. 4). Letzter SS-Lagerarzt war der SS-Obersturmführer Dr. Fritz Klein gewesen, der aber an der Übergabe des Lagers keinen maßgeblichen Anteil hatte. Hans Bohnenkamp (1893–1977), zunächst Lehrer, seit 1930 Professor für Pädagogik und Philosophie an der Pädagogischen Akademie in Frankfurt/Oder, später in Elbing, zuletzt in Cottbus, seit 1939 bei der Wehrmacht, war als Oberstleutnant Artillerielehroffizier an der Panzertruppenschule Bergen und in den letzten Kriegstagen Artilleriekommandeur und Stellvertreter von Oberst Erhard Grosan, dem Kommandeur einer Ende März 1945 an der Panzerschule zur Verteidigung der ‚Allerfront‘ zusammengestellten Kampfgruppe (vgl. Dok. 5, Anm. 1); er war einer der deutschen Parlamentäre bei den Waffenstillstandsverhandlungen um das KZ Bergen-Belsen mit den Briten, außerdem an den Verhandlungen über die Übergabe des Kriegsgefangenenlagers Wietzendorf (Landkreis Soltau) beteiligt. Kurze Kriegsgefangenschaft, im Herbst 1945 mit dem Aufbau einer Pädagogischen Hochschule in Celle beauftragt (‚Adolf-Reichwein-Schule‘), die 1953 nach Osnä-

gefunkt, denn sie standen alle aufgereiht auf der Straße. Nun schwärmten die 11 000 Ausländer aus. Sie gingen auf die Dörfer. Daß sie sich schadlos halten wollten, ist verständlich. Wir haben viel versehen in bezug auf das KZ. Ich sagte manchmal zu General Munzel vom [Truppenübungs-]Platz²: „Es stinkt wieder so furchtbar, wenn Westwind ist von Belsen her!“ – „Ja, da werden wieder Leichen verbrannt auf freiem Felde, weil sie sonst nicht mehr damit hin weisen. Neulich sind bei mir wieder LKW angefordert von der Leitung des KZ, um die Leichen zu transportieren.“

Ich war lange Vorsitzender des Aufsichtsrates des [Landwirtschaftlichen] An- und Verkaufsvereins [Bergen], und da das KZ viel Gemüse bei uns kaufte, wußten wir um etwaige Verpflegungsstärke Bescheid – nun waren es auf einmal vielleicht 60 000, die verpflegt werden sollten, da konnte Kramer auch nicht mehr gegen an, der konnte nichts dazu und wurde doch aufgehängt.

Die ganzen Offiziere und Beamten des Platzes mußten sich am anderen Tage nach dem Einrücken der Engländer in einem Wäldchen aufstellen, sie wurden an die deutsche Front gefahren, weil sie da kämpfen sollten gegen die Engländer, aber sie sollten kämpfen! Sie sind natürlich alle bald in Gefangenschaft geraten. Am zweiten Sonntag danach mußte Bergen geräumt werden. Zu uns kam eine Gräfin Kageneck, geborene Henkel-Donnersmark aus Oberschlesien, ihr Mann, ein Eichenlaubträger, war Lehrer auf dem Platz an der Panzertruppenschule. Die hat hier bei uns ihr erstes Kind geboren. Sie mußte das in Anwesenheit der polnischen Banditen: „Wenn deutsches Kind geboren, es gleich totschiagen!“

Ich habe einen französischen Arzt in Bergen aufgesucht und ihn gebeten, der Gräfin beizustehen, er sagte das auch zu. Die Hebamme ließen die Banditen nicht hinein. Sie haben sie heimlich durchs Fenster gelassen. Es war schrecklich.

Unser Haus war voll, alle Häuser waren voll. Nun kamen die KZ-Leute in ihren Zebra-Anzügen und forderten Betten, drangen in die Häuser ein, das Plündern ging los. Mir persönlich gelang es zuerst, sie abzuschütteln

brück verlegt wurde (vgl. Dok. 22, Anm. 5), 1946–1954 Direktor der ‚Adolf-Reichwein-Schule‘, bis 1958 Professor für Pädagogik und Philosophie, bis 1963 Lehrauftrag, langjähriger Vorsitzender der Konferenz Pädagogischer Hochschulen Niedersachsens und des Arbeitskreises westdeutscher Pädagogischer Hochschulen, Mitglied des Beirates Innere Führung im Bundesverteidigungsministerium, 1953–1965 Mitglied des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen.

² Oskar Munzel (geb. 1899), General, 1943–1944 Kommandeur der Panzertruppenschule der Wehrmacht, die am 1. März 1944 von Wünstorf (bei Berlin) nach Bergen bei gleichzeitiger Umbenennung in Panzertruppenschule I Bergen verlegt wurde; in den letzten Kriegsmonaten Kommandos an der deutschen Ostfront sowie bei der Ardennenoffensive, in Süddeutschland in Kriegsgefangenschaft gegangen, seit 1956 bei der Bundeswehr, 1958 Kommandeur der Panzertruppenschule in Münster, zuletzt im Range eines Generalmajor Inspekteur der Panzertruppen im Bundesverteidigungsministerium, seit 1962 im Ruhestand.

durch Zigarren. Die Gräfin sagte immer: „Wie machen Sie das bloß? Sie können das gut!“

Eines Abends aber ging eine Schießerei ums Haus an, und mit einem Male waren 30 Mann bei uns im Hause. Unsere Betten wurden rausgeschleppt, die Büchsen aus dem Keller, unser Zeug, die Schuhe. Das Unangenehmste war, daß sie General Munzel seine Koffer, die er bei uns untergestellt hatte, auf dem Boden auffanden. Es war eine schwarze Generalsuniform darin, rot und schwarz. Daraufhin wurde ich als Besitzer dieser Uniform und als General der SS bezeichnet und befördert: „Du tot! Du morgen tot!“

Da konnte ich nicht hierbleiben. Ich ging nach dem Platz zu dem Engländer ins Lager. Eine englische Feldpolizei ließ mich auf meinen Militärpaß durch: „Okay!“ Ich wollte zum Kommandeur des Platzes. Ein englischer Feldwebel nahm mich in Empfang. Er war auch Lehrer am Rhein gewesen. Ich fragte, ob er mir helfen könne? „Herr Redderberg, als wir in Ihre Gegend kamen und ins Lager einzogen, sind wir mit offenem Herzen gekommen, wir haben Ihren Frauen und Mädchen zugewinkt und haben es nicht übelgenommen, daß sie nicht dankten. Aber nachdem wir das KZ gesehen haben, kann die Bevölkerung auf keine Hilfe von uns hoffen.“

„Kann ich denn Ihren Chef sprechen?“ – „Ich will mit ihm sprechen!“ Das hat er dann wohl getan und von der Gräfin erzählt. Da sind die Engländer mit einem Jeep gekommen und haben zu den Banditen in unserem Hause gesagt: „Geht hier weg!“ Und dann ist die Gräfin auf einem Bauernwagen mit Gummirädern und Betten nach Wohlde [nördlich von Bollersen] gebracht, der Flüchtling von unserem Nachbarn hat sie hingefahren, hinausgetragen haben die Banditen aber die Gräfin.

Meine Frau ist dann zu ihrer Tante, der Altbäuerin Dehning in Katensen [südöstlich von Bollersen], gegangen und ist da lange geblieben. Unser Haus wurde dann das Banditenhauptquartier. Auf diese Weise sind wir fast alles losgeworden. Unsere meisten Betten, alle Handtücher und Hemden. Die Banditen fragten immer wieder: „Wo ist der dicke General?“ Ich hatte mich in der Kantine in Belsen bei dem Wirt Poschmann versteckt, der hat mich drei Tage beherbergt. Dann ging ich durch die Felder nach Bollersen, ich wollte doch mal sehen, wie es um mein Haus stände. Da überfielen mich Banditen aus dem KZ und zogen mich bis auf die Unterhose aus. Ich sagte: „Was soll ich denn nun anfangen?“ Da schmissen sie mir ihre KZ-Anzüge hin. Was sollte ich machen, ich zog sie an. Als ich in Bollersen ankam, kannte mich kein Mensch, ich war ja auch nicht rasiert. Selbst meine Frau kannte mich zuerst nicht. Jeder sagte: „Mensch, wie siehst du denn aus?“ Ich sah ein, daß ich im Dorfe nicht bleiben konnte, es hatte mich ja überhaupt kein Mensch ins Haus lassen wollen, alle glaubten, ich wäre ein KZ-Mann.

Ich also zurück zu Poschmann, auch der wollte mich nicht reinlassen. Es dauerte lange, bis ich mich bekannt gemacht hatte. Meine Kleidung

war ja nun weg. Ich hatte zwei Anzüge übereinander angehabt. Da machte ich aus der Not eine Tugend und behielt das KZ-Zeug an und bin am 1. Mai nach Soltau gewandert, die Soltauer Gegend kenne ich gut, da ich ein Soltauer Junge bin. In Bassel habe ich geschlafen und ging dann weiter nach Wiedingen. Als ich auf den Hof kam, ließ die Tochter gerade die Schweine heraus, sie wollte flüchten, als sie den KZ-Mann kommen sah. „Ilse, kennst du mich denn nicht? Ich bin doch Onkel Adolf Redderberg!“

Auf dem Hofe in Wiedingen bin ich fünf Wochen lang gewesen. Es waren 13 Männer auf dem Hofe, auch ein Pole hielt sich zu uns. Es ist da nichts gestohlen. Ich machte mir allerhand Arbeit und war gerade dabei, den Hof zu pflastern, den die englischen Panzer kaputtgefahren hatten, da kam ein dürrig aussehender Radfahrer auf den Hof, hielt bei mir an und fragte: „Sind Sie Herr Redderberg?“ – „Wie kommt denn das, daß ich hier schon nachgesucht werde?“ Es war Horst Zobel, ein Kamerad meines Sohnes, der sich aus Berlin von seiner Tigerabteilung³ durchgefochten hatte, war durch die Elbe geschwommen, er wollte sich, da er ja nichts mehr hatte, bei uns einkleiden, aber wir hatten ja auch nichts. Er brachte mir nun die Nachricht, daß es meiner Frau und meiner 85jährigen Mutter, die bei uns lebte, gut ginge, daß aber unser Gastwirt Pralle erschossen worden sei.

Am 5. Juli hatte der Engländer alle Banditen zusammengeholt, die mußten aus dem Hause und durften dort nicht mehr nächtigen. Manches von unserem Geschirr – viel französische Keramik, die ich mir in Frankreich hatte anfertigen lassen – war auf die Art geblieben, auch unsere Teppiche. Im übrigen sah das Haus sich nicht ähnlich. Alles war vollgeschissen, dem SS-General sollte es besonders eingetränkt werden. Ich habe dann tagelang alles herausgebracht, was da an Unrat sich angesammelt hatte, mit Schaufel und Spaten sind wir zugange gewesen. Im Garten habe ich tagelang den Unrat verbrannt. Dann ist das ganze Haus desinfiziert und gescheuert. Dann sind wir wieder eingezogen. Die erste Zeit haben wir alle Nächte halb wach gelegen. Man dachte immer, sie würden doch noch kommen, denn es wurde immer noch geplündert.

Im August wurde unser Nachbar, Abbauer August Meyer, halb totgeschlagen, und er ist auch ein Krüppel geblieben, auch seine Frau und sein alter Vater sind schwer mißhandelt, aber sie sind am Leben geblieben. In Salzmoor [östlich von Bollersen] wurde in der gleichen Nacht Vater Timme furchtbar zugerichtet. Mitte Juli wurde nachts an unserer Tür gebumst. Ich sagte zu meiner Frau: „Nun können wir unser Testament ma-

³ Einheit der deutschen Wehrmacht, die mit Panzern des Typs ‚Tiger‘ ausgerüstet waren; der Tiger I kam Anfang 1943 in Afrika und kurz darauf an der Ostfront zum ersten Einsatz, der Tiger II, Königstiger, wurde seit Anfang 1944 serienmäßig produziert und war der am besten gepanzerte und feuerstärkste Panzer des Zweiten Weltkrieges.

chen, jetzt kommen wir an die Reihe!“ Und wer stand vor der Tür? Unser Junge! Er wollte sich dann waschen und ein reines Hemd anziehen, aber wir konnten ihm ja keins geben. Ich habe dann von der Verwandtschaft meiner Frau – von Bühmanns und Lutterlohs aus Starkshorn – Anzüge bekommen, dann konnte ich auch einen Anzug kaufen von dem Herbergsvater. Dann erbte ich allerhand durch meine Verwandtschaft, die Hälfte der Verwandtschaft haben wir durch Kriegseinwirkung verloren.

Und nun kommt als Schlußpunkt meine Entnazifizierungssache: Schularat Pröve⁴ brachte einige Fragebogen, die wir auszufüllen hatten. Und kam später noch einmal mit dem Bescheid, daß von allen Lehrern im Berger Bezirk Degener in Offen⁵ und Redderberg in Bollersen zuerst wieder anfangen durften. Alle fragten mich: „Wie hast du denn das fertiggekriegt?“

Ich stand mit dem Präsidenten der nordfranzösischen Landwirtschaft in Briefverbindung, ich hatte nicht geschrieben, daß ich mit den Deutschen bei der Entnazifizierung Schwierigkeiten hatte, dazu war ich zu stolz. Aber er hatte doch wohl gespürt, daß hier nicht alles glatt ging. Da schreibt er mir 1946: „Ich habe Ihre Dienste nicht vergessen, Sie haben mit Takt und Gerechtigkeit mit den französischen Landwirten verfahren.“ Wenn ich in Schwierigkeiten wäre, sollte ich mich bei dem französischen Oberkommandierenden melden. Ich muß selbst sagen: Ich bin gerecht und einfach geblieben, habe bei keinem ein Geschenk angenommen, obwohl ich ganze Pferde geschenkt haben sollte. Wahrscheinlich hat der Franzose den Engländer aufgeklärt, und der Engländer stellte mich an.

Aber nun die Deutschen! Da war T. aus Winsen, als ich meinen Bogen da liegen hatte und sah auch, wo er die roten Striche hatte, der wollte mir das Genick brechen. „Was waren Sie beim Militär?“ – „Hauptmann!“ – „Was waren Sie denn noch?“ – „Landwirtschaftlicher Berater beim deutschen Kommandierenden in Nordfrankreich!“ T. hämisch: „Dann waren Sie wohl ein ganz großer Mann? Was mußten Sie denn da machen?“ Ich habe kurz geschildert, was meine dienstlichen Funktionen waren. Dann kam er auf den Volkssturm zu sprechen. Ich sagte: „Die Frage hätte ich gern schriftlich beantwortet, wenn sie im Fragebogen gestanden hätte, aber es hat sich schon rumgesprochen, wie das ist, wenn ein Pastor über einen Lehrer zu Gericht sitzt. Ich will Ihnen ganz genau sagen, daß mir viele Arbeiter gesagt haben: ‚Wie gut, daß Sie so vernünftig gewesen sind, den Volkssturm nicht mehr einzusetzen, Ihnen haben wir es zu verdanken, daß hier hundert Witwen weniger sind, aber Sie sind immer so ein ruhiger und vernünftiger Mann gewesen.‘“

Ich ging nach Hause mit dem Gefühl, daß meine Sache nicht gut ausgehen würde. Da rief K. aus Bergen an und sagte mir: „Du sollst mal nach

⁴ Heinrich Pröve, vgl. Dok. 41, Anm. 5.

⁵ Karl Degener; von Frieda Degener, seiner Frau, Dokument 58.

B. nach Bergen kommen!“ B. war ein wichtiges Mitglied in der Entnazifizierungskammer. Der sagte zu mir: „Heute haben wir über Sie gesprochen!“

Man hatte mich – T. vor allem – in Gruppe 2 eingestuft, mithin wäre mein Beruf ein für allemal mir verbaut gewesen.⁶ B. hatte gesagt: „Ich verbürge mich für Redderberg, ich kenne die Familie und den Mann seit fünfzig Jahren, der muß in Gruppe 4!“ Nun drohte die Gefahr! Ich erfuhr, wo meine Dolmetscherin saß: in der Gegend von Bordeaux. Der schrieb ich hin: „Mir droht Gefahr!“ Es dauerte gar nicht lange, da kamen die Atteste für mich für meine Ehrenrettung, von französischen Bauern, die ich aus dem Gefängnis geholt hatte, die saßen da etwa wegen 50 Liter Benzin gegen ein Schwein. Dann bekam der OT-Mann⁷ nichts an Strafe, und der Bauer kam für Jahre ins Gefängnis, das konnte ich mit meinem Gerechtigkeitssinn nicht vereinigen und holte sie wieder heraus. Ähnliche Fälle hatte ich öfter. Aus diesen Kreisen kamen meine Entlastungsscheine.

Dann befahl der Vorsitzende G. durch B., daß ich vor die Entnazifizierungskammer kommen sollte: „Wir wollten Sie kennenlernen, Sie haben viele Briefe aus Frankreich, das ist sehr selten!“ Ich zählte erstmal vier Briefe vor G. hin. „Wer hat denn die übersetzt?“ – „Ich!“ – „Können Sie denn Französisch? Lassen Sie die Briefe fotokopieren, sie sollen eingeschickt werden an die Kammer.“

Das habe ich getan. Das ist nun zwei Jahre her. Ich bin in Gruppe 4 gekommen. Das Buch, wo das drin stand, mußte ich auf der Polizei abgeben, die sagten da, ich käme nach Gruppe 5. Seitdem habe ich noch nichts wieder gehört, ich will auch nichts hören. Ich sagte mir: „Du trittst in keine Partei wieder ein, du unterrichtest deine Schulkinder und baust deinen Kohl!“

Aber nach Frankreich möchte ich doch noch einmal, ich bin dort so herzlich eingeladen, wenn ich da an meine Tätigkeit denke: Ich mußte zum Beispiel dafür aufkommen, daß die französische Bevölkerung die wenigen Gramms, die ihr wirklich zustanden, auch kriegte. [...]

⁶ Das 1946/47 nach dem Vorbild der Amerikaner auch in der britischen Besatzungszone eingeführte System der Kategorisierung im Entnazifizierungsverfahren unterschied: Kategorie I – Hauptschuldige, Kategorie II – Belastete (Aktivisten, Militaristen und Nutznießer), Kategorie III – Minderbelastete, Kategorie IV – Mitläufer, Kategorie V – Entlastete.

⁷ Angehöriger der Organisation Todt (OT), 1938 beim Bau des Westwall von Fritz Todt (1891–1942), seit 1933 Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen und 1940–1942 Reichsminister für Bewaffnung und Munition, aufgestellte technische Spezialtruppe, die während des Zweiten Weltkrieges umfangreiche Aufgaben im militärischen Bauwesen übernahm.

Dokument 61

Bollersen: Julius Brandes, Landwirt

16. Mai 1949

Ich war vor dem Kriege kein Soldat. Bekam im Februar 1940 den Stellungsbefehl und war von Februar bis Dezember 1940 Soldat, kam wieder frei, war den Sommer 1941 zu Hause, wurde kurz vor Weihnachten wieder Soldat und bin am 26. Juni 1942 nach verschiedenen Musterungen arbeitsunfähig in der Heimat geschrieben. Meine Mutter war tot, mein Vater war allein zu Haus, mein Bruder im Krieg. Wir hatten Hilfe durch Fremdarbeiter, Polen und Russen, Zivilarbeiter. Da ich den Gemüseanbau vergrößerte, mußte ich noch drei Polenmädchen zunehmen und eine deutsche Haushälterin. So hatte ich zwei fremde Knechte und drei fremde Mädchen, sie sind alle willig und strebsam gewesen, besonders das eine Polenmädchen, das sagte mir manchmal: „Chef aufpassen, die anderen Dummheiten machen!“ Bloß manchmal konnte sie einen Dickkopf aufsetzen. Der eine fremde Junge war erst ein bißchen unkultiviert. Den ersten Sonntag kramte er gleich den Hühnerstall nach Eiern um. Wir hatten gerade Einquartierung, die haben ihm eine kleine Jagdreise verabfolgt, da hat er versprochen, nicht wieder in den Hühnerstall zu gehen, und er hat es auch treu gehalten.

Den Alarm kriegten wir von Bergen und Belsen, ich war der Dickfelligste von allen. Welche gingen mit Sack und Pack in den Keller. Einmal war meine Kammer taghell, es stand ein Tannenbaum direkt über unserem Hause, ich hatte Angst, daß er aufs Haus fiel, aber die Stücke fielen in den Garten, löschten aber gleich aus. Einen Abend, als ich gerade zum Feuerwehrdienst wollte, gab es einen furchtbaren Knall, das Licht war aus, da war ein Flugzeug gegen die Leitung geflogen, ist abgestürzt, und der Flieger gleich tot in ein paar Stücke gerissen. Die Flieger aus Faßberg sind dann gleich gekommen und haben ihn abgeholt. Es sind im ganzen drei Flugzeuge abgestürzt in unserer Feldmark. Es waren zwei Deutsche und ein Tommy. Sonst hat es im ganzen Dorfe nicht einmal gebrannt und ist auch keine Bombe gefallen.

[...] Die Partei hat hier in Bollersen gar keine Rolle gespielt. Hier ist nicht eine politische Versammlung gewesen. Wir gehörten nach Bergen hin. Ich bin nicht in der Partei und auch nicht in der SA gewesen. Ich wollte mal in die Partei, aber mein Vater wollte es nicht: „Ihr habt denn ümmer Dienst, es ist genug, wenn Heinrich – das war mein Bruder – drin ist. Das kann die Partei nicht ab, abends eher aufhören und den anderen Morgen dann schlapp sein. Gehst du in die Partei, dann kriegst du den Hof nicht!“ Ich wollte mich mit Vater nicht erzürnen und dachte auch selbst: „Düsse verdrehte Dienst, lat dat man nah!“ Vater ist im September 1945 gestorben, er hat die Banditenzeit nicht überstehen können.

Am 15. April 1945 ungefähr um halb vier nachmittags ist der Tommy gekommen. Ungefähr acht Tage vorher hatten wir Franzosen und Russen, Kriegsgefangene, gekriegt mit ihren Wachleuten, ich hatte auf der Scheune 50 Stück und drei Wachleute im Quartier, sie kamen von Westen zu Fuß. In der Zeit, wo die Scheunen leer waren, war das mit dem Platz nicht so schlimm. Solange die Wachleute noch da waren, war ganz gut mit den Gefangenen umzugehen. Als die Wachleute von dem Tommy einkasiiert wurden, habe ich die Gewehre von ihnen vor den Augen der russischen Kriegsgefangenen kaputtgeschlagen, die riefen begeistert: „Gut! Gut!“

Einige Russen hatten Angst, in die Heimat zurückzumüssen. Einer wollte wieder nach seiner alten Arbeitsstelle im Westen und hat mich genau nach dem Wege dahin gefragt. Sie lagen noch auf meiner Scheune acht Tage, als der Tommy schon da war. Ich dachte: „Schnack man, daß du sie los wirst, denn hast du einen reinen Hof.“ Sie kauften sich ein Schwein von mir für Reichsmark, einige zogen den Kopf aus und bezahlten nicht, aber das war mir auch egal. Hinter der Scheune haben sie das Schwein mit einem Seitengewehr ins Herz gestochen, mit Stroh abgebrannt, daß es ganz schwarz war, aufgetrennt und geteilt, das ging alles ganz friedlich zu. Jeder ging mit seinem Stück ab. Diese Leute sind noch gerade vor der Plünderungszeit weggegangen.

Bei Sölter-Theilmanns sind weit über hundert Gefangene auf dem Hofe gewesen, die haben den Hof aufs beste vor den KZ-Leuten geschützt. Wenn die KZ'ler frech wurden, standen die Russen Theilmanns bei. Bei Theilmanns ist am wenigsten geplündert, erst als die Russen weg waren.

Acht Tage, nachdem die Tommys da waren, war noch Ruhe, dann machten sie das KZ in Belsen auf. Erst waren die KZ'ler so schlapp, wenn sie kamen. Sie kriegten Milch und Essen und erholten sich so rasch, daß sie schon nach acht Tagen anfangen, zu rauben und zu plündern! Bei uns kamen sie ziemlich zuletzt. Mein Vater ist ein sehr energischer Mann, das hatte sich herumgesprochen. Wenn sie kamen, hieß es: „Raus mit euch, ich will euch nicht im Hause rumlaufen haben!“ Aber als das Dorf ziemlich leer war, kamen sie doch zu uns.

Sie hatten schon keine Zebra-Uniform mehr an, nun sollten wir nicht verschont bleiben: „Aufmachen!“ Aber Vater machte nicht auf und blieb ruhig am Fenster stehen, da legten sie auf ihn an. „Schieß doch zu!“ Durchs Fenster haben sie aber doch nicht geschossen. Da sie nun nicht durch die Haustür konnten, kamen sie durch die Missentür und standen gleich in der Futterküche, aber Vater stand im Türloch und ließ sie nicht herein. Es kam zum Handgemenge, da bin ich dazwischen gesprungen und habe Vater beigestanden: „Schämt ihr euch nicht, euch an einem 74jährigen Menschen zu vergreifen!“ Ich habe sie, wie wir sagen, ‚dalgesnackt‘. „Wir aber morgen wiederkommen mit viele Mann!“

Den übernächsten Tag kamen sie mit 70 Mann um ein Uhr mittags:

„Aufmachen!“ – „Was wollen Sie! Essen?“ Sie hörten da gar nicht nach hin und waren bald mit Gewalt drin. Ich dachte, da kannst du doch nicht gegen an; einer nach dem anderen, immer mehr kamen herein. Alles wurde durchsucht. Was nicht offen war, wurde aufgerissen. Auf einmal kamen welche von der Diele mit einem Maschinengewehr angeschleppt: „Du mitkommen, dein Maschinengewehr!“ Vater und ich wurden in die Viehküche in die Ecke an der Pumpe gestellt, und einer bewachte uns mit einer Pistole. „Das ist nicht mein Maschinengewehr, das gehört meinem Polen!“ – „Das wird immer gesagt! Du morgen tot!“ – „Holt den Polen her, der kann es ja sagen! – Stascheck, gehört dir das Maschinengewehr? Sag die Wahrheit!“ – „Mein Maschinengewehr!“

Aber vorher hatte er den Banditen gesagt: „Chef hat Pistole!“ Es war aber seine. Wie sie nun die Maschinenpistole gefunden hatten, riefen sie: „Dawai! Dawai!“ Das heißt wohl „Plündern!“¹ Da ging es los, nun hatten sie ja einen Grund dafür, um Vater und mich haben sie sich nicht mehr gekümmert.

Der Pole war einige Tage vorher ganz sachte auf den Boden geschlichen. Ich sagte mir, was hat der Pole auf dem Boden zu suchen? Ging ganz leise hinteran und sah gerade, wie er mit dem Maschinengewehr im Gange war und versuchte, es abzuziehen. „Stascheck, wat makst du denn mit dat Maschinengewehr, bring dat weg, un verstäk dat, dat dröft de KZ'ler nich finnen!“ – „Keine Angst, Chef. Keine Schwierigkeit!“ Und weil er wußte, daß ich ihn dabei überrascht hatte und es ihm platt vor den Kopf zusagen konnte, daß es sein Maschinengewehr war, hat er es gestanden.

Er hat denn ein paar an die Backe gekriegt, und nun wurde geplündert: Radio und Räder und Zeug, Töpfe und Geschirr. Aber meinen besten Anzug und den von meinem Bruder haben sie nicht gefunden, der lag in einer Kommode vor der Tür von unseren Flüchtlingen. Als sie sie nicht gleich aufkriegen konnten, hat der Flüchtling, der sich für einen Polen ausgab – er war hinter Lodz her –, gesagt: „Chef holen, Schlüssel!“ Der konnte polnisch. Dabei sind sie davon abgekommen.

Das alles war an einem Sonntag. Wir hatten nun nichts mehr. Die Nachbarn haben uns denn einen halben Schinken gebracht, den habe ich unter Flicker in die Kommode gesteckt, aber wir haben nicht einen Mund voll davon abgekriegt. Sie hatten Spitzel. Am Montag hat wohl die eine Russe eine ihnen gesagt, hier ist noch lange nicht alles weg!

Dienstag früh wurde um sechs an unsere Kammertür gekloppt – da ging es noch mal wieder los. Dieses zweite Mal fanden sie den Koffer mit Leinen, Bettwäsche und Silber, Sachen, die mein Bruder Heinrich haben sollte, den haben sie leer gemacht. Nur die Leinenrollen haben sie liegen lassen. Die Flüchtlinge haben sie ebenso leer geschrubbt. Den halben

¹ „Dawai“ bedeutet allerdings nur soviel wie „Los, los!“ bzw. „Weiter, weiter!“

Schinken haben sie auch gefunden. Jedes Mal hieß es: „Hände hoch! Sie Pistole!“ – „Hab' keine Pistole!“ – „Dann wir suchen!“ Dann wurden wir untersucht, was wir bei uns hatten, dann wieder: „Hände hoch! Hol die Pistole! Ich zähle, bis die Pistole da ist, sonst schießen – eins, zwei –“. Ich dachte: „Bei ‚drei‘ drückt er ab“, und schrie ganz wütend – bin wohl ordentlich im Gesicht angelaufen –, „Ich habe keine Pistole!“ Da ließ er den Karabiner fallen, er hat sich wohl gesagt: „Er hat wirklich keine Pistole.“

Den Dienstagabend kamen zehn Mann, die wollten sich bei uns einquartieren, sie gingen die ganzen Zimmer durch, dann wollten sie bei den Flüchtlingen mit rein, der aber gab sich als Pole aus, da kamen sie und wollten in meine Kammer: „Einer muß weichen!“ Ich sagte: „Laßt mich und meinen Vater doch zufrieden, wir haben euch doch nichts getan!“ Da mußte der Flüchtling weichen und schlief die Nacht in unserer Stube. Den anderen Tag haben wir angespannt und ihn mitsamt seinen Sachen weggefahren, auf dem Wagen ist auch heimlich meine Kommode mit weggekommen, und so sind meine Anzüge gerettet. Im ‚Deutschen Haus‘ [Hotel] in Bergen war noch Platz für den Flüchtling, der sagte, er könnte das bei uns nicht mehr aushalten mit den Banditen. Die KZ-Leute haben den Wagen doch erst noch untersucht und wollten schon einen Teil wieder abladen, es gab ein langes Hin und Her, aber dann haben sie den Wagen doch ungeschoren gelassen.

Die KZ'ler quartierten sich denn in der Flüchtlingskammer und meiner Stube ein. Sogar meine Feuerwehruniform haben sie mitgenommen. Nun kamen so täglich vier bis fünf Mann in Horden, das ging immer durch die Zimmer raus und rein. Einmal sagte ich, als die Zigarren haben wollten: „Gebt mir lieber ein paar Zigaretten, die habe ich schon lange nicht mehr!“ Da taten sie das auch wirklich. Zwei von den zehn rauchte ich, die anderen steckte ich in die Tasche. Dann kam wieder eine neue Horde: „Hände hoch!“ Mein Portemonnaie mit 300 Mark nahmen sie nicht, aber die acht Zigaretten.

Das war die Zeit, wo man sich nichts auszog: Trecke ik de Bōxe af, nehmt se mik de ok weg, und ik hebbe nix mehr antaurecken. Inzwischen hatten sich unten im Hause auch 20 bis 30 KZ'ler einquartiert. Vater war ganz kopflos geworden in dieser Wirtschaft. „Nun nehmen sie mir mein Bett weg!“ Ich hin und sah gerade, wie so ein Kerl mit dem Oberbett wegschleppte, und das Kopfkissen hatte er auch. „Schämst du dich nicht, einem 75jährigen Mann das Bett wegzunehmen? Du kannst eher ohne Bett schlafen!“ Und packte das Bett an, um es ihm wegzunehmen, aber er ließ nicht locker. Da sah ich das Unterbett und bot ihm das an. Das war ein KZ-Mann, der nicht bei uns in Quartier lag. Einer von den unseren aber stand im Türloch, den fragte ich: „Habt ihr schon ein Bett?“ – „Nein“, riß dem Fremden das Unterbett vom Rade und haute mit dem Unterbett ab. Den Dienstag waren drei Plünderungen.

Wir haben bloß ein bißchen Milch getrunken, wir kriegten ja sonst doch

nichts von der Milch, die nahmen die KZ'ler, aber wir haben wenigstens immer die Kühe rein gemolken. Brot kriegten wir von unserem Russenmädchen, Theilmanns und Grünhagens haben uns mit Butter und Wurst versorgt. Und wie das auch alle war, habe ich zu unserem Russen gesagt: „Geh mal nach Erna Ehlers, sie sollte mir etwas Butter schicken!“ Die kam auch abends ganz prompt an und brachte mir Butter. Und Wurst auch.

Am 23. April kamen die ersten KZ-Leute. In manchen Höfen haben sie es so schlimm gemacht, daß die Bauern weggingen: Willers, Heinrich Theilmann und Gastwirt Pralle, die sind buchstäblich rausgeschmissen. Sie sind unterdes alle nach Bergen gezogen. Die Höfe waren alle brechend voll. Und eine Schweinerei war, überall wurden Haufen gemacht. Von mir waren auch sämtliche Leute aus dem Hause nach Bergen, aber ich sagte mir: „Du mußt durchhalten, sonst behältst du kein Stück Vieh mehr.“ So habe ich alles über mich ergehen lassen. Mein Bruder war vermißt bei Stalingrad. Meine Russen rüsteten auch zum Abschied, es waren inzwischen vornehme Leute geworden. Ich stellte mich beim Einpacken daneben. „Lena, das ist mein Taschentuch!“ – „Muß da wohl zwischen gekommen sein“, und sie gab es mir wieder. Sie plinkerte den einen KZ-Mann an, aber ich wich und wankte nicht: „Ich soll hier wohl weg, aber ich kann doch in meinem Hause stehen und gehen, wo ich will.“ Ich stünde im Wege beim Einpacken, ich wußte wohl, warum, aber ich ging dann doch nach unten, ich hätte sonst bloß Schläge riskiert. Ich hätte bestimmt noch mehr von meinen Sachen retten können.

Die russischen Zivilarbeiter sollten auf Befehl der Engländer alle zurück. Sie waren bloß mit Lumpen gekommen, jetzt gingen ihre Kisten und Koffer knapp auf meinen großen Gummiwagen. Der Banditenführer sagte zu mir: „Spann an!“ Ich sagte: „Nimm nicht meine Pferde!“ Mein Pole sagte: „Chef, keine Angst, ich deine Pferde nicht anspannen!“

Den anderen Abend haben sie denn andere Pferde angespannt. Nach 14 Tagen waren die Banditen, die sich bei uns einquartiert hatten, spurlos verschwunden, auch der Banditenführer.

Nun waren die Bauern, die nach Bergen gegangen waren, bei kleine wiedergekommen, Heinrich Pralle hatte den Kommandanten in Bergen um Hilfe gebeten. Der hatte gesagt: „Helft euch selbst, stellt Wachen!“ Das Dorf war ziemlich rein, bloß in der Schule lagen noch fünf Mann und zehn Mann auf Karl Theilmanns Scheune.

Die erste Nacht sollte ich mithelfen zu wachen. Ich sagte: „Ihr müßt mich um vier wecken, ich wache nicht auf.“ Nun haben die erste Schicht welche gewacht und haben ein paar Banditen geschnappt, die Schafe geklaut hatten, und haben denen so einen kleinen Denkartzettel verabfolgt. Und weil sie im Zuge waren, haben sie die aus der Scheune auch noch verschleucht und die fünf aus der Schule auch noch rausgeschupst. Sie haben nun Verstärkung herangeholt, denn ihre Sachen hatten sie in der Scheune

auch noch. Der erste Schuß war ein Versager, dann aber wurde Pralle zweimal am Kopf tödlich getroffen. Das war morgens um halb sechs. Der Tommy wollte herauskommen von Bergen zu uns, gab aber eine ganz gediegene Antwort. Die Polen aber hatten die Sache schon umgedreht und dem Tommy gesagt, wir hätten Russen erschossen. Der Tommy kam und ist wieder weg, aber dann kamen 20 bis 30 Mann Russen mit roten Armbinden und Karabinern. Die haben die Bauern nachgesucht, die die Russen, die die Schafe geklaut hatten, gestriegelt hatten. Ich sah, wie sie mit Hermann Brandes wegmachten, der mit „Hände hoch“ vor ihnen aufgehen mußte, und die bewaffneten Russen hinterdurch.

Dann kamen sie mit vier bis fünf Mann auch an meine Tür: „Aufmachen!“ Richteten die Revolver auf mich: „Hände hoch! Du SS-Mann!“ Ich nahm die Hände hoch und mußte mitten in der Stube stehen, da hauchten sie mich mit dem Gewehrkolben, durchsuchten mich, traten mir ins Gemächtige und schlugen immer zwischendurch mit dem Gewehrkolben auf mich ein. Vater hatten sie in einer Ecke und schlugen den auch. Und bewachten ihn. Die anderen gingen dann durchs Haus. Ich sagte zu Vater: „Ich muß wohl machen, daß ich wegkomme!“ – „Dann machen sie mich kaputt!“ sagte Vater, da dachte ich: „Halt aus!“ Ein KZ-Mann hatte ein Damenfahrrad stehenlassen und mit mir gegen irgendwas getauscht. Die Russen kamen in die Stube zurück und sagten zu mir: „Komm mit!“ Ich mußte das Damenfahrrad ziehen, und sie gingen mit mir bis zu einem Lastwagen, der bei Karl Theilmann am Zaun stand. Da ging es bunt her, immer ein und aus.

Ich sah, wie ein Eimer voll Sirup herausgetragen wurde auf den Lastwagen und Most. Ich mußte mich am Zaun hinstellen, da kam ein höherer russischer Offizier mit einem Schnauzbart, der guckte mich an, dann hieß es wieder: „Hände hoch“, und er traktierte mich mit Kolbenschlägen, dann mußte ich auf den Lastwagen. Ich dachte: „Pralle war das erste Opfer, du wirst das zweite werden. Sie werden wohl mit dir nach Wohlde in den Wald fahren.“ Da ich größer war als die Russen, mußte ich mich im Wagen hinknien, neben den Eimer mit Sirup. Alle Augenblick trat mich einer in den Rücken oder gab mir einen an die Backe, die Nase blutete, ich hatte kein Taschentuch, da gab mir einer einen Lumpen, da ich meine Nase mit den Fingern zuhielt. Der Lumpen war noch eben und eben, daß man ihn anfassen konnte. Dann nahm mir einer den wieder weg und gab mir ein Stück Papier und einen Kolbenschlag. Dann wollte man mich mit dem Kopf in den Eimer mit Sirup stecken. Aber dagegen wehrte ich mich. Und es kam zum Handgemenge, so daß meine Nase wieder blutete.

Dann waren wir in Belsen, Abschnitt 3². Runter vom Wagen. Ich mußte

² Die Briten hatten das Camp Hohne in fünf Lager (bzw. Abteilungen) unterteilt. Camp No 1 bezeichnete das eigentliche Konzentrationslager Bergen-Belsen, dessen letzte Überreste am 21. Mai 1945 zerstört wurden. Camp No 2 und Camp No 3 wur-

mich aufstellen und kam mit den anderen in Reih und Glied, wurde aber sofort mit einem Kolbenschlag aus der Reihe gebracht. „Mitkommen!“ Es ging in eine Schreibstube. Die Russen sprachen lange miteinander, ich hörte nur immer: „SS, SS“. Das andere war russisch. Ich sagte immer wieder: „Ich bin kein SS!“

Dann hieß es: „Achtung!“ Ich stand da wie Piek sieben. Aber ein Kolbenschlag zeigte mir, daß ich eine bessere Haltung anzunehmen hatte. Der Offizier, der mich schon mal mit dem Kolben geschlagen hatte, trat ein, guckte mich an, ich mußte mein Zeug ausziehen. Man sah nach unter dem Arm und auf der Brust nach dem SS-Zeichen. „Ich bin kein SS!“ – „Du Soldat?“ – „Nein, ich Bauer!“ – „Du Russen und Polen arbeiten lassen, geschlagen!“ – „Ja, ich habe Russen und Polen gehabt, aber wenn die Leute gut waren, hab ich sie auch gut behandelt und auf die Rasse nicht geachtet.“ – „Warum kein Soldat?“ Ich zeigte auf mein Ohr, meine Brust und meinen Fuß: „Kaputt!“ Ob ich heute dabeigewesen wäre? „Nein“, habe ich gelogen. Wo ich gewesen wäre, als der Schuß gefallen sei? „Im Hause“, es war aber nicht mein Haus.

Da bot mir der Offizier mit den drei Sternen eine Zigarette an, ich nahm sie, ließ mir auch noch Feuer geben: „Es ist doch meine letzte“, dachte ich. Als ich die ausgeraucht hatte, hieß es: „Du nach Fallingbostal!“³ – „Kann ich denn nicht nach Hause gehen?“ – „Nein, du nach Fallingbostal, da schön!“

Wir kamen an einen Pferdestall. Da lagen schon vier Mann drin, einer nackt bis auf eine Badehose. Da sagten die: „Du Deutscher? Wir Polen“, sie wären bloß spazierengegangen, da hätte der Russe sie geschnappt. „Du wieder frei werden!“

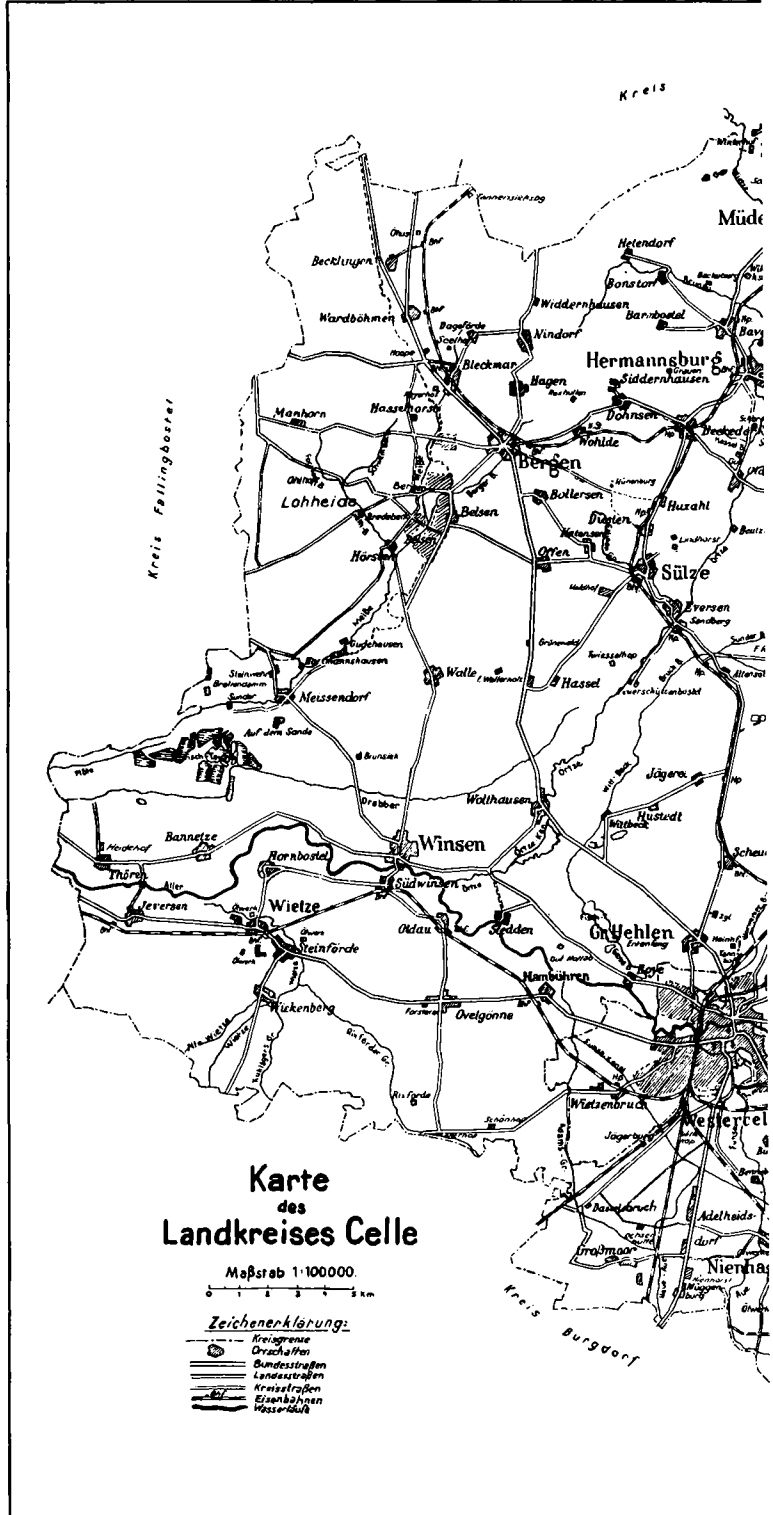
Da kam ein Iwan und brachte mir Suppe und einen Knacken Brot. Ich hatte so viel Schläge gekriegt, daß ich keinen Hunger mehr hatte, aber probiert habe ich die Suppe, sie schmeckte fettig. Alle Augenblicke guckte ein Iwan herein und unterhielt sich mit den Polen. Ich sagte den Polen, sie möchten ihn doch ausfragen, warum ich eigentlich hier wäre. „Sie nehmen an, du wärst SS!“

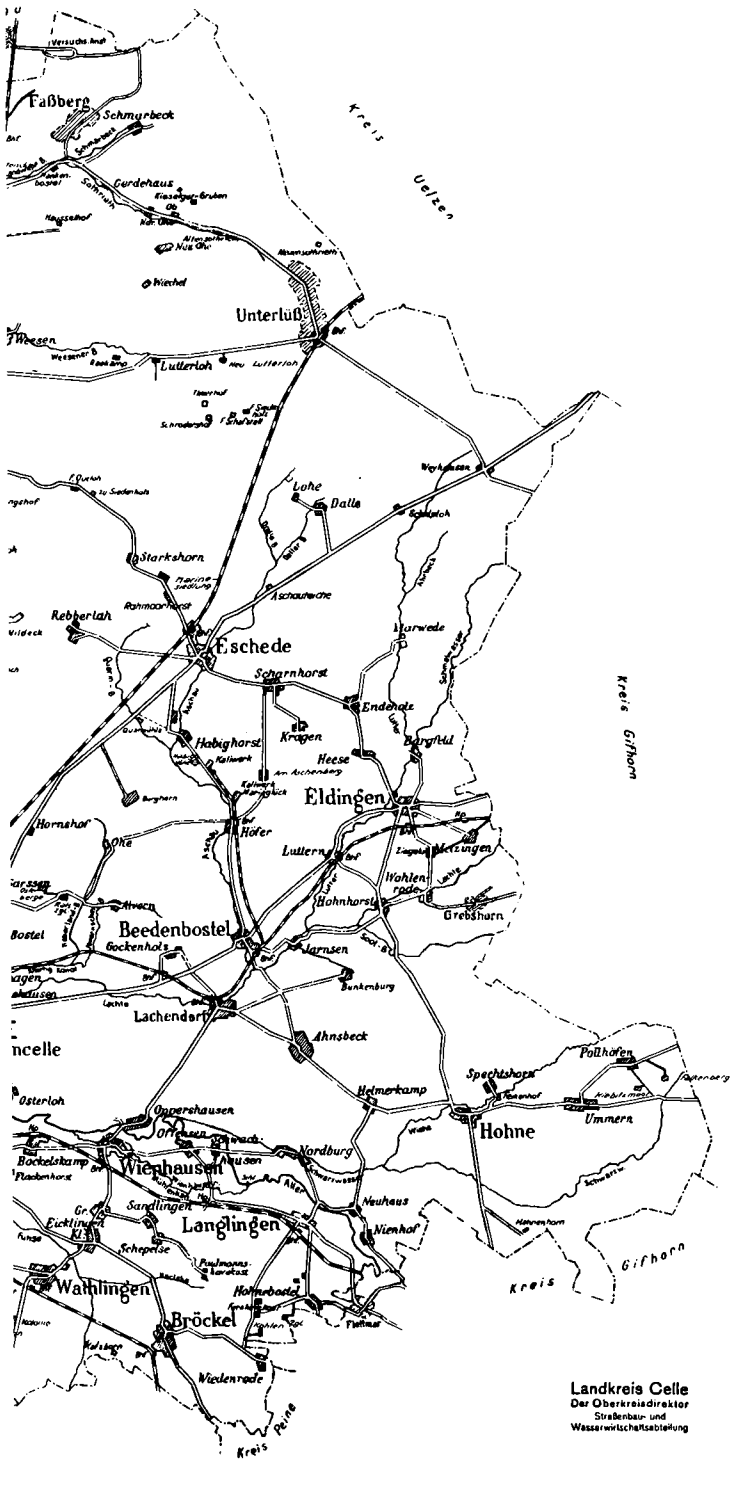
Nach anderthalb Stunden kamen zwei Mann und sagten zu mir: „Sie können nach Hause gehen.“ Ich dachte, ich höre nicht recht. Ich kriegte einen Passierschein und konnte gehen. Ich guckte mich alle Augenblicke um, denn ich dachte: „Gleich wird es knallen!“ Und ging zuletzt immer schneller, und der Russe, der mich an den Ausgang bringen sollte, immer hinterher. Er erzählte mir dann, sie wären alle Offiziere und gefangen gewesen und von den Engländern befreit worden. Am Tor standen ein engli-

den das Lager für polnische DP's, verwaltet vom polnischen Komitee, Camp No 4 und Camp No 5 wurden das jüdische Lager Belsen, verwaltet vom Jüdischen Komitee.

³ Gemeint ist hier das Internierungslager für führende nationalsozialistische Funktionsträger in Fallingbostal.

scher und ein russischer Posten. Ich nahm nun die Richtung nach Hause. Aber unheimlich war es doch, da alle 50 Meter wieder ein russischer Posten stand. Ich ging Richtung Belsen, dachte aber immer: „Wenn du hier erst bloß raus wärst.“ Da kam ein Russe, winkte, daß ich stehenbleiben sollte, und nahm mir den Passierzettel weg, aber da kam der Offizier, der mich ans Tor gebracht hatte, und kriegte den Zettel wieder, und er ging mit mir bis zur Sperrkette, und dann – war ich draußen! Nun hatte ich keine Schmerzen mehr, ich konnte laufen, wer weiß wie. Ich ging nach Rodehorst in Belsen, ich mußte meine Freude erst mal los sein. Da haben wir eine Flasche Wein zusammen getrunken. Und ich bin freudestrahlend nach Hause gegangen.





Wahlergebnisse im Landkreis Celle 1946–1949

	SPD	NLP/DP	CDU	FDP	KPD	DRP	RSF	DZP	Unabh.
Gemeindewahlen									
15. Sept. 1946									
Stimmen	41,8%	28,9%	6,1%	0,4%	4,2%	-	-	-	18,7%
Sitze	218	179	35	2	8	-	-	-	322
Gemeindewahlen									
28. Nov. 1948									
Stimmen	38,1%	37,5%	13,9%	4,1%	1,8%	-	-	-	4,7%
Sitze	314	323	112	41	4	-	-	-	77
Kreistagswahl									
13. Okt. 1946									
Stimmen	42,1%	34,5%	15,3%	1,0%	5,5%	-	-	-	1,6%
Sitze	17	19	5	-	1	-	-	-	-
Kreistagswahl									
28. Nov. 1948									
Stimmen	36,6%	35,6%	21,9%	3,5%	2,2%	-	-	-	0,2%
Sitze	14	14	8	1	-	-	-	-	-
Landtagswahl									
20. April 1947									
Stimmen	47,2%	35,8%	7,0%	4,4%	5,6%	-	-	-	-
Bundestagswahl									
14. Aug. 1949									
Stimmen	23,3%	28,9%	8,6%	2,8%	2,3%	13,1%	0,8%	0,5%	19,6%

Quelle: Für die Gemeindewahlen und die Kreiswahlen KA-Celle: 063-11-2, 063-12 u. 063-21 (Fach 27 Nr. 3, 3a u. 4 u. Fach 28 Nr. 2 u. 2a); Landtagswahl KA-Celle: 062-01 (Fach 26 Nr. 3); Bundestagswahl KA-Celle: 061-01 (Fach 26 Nr. 2).

- niert, seit 1947 Mitgl. der Synode der Ev.-luth. Landeskirche Hannover als Vertreter des Sprengels Celle, 1952–1964 Mitgl. des Rates und Oberbürgermeister der Stadt Celle (parteilos, auf der Liste der DP gewählt), 1964 Ehrenbürger.
- HUDSON, Charles Arthur Norman (1900–1970): britischer (Berufs-)Offizier, Angehöriger des Black Watch/Royal Highland Regiment, seit 1938 Major, seit 1946 Lieutenant-Colonel, März 1945–Mitte 1947 Kommandeur des 912. bzw. des (seit Okt. 1945 zusammengelegten) 912./513. Military Government Detachment und seit April 1945 Leiter der Militärregierung für den Stadt- und Landkreis Celle.
- KRAMER, Josef (1906–1945): Volksschule, Angestellter in einem Fabrikbetrieb, nach Entlassung jahrelange Arbeitslosigkeit, 1931 Eintritt in die NSDAP, 1933 Taggeldangestellter beim Standesamt Augsburg, seit 1934 in verschiedenen Konzentrationslagern tätig, u. a. in Dachau, Mauthausen und Auschwitz, dort 1940 Adjutant des Lagerkommandanten Rudolf Höß, 1940–1941 Schulung zum Lagerführer, 1941–1944 zunächst Schutzhaftlagerführer, später Lagerkommandant des KZ Natzweiler, Mai–Dez. 1944 Lagerkommandant des KZ Birkenau, Dez. 1944–April 1945 des KZ Bergen-Belsen, im Nov. 1945 im Lüneburger Belsen-Prozeß zum Tode verurteilt und am 12. Dez. 1945 hingerichtet.
- LAMMERS, August (1898–1978): gebürtig in Bannetze (LK Celle), Landwirt, 1920 Übernahme des Hofes seines Onkels in Bannetze, 1938–1945 Kreisbauernführer, 1945–1947 Internierung, 1924–1938 u. 1952–1971 Bürgermeister von Bannetze, zeitweilig auch ehrenamtlicher Gemeindedirektor, 1952–1968 Mitglied des Celler Kreistages (UWG/FDP), 1954–1955 u. 1957–1961 Landrat des LK Celle, 1955–1957 stellv. Landrat, 1959–1963 MdL (FDP), Gründer und langjähriger Vors. des Allertalverbandes sowie Vors. des Bannetzer Moorverbandes.
- MÜLLER-EDZARDS, Hero (1879–1970): gebürtig in Emden, Verwaltungstätigkeiten in Emden und Wesermünde, seit 1932 leitender Bürobeamter beim LK Celle, zuletzt als Regierungsoberinspektor, April–Okt. 1945 kommissarischer Landrat, danach erneut leitender Bürobeamter, zum 1. Juli 1946 in den Ruhestand versetzt, blieb aber bis zum 1. Mai 1947 weiterhin in seiner alten Funktion für den LK Celle tätig, vor 1933 DVP.
- REHWINKEL, Edmund (1899–1977): gebürtig in Westercelle (LK Celle), Landwirt, 1928 Übernahme des seit 1714 in Familienbesitz befindlichen Hofes in Westercelle, 1945–1947 Kreislandwirt des LK Celle, Mitbegründer und 1947–1971 Vors. des Verbandes des Niedersächsischen Landvolkes, 1949–1964 Präsident der Landwirtschaftskammer Hannover, 1959–1969 Präsident des Deutschen Bauernverbandes, 1969–1971 Präsident des Verbandes der Deutschen Milchwirtschaft, zeitweilig Vizepräsident des Europäischen Agrarbundes in Brugg (Schweiz), 1945/46 Mitbegründer der CDU im LK Celle, aus der er im März 1950 wieder austrat, da die Mehrheit des Niedersächsischen Landvolkes der NLP/DP zuneigte, 1946–1950 Mitgl. des Celler Kreistages, März–Sept. 1946 Landrat des LK Celle.
- WENTKER, Erich (1890–1947): gebürtig in Berlin, aus sozialdemokratischer Familie, zunächst Lehrer, seit 1914 als Bürovorsteher bei der ‚Volksfürsorge‘-Versicherungsgesellschaft, seit 1915 SPD, 1918–1928 Stadtverordneter und Bürgerworthalter in Wandsbek, außerdem Mitgl. des Provinziallandtages Schleswig-Holstein, 1923–1927 Leiter des Polizeiamtes Wandsbek, 1927–1932 Polizeipräsident des Reg.bez. Lüneburg mit Sitz in von Harburg-Wilhelmsburg, von den Nationalsozialisten entlassen, während des ‚Dritten Reiches‘ nacheinander in Hamburg als Versicherungsagent, Vertreter, Verlagslektor und Angestellter einer Transportversicherungsgesellschaft tätig, Widerstandstätigkeit, Juli–Okt. 1945 Senatsrat in Hamburg, Okt. 1945–Okt. 1947 Landrat bzw. Oberkreisdirektor des LK Celle.

Abkürzungsverzeichnis

a. D.	außer Diensten
AEG	Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft
AG	Aktiengesellschaft
BDM	Bund Deutscher Mädel
CCG/BE	Control Commission for Germany/British Element
CDU	Christlich-Demokratische Union (Deutschlands)
CSU	Christlich-Soziale Union
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DEA	Deutsche Erdöl Aktiengesellschaft
Det	Detachment
DHP	Deutsch-Hannoversche Partei
DM	Deutsche Mark
DNVP	Deutschnationale Volkspartei
DP	Deutsche Partei
DP's	Displaced Persons
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
DRP	Deutsche Reichspartei
DVP	Deutsche Volkspartei
DZP	Deutsche Zentrumspartei
EKiD	Evangelische Kirche in Deutschland
ev.	evangelisch
FDP	Freie Demokratische Partei (Deutschlands)
g	Gramm
GCLO	German Civil Labour Organisation
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GmbH	Gesellschaft mit beschränkter Haftung
ha	Hektar
HJ	Hitler-Jugend
IHK	Industrie- und Handelskammer
i. R.	im Ruhestand
jun.	Junior
KA-Celle	Archiv des Landkreises Celle
kath.	katholisch
KdF	NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“
Kfz	Kraftfahrzeug
KG	Kommanditgesellschaft
km	Kilometer
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands

KZ	Konzentrationslager
KZ'ler	Insasse eines Konzentrationslagers
l	Liter
LKW	Lastkraftwagen
LK	Landkreis
Lt. Col.	Lieutenant Colonel (Oberstleutnant)
m	Meter
MdB	Mitglied des Bundestags
MdL	Mitglied des Landtags (sofern nichts anderes angegeben ist: des Niedersächsischen Landtags)
MdR	Mitglied des Reichstags
Mil Gov	Military Government
Mitgl.	Mitglied
Muna	Munitionsanstalt
NHStA-H	Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover
NLP	Niedersächsische Landespartei
NS	nationalsozialistisch
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSKK	Nationalsozialistisches Kraftfahr-Korps
NSKOV	Nationalsozialistische Kriegsoferversorgung
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
NWDR	Nordwestdeutscher Rundfunk
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
OT	Organisation Todt
Pfg.	Pfennig
Pg	Parteigenosse (= Mitgl. der NSDAP)
PKW	Personenkraftwagen
PRO	Public Record Office, Kew/London
RAF	Royal Air Force
Reg.bez.	Regierungsbezirk
REME	Royal Electrical and Mechanical Engineers
RM	Reichsmark
RSF	Radikal-Soziale Freiheitspartei
SA	Sturmabteilungen der NSDAP
sen.	Senior
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SRP	Sozialistische Reichspartei
SS	Schutzstaffeln der NSDAP
SSR	Sozialistische Sowjet-Republik
stellv.	stellvertretend(er)
TB	Tuberkulose
u. a.	unter anderem
uk	unabkömmlich
UNO	United Nations Organisation

UNRRA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
USA	United States of America
UWG	Unabhängige Wählergemeinschaft
vgl.	vergleiche
Vors.	Vorsitzender
Ztr.	Zentner

Deutsche Nachkriegsgeschichte

Zäsuren nach 1945

Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. Herausgegeben von Martin Broszat.

1990. 183 Seiten, DM 28,- ISBN 3-486-64561-7
Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Band 61

Die Beschäftigung mit den historischen Zäsuren in der deutschen Nachkriegsgeschichte ist nicht nur eine Frage der Periodisierung. Dahinter verbirgt sich auch eine substantielle Bewertung, etwa der Modernisierungsschübe und qualitativen Veränderungen der Lebensverhältnisse, die hier von verschiedenen Gesichtspunkten aus dargelegt wird.

Inhalt

Martin Broszat: Einleitung.
Hans-Peter Schwarz: Segmentäre Zäsuren. 1949-1989: Eine Außenpolitik der gleitenden Übergänge.
Knut Borchardt: Zäsuren in der wirtschaftlichen Entwicklung. Zwei, drei oder vier Perioden?
Hans Günter Hockerts: Metamorphosen des Wohlfahrtsstaats.
Thomas Ellwein: Verfassung und Verwaltung.
Helmut Becker: Bildung und Bildungspolitik. Über den Sickerneffekt von Reformen.
Joachim Kaiser: Phasenverschiebung und Einschnitte in der kulturellen Entwicklung.
Alf Mintzel: Der akzeptierte Parteienstaat.
Arnold Sywottek: Konsum, Mobilität, Freizeit. Tendenzen gesellschaftlichen Wandels.
Ute Frevert: Frauen auf dem Weg zur Gleichberechtigung - Hindernisse, Umleitungen, Einbahnstraßen.

Hans Maier: Kirche, Religion und Kultur.
Hermann Rudolph: Mehr als Stagnation und Revolte. Zur politischen Kultur der sechziger Jahre.
Dieter Simon: Zäsuren im Rechtsdenken.
Hermann Graml: Die verdrängte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus.

Oldenbourg

Quellen und Darstellungen **zur Zeitgeschichte**

Band 25

Hans Woller

Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone

Die Region Ansbach und Fürth.

1986. 348 Seiten, DM 48,-
ISBN 3-486-53841-1

"Zieht man ein Fazit des Ertrages, so fällt das Urteil sehr positiv aus. Woller belegt eindringlich, daß 1945 ein tieferer Einschnitt war als 1933, wobei es drei Entwicklungen waren, die diesen Einschnitt bewirkten.

...ein interessantes Buch, das im Detail manches korrigiert."

Süddeutsche Zeitung

Band 26

Von Stalingrad zur Währungsreform

Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland.

Herausgegeben von Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller

3. Auflage 1990

L, 767 Seiten, DM 68,-
ISBN 3-486-54133-1

"Die durchweg vorzüglichen Beiträge des Buches geben wichtige (Teil-) Antworten auf grundlegende Fragen nach der Bedeutung der Epoche zwischen Stalingrad und Währungsreform für die weitere Entwicklung der bundesrepublikanischen Gesellschaft und ihres politischen Systems. Einen der beiden Wünsche, mit denen die Herausgeber ihr informatives Vorwort abschließen, erfüllt der Band allemal: Er regt zum Nachdenken an."

Neue Politische Literatur

Band 28

Lothar Gruchmann

Justiz im Dritten Reich 1933-1940

Anpassung und Unterwerfung in der Ara Gürtner.

2. Auflage 1990

XXXVIII. 1300 Seiten,
DM 198,-

ISBN 3-486-53832-2

"Ein Standardwerk historischer Forschung."

NJW

"Nach jahrelangen intensiven Studien ist Gruchmann hier eine Darstellung des Verfalls des Rechts im nationalsozialistischen Herrschaftssystem gelungen, der ein großer Leserkreis zu wünschen ist, zumal das Buch auch in einer Sprache geschrieben ist, die sich wohltuend von so manchem heute üblichen und kaum verständlichen Wissenschaftsjargon abhebt."

Die Zeit

Oldenbourg

Oldenbourg

Grundriß der Geschichte

Zeitgeschichte

Band 16

Eberhard Kolb

Die Weimarer Republik

2., durchgesehene u. ergänzte Aufl. 1988. 282 Seiten,
geb. ISBN 3-486-48912-7
br. ISBN 3-486-49792-8

Band 17

Klaus Hildebrand

Das Dritte Reich

3., überarb. u. erweiterte Aufl. 1987. 323 Seiten,
geb. ISBN 3-486-48923-2
br. ISBN 3-486-49093-1

Band 18

Andreas Hillgruber Europa in der Nachkriegszeit 1945-1963

3., neu bearb. Aufl. 1987.
204 Seiten,
geb. ISBN 3-486-48933-X
br. ISBN 3-486-49103-2

Band 19

Rudolf Morsey

Die Bundesrepublik Deutschland

Entstehung und Entwicklung bis 1969.
2., unveränd. Aufl. 1990.
274 Seiten,
geb. ISBN 3-486-52181-0
br. ISBN 3-486-52351-1

Band 20

Hermann Weber

Die DDR 1945-1986

1988. 253 Seiten,
geb. ISBN 3-486-52191-8
br. ISBN 3-486-52361-9

Die Konzeption:

Jeder Einzelband ist dreigliedert in:

Darstellung

Zusammenfassender Überblick zum heutigen Bild der Epoche.

Forschungsbericht

Ausführliche Information über Stand und Probleme der geschichtswissenschaftlichen Forschung.

Bibliographie

Thematisch gegliederte Zusammenstellung ausgewählter Literatur, ergänzt durch Register und Zeittafel, ggf. auch durch Stammtafeln und Karten.

Oldenbourg

